

HU ISSN 1219-543X

PUBLICATIONES
UNIVERSITATIS MISKOLCINENSIS

SECTIO PHILOSOPHICA
TOMUS XIV. – FASCICULUS 3.

E TYPOGRAPHEO UNIVERSITATIS

MISKOLC 2009

HU ISSN 1219-543X

PUBLICATIONES
UNIVERSITATIS MISKOLCINENSIS

SECTIO PHILOSOPHICA
TOMUS XIV. – FASCICULUS 3.

E TYPOGRAPHEO UNIVERSITATIS

MISKOLC 2009

PUBLICATIONES UNIVERSITATIS MISKOLCINENSIS
SECTIO PHILOSOPHICA

REDEGIT CONSILIUM MODERATORUM FACULTATIS
PHILOSOPHICAE UNIVERSITATIS MISKOLCINENSIS

PRAESES CONSILII MODERATORUM:
ZITA HORVÁTH

SECRETARIUS CONSILII MODERATORUM:
JÁNOS UGRAI

SOCII CONSILII MODERATORUM:

ATTILA DÓSA
JUDIT HELL
GÁBOR KECSKEMÉTI

Lektorok:

Orosz Magdolna
Molnár István
Kegyess Erika
Bikics Gabriella
Sztankovicsné Kovács Erika
Barócziné Nagy Terézia
Eva Teshajev
Stefanie Schröder

Kiadja a Miskolci Egyetem
A kiadásért felelős: Dr. Dobróka Mihály rektorhelyettes
Miskolc-Egyetemváros, 2009
Megjelent a Miskolci Egyetemi Kiadó gondozásában
Felelős vezető: Dr. Péter József

A közleményt készítette: Nagy Krisztina
Példányszám: 250
Készült

Miskolci Egyetem Sokszorosító Üzeme
A sokszorosításért felelős: Kovács Tiborné üzemvezető
TU – 2009 – **780** – ME

GRENZ /ÜBER/SCHREITUNGEN

**Beiträge der I. Miskolcer Germanistischen
Konferenz
2008**

TARTALOMJEGYZÉK

1. Sprachwissenschaft

1. 1. Sprachgrenzen und Kontaktlinguistik

Jana Bicáková – Hedviga Semanová: Kontaktlinguistik und Interkulturelle Kommunikation	9
Jana Lauková: Die Interaktion der Kommunikationsfaktoren mit dem pragmatischen Kontext	13
Recep Akay: Die Bedeutung des „Kulturellen“ in der Interkulturellen Kommunikation? Fragen und Überblick	17
Éva Kovács: Zur Integration des Englischen in die deutsche Sprache	25
Maria Pažuchová: Kontaktmotivation zwischen dem Deutschen und Slowakischen	37
Sándor János Tóth: Integration der Germanismen in das Slowakische	41
Ildikó Szanyi: Das Walliserdeutsche als eine interkulturelle Kommunikationsart	49

1. 2. Interkulturelle und Kontrastive Linguistik

Eva Černáková: Imperativ aus pragmatischem Blickwinkel	55
Silvia Flögl: Zur Bildung und Verwendung der Diminutiva in der Gernsheimer (Deutschland) und Tiedischer (Ungarn) dialektalen Variante des Rheinfränkischen	61
Mihály Harsányi: Überlegungen zum Gebrauch der Präpositionen <i>von</i> und <i>durch</i> im deutschen Passivsatz	73

1. 3. Fachsprachenforschung und ihre Grenzen

Julia Baňasová: Wissenschaftliche Rezension im Rahmen der interkulturellen Wissenschaftskommunikation	83
Ágnes Salánki: Marketing und die Werbesprache	89
Rafał Szubert: 'Vox Significat res Mediantibus Conceptibus'. Zur gegenseitigen Wechselbeziehungen zwischen der Sprache des Alltags und der Rechtssprache	95

1. 4. Grenzüberschreitungen in der Übersetzungswissenschaft

Muharrem Tosun: Ein Klassifikationsversuch der Übersetzungsarten aus prozessualer, methodischer und terminologischer Hinsicht	105
Hüseyin Ersoy: Einfluss der Technik und der Wissenschaft auf den Translationsbereich	113
Eszter Kuttor: Sprachliche Karikaturen. Verlorene Bedeutungen bei der Übersetzung literarischer Eigennamen	121
Eszter Magyarné Szabó: Äquivalenz und Ambivalenz in der deutschen Übersetzung von einigen 'eine Minute'-Novellen	137
Petra Szatmári: Zum Transfer von Ethnorealien in literarischen Texten	143
Joanna Szczek: Zu (Un)Übersetzbarkeit im Bereich des Kulinarischen (An Beispielen aus dem Deutschen)	151

2. Literaturwissenschaft

László Kovács: Grenzüberschreitungen: Goethes <i>Bassompierre</i> -Novelle	161
Rita Iványi-Szabó: Grenzüberschreitungen in Hugo von Hofmannsthals Erzählung <i>Das Märchen der 672. Nacht</i>	167

Maria Bielíková: „Das Fremde und das Eigene“. Zum Begriff der Interkulturalität in der Epik Hermann Hesses	177
Bálint Kovács: „Die Digue von Ostende“ – Grenzzorte und Grenzerscheinungen in Alfred Döblins Erzählung <i>Die Segelfahrt</i>	187
Magdolna Orosz: „Worte Lassen sich in verschiedener Weise auslegen“. Arthur Schnitzlers Sprachkritik	193
Ildikó Tóth: „Die Kehrseite des Spiegels“. Horizontale und vertikale Grenzüberschreitungen in der „ <i>Wahnsinnsnovelle</i> “ von Arthur Schnitzler	203
Lehel Sata: Die Spur des Pfades. Die Medialität(en) der Schrift in Franz Kafkas <i>In der Strafkolonie</i>	211
Judit Szűcs: Identitätsfrage und Doppelgängermotiv in Ingeborg Bachmanns <i>Malina</i>	221
Hilda Schauer: Interkulturelle Begegnungen in Sten Nadolnys Roman <i>Die Entdeckung der Langsamkeit</i>	227
3. Kulturwissenschaft	
Judit Hell: Zum Verhältnis zwischen Mann und Frau in der Neuzeitlichen Philosophie – Die Kant'sche (Halb)Wendung	237
Ágnes Huszár: Die Frau im Spiegel des goldenen Auges: Annemarie Schwarzenbach	249
Erika Kegyes: Fausta, Faustina und der weibliche Mephisto	257
Katalin Kukorelli: Kommunikation als Mittel der Konfliktaustragung im Monodrama von Lydia Scheuermann Hodak: <i>Marijas Bilder</i>	267
Ilyas Öztürk: Weltpoesie allein ist Weltversöhnung	279
Péter Lőkös: Das Bild des Anderen im Werk „Über den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen“ des Michael Lebrecht. Eine imagologische Untersuchung	285
Erzsébet Kézi: Österreich in der modernen österreichischen Literatur	303
István Molnár: „Kennst du das Land...“ – Grenzüberschreitungen in südlicher Richtung oder Warum deutsche Dichter und Künstler nach Italien reisten	311
Attila Tózsza-Rigó: Die Modifizierung der Mildten Gaben und der Gebetsformeln in deutschsprachigen Bürgertestamenten im Zeitalter der Frühreformation	325
Hedvig Ujvári: Magyaren, Deutsche und Juden. Der jüdische Beitrag zum deutschsprachigen Pressewesen in Ungarn	333
4. Interkulturelle Sprachdidaktik und Sprachpädagogik	
Nelu Bradean-Ebinger: Dialog von Sprachen und Kulturen in Mitteleuropa	339
Miroslav Baláz: Deutsche Sprachbücher als Denkmäler der deutschen Sprache	351
Gabriella Bikics: Interkultureller Dialog in der Fachsprache. Vergleich der Deutschen Lehrbücher <i>Dialog Beruf</i> und <i>Unternehmen Deutsch</i>	359
Ildikó Bodnár: Deutsch ist easy oder: Überschreitung der Sprachgrenzen	365
Judit Mátyás: Verstehendes Lesen von deutschsprachigen Fachtexten – Anglizismen in der Projekt-Management-Fachliteratur	369
Zsuzsanna Szilvási: Die Einstellung zur deutschen Sprache in Norwegen und deren Widerspiegelung im schulischen Unterricht	377
Szerzőinknek	383

KONTAKTLINGUISTIK UND INTERKULTURELLE KOMMUNIKATION

JANA BICÁKOVÁ – HEDVIGA SEMANOVÁ
Technische Universität Kosice, Slowakei

Das Grundproblem der Kontaktlinguistik

Das Grundproblem der Kontaktlinguistik ist die Konfrontation, die differentielle Analyse von zwei oder mehreren Sprachen, die im Kontakt benutzt werden.

Die Grundfrage dabei ist, ob Verständigung zwischen den Sprechern möglich ist, und in welchem Bereich die Verständigung erfolgreich sein kann. Bei der Verständigung in der Kontaktsituation gibt es eine Skala von Situationen, die man angeben kann.

Eine Welt ohne Sprachkontakt müsste entweder nur aus einem Sprecher oder aus einer Menge bewegungs- und kommunikationsloser Ebenen bestehen, d.h. Sprachkontakt ist ein grundlegendes Faktum. Die Sprache selbst ist nicht nur Medium, sondern auch Produkt des Sprachkontaktes. Die Gesamtheit des Sprachkontaktes erfasst die ganze Weltbevölkerung und Teile davon sind z.B. vielsprachige politische Gebilde, wie Ethnien, Nationen, Dialekte, Fachsprachen und Sprachgruppen. Deshalb ist es sehr wichtig, neue wissenschaftliche Disziplinen zu entwickeln wie z.B. Humangeographie, Soziopragmatik, Konversationsanalyse, Neurolinguistik, usw.

Kontaktlinguistik und methodische Vielfalt

In der modernen Kontaktlinguistik gibt es viele Methoden, welche in der neueren Sprachkontaktforschung eine wichtige Rolle spielen. Wir wollen versuchen, die von ihrer Entstehung her sehr unterschiedlich motivierten Ansätze vorzustellen, indem wir sie auf die zentrale Fragestellung der Sprachkontaktforschung beziehen. Es ist wichtig, ob angesichts so unterschiedlicher Verständigungsmethoden überhaupt Verständigung möglich ist, und wenn dies, wie die Erfahrung zeigt, der Fall ist, in welchem Bereich die Verständigung erfolgreich sein kann.

Die Frage nach der Möglichkeit zumindest einer partiellen Verständigung ist nicht identisch mit der Frage nach der Übersetzbarkeit von Sprache, da es jenseits einer expliziten Übersetzung Möglichkeiten des situationsbezogenen, anschauungs- und gefühlsbezogenen Verstehens gibt, das nicht über Verbalisierungen in der eigenen Sprache vermittelt sein muss. Insofern setzt die Übersetzbarkeit eine Verständigung in der Sprachkontaktsituation voraus, aber die Verständigung setzt nicht die Übersetzbarkeit voraus. Es kommt oft vor, dass beide Sprecher im Kontakt keine gemeinsame Sprache besitzen, d.h. der Verständigungsprozess funktioniert nur mit natürlichen Zeichen, oder in einer aus natürlichen Zeichen erschließbaren Sprache. In diesem Fall dient die Einführung konventioneller Zeichen nach dem Vorbild der beteiligten Sprachen als provisorische Brücke des Kontaktes.

Es kommt vor, dass beide Sprecher oder Sprechergruppen bilingual sind und eine der beherrschten Sprachen als gemeinsames Verständigungsmittel dient. Diese Situation des bilingualen Sprachkontaktes führt kontinuierlich zu jenen Situationen, in denen wir eigentlich nicht mehr vom „Sprachkontakt“ sprechen können, wenn nämlich für beide Gruppen die gemeinsame Sprache in der Kontaktsituation „die Muttersprache“ ist. Die

Sprache ist nämlich in diesem Sinne kein Objekt, das der Sprecher besitzt, sondern sie ist eine Disposition zum sprachlichen Handeln, eine kognitive Adaptation und eine Form sozialer Koordination. Das erreichte Niveau in der Lerner Sprache kann verschieden sein, außerdem kann die Kompetenz für verschiedene Sprachebenen unterschiedlich sein. So wird eine Zweitsprache, die ungesteuert erworben wurde, generell ein anderes Kompetenzprofil zeigen als eine in der Schule erworbene Zweitsprache. Je nach Sprachdidaktik können sich auch schulisch erworbene Kompetenzen erheblich in ihrem Profil unterscheiden. Sie können stärker mündlich, situativ oder schriftlich-literarisch sein. In diesen Fällen sind unterschiedliche Gemeinsamkeiten und Differenzen anzutreffen.

Da der Sprachkontakt generell einen Existenz- und Wirkungsbereich hat, der vom Individuum bis zu ganzen Gesellschaften reicht, hat der Forscher die Wahl zwischen psycholinguistischen bis zu soziolinguistischen Methoden. Diese Methoden entwickeln die immer im Vordergrund stehende interkulturelle Kommunikation.

Interkulturelle Kommunikation und Sprachkontakt

Unter interkultureller Kommunikation versteht man spezifische Kontaktsituationen, welche die Kontakte zwischen einzelnen Menschen bezeichnen. Dies wird vor allem durch den Kontakt zwischen den Menschen geprägt, wobei in der heutigen Zeit die Menschen untereinander auf internationaler Ebene kommunizieren. Weil die Menschen aus verschiedenen nationalen Kulturen stammen, wird die Kommunikation in ihrer individuellen Sprache ausgedrückt und die Kommunikation wird durch Wertgefühle, Normen oder Verhaltensweisen und Konventionen erweitert. Die Erwartungen der Menschen sind von unterschiedlicher Natur, was sich gerade durch dieses nonverbale Verhalten widerspiegelt.

Für alle Teilnehmer der Kommunikation sind grundlegende Kenntnisse notwendig, um eine interkulturelle Kompetenz in einer ethnisch-kulturellen Umgebung der Welt beweisen zu können. Ein Garant für Erfolg sind die Kompetenzen, die es ermöglichen eine fremde Kultur korrekt zu verstehen.

Die Gemeinschaft der Kultur und ihre Werte

Der Mensch wird als Teil einer Gemeinschaft in eine Kultur hineingeboren, um dort allgemeine Verhaltensweisen zu erlernen und spezielle Einstellungen, Wertsysteme und Kenntnisse zu übernehmen und diese an nachfolgende Generationen weiterzuvermitteln. Dieses Gesamtverhalten bildet eine spezifische gesellschaftliche Struktur heraus, in der sich die Mitglieder mehrheitlich anpassen oder dieser Struktur unterwerfen. Darüber hinaus bilden sich aus diesem Gesamtverhalten spezifische Wertgefühle, bedingte Verhaltensweisen und signifikante Symbole für eine gesellschaftliche Kultur heraus. Das einzelne Mitglied der Gemeinschaft besitzt die Fähigkeit, eine Persönlichkeit für sich selbst zu entwickeln und teilweise diese Gemeinschaft und ihr Gesamtverhalten durch die individuelle Persönlichkeit zu beeinflussen. So vergibt ein Individuum bestimmte Aspekte an eine Kultur.

Die Wertgefühle, Verhaltensweisen und Symbole der gesellschaftlichen Kultur bauen zusammen mit dem Gesamtverhalten ein Konfliktpotential zu anderen, dabei meist verschiedenen Kulturen auf. In Bezug auf die Kommunikation innerhalb einer Kultur bedienen sich die Mitglieder der Gemeinschaft unterbewusst und instinktiv dieses Gesamtverhaltens, dennoch belastet es die Kommunikation zu Mitgliedern unterschiedlicher Kulturen. Sobald verschiedene Kulturen aufeinander treffen, entstehen so genannte „Culture

Shocks" aufgrund des interkulturellen Konfliktpotentials. Dieses Konfliktpotential spiegelt sich in Missverständnissen und Widersprüchen wieder, und das endet in einer fehlgeleiteten Kommunikation der unterschiedlichen Kulturen. Die daraus resultierenden versteckten Barrieren erschweren die Kommunikation von Kulturen untereinander.

Kommunikation und die Fragen der Berufswelt

Die Kommunikation im weitesten Sinne versteht man als einen Austausch von Informationen, wobei dies nicht immer ohne Probleme abläuft. Der Informationsaustausch kann in Form von Gedanken, Sprache, Schrift oder Bild erfolgen. Die Sender übermitteln die Daten in verständlicher Weise an einen Empfänger. Der Empfänger wertet diese Daten aus und baut die Nachricht in seinen individuellen Informationsgehalt ein, wenn die Nachricht in einer für ihn verständlichen Weise angekommen ist. Aufgrund der Individualität von Sender und Empfänger in der Rolle von Menschen können die Daten unterschiedlich gewertet und verstanden werden, und das spiegelt sich in Kommunikationsproblemen wider. Sie treten nicht nur zwischen verschiedenen Kulturen, sondern auch innerhalb der eigenen Kultur im alltäglichen Leben auf. So zählt man zum Beispiel in bestimmten Kulturen die Religion zum großen Bestandteil des alltäglichen Lebens, in anderen Kulturen spielt sie keine so wichtige Rolle. So entscheidet auch das Berufsleben nicht nur, welche Prozesse in welcher Raum- und Zeitaufteilung getätigt werden, sondern auch wie diese Prozesse durchgeführt werden. In dem interkulturellen Kontext der Kommunikation sind beide Kategorien zu betrachten. Einerseits muss man berücksichtigen, dass in verschiedenen Ländern das Berufsleben anders strukturiert und geführt wird. Auf der anderen Seite können die Tätigkeiten von Land zu Land variieren. Diesen Unterschied von Land zu Land und damit ebenso von Kultur zu Kultur gilt es möglichst vor dem Kontakt zu ausländischen Partnern zu identifizieren, da aus mangelhafter oder gar fehlender interkultureller Vorbereitung auch ein Missverständnis erfolgen kann.

Zusammenfassung

Die Internationalisierung des Berufslebens sowie die Globalisierung der Wirtschaft stellen alle Berufsgruppen vor ganz neue Anforderungen. Sie müssen die komplexen Aufgaben bewältigen können, die sich durch die Kooperation von Menschen aus unterschiedlichsten Kulturen ergeben. Dabei kommt der mündlichen interkulturellen Kommunikation durch die zunehmende Mobilität aller Beteiligten und die Entwicklung der Kommunikationstechniken eine immer größere Bedeutung zu. Die notwendige Zusammenarbeit in internationalen Hochschulprojekten und die Mitarbeit in internationalen Gruppen in Industriebetrieben oder an anderen Arbeitsplätzen mit Kulturkontakt – sie alle erfordern ein Wissen um Prozesse und Probleme der interkulturellen Kommunikation. In diesem Fall ist nicht das Wissen der unterschiedlichen Terminologien oder Grammatiken von zentraler Bedeutung für das gute Funktionieren der Kooperation, sondern gerade das Wissen der generellen pragmatischen Unterschiede im kommunikativen Verhalten.

LITERATUR

HOFSTEDE 1993

HOFSTEDE, G.: *Interkulturelle Zusammenarbeit*. Kulturen – Organisationen–
Management. Wiesbaden, 1993.

HOFSTEDE 1991

HOFSTEDE, G.: *Cultures and Organizations*. Software of the mind. London, 1991.

SCHRÖDER 1993

SCHRÖDER, H.: Interkulturelle Fachkommunikationsforschung. Aspekte kultur-
kontrastiver Untersuchungen schriftlicher Wirtschaftskommunikation. In: BUN-
GARTEN, Th. (Hrsg.): *Fachsprachentheorie*. Bd.1: *Fachsprachliche Terminologie*.
Begriffs- und Sachsysteme. Methodologie. Tostedt, 1993. 517–550.

HINNENKAMP 1991

HINNENKAMP, V.: *Interkulturelle Kommunikation*. Studienbibliographien Sprach-
wissenschaft, Bd. 11.

REHBEIN 1985

REHBEIN, J. (Hrsg): *Interkulturelle Kommunikation. Kommunikation und Instituti-
on*. 12. Tübingen, 1985.

DIE INTERAKTION DER KOMMUNIKATIONSFAKTOREN MIT DEM PRAGMATISCHEN KONTEXT

JANA LAUKOVÁ
Matej-Bel-Universität, Slowakei

Problemstellung

Die heutigen wissenschaftlichen Forschungen in der synchronen Linguistik konzentrieren sich auf die Fragen der semantischen und vor allem der pragmatischen Ebene einer Sprache. Besonders der pragmatischen Ebene wird in der slowakischen Linguistik nicht so große Aufmerksamkeit gewidmet, es gibt nur wenige Linguisten, die sich mit diesem Bereich befassen.

Der vorliegende Beitrag betrifft die Ebene der linguistischen Pragmatik und fokussiert die Problematik eines pragmatischen Kontextes als einen der Schlüsselbegriffe der Pragmatik in seiner Interaktion mit allen relevanten Faktoren einer Kommunikation. Behandelt werden unter anderem die Kommunikationsakteure (Expedient und Rezipient, d.h. Sprecher und Empfänger), das Kooperationsprinzip, Kommunikationspostulate sowie auch einzelne Kommunikationsfunktionen und ihre Indikatoren, die vor allem bei der Analyse einer Äußerung von großer Bedeutung sind.

Es wird vorerst aus der Bestimmung und aus der weiteren Abgrenzung des Begriffs „Kontext bzw. der pragmatische Kontext“ ausgegangen, weiterhin werden alle schon erwähnten Faktoren der Kommunikation behandelt, mit Fokus auf ihre reziproke Bedingtheit.

Kontext und pragmatischer Kontext

Der Begriff „Kontext bzw. der pragmatische Kontext“ ist einer der Schlüsselbegriffe in meinen Ausführungen. Seine Bedeutung im Zusammenhang mit einer „Äußerung“ („Satz“ auf der pragmatischen Ebene) betonte schon der tschechische Sprachwissenschaftler V. MATHESIUS (1982), und zwar in Bezug auf die Theorie der aktuellen Satzgliederung (sog. Funktionale Satzperspektive), indem er diese als eine in den Kontext eingegliederte sprachliche Einheit verstanden hat. Eine Aussage entsteht auf der Basis eines konkreten Kontextes, ist also mit ihm eng verbunden.¹ Im Einklang mit einigen anderen Definitionen (z.B. DOLNÍK 1999) interpretiere ich den Kontext auf der pragmatischen Ebene weit gefasst als einen konkreten inhaltlichen Gedanken- und Sinnzusammenhang, in dem eine Äußerung steht; und als einen Sach- und Situationszusammenhang, aus dem heraus sie verstanden werden muss. Es handelt sich um konkrete Zusammenhänge und Voraussetzungen, die für verschiedene Kommunikationssituationen charakteristisch sind. Außer dem sprachlichen Kontext gehören zum pragmatischen Kontext auch die Akteure einer Kommunikation, also der Expedient und der Rezipient, ihre Kenntnisse sowie auch Präsuppositionen wie Situation, Ort und Zeit, in der ein Redeakt realisiert wird.

Im Hintergrund der genannten Tatsachen wird der pragmatische Kontext als eine Gesamtheit der realen Kommunikationssituation, d.h. der Kommunikationsakteure in der

¹ DOLNÍK, J. *Základy lingvistiky*. Bratislava: Stimul 1999, s. 152.

Interaktion mit den Redeakten betrachtet. Die Redeakte werde ich in diesem Beitrag nicht ausführlicher behandeln, ich erwähne nur die schon bekannte Tatsache, dass mit jeder Aussage ein existenter illokutiver Akt verbunden ist, es wird eine bestimmte Redeabsicht verfolgt und eine angemessene Reaktion des Rezipienten erwartet. Der pragmatische Kontext umfasst folgende Faktoren:

- soziale Situation (formell, informell, gesellschaftlich, institutionell usw.) und verschiedene soziale Kontexte (z.B. gesellschaftliche Institutionen, formelle oder informelle Situationen o.ä.),
- Kommunikationsort, Funktion, Eigenschaften, Relationen und gesellschaftliche Positionen der Kommunikationsakteure,
- Gesetze, Prinzipien, Regeln, Normen und Werte, die das Verhalten der Kommunikationsakteure bestimmen,
- Aufeinanderfolge der Tätigkeiten des Expedienten,
- Aufeinanderfolge der Tätigkeiten des Rezipienten.²

Kommunikationssituation und das Verhalten der Partizipanten

Durch alle genannten Faktoren wird die gesamte Kommunikationssituation bedingt, sie sind eng aneinander gebunden, das Verhalten der Partizipanten der sozialen Interaktion wird dadurch beeinflusst. Die Kommunikationsakteure treten wechselseitig in der Rolle des Expedienten und Rezipienten auf, es geht um eine gegenseitige Interaktion von zwei oder mehreren Partizipanten an der Kommunikation. Wie schon erwähnt worden ist, gehe ich bei meinen Überlegungen davon aus, dass eine Äußerung im Allgemeinen ein Produkt der Redeakte ist. Wie auch DOLNÍK (1999, s. 183) erklärt, versteht man unter Redeakt eine Interaktion zwischen dem Sprecher und dem Empfänger in einer Kommunikationssituation. Durch diese Interaktion wird zwischen ihnen eine bilaterale interpersonelle Relation konstituiert, die in der zwischenmenschlichen Verständigung außerordentlich wichtig ist. Der Redeakt als eine zielbewusste menschliche Aktivität sollte sinnvoll gestaltet sein. Der Expedient sendet eine existente Information, die mit Hilfe von den gegebenen sprachlichen und kompositorischen Mitteln kodiert wird. Er verfolgt eine bestimmte Absicht, versucht dadurch einen Kommunikationseffekt zu erreichen, d.h. einen bestimmten Zweck, der in der Beeinflussung des verbalen, kognitiven und emotionellen Verhaltens des Rezipienten besteht. Von einer erfolgreichen Kommunikation sprechen wir nur in dem Fall, wenn der Rezipient die Absicht des Expedienten wahrnimmt und versteht. Aus diesem Grund sollten wir uns bei der Analyse des pragmatischen Kontextes nicht nur auf die Rolle des Expedienten und seine Perspektive konzentrieren, sondern auch auf die Rolle des Rezipienten, seine Perspektive und die gegenseitige Kooperation der beiden bzw. mehreren Partizipanten der Kommunikationssituation. Schon H. P. GRICE (1975) betonte die Rolle des Rezipienten, weil er die zwischenmenschliche Verständigung als eine kooperierende Handlung, Interaktion aller Partizipanten verstanden hat, deren Zweck ist, sich zu verständigen.³ Es war Verdienst von GRICE, dass allgemeine Konventionen und Regeln, die zu der Gestaltung der sprachlichen Kommunikation beitragen, entdeckt worden sind. Als eine allgemeine Regel hat GRICE das sog. Kooperationsprinzip eingeführt, das in der Praxis vor allem durch Postu-

² Vgl. DOLNÍK, J. *Základy lingvistiky*. Bratislava: Stimul 1999, s. 196.

³ Vgl. ŠIMEČKOVÁ, A. *Úvod do studia jazykovědné germanistiky*. Praha: Karolinum 2005, S. 104.

late der Kommunikation zum Ausdruck kommt. Diese Postulate kann man als eine gewisse „Anforderung bzw. Voraussetzung“ verstehen, die als Basis für eine Äußerung gelten. Es ist das bekannte Gricesche System der Konversationsmaximen, die sich als genauere Ausführungen zu einem übergreifenden Prinzip auffassen lassen, das besagt, dass sprachliches Handeln rationales Handeln ist. Laut Kooperationsprinzip soll der Sprecher seine Äußerung so gestalten, dass sie dem anerkannten Zweck dient, den der Sprecher gerade zusammen mit seinen Kommunikationspartnern verfolgt.⁴ Konkretisiert wird das Kooperationsprinzip durch ein System von vier Maximen, die selbst verschiedene Untermaximen enthalten: Maximen der Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Alle Kommunikationspostulate sind unmittelbar verknüpft mit konkreten Zielen, welche die Kommunikation verfolgt. Außer diesen Postulaten existieren laut DOLNÍK (1999, s. 167) auch andere Postulate, z.B. soziale, ästhetische oder moralische usw.

Die Indikatoren der kommunikativen Funktionen

Eine wichtige Rolle bei der Analyse der Äußerungen spielen auch die Indikatoren der kommunikativen Funktionen (sog. illokutionäre Felder). Unter dem Begriff Indikatoren verstehe ich vorhandene Umstände oder Merkmale, die als (beweiskräftige) Anzeichen oder als Hinweise auf etwas anderes dienen. Bezüglich der Kommunikation geht es zum Beispiel um deiktische Ausdrücke (Personalpronomina, Demonstrativpronomina, Adverbien usw.), performative Verben, Partikeln, Modi der Verben, Satzarten, epistemische Verben (z.B. Verben wie *wissen*, *denken*, *glauben* u.a.). Alle genannten Indikatoren müssen jedoch in der existenten Kommunikationssituation nicht immer klar und eindeutig sein, nur manchmal kann man sie direkt verstehen.⁵

Eine Äußerung kann verschiedene kommunikative Funktionen haben. Für jede Art der kommunikativen Funktion sind konkrete Interaktionsbedingungen typisch, die erfüllt werden müssen, damit der vom Sprecher beabsichtigte Kommunikationseffekt erzielt werden kann. Wie auch DOLNÍK (1999, s. 184) ausführt, sind folgende Komponenten der kommunikativen Funktionen zu unterscheiden:

- das Grundschema der Interaktion zwischen dem Expedienten und Rezipienten, d.h. das allgemeine Modell ihrer gegenseitigen Relation,
- Ziel des Redeaktes, d.h. das, was der Expedient bei dem Rezipienten erreichen will (Absicht des Expedienten in der Interaktion mit der zu erwartenden Reaktion des Rezipienten),
- Präsuppositionen, d.h. vorhandene Interaktionsbedingungen,
- der zu erwartende Erfolg, d.h. die Reaktion des Rezipienten,
- interpersonelle Relation der Kommunikationspartner (z.B. eine Relation der Kooperation, ein neutrales Verhältnis, der eventuelle Konflikt, Vertrautheitsgrad u.a.).

In diesem Zusammenhang können die Äußerungen eine Darstellungsfunktion (z.B. Konstatierung, Bericht, Mitteilung usw.) und eine Ausdrucksfunktion (Fragestellungen, Forderungen, Befehle, Empfehlungen, Anbieten, Vorschläge u.a.) haben. Diese Spezifizierung ist

⁴ Vgl. GREWENDORF – HAMM – STERNEFELD. *Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999, S. 402.

⁵ Vgl. Šimečková, A. *Úvod do studia jazykovědné germanistiky*. Praha: Karolinum 2005, S. 104.

jedoch nicht vollständig, die erforschte Problematik der kommunikativen Funktionen erfordert eindeutig eine systematischere Beschreibung, die eine umfangreiche und tiefgründige Aufdeckung ihrer Struktur und ihres Inhalts voraussetzt.⁶

Zusammenfassung

Zum Schluss meiner Ausführungen möchte ich hervorheben, dass bei den Untersuchungen im Bereich der linguistischen Pragmatik die Komplexität der korrelativen Beeinflussung und Bedingtheit des pragmatischen Kontextes und der Kommunikationspartner sowie auch die Aspekte der Kooperation im Zusammenhang mit Kommunikationspostulaten berücksichtigt werden sollen.

LITERATUR

- DOLNÍK 1999
DOLNÍK, J.: *Základy lingvistiky*. Bratislava, Stimul, 1999.
- FINDRA 2008
FINDRA, J. *Pragmatický aspekt jazykového prejavu*. In: <http://www.e-obce.sk/clanky/247.html> (30.8. 2008)
- GREWENDORF – HAMM – STERNEFELD 1999
GREWENDORF, G. – HAMM, F. – STERNEFELD, W.: *Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung*. Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1999.
- LINKE – NUSSBAUMER – PORTMANN 2001
LINKE, A. – NUSSBAUMER, M. – R. PORTMANN, P.: *Studienbuch Linguistik*. Tübingen, Max Niemeyer Verlag, 2001.
- MATHESIUS 1982
MATHESIUS, V. *Jazyk, kultura a slovesnost*. Brno, Odeon, 1982.
- MEIBAUER 2007
MEIBAUER, J.: *Einführung in die germanistische Linguistik*. Stuttgart, J. B. Metzler Verlag, 2007.
- MISTRÍK 2002
MISTRÍK, J.: *Lingvistický slovník*. Bratislava, SPN, 2002.
- SGALL 1986
SGALL, P. a kol. *Úvod do syntaxe a sémantiky. Některé nové směry v teoretické lingvistice*. Praha, Akademie, 1986.
- ŠALING – IVANOVÁ – ŠALINGOVÁ – MANÍKOVÁ 2005
ŠALING, S. – IVANOVÁ-ŠALINGOVÁ, M. – MANÍKOVÁ, Z.: *Slovník cudzích slov*. Bratislava–Prešov, Samo, 2005.
- ŠIMEČKOVÁ 2005
ŠIMEČKOVÁ, A. *Úvod do studia jazykovědné germanistiky*. Praha, Karolinum, 2005.
- VATER 2002
VATER, H.: *Einführung in die Sprachwissenschaft*. München, Wilhelm Fink Verlag, 2002.

⁶ Dolník, J. *Základy lingvistiky*. Bratislava: Stimul 1999, S. 186.

DIE BEDEUTUNG DES „KULTURELLEN“ IN DER INTERKULTURELLEN KOMMUNIKATION. FRAGEN UND ÜBERBLICK

RECEP AKAY
Universität Sakarya, Türkei

Einleitung

Der Titel dieses Artikels erweckt vielleicht den Eindruck, als ob es um Definitionen von interkultureller Kommunikation ginge, und dass man vielleicht nur eine vernünftige Definition von Kultur brauche, um zu wissen, was „interkulturelle Kommunikation“ bedeutet. Das ist aber nicht so. Der Untertitel „Fragen und Überblick“ verweist vielmehr auf grundlegende Probleme. Hier geht es um das Konzept „Kultur“ und um den Stellenwert eines solchen Konzepts im Bereich der interkulturellen Kommunikation, in der Forschung und in der Praxis. Primär geht es mir hier aber um methodologische Fragen.

Im Folgenden wird versucht, grundlegende Fragen zum Thema „interkultureller Kommunikation“ zu stellen. Diese Fragen wollen wir problematisieren, so zu sagen den Finger auf „offene Wunden“ legen, um Kritik an den verschiedenen Ansätzen auszusprechen. Zu diesem Thema Fragen zu stellen, ohne suggestiv zu sein oder den eigenen Standpunkt schon halb zu verraten, ist nicht so einfach.

Die Fragen sind auch eng miteinander verbunden, ihre Reihenfolge vielleicht willkürlich. Aber: Die letzte Frage lässt sich natürlich erst mit einer konstruktiven Antwort auf die ersten drei beantworten.

Was ist das Besondere, zu Thematisierende und Erforschenswerte an interkultureller Kommunikation?

Schon diese erste Frage hat bereits einen Haken, weil ich sie in einem „als ob“-Sinn beantworten muss: Als ob es Probleme der interkulturellen Kommunikation gäbe. Das Problem „interkulturelle Kommunikation“ ist also auf jeden Fall als Konstrukt der Wissenschaften relevant. Bestimmte Vorwegannahmen und Kategorien müssen wir aber von vornherein teilen, um über unseren Sachverhalt sprechen zu können. Diese Vorwegannahmen sind grob skizziert die Folgenden:

- Es gibt unterschiedliche, voneinander differenzierbare Kulturen.
- Kultur und Kommunikation stehen in einem Zusammenhang.
- Kommunikationsteilnehmer sind immer auch Teilnehmer bzw. Teilhaber einer Kultur.
- Kulturelles spiegelt sich in der Kommunikation wider (ohne Kulturteilhabe konnte/könnte man gar nicht kommunizieren)
- Kulturteilhabe heißt: In einer spezifischen Weise kommunizieren.
- Gemeinsame Kulturteilhabe erleichtert die Kommunikation, unterschiedliche Kulturteilhabe erschwert sie.

Diese Punkte sollten wir vorläufig miteinander teilen, angenommen, dass es sie gibt, denn sonst können wir uns nicht über den Gegenstand der interkulturellen Kommunikation verständigen. Weiterhin sollte deutlich sein, dass wir den Begriff der Kommunikation hier sehr

eingeschränkt verwenden, nämlich im Sinne von sozialer Kommunikation, von menschlicher Kommunikation.

Zurück zum Ausgangspunkt: Treten Teilhaber unterschiedlicher Kulturen miteinander in Kommunikation, dann können sich daraus Eigenschaften der Kommunikation ergeben, die ursächlich mit den unterschiedlichen Kulturteilnehmern verknüpft sind. Solche Eigenschaften der Kommunikation sind vielleicht Kommunikationseffekte oder Kommunikationsergebnisse wie Verständigungsschwierigkeiten, Missverständnisse, Vorurteilbildung und im weiteren Verlauf dann Ausgrenzung, Benachteiligung oder psychische und soziale Isolation. Solche Effekte sind im Allgemeinen der interkulturellen Kommunikation sicherlich nicht vorbehalten, sondern können auch das Ergebnis anderer Kommunikationsmodi sein. Natürlich konnte man auch davon ausgehen, dass das Bemerkenswerte an der interkulturellen Kommunikation sei, dass es nicht zu solchen „Störungen“ kommt, aber sie würde dann sicherlich nicht vom nicht-interkulturellen „Normalfall“ unterscheiden, von dem wir idealistischerweise annehmen müssen, dass er störungsfrei bzw. deutlich weniger stör anfällig als die interkulturelle Kommunikation ist. Relativ störungsfreie interkulturelle Kommunikation ist in der Tat ein thematisierter Gegenstandsbereich, allerdings vor dem Hintergrund der hypostasierten Stör anfälligkeit. Störungen stören natürlich und müssen von daher beseitigt werden. Sind diese Störungen der unterschiedlichen Kulturteilnehmer geschuldet, finden wir Ursachen für Einmischungsansätze gegenüber diesen unterschiedlichen Kulturteilnehmern.

Was ich oben beschrieben habe – die Vorwegannahmen und das der interkulturellen Kommunikation inhärente Konfliktpotential – spiegelt sich bei Burkhart (2002) als einer der Ansätze der einschlägigen Literatur zu unserem Thema wider „Es ist das Prinzip von Ähnlichkeiten und Unterschieden auf dem viel von interkulturell und crosscultural communication reist“¹, resümiert Alexander DÜTTMANN (1997) in seinem Vorwort zum Buch „Zwischen den Kulturen“ (1997). Andere grenzen weiter ein und verschärfen dabei noch die Konfliktperspektive, wie beispielsweise die SCOLLONS, (1982) indem sie eine Charakterisierung wie folgt geben: „Die Kommunikation zwischen Mitgliedern unterschiedlicher ethnischer Gruppen (...) endet häufig in Konfusion, Missverständnissen und Konflikten.“²

Der Konflikt scheint der Differenz, der kulturellen Differenz geschuldet zu sein. „Interkulturelle Kommunikation“, so noch einmal DITTMANN, „kann einfach als jene zwischenmenschliche Kommunikation auf den einzelnen Ebenen Mitglieder klar verschiedener Interkultureller Gruppen definiert werden.“³ Diese Definition grenzt zu einem sinnvoll ein: auf den „einzelnen Ebenen“, also auf die interpersonale Kommunikation, und auf Kommunikanten als Gruppenmitglieder. Zum anderen wird interkultureller Kommunikation keineswegs deutlicher durch „deutlich unterschiedliche Gruppenzugehörigkeit“, sondern verlagert Differenz nur auf deutliche Differenz. Ganz so „ganz einfach“ schaffen solche Definitionen noch keine Lösung. DITTMANN leitet uns allerdings unweigerlich schon auf die nächsten beiden Fragen, auf die Fragen nach einem Konzept von Kultur und nach dem Unterschied von interkultureller zu nicht-interkultureller Kommunikation weiter.

¹ DÜTTMANN, 1997:25

² SCOLLEN/SCOLLEN, 1982:161

³ DÜTTMANN, 1997: 26

Was unterscheidet interkulturelle Kommunikation von nicht interkultureller Kommunikation?

Damit im Zusammenhang sind auch die folgenden Fragen relevant: Ist das nur die unmarkierte Form von Kommunikation? Wo fängt interkulturelle Kommunikation an? Diese Fragen lassen sich konstruktiv eigentlich nur unter der Voraussetzung der oben geschilderten heuristischen Gesichtspunkt beantworten.

In den Analysen von John GUMPERZ (1982) sind die beteiligten Kommunikationsparteien zwar unterschiedlicher ethnischer Abstammung, aber sie alle verfügen über Englisch als kompetentes Kommunikationsmedium. Erst vor diesem Hintergrund, also jenseits rein formalsemantisch-propositionaler Verstehensschwierigkeiten von Muttersprachlern und Nichtmuttersprachlern setzen Gumperz' Analysen der unterschiedlichen Kontextualisierungsweisen an. Somit fällt die Kommunikation zwischen Muttersprachlern unterschiedlicher Sprachen auf der Ebene noch primär propositionaler Verständigungsschwierigkeiten nicht unter interkultureller Kommunikation, weil sich das Kulturelle auf dieser Ebene noch nicht zeigen kann. Denn schon der Umgang mit einem beschränkten Sprachwissen der anderen könnte als kulturelle Kategorie angesehen werden.

Aber natürlich ist der unterschiedliche ethnische oder sprachliche Hintergrund keineswegs das einzige Kriterium. Sprache und Ethnie sind sicherlich wichtige Ressourcen im Sinne eines allgemeinen Verständnisses von interkultureller Kommunikation. Aber auch Geschlecht, Schichtenzugehörigkeit, Dialekt u.a. können zur Ressource für interkulturelle Kommunikation (gemacht) werden. Aber das hängt auch wieder mit unserem Kulturverständnis zusammen, und weiterhin hängt es zusammen mit den unterstellten Kategorien und mit unseren „Übersetzungen“ der beobachtbaren Phänomene der Kommunikation.

Aber selbst mit einem unterstellten, vielleicht sogar irgendwie messbarer apriorischen Kultur-Begriff wäre eine Unterscheidung von interkultureller und nicht-interkultureller Kommunikation nicht leicht. Denn wir müssten Kriterien für Verschiedenheit finden, die wir dann an Kulturteilnehmer binden könnten. Bei Gruppenzugehörigkeit sind diese Unterschiede oft temporär, sind möglicherweise nur Passagen. Machen wir so zu sagen enkulturierte, d.h. schon in der frühen Sozialisationsphase etablierte Phänomene, wie z. B. der Umgang mit Sexualität, zum Kriterium, sind die Grenzen ebenfalls sehr weit gefasst, so dass beispielsweise Geschlechtsunterschiede oder Schichtenzugehörigkeit kulturelle Variablen sind. Innerhalb eines solchen Modells ließe sich dann vielleicht zwischen intrakulturell-interkultureller Kommunikation und interkulturell-interkulturelle Kommunikation unterscheiden, dabei ließe sich also eine Art Hierarchisierung vornehmen.

Müssen wir ein Konzept von Kultur haben, um von interkultureller Kommunikation zu sprechen und um Probleme der interkulturellen Kommunikation zu erforschen?

Wenn diese Frage mit ja beantwortet wird, scheint auch die Frage, was für ein Konzept, relevant zu sein. Wenn Kultur bzw. Kulturteilnehmer so grundlegend für die Kommunikation ist, dass muss die Kultur bzw. das, was sie für die soziale Kommunikation bedeutet, auch irgendwie beschreibbar sein. Fernerhin müssen die kulturellen Unterschiede, auf jeden Fall die, die eine deutliche Trennungslinie zwischen der Kommunikation ziehen, beobachtbar sein. Dittmann spricht von „kulturellen Gruppen“. Gruppen können größere und kleinere Gemeinschaften umfassen. Es ist interessant, dass eine Festlegung auf den Umfang der kulturellen Gruppen meist implizit stattfindet, etwa wenn der Begriff der interkulturellen

Kommunikation mit dem Begriff der interethnischen Kommunikation ausgetauscht wird. Implizit ist dann die kulturelle Gruppe eine Größe wie „Ethnie“.⁴

Aber auch dieser Begriff ist wiederum seit der von GRIESE (1999) ausgelösten Ethnizitätsdebatte alles andere als eindeutig. „Interethnische Kommunikation“ als interkulturelle Kommunikation finden wir in den einschlägigen Arbeiten von GUMPERZ (1982), oder von den SCOLLONS (1982).

Was ist an Kultur das Beobachtbare, Beschreibbare und für die Kommunikationsteilnehmer zu Verstehende oder eben nicht zu Verstehende, muss aber zu verstehende Kultur werden. Es gibt die uns wohl allen bekannte klassische Definition von TAYLOR (1993), der über die Kultur folgendes schrieb: „Kultur oder Zivilisation im weitesten ethnographischen Sinn ist jenes komplexe Ganze von Wissen, Glauben, Kunst, Moral, Gesetz, Sitte und alle übrigen Fähigkeiten und Gewohnheiten, welche der Mensch als Glied der Gesellschaft sich angeeignet hat.“⁵

Interessant ist hier noch die Gleichsetzung von Zivilisation und Kultur, wie sie sich in vielen anderen Kulturdefinitionen als Gegenpol zur Natur oder zur Triebhaftigkeit wieder findet. Was wären nach Taylors Definition die kulturellen Unterschiede? Ein unterschiedlicher Glaube, ein anderes Kulturverständnis, andere Moralvorstellungen und andere Gewohnheiten als die der anderen Gruppe. Wie hängt aber das „komplexe Ganze“ zusammen? Muss nicht das „komplexe Ganze“ der einen Gruppe von dem „komplexen Ganzen“ der anderen Gruppe unterschieden werden? Und wie schlägt sich das auf der Kommunikationsebene nieder? Fragen, die Taylor nicht beantwortet hat.

Der Anthropologe Ward GONDONUGH (1998) hat diese Fragen mit seinem kognitiven Kulturverständnis zu beantworten versucht. „Die Kultur einer Gesellschaft“, sagt GONDONUGH, „besteht in all dem, was man wissen und glauben muss, um in einer für alle ihre Mitglieder akzeptablen Weise zu fungieren, und zwar in jeder beliebigen Rolle, die die Mitglieder auch für jeden von ihnen selbst akzeptieren. Kultur besteht nicht aus Gegenständen, Menschen, Verhaltensweisen oder Gefühlen, vielmehr ist sie die Organisation dieser Dinge, vielmehr die Form dieser Dinge, die die Menschen in ihren Köpfen haben, ihre Modelle, wie sie wahrnehmen, in Beziehung zueinander setzen oder anderweitig interpretieren.“⁶

Kultur ist also „in den Köpfen“ zu verorten, indem, was die Gesellschaftsmitglieder wissen. Gemeinsame Kulturteilnehmer entsprechen einem gemeinsamen Wissen und einem entsprechend gemeinsamen Handeln hinsichtlich dessen, was für die Gesellschaftsmitglieder wechselseitig akzeptabel ist. Natürlich erfordert das nicht nur Konformität, sondern impliziert durchaus auch willentliche Nonkonformität, die ja erst auf dem Hintergrund des geteilten Wissens, was konform ist, möglich ist.

Die Ethnographie der Kommunikation, wie sie insbesondere von HYMES (1973) entwickelt worden ist, hat versucht, die Organisation des Wissens, ihre Form und Modellfunktion in Form von Sprechereignissen zwischen kommunizierenden Gesellschaftsmitgliedern in den Griff zu bekommen und sich folglich „den Situation und Gebrauchswissen, den Mustern und Funktionen des Sprechens als einer gesellschaftlichen Tätigkeit aus eige-

⁴ vgl. SCOLLON-SCOLLON, 1982. 158.

⁵ TAYLOR, 1993. 65.

⁶ GONDONUGH, 1998. 36.

nen Recht“⁷ zugewandt. Die Ethnographie der Kommunikation kann beispielsweise erforschen, „wer wen wann und wo in welchem Stil und in welchem Sprachcode betreffs welcher Angelegenheit“⁸ ausschimpfen darf und so einen gesellschaftlich relevanten Wissensbereich eruiert, der sich im Befolgen eben solcher Kommunikationsregeln niederschlägt. Interkulturelle Kommunikation wird so zur Kommunikation von Menschen, bei der beispielsweise die Kommunikationsweisen oder die Funktion von Sprecherereignissen in einer Situation nicht identisch sind, es gibt also unterschiedliche Realisationen und Interpretationen davon gibt, wie man z. B. ein fremdes Haus betritt, wie man den Älteren Referenz bzw. Respekt erweist oder wie man einen Drink bestellt.

Was aber wenn sich Kultur nicht nur in den Köpfen abspielt und sich in Sprecherereignissen manifestiert, sondern sich auch auf interaktionsstrukturell viel „subtileren“ Ebenen niederschlägt, wenn der ganze Körper (sozusagen) „mitspricht“, wie beispielsweise wie es GONDONUGH ausdrückte, was sie in ihren Körpern haben, was sie an gesellschaftlichen Strukturen inkorporiert haben. Hier kann die Vielzahl an möglichen parasprachlichen, non-verbalen und anderweitigen körperlichen und körpersprachlichen Indizien aufgezählt werden, wie sie ja dann z.B. JOHN GUMPERZ mit seinem Konzept der Kontextualisierungshinweise zu berücksichtigen versucht. Bei BOURDIEU (1983) kommt dieser Körperlichkeit noch eine andere Rolle zu, ist Körperlichkeit so etwas wie „von der Gesellschaft auf oder in den Leib geschrieben.“⁹

Der Habitus bei BOURDIEU ist das zentrale Bindeglied zwischen Gesellschaftsstruktur und individueller Praxis und kann als empirischer, lebensweltlicher Extrakt von Kultur begriffen werden. Kultur korreliert laut BOURDIEU immer mit den Gesetzen einer Ökonomie praktischer Handlungen, die alles gesellschaftliche und kulturelle Leben den utilitaristischen Gesetzmäßigkeiten des Marktes unterwerfen, nämlich das Streben nach materiellen und symbolischen Profiten.¹⁰ Natürlich verliert „Kultur“ damit ihre Unschuld, sie steht nicht mehr neben Gesellschaft, sondern ist konstitutives Merkmal und Ausdruck einer auf Macht und Herrschaft beruhenden Gesellschaftsstruktur. Kulturteilnehmer wird so zum Kultur-Haben im Sinne der kulturellen Distinguiertheit.¹¹ Kultur ist somit nicht mehr wertfrei. Daher, so BOURDIEU, „besitzen von allen Unterscheidungen diejenigen das größte Prestige, die am deutlichsten die Stellung in der Sozialstruktur symbolisieren, wie etwa Kleidung, Sprache oder Akzent und vor allem die „Manieren“, sowie Geschmack und Bildung. Denn sie geben sich den Anschein, als handelte es sich um Wesenseigenschaften einer Person“.¹² Für die interkulturelle Kommunikation hat ein solches Konzept natürlich weit reichende Folgen, da jede kulturelle Differenz immer auch eine Trennungslinie in einer vertikal gegliedert zu denkenden Gesellschaft darstellt. Davon ist dann natürlich auch zwischen-gesellschaftliche Kommunikation betroffen.

Für ein Kulturkonzept der interkulturellen Kommunikation bedeutet das natürlich, Kommunikation und Kultur als wertfreie Kategorien durch eine sinn- und wertkonstitutive Vorstellung zu ersetzen. Dies hat den Vorteil, dass Gesellschaft, und nicht eben neutral nur

⁷ HYMES, 1973. 341.

⁸ HYMES, 1973. 344.

⁹ BOURDIEU, 1983. 36.

¹⁰ vgl. BOURDIEU, 1983. 96.

¹¹ vgl. BOURDIEU, 1983. 102.

¹² BOURDIEU, 1983. 109.

Gemeinschaft, in den Blick rückt und Kultur zum konstitutiven Bestandteil von Gesellschaft macht.

Ganz gleich welches Kulturkonzept, das man zu Grunde legt, bedarf es der Vermittlung, des kommunikativen Aktes selbst zwischen potentiellen Vertretern unterschiedlicher Kulturen. Die Kommunikation hat gegenüber dem Bourdieuschen Ansatz die Sprechereignisse selbst in den Vordergrund gestellt, indem sie Ortsgemeinschaften untersucht hat, d.h. die Kommunikation ist stark linguistisch-empirisch vorgegangen und hat dabei auch versucht, jenen Postulaten gerecht zu werden, die in der untersuchten Kultur selbst gebrauchten Kategorien zur Grundlage fremden Verstehens werden.

Mit welchen Methoden kommen wir an das Phänomen und einzelne interkulturellspezifische Phänomene der interkulturellen Kommunikation heran?

Können wir ein Kulturkonzept ausmachen, das für die Kommunikationsteilnehmer selbst gleichermaßen kulturell relevant ist, wie also die Sprachspiele der Kommunikationsteilnehmer mit Gebrauchskategorien derselben erfassen? Eine Frage, die natürlich nicht nur für die interkulturelle Kommunikation wichtig ist.

Wie könnten solche Gebrauchskategorien aussehen? Meines Erachtens müssten die Interpretationen der Teilnehmer „vor Ort“, also in der Gesprächssituation, beim bzw. während des Kommunikationsaktes selbst verstehbar gemacht werden. Wir vollziehen die Interpretationen der in den Situationen sprechenden, handelnden Kommunikanten nach. Wir unterstellen, dass sich diese ihre Interpretation fortlaufend gegenseitig anzeigen und dass sie sich so gegenseitig kontrollieren und dass sie das nicht irgendwie machen, sondern systematisch und methodisch. Dass das so sein muss, verlangt schon das ökonomische Prinzip eines Gesprächs, mit dem geringsten Aufwand immer „anschlussfähig“ zu bleiben.

Nach BURKART (2002) findet die Kommunikation in erster Linie in der Situation statt. Kultur ist das, was in der Situation als solche relevant gemacht wird. Dabei ist durchaus nicht gewährleistet, dass das beobachtete Phänomen ausschließlich kulturell bedingt ist. Denn das ist nur eine der herangetragenen Kategorien der Interpretation. Kulturell in diesem Sinn sind vielleicht die angewandten Interpretations- und Kontextualisierungsmethoden.

Die Interpretationen der Teilnehmer erschöpfen sich in Handlungen, die aber qua ihrer Methodik auch für uns beschreibbar werden. Kultur ist somit nichts apriorisches, sondern etwas angezeigtes und interpretiertes. Vor allem John GUMPERZ (1982) hat mit seinem Konzept der Kontextualisierungshinweise versucht, kognitive und konversationsanalytische Elemente in diesem Sinn miteinander zu verbinden.¹³

Was GUMPERZ unter Kontextualisierungshinweise versteht, wird von Kommunikationsteilnehmern ja eben eingesetzt und machen damit sog. Schema des – hypothetisch geteilten – Hintergrundwissens verfügbar, die dann z.B. einen Kontext dafür anzeigen, wie die Kommunikationsparteien zueinander stehen, worüber sie gerade reden, inwieweit wer mit wem gerade involviert ist.¹⁴

Um die diskutierten Kulturkonzepte noch einmal nebeneinander zu stellen: Kultur fände sich zuallererst „in den Köpfen“ sagt GONDONUGH, „in den Körpern“ sagt aber

¹³ vgl. GUMPERZ, 1982. 23.

¹⁴ vgl. GUMPERZ, 1982. 27.

BOURDIEU; in und durch die Situation, in der situierten fortlaufenden Kommunikation würden die Ethnomethodologen sagen.

Aber ich komme noch einmal auf diejenige Ausgangsfrage zurück, ob wir ein Konzept von Kultur brauchen und wenn ja, was für eines?

Zunächst mal sollten wir im Sinne des Gesagten ein Konzept darüber haben, wie gleichwertig es ist, eine Art apriorische Variable „Kultur“ zu unterstellen. Wir sollten immer wieder hinterfragen, wie sich zeigt, dass es sich um kulturelles handelt, wie Wissen, Sprechereignisse und Verhalten (Habitus) mit Gesellschaft und ihren Machtstrukturen verknüpft sind und was das, was wir als „kulturelles“ unterstellen, situativ macht, bewirkt und schafft. DÜTTMANNs Kriterium der „interpersonalen Kommunikation auf individueller Ebene zwischen Mitgliedern deutlich verschiedenen kultureller Gruppen“,¹⁵ das ich anfangs zitiert habe, greift nicht, weil die unterstellte Verschiedenheit vielleicht erst in der Kommunikationssituation selbst hergestellt wird. Die Frage, ob ein Konzept und was für eins in engster Verbindung zueinander steht. Ich würde sagen, wir brauchen ein methodologisches Konzept, erweitert um situationstranszendierende Kompetenzen, wie es sich z.B. in der Interaktionalen Soziolinguistik entwickelt. Der schon zitierte Bourdieu hat mit Recht gefordert, als er schrieb: „Die Wissenschaft vom Diskurs muss die Bedingungen zur Kommunikationsetablierung in Rechnung stellen, weil die antizipierten Rezeptionsbedingungen Teil der Produktionsbedingungen sind.“¹⁶

Abschluss

Die Beantwortung der vierten Frage ist im obigen Teil bereits geschehen, ohne dass ich explizit darauf hätte hinweisen müssen. So darf es stichpunktartig zusammengefasst werden:

- Eine Theorie zur interkulturellen Kommunikation sollte sich auf empirische Daten stützen können, die möglichst auf face-to-face Kommunikation basieren.
- Sie sollte sowohl den rudimentären Bereich formalsemantischer Kompetenz als auch den schwer „erlernbaren“ Bereich der pragmatischen, konversationellen und interpretativen Kompetenz miteinbeziehen.
- Sie sollte das Funktionieren bzw. die Bedingungen des Funktionierens der Kommunikation genauso untersuchen wie das Nicht-Funktionieren bzw. die Bedingungen des Nicht-Funktionierens.
- Sie sollte *Code-bezogene* wie *Code-transzendierende* Erklärungsmöglichkeiten liefern.
- Sie sollte Code-transzendierbare Gründe sowohl auf die außersprachliche „Wirklichkeit“ zurückführbar aufzeigen als auch im methodologischen Sinn interaktionell interpretierbar machen. Sie sollte sowohl die praktische „Hervorbringung“ als auch die Reproduktion von Machtstrukturen als der interkulturellen Kommunikation – wie jede Kommunikation – intrinsische Bedingung aufzeigen können.

¹⁵ DÜTTMANN, 1997. 103.

¹⁶ BOURDIEU, 1983. 159.

LITERATUR

- BOURDIEU 1982
BOURDIEU, P.: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main 1982.
- BOURDIEU 1983
BOURDIEU, P.: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales kapital. In: KRECHEL: *Soziale Ungleichheiten. Sonderband 2*. Göttingen, 1983.
- BURKHART 2002
BURKHART, R.: *Kommunikationswissenschaft*. Köln, 2002.
- DÜTTMANN 1997
DÜTTMANN, A.: *Zwischen den Kulturen*. Frankfurt am Main, 1997.
- GRIESE 1999
GRIESE, H. M.: *Kritik der Interkulturellen Kommunikation. Essay gegen Kulturalismus, Ethnisierung und einen latenten Rassismus*. Münster, 1999.
- GONDONUGH 1998
GONDONUGH, W.: *Kultur und Gesellschaft*. München, 1998.
- GUMPERZ 1982
GUMPERZ, J.: *Sprache, lokale Kultur und soziale Identität*. Düsseldorf, 1982.
- HYMES 1973
HYMES, D.: *Grundbegriffe der Kommunikation*. Berlin, 1973.
- SCOLLON – SCOLLON 1982
SCOLLON, R. – SCOLLON, S. W.: Face in Interethnic Communication. In: *Language and communication*. London, 1982 156–188.
- TAYLOR 1993
TAYLOR, C.H.: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt am Main, 1993.

ZUR INTEGRATION DES ENGLISCHEN IN DIE DEUTSCHE SPRACHE

ÉVA KOVÁCS

Eszterházy Károly Hochschule, Ungarn

Einleitung

Im Leben der Sprachen ist es eine natürliche Erscheinung, dass ein Wort aus einer Sprache in eine andere übernommen wird. Heutzutage sind wir Zeugen einer erheblichen Verbreitung der Anglizismen in fast jeder Sprache, und die deutsche Sprache ist dabei keine Ausnahme.

Gleichwohl ist es nennenswert, dass der Begriff Anglizismus selbst als Oberbegriff von Entlehnungen sowohl aus dem britischen Englisch als auch aus dem amerikanischen Englisch dient. In vielen Fällen ist es nämlich ziemlich schwierig, britische oder amerikanische Herkunft eindeutig und einwandfrei festzustellen.

Dass die Anglizismen im Deutschen keine vernachlässigbare Tendenz vertreten, zeigt sich auch dadurch, dass sie nicht nur in deutschen Zeitschriften, sondern auch in Lehrbüchern für Anfänger in großer Zahl vorkommen. Das mögen wohl die folgenden Beispiele verdeutlichen, die ich in einem unlängst herausgegebenen Kursbuch *Schritte 1 international* gefunden habe: *der Job*, –s, *das Handy*, –s, *die E-Mail* –s, *der Fan*, –s, *das Steak*, –s, *das Snowboard*, –s, *die Web-Seite*, –n, *der Business-Sprachkurs*, –e, *die Online Redaktion*, –en, *das Picknickwetter* oder *joggen*, *chatten*. (NIEBISCH *et al.*¹ 2006)

In Erkenntnis der Wichtigkeit dieser modernen und ganz natürlichen Erscheinung der deutschen Sprache haben Carstensen u. a.² ein dreibändiges *Anglizismen-Wörterbuch* in den Jahren 1993, 1994 und 1996 herausgegeben. Es enthält mehr als 3500 Entlehnungen, die von dem Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Beginn der 90er Jahre dokumentiert wurden.

In der vorliegenden Arbeit wird beabsichtigt, den Einfluss des Englischen auf die deutsche Sprache darzulegen. Die Anglizismen werden unter folgenden Aspekten untersucht:

- Stilistische Funktionen. Es ist der Frage nachzugehen, welchen ihrer stilistischen Aspekte ihre Beliebtheit zu verdanken ist.
- Klassifizierung. Es ist zu verdeutlichen, welche Typen die Anglizismen haben.
- Integrationsgrad. Es ist zu untersuchen, wie sie hinsichtlich ihrer orthographischen, phonologischen, morphologischen und semantischen Merkmale in die deutsche Sprache integriert werden.

¹ NIEBISCH, DANIELA–PENNING–HIEMSTRA, SYLVETTE–SPECHT, FRANZ–BOVERMANN, MONIKA–REIMANN, MONIKA: *Schritte 1 international*. Ismaning, Max Hueber, 2006.

² CARSTENSEN, BRODER–BUSSE, ULRICH–SCHMUDE, REGINA: *Anglizismen Wörterbuch: Der Einfluß des Englischen auf den deutschen Wortschatz nach 1945*. 3 Volume. Berlin, New York, Mouton de Gruyter, 1993, 1994, 1996.

Stilistische Funktionen der Anglizismen

Die Anglizismen wurden unter diesen zwei Aspekten von zahlreichen Sprachwissenschaftlern untersucht (vgl. GALINSKY³ 1967, YANG⁴ 1990, CORR⁵ 2003 und HILGENDORF⁶ 2007). Galinsky (1967: 40–49) und Yang (1990: 118–133) heben die folgenden stilistischen Wirkungen der Anglizismen hervor:

- Schaffung einer echten englisch–amerikanischen Atmosphäre oder von Lokalkolorit (z. B. *Queen, First Lady, Greenwich Village, Pub, High-school, Campus, College, Bobby, Cowboy, Skinhead, Playboy, Rock'n'roll, New Wave*)
- Schaffung und Steigerung der Genauigkeit, Präzision (*der Job*, in der deutschen Umgangssprache gebraucht, bezeichnet meistens eine Gelegenheitsarbeit zum Zweck von zusätzlichem Geldverdienst oder *der Swimming-pool* bedeutet nur ein auf einem Privatgrundstück befindliches Schwimmbekken innerhalb oder außerhalb eines Gebäudes, so haben beide eine spezielle, beschränkte Bedeutung)
- verhüllende Wirkung, Euphemismus, besonders im Bereich des sexuellen Lebens und der Drogenszene (z. B. *Bordell ~ Apartmenthaus, Eros-Center, Prostituierte ~ Hostess, Callgirl, Drogenabhängiger ~ Fixer*)
- Kürze und Knappheit des Ausdrucks oder Sprachökonomie, besonders im Journalismus bevorzugt (z. B. *Boom ~ Wirtschaftsaufschwung, Budget ~ Haushaltsplan, Campus ~ Universitätsgebäude*)
- Anschaulichkeit, Lebhaftigkeit öfters durch Metapher (*Brainwashing ~ Gehirnwäsche, Summit Conference ~ Gipfelkonferenz*)
- Vermittlung von komischen und spielerischen Zügen
- Ausdrucksvariation, um einen abwechslungsreichen Stil zu erzielen, besonders bevorzugt im Journalismus (*Hi ~ Hallo, Baby ~ Säugling, Fan ~ Anhänger, Boss ~ Chef, Team ~ Mannschaft, Ticket ~ Fahrschein*, obwohl sie eine unterschiedliche Konnotation haben können)

Deutsche Magazine blättern, fällt einem sofort auf, wie häufig die Anglizismen in der Werbung gebraucht werden. Sie haben zum Zweck die Aufmerksamkeit von potenziellen zukünftigen Kunden für die Produkte zu wecken, für die geworben wird. Die Anglizismen scheinen dafür besonders geeignet zu sein, da sie kurz und knapp sind. Als Illustration sollen die folgenden Werbungen dienen, die in dem deutschen Nachrichtenmagazin *Focus*⁷ (2006 Nr. 23, 2007 Nr. 22) erschienen:

³ GALINSKY, HANS: Stylistic Aspects of Linguistic Borrowings. A Stylistic View of American Elements in Modern German. In: *Amerikanismen der Deutschen Gegenwartssprache*. (Hg.) Broder Carstensen & Hans Galinsky. 2. Aufl. Heidelberg, Winter, 1967.

⁴ YANG, WENLIANG: *Anglicizmen im Deutschen: am Beispiel des Nachrichtenmagazins Der Spiegel*. Tübingen, Niemeyer, 1990.

⁵ CORR, ROBERT: *Anglicisms in German Computing Terminology*. <http://www.cs.tcd.ie/courses/csll/corr0203.pdf>, 2003.

⁶ HILGENDORF, SUSANNE K.: English in Germany: contact, spread and attitudes. In: *World Englishes*, Vol. 26, No. 2. 2007. 131–148.

⁷ *Focus* Nr. 23, 3. Juni 2006, *Focus*, Nr. 22, 26. Mai 2007.

You & Us

Wir arbeiten an genau zwei Orten.

Überall und direkt an Ihrer Seite.

Weil Finanzlösungen keine Grenzen kennen, haben wir weltweit *Investment-Analysten* vor Ort. In den Bereichen *Wealth Management*, *Asset Management* und *Investment Banking* sind Spezialisten rund um den Globus für Sie tätig. So kann Ihr UBS Berater auf ein Netzwerk von *Ressourcen* zurückgreifen und Ihnen die optimale Lösung zur Verfügung stellen.

Das *Business* ist hart. Unsere *Tests* sind härter.

TECRA A8. Beste Qualität für Ihren harten Arbeitstag. Dieses professionelle *Notebook* mit verbesserter *Hardware* bietet beispiellose Zuverlässigkeit und Produktivität.

Die Fremdwörter haben auf bestimmten Gebieten oft mehr Prestige als die muttersprachlichen Wörter. Die junge Generation, besonders Teenager legen dem Gebrauch zahlreicher Anglizismen in ihrer Sprache einen bestimmten Grad ‚Coolheit‘ bei, und sie bezeichnen diese als trendy und modisch. Die Popmusik wird oft mit den Jugendlichen assoziiert, und die Mehrheit der beliebtesten und erfolgreichsten Songs, die sie hören, ist auf Englisch verfasst. So ist es nicht überraschend, dass das Englische in dem Bereich der Popmusik und in der Sprache der jungen Leute eine auffallende Rolle spielt. (z. B. *Rockmusik*, *CD*, *Techno*, *Song*, *Hardrock*, *Hip-Hop* und *Discjockey*, usw.). Es ist auch die junge Generation, die für die verschiedenen, aus den englischsprachigen Ländern hervorgegangenen „wahnsinnigen Dinge“ besonders empfänglich ist. Außer der Musik, scheint der Bereich des Sports einen wesentlichen Einfluss zu haben. Sehen wir uns die folgenden Beispiele näher an: *Bodybuilding*, *Bungy-jumping*, *Coach*, *Fitness*, *Jetboat*, *Snowboard*, *Squash* und *Rafting*, usw.)

Im Weiteren wird beabsichtigt zu untersuchen, wie die Anglizismen zu klassifizieren sind.

Klassifizierung der Anglizismen

Zahlreiche Verfasser (z. B. YANG 1990, CARSTENSEN 1993, CORR 2003, ONYSKO⁸ 2007, usw.) haben die Anglizismen in der deutschen Sprache auf verschiedene Weise klassifiziert. Nach Yang (1990: 11) spielen innerhalb des englischen Wortschatzes „Fremdwort“ und „Lehnwort“ die größte Rolle, welche sich durch ihren Eindeutschungsgrad unterscheiden. Unter Fremdwörtern versteht der Autor Lexeme oder Lexemverbindungen, die aus einer Fremdsprache übernommen und im Deutschen ohne phonologische, orthographische, morphologische und semantische Veränderung gebraucht werden und deren fremde Herkunft sich deutlich und leicht erkennen lässt. In Onyskos Interpretation (2007: 14) sind diese die sogenannten direkten Entlehnungen, die ihre fremde Rechtschreibung und Aussprache beibehalten haben, oder deren Aussprache sich etwas, dem Lautsystem der deutschen Sprache anpassend, geändert hat, wie z. B. *Business*, *Boom*, *Computer*, *Designer*, *Detail*, *Jeans*, *Laptop*, *Manager*, *Meeting*, *Notebook*, *Shop*, *Team*, *T-Shirt*, *Talkshow* oder *Ticket*, usw.

⁸ ONYSKO, ALEXANDER: *Anglicisms in German. Borrowing, Lexical Productivity, and Written Codeswitching*. Berlin-New York, Walter de Gruyter, 2007.

In Yangs Definition ist das Lehnwort auch ein aus einer Fremdsprache entlehntes Wort, das sich aber phonologisch und/oder morphologisch und/oder orthographisch der übernehmenden Sprache angeglichen hat. Lehnwörter haben folgende Typen: „Lehnübersetzungen, Lehnübertragungen und Lehnbedeutungen“ (vgl. YANG 1990: 11, CARSTENSEN 1993: 56, CORR 2003: 28).

Die Lehnübersetzung ist die Übernahme eines englischen Wortes, wobei die einzelnen Glieder des Wortes der „Donorsprache“ Glied für Glied in die Empfangssprache übersetzt werden, z. B. *Mausklick* 'mouse click', *Familienplanung* 'family planning', *Luftsack* 'airbag', *Körpersprache* 'body language' oder *Seifenoper* 'soap opera'. Lehnübertragungen sind Übersetzungen in die deutsche Sprache, wobei nur ein Glied des englischen Wortes übersetzt wird und das andere frei adoptiert wird, wie z.B. *Wolkenkratzer* 'skyscraper', *Urknall* 'big bang' oder *Musikkiste* 'juke-box'.

Eine Lehnbedeutung bezieht sich auf Anglizismen, in denen nur die Bedeutung des Wortes, aber nicht seine Form aus der Ursprungssprache in die Rezeptorsprache übernommen wird (vgl. ONYSKO, 2007: 19). Das klassische Beispiel für die Lehnbedeutung ist die Bedeutungsübertragung des englischen Wortes *to realize* auf seine deutsche Entsprechung *realisieren*. In Folge des englischen Einflusses erhielt *realisieren* die Bedeutung 'wahrnehmen, begreifen' zusätzlich zur traditionellen Bedeutung 'in die Tat umsetzen, verwirklichen'. Das deutsche Wort *feuern*, dessen englische Entsprechung 'fire' ist, erwarb außer 'Feuer machen' oder 'schießen' auch die Bedeutung 'entlassen'.

Eine weitere Kategorie der Entlehnungen sind die Scheinentlehnungen oder „Pseudo-Entlehnungen“ (vgl. YANG 1990: 12, ONYSKO 2007: 53). Unter Scheinentlehnungen versteht man Lexeme oder Lexemverbindungen, die in der Herkunftssprache nicht bekannt sind. In diesem Fall wird ein Lexem der „Donorsprache“ gebraucht, um ein neues Wort in der Empfangssprache zu bilden. Das Wort ist scheinbar mit dem Wort der „Donorsprache“ identisch, aber in der Herkunftssprache ist es in jener Bedeutung unbekannt. Es handelt sich also um Neubildungen in der deutschen Sprache mit englischem Sprachmaterial. Scheinentlehnungen können in drei sekundäre Kategorien unterteilt werden:

- Lexikalische Scheinentlehnungen, d. h. zusammengesetzte englische Wörter, die es in der englischen Sprache nicht gibt: *Dressman* 'male model', *Showmaster* 'quiz master', *Powergirl* 'energetic, powerful woman/girl', *Talk-Lady* 'female talk show host'
- Morphologische Scheinentlehnungen, die meistens Kürzungen von englischen Einzelwörtern oder Komposita sind: *Pulli* 'pullover', *Profi* 'professional', *Happy-end* 'happy ending', *Gin Tonic* 'gin and tonic', *Discount* 'discount store'.
- Semantische Scheinentlehnungen, deren Bedeutung anders als die des englischen Lexems ist: *Handy* 'mobile phone', *Beamer* 'projector', *Smoking* 'dinner jacket'.

Außer den oben genannten Typen behandeln Autoren, wie z. B. YANG (1990: 138) und ONYSKO (2007: 59) die besonders produktiven Mischkomposita oder „hybride Anglizismen“, die Zusammensetzungen von englischen Entlehnungen mit deutschen Elementen sind. Einige folgen den englischen Vorbildern, z. B. *einchecken* 'check in', *herumsurfen* 'to surf around', *einloggen* 'to log in', *Heimcomputer* 'home computer', *Krisenmanagement* 'crisis management', *Joggingsanzug* 'jogging suit', *Nachtclub* 'night club', *Outdoorbekleidung* 'outdoor clothes' und *Teamarbeit* 'team work'. Andere haben dagegen keine englische Vorlage, z. B. *Heimtrainer* 'exercise bicycle', *Gelegenheitsjob* 'casual job', *Manager-*

krankheit 'stress disease' oder *Jeanshemd* 'denim shirt', usw.

In einigen Mischverbindungen wird ein Grundnomen englischer Herkunft mit einem deutschen Nomen verbunden, wie z. B. *Flugticket*, *Wirtschaftsboss*, *Staatsbudget*, *Forschungsteam*, *Sammelcontainer*, *Riesensteak* oder *Unternehmensimage*. Andere Typen folgen dem Muster: englisches Grundnomen + deutsches Nomen, wie z. B. *Leasingsfirma*, *Computerspiel*, *Appartmenthaus*, *Fitnessraum*, *Internetzugang*, *Recyclinganlage* und *Webseite*, usw.

Wie die obigen Beispiele zeigen, wird in den meisten Fällen ein Nomen mit einem anderen Nomen kombiniert. Aber es gibt auch andere Typen von Mischverbindungen, wie es die folgenden Beispiele veranschaulichen. In den Zusammensetzungen, wie *Billigangebot*, *Digitaluhr*, *Großprojekt* und *Schnelltest* wird ein Adjektiv mit einem Nomen verbunden, *auftanken*, *einscannen*, *auschecken* sind Verbindungen eines Präfixes und eines Verbs.

Außerdem weist ZIMMER⁹ (1997: 23) auf einige solche Mischkomposita hin, die in der Werbung zum Wecken der Aufmerksamkeit bewusst gebraucht werden: *Open-Air Gefühl*, *Mini-Abo Service*, *Antiklau-Code* oder *Politthriller*. Seiner Ansicht nach „darf man sie nach Gebrauch gerne wegwerfen“.

Es ist erwähnenswert, dass aus dem Englischen nicht nur Wortverbindungen, sondern auch idiomatische Wendungen in die deutsche Sprache transferiert werden. Einige dieser Entlehnungen englisch-amerikanischer Herkunft sind die folgenden: (vgl. LEHNERT¹⁰ 1986: 139):

<i>Wir sitzen alle im gleichen Boot.</i>	'We are in the same boat.'
<i>grünes Licht geben</i>	'to give green light'
<i>das Beste aus etwas machen</i>	'to make the best of something'

Wie die obigen Beispiele zeigen, werden die englischen Entlehnungen auf verschiedenen Stufen und in einem unterschiedlichen Grad in das System der deutschen Sprache assimiliert. Die Entlehnungen, die gar nicht oder nur teilweise assimiliert sind, besitzen Merkmale, die in der deutschen Sprache nicht vorhanden sind. Diese Merkmale, die eine Entlehnung von einem deutschen Wort unterscheiden, setzen sich in den Bereichen der Orthographie, Phonologie, Morphologie und Semantik durch.

Integration der Anglizismen in das System der deutschen Gegenwartssprache

Orthographie

Nach ONYSKO (2007: 317) werden die meisten englischen Wörter nicht orthographisch integriert. Sie behalten im Allgemeinen ihre ursprüngliche englische Rechtschreibung und nur wenige passen sich der deutschen Schreibweise an.

Eines der auffälligsten Merkmale der Rechtschreibung der Anglizismen ist, dass alle Nomen ausnahmsweise mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden (*der Lap-*

⁹ ZIMMER, DIETER E.: Neuenglodeutsch – über die Pidginisierung der Sprache. In: *Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber*. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt, 1997. 7–104.

¹⁰ LEHNERT, MARTIN: The Anglo-American Influence on the Language of the German Democratic Republic. In *English in Contact with other Languages Studies in honour of Broader Carstensen on the occasion of his 60th birthday*. (Hg). Wolfgang Viereck and Wolf-Dietrich Bald, Budapest, Akadémiai Kiadó, 1986: 129–157.

top, das Meeting, der Star, das Team and die Party). Es kommt oft vor, dass englische Wörter mit *c*-Schreibung entweder mit *k* oder *z* geschrieben werden. Einige haben beide Formen: B. *Klub/Club, Kode/Code, Zigarette/Cigarette* und *Zertifikat/Certifikat*. Andere Anglizismen, wie *kraulen, Handikap, komfortabel, Rekord* werden aber im Deutschen mit *k* geschrieben, während viele nur in englischer *c*-Schreibung vorkommen, wie *Action, clever, Camping, Campus, College, Comeback, Company, Computer, cool, Copyright* und *Cup*, usw. Bei den meisten Entlehnungen mit <sh> und <ch> dominiert die englische Schreibweise wie *Shaker, Shampoo, Sherry, Sheriff, Shorts, Shop, Show, T-Shirt, Check-in*, nur in einigen setzt sich die Substitution durch <sch> durch, z. B. *Schock, Scheck, Schokolade*.

Es ist typisch für Anglizismen, dass der letzte Konsonant im Deutschen verdoppelt wird: *babysit ~ babysitten, job ~ jobben, stop ~ stoppen*, oder *shop ~ shoppen*. Die Schreibweise von zusammengesetzten Wörtern zeigt auch kein einheitliches Bild. Viele Zusammensetzungen werden in einem Wort, wie *Airbag, Babysitter, Bluejeans, Computervirus, Digitalkamera, Fitnesscenter, Laptop, Softdrink, Mailbox, Mikroprozessor, Note-book*, oder als zwei Wörter mit einem Bindestrich geschrieben, wie *CD-Player, E-Mail, Late-Night-Show, Know-how, Mini-Handmixer, Open-Air-Festival*. Wieder einige werden getrennt geschrieben, wie *Hard Drug, Happy End, Joint Venture, New Wave*. Eine große Anzahl von Anglizismen schwankt zwischen Zusammenschreibung und Bindestrich: *Beautyfarm ~ Beauty-Farm, Liveshow ~ Live-Show, Safetycar ~ Safety-Car, Sexappeal*. (vgl. KUNKEL-RAZUM u.a.¹¹ 2006)

Zu bemerken ist, dass sich die früher übernommenen Anglizismen (*Fußball, Keks, Schokolade*) in der Regel in die deutsche Rechtschreibung besser eingebürgert haben als die neueren (*clever, Computer, Check-in, cool*).

Phonologie

Bei der Phonologie wird die Integration der Anglizismen durch den Grad der Ähnlichkeiten und der Unterschiede des Phonemsystems der zwei Sprachen bestimmt. Es gibt Laute im Englischen, die in der deutschen Sprache fehlen. Daraus ergibt sich, dass sich die Aussprache der Anglizismen von der des englischen Ursprungswortes unterscheiden kann.

Im Deutschen gibt es zum Beispiel keinen entsprechenden Laut für den englischen labiovelaren /ɔ/, deshalb erfolgt die Substitution dieses Lautes mit dem ihm am nächsten stehenden Laut /ɔ̃/ in Wörtern, die mit dem Buchstaben <w> geschrieben sind, wie z. B. *Windsurfing, Weekend, Webcam, Whisky, Workshop* und *World Wide Web*. Ähnlicherweise fehlt im Deutschen der englische dentale Frikativ /t/, wie in *Thing, Thriller, Thanksgiving Day* und er wird durch /σ/ ersetzt. Für die Deutschen sind auch die englischen Doppellaute, d.h. die Diphthonge /ɛɪ/ und /ɛu/ problematisch, und sie werden durch /e:/, bzw. /o:/ substituiert, z. B. in *Aids, Baby, Brakedance, mailen, Spray, Shake, Trainer* und *Foul, Soul, Know-how, Poster, Roaming* oder *Toast*.

Ein anderer englischer Laut, der im Deutschen nicht existiert, ist der offene, zentrale Vokal /ɟ/ wie in dem Wort *jungle*. Er wird in Wörtern wie z. B. *Brunch, Budget, Buggy-Jumping, Cupfinale, Cutter, Punk* und *Pub* oft durch /a/ ersetzt. Es gibt Unterschiede

¹¹ KUNKEL – RAZUM, KATHRIN – SCHOLZE – STUBENRECHT, WERNER – WERNKE, MATTHIAS: *Duden Deutsches Universalwörterbuch*. 6. Aufl. Mannheim, Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus, 2007.

nicht nur in den segmentalen, sondern auch in den suprasegmentalen Elementen der Aussprache. Der Wortakzent wird nämlich in manchen Fällen auf die letzte Silbe des Anglizismus verschoben, wie z. B. *Mu vsik*, *Inter vview komfor vtabel* und *akzep vtabel*.

Morphologie

Aus der Analyse des deutschen Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* von ONYSKO (2007: 317) geht hervor, dass unter den Wortarten die nominalen Entlehnungen mit 86,12% die weitaus größte Gruppe vertreten. An zweiter und dritter Stelle folgen mit weitem Abstand die Verben und Adjektive mit 5,64%, bzw. 5,49%.

Was die Integration der Nomen betrifft, spielen dabei das Genus, die Pluralbildung und der Genitiv die wichtigste Rolle. (vgl. YANG 1990: 152–58, ONYSKO 2007: 151–191) Das Geschlecht kann ziemlich problematisch sein, weil das Englische im Gegensatz zur deutschen Sprache im grammatischen Geschlecht keinen Unterschied macht. Deshalb muss dem englischen Lehnwort eines der drei Geschlechter zugeordnet werden.

Das Genus der Anglizismen, mit denen eine weibliche oder eine männliche Person bezeichnet wird, stimmt im Allgemeinen mit dem natürlichen Geschlecht der Person überein, wie z. B. *der Cowboy*, *der Gentleman* aber *die Queen* und *die Lady*, usw.

Auch die lexikalische Analogie beeinflusst manchmal das Geschlecht, d.h. das Genus der Anglizismen richtet sich nach dem grammatischen Geschlecht ihrer nächsten deutschen lexikalischen Entsprechung. Zum Beispiel, *der Computer* ist Maskulinum wegen des Maskulinums von *der Rechner*. Weitere Beispiele sind: *der Airport* (*der Flughafen*), *das Business* (*das Geschäft*), *das Notebook* (*das Buch*), *das Bike* (*das Fahrrad*), *die Economy* (*die Wirtschaft*), *die Story* (*die Geschichte*), aber *das Team* (*die Mannschaft*), *das Ticket* (*der Fahrschein*) und *der Level* (*die Stufe, das Niveau*).

In zusammengesetzten Anglizismen ist eine verborgene semantische Analogie zu beobachten. Im Deutschen wird das Genus der Komposita von dem des letzten Gliedes bestimmt. Aber wegen der semantischen Beziehungen, die auf den ersten Blick nicht immer eindeutig sind, kann die Zusammensetzung ein unerwartetes Geschlecht erhalten. Ein Beispiel dafür ist *die Holding* (*–company, –gesellschaft*). Da *–gesellschaft* in der *Holdinggesellschaft* Femininum ist und *–gesellschaft* semantisch mit *–company* verknüpft ist, nimmt *Holdingcompany* auch das weibliche Geschlecht. Ein anderes Beispiel ist *der Intercity* (*–train, zug*). Es ist Maskulinum, weil *der Zug* Maskulinum ist.

Interessanterweise nehmen die Wörter, die zu den gleichen Wortfeldern gehören, alle das gleiche Geschlecht an. Diese Erscheinung wird von Yang (1990: 154) „Gruppenanalogie“ genannt. Zum Beispiel, *Blues*, *Breakdance*, *Jazz*, *New–Wave*, *Rock 'n' Roll* und *Swing* sind alle Maskulinum, weil der *Tanz* auch Maskulinum ist. Ebenfalls kann das Geschlecht auch von den Zahlen der Silben beeinflusst werden. Die einsilbigen Entlehnungen sind fast immer Maskulina. Sie nehmen sehr selten das Femininum oder Neutrum an. Zum Beispiel, *Beat*, *Boom*, *Boy*, *Chip*, *Clan*, *Clown*, *Club*, *Coat*, *Colt*, *Cup*, *Deal*, *Drink*, *Fan*, *Fight*, *Job*, *Shop*, *Start*, *Test* und *Trend*, usw. haben das Maskulinum. Die Ausnahmen sind: *Art*, *Band*, *Bar* und *Box*, die alle Feminina sind und *Black*, *Byte*, *Match* und *Girl* sind Neutra. (YANG 1990: 155)

Nach ONYSKO (2007: 174) ist bei einigen Anglizismen auch eine Geschlechtsvariation zu beobachten. Zum Beispiel, *der/das Cash*, *der/das Cyberspace*, *das/die E–Mail*, *der/das Event*, *der/das Speed*. und *der/die/das Single*. Der Geschlechtsunterschied in den

letzten drei Beispielen ist die Folge der homonymischen Natur des Nomens. *Der Single* bedeutet eine Person, die ohne Bindung an einen Partner lebt und das Maskulinum folgt dem Muster: die Person, deren Geschlecht nicht bestimmt ist = Maskulinum. *Die Single* = 'kleine Schallplatte nur mit einem Titel', ist die Folge der lexikalischen Ähnlichkeit (*die Schallplatte*) sowie *das Single* = 'das Einzelspiel in Tennis'. Es ist ein Neutrum, weil *das Spiel* auch es ist. Die anderen Varianten, d.h. *der/das Cash*, *der/das Cyberspace*, *der/das Event* und *das/die E-Mail* sind echte Beispiele für Geschlechtsvariation, da die verschiedenen Geschlechter keine speziellen lexikalischen Bedeutungen vertreten.

Der Plural der regelmäßigen Nomen wird im Englischen im Allgemeinen mit den Suffixen *-s* oder *-es* gebildet. Die meisten Anglizismen im Deutschen bilden den Plural auch mit *-s*. Es kann sein, dass der Plural mit dem englischen Wort zusammen entlehnt wird (*Diskos*, *Colas*, *Jobs*, *E-Mails*, *Fans*, *Homepages*, *Shops*, *Pubs* und *Teams*, usw.). Interessant ist hingegen folgendes: wenn der Anglizismus auf *y* endet, erhält das Nomen *-s* (*Babys*, *Citys*, *Handys*, *Hobbys* und *Partys*, usw.) ohne den letzten *y* in *i* vor *-es* zu ändern.

Das andere dominante Muster bei der Pluralbildung der Anglizismen ist die s.g. Zeroplural-Morphemization, z. B. *Computer*, *Designer*, *Manager*, *Tester*, *Beamer*, *Dealer* und *User*. Das sind im Allgemeinen diejenigen Nomen, die auf *-er* ausgehen. Einige Anglizismen bilden ihren Plural mit dem Suffix *-e*, wie z.B. *Bosse*, *Boykotte*, *Filme*, und *Sketche*, usw.

Im Deutschen ist der Genitiv der einzige Kasus, in dem nicht nur das Artikelwort sondern auch das Nomen im Maskulinum und Neutrum eine Endung, d.h. *-s* oder *-es* erhält. So ist zu erwarten, dass maskuline und neutrale nominale Anglizismen auch für den Genitiv flektiert werden (z.B. *des Crashes* oder *des Laptops*). Da das Artikelwort im Genitiv sowieso dekliniert wird, trägt die Flexion des Nomens eine redundante Information, und maskuline und neutrale Anglizismen haben die Tendenz unflektiert zu bleiben, oder sie zeigen eine Variation zwischen einem flektierten und unflektierten Genitiv, wie *des Internet* oder *des Internets*. (ONYSKO 2007: 189)

Die Integration der Anglizismen ist besonders bei den Verben auffällig. In Übereinstimmung mit den deutschen Verben enden die Infinitive auf *-en*, wie *downloaden*, *checken*, *chatten*, *scannen*, *shoppen*, *surfen*, *starten* und *testen* usw. oder auf *-ieren*, wodurch eine große Anzahl von Verben mit einer neoklassischen Wurzel abgeleitet wird (z. B. *definieren* 'to define', *konzentrieren* 'to concentrate', *koordinieren* 'to coordinate', *reservieren* 'to reserve'. Das kommt auch in den Verben *campieren* 'to camp', *bombardieren* 'to bombard' oder *boykottieren* 'to boycott' vor. Die verbalen Anglizismen folgen der Regel der Konjugation der deutschen regelmäßigen Verben (z. B. *ich jogge*, *du joggst*, *er joggt* usw.) und sie bilden ihr Präteritum mit dem Suffix *-te* und ihr Partizip Perfekt nach dem Muster [ge ...-(e)t], sie werden also alle schwach konjugiert (*joggte*, *ist gejoggt*, *shoppte*, *hat geschoppt*).

Die adjektivischen Anglizismen zeigen einen kleineren Integrationsgrad als die Verben. Die meisten attributiv gebrauchten Adjektive, wie *smart*, *clever*, *cool*, *fair* und *postmodern* nehmen die Endungen der deutschen heimischen Adjektive an, z. B. *ein faires Angebot*. Aber Adjektive, wie *easy*, *sexy*, *busy*, *happy*, *trendy*, *groggy* und *live* werden meistens prädikativ angewendet und nicht flektiert (*Er ist sehr sexy*). Interessant ist, dass *sexy* oder *easy* nicht einmal in ihren attributiven Gebrauch Deklinationsendungen haben (*ein sexy Kleid*, *ein easy Leben*). Einige häufig gebrauchte prädikative Adjektive englischer

Herkunft kommen auch im Komparativ und Superlativ vor (*cooler, coolest* oder *smarter, smartest*). (ONYSKO 2007: 252)

Semantik

Die meisten Anglizismen haben nur eine Bedeutung, die mit der englischen Bedeutung übereinstimmt z. B. (Englisch) *beefsteak* (Deutsch) *Beefsteak*. Neben den eindeutigen Wörtern besitzen viele Anglizismen in ihrer Herkunftssprache mehrere Bedeutungen, d.h. sie sind polysem. Sie werden häufig nur mit einem Teil der Gesamtbedeutung ins Deutsche übernommen und die Bedeutung der Anglizismen ist im Vergleich zu den englischen Ursprungswörtern beschränkt (CORR 2003: 46–7). Zum Beispiel ist *feeder* im Englischen ein mehrdeutiges Wort mit den folgenden Bedeutungen: 1. Nebenfluss, Zuflussgebiet 2. Zweiglinie 3. Vorbereitungskurs 4. Futtertrog 5. elektrische Leitung, die der Energiezuführung dient. Im Deutschen hat *Feeder* nur die letzte, der fünf oben genannten Bedeutungen.

Außerdem kann in manchen Fällen die Bedeutung eines Wortes verengt werden. Nehmen wir, zum Beispiel, das Wort *die City*. Im Englischen bedeutet *city* 'eine große Stadt', während es im Deutschen nur die Bedeutung: 'Geschäftsviertel einer Großstadt, Innenstadt' hat. Ein anderes Beispiel ist das englische Verb 'deal', das im Englischen 'handeln' bedeutet. Aber *dealen* wird im Deutschen nur im Zusammenhang mit der Drogenszene gebraucht: 'mit Rauschgift handeln'.

In anderen Fällen können die Anglizismen eine andere Konnotation als die ursprünglichen englischen Wörter haben. Zum Beispiel hat *clever* normalerweise im Deutschen einen etwas pejorativen Sinn, d.h. 'mit Schläue und Wendigkeit alle vorhandenen Fähigkeiten einsetzend und geschickt alle Möglichkeiten nutzend'. Ein weiteres Beispiel ist *Killer*, das im Vergleich zu seiner deutschen Entsprechung 'Mörder', konnotative Merkmale wie 'kaltblütig', 'ohne Skrupel' und 'gegen Bezahlung' besitzt.

Zusammenfassung

Wie sich aus der obigen Analyse erschließen lässt, zeigen die Anglizismen eine große Vielfaltigkeit. Diese Arbeit untersuchte die Anglizismen unter folgenden Aspekten: ihre stilistischen Funktionen, ihre Klassifizierungsmöglichkeiten und ihre Integration in das System der deutschen Gegenwartssprache mit Hinsicht auf ihre orthographischen, phonologischen, morphologischen und semantischen Merkmale.

Heutzutage sind infolge der Globalisierung, der Amerikanisierung der Welt die Anglizismen überall vorhanden: von der Technologie, der Forschung über die Werbung und Anzeigen bis zur Unterhaltung und zum Sport. In der Mehrheit der Anglizismen war ihre Erscheinung durch reine Notwendigkeit motiviert, da die Sprache für die neuen Erscheinungen neue Wörter brauchte. Es muss aber auch erwähnt werden, dass in einigen Fällen die Anglizismen insbesondere von Teenagern, rein nach Mode gebraucht werden.

Von ihren stilistischen Funktionen machen ohne Zweifel ihre Knappheit, Anschaulichkeit und Ausdruckskraft die Anglizismen zu einem bevorzugten Kommunikationsmittel nicht nur im Deutschen, sondern auch in anderen Sprachen. Die Anglizismen werden in das System der deutschen Sprache auf verschiedenen Stufen integriert. Die Assimilation der Anglizismen zeigt einen unterschiedlichen Grad – von der teilweisen bis zur völligen Assimilation in ihrer Orthographie, Morphologie, Phonologie und Semantik. Die Einbeziehung der Anglizismen ist besonders auffällig in der Morphologie der Substantive,

vor allem im Genus, in der Pluralbildung und in dem Genitiv, sowie in der Konjugation der Verben, die dem Muster der schwachen Verben folgt.

Was die Wortarten angeht, können wir anhand unserer Untersuchung sagen, dass die Substantive die größte Gruppe der Anglizismen bilden. Es ist vielleicht nicht überraschend, da die meisten Entlehnungen neue Techniken und Erscheinungen bezeichnen, die zuerst in England oder in den Vereinigten Staaten erschienen und damals keine lexikalische Entsprechung im Deutschen hatten. Von ihren Typen, d.h. die direkten Entlehnungen, die Lehnübersetzungen, die Lehnübertragungen, die Lehnbedeutungen, die Scheinentlehnungen und die hybriden Zusammensetzungen sind die letzten zwei am interessantesten und sie spiegeln die Kreativität der deutschen Sprache wider.

Zu bemerken ist aber auch, dass außer ihrem Einfluss auf die Morphologie diese Entlehnungen die Syntax der deutschen Sprache mehr oder weniger unberührt lassen. Zweitens ist die Integration der Anglizismen in die deutsche Sprache in der Lexik am auffälligsten, da sie oft eine Lücke im Wortschatz schließen. Dadurch können sie einen wichtigen Beitrag zur Bereicherung der deutschen Gegenwartssprache leisten. Auf Grund der oben genannten Faktoren könnte man sagen, dass die Anglizismen keine große Gefahr für die Zukunft der deutschen Sprache bedeuten, was ihre Gegner befürchten.

LITERATUR

CARSTENSEN – BUSSE – SCHMUDE 1993, 1994, 1996.

CARSTENSEN, Broder – BUSSE, Ulrich – SCHMUDE, Regina: *Anglizismen Wörterbuch: Der Einfluß des Englischen auf den deutschen Wortschatz nach 1945*. 3 Volume. Berlin – New York, Mouton de Gruyter, 1993, 1994, 1996.

CORR 2003

CORR, Robert: *Anglicisms in German Computing Terminology*. <http://www.cs.tcd.ie/courses/csll/corr0203.pdf>, 2003.

GALINSKY 1967

GALINSKY, Hans: Stylistic Aspects of Linguistic Borrowings. A Stylistic View of American Elements in Modern German. In: *Amerikanismen der Deutschen Gegenwartssprache*. (Hg). CARSTENSEN, Broder – GALINSKY, Hans. 2. Aufl. Heidelberg, Winter, 1967.

HILGENDORF 2007

HILGENDORF, Susanne K.: English in Germany: contact, spread and attitudes. In: *World Englishes*, Vol. 26, No. 2, 2007. 131–148.

KUNKEL–RAZUM – SCHOLZE–STUBENRECHT – WERNKE 2007

KUNKEL–RAZUM, Kathrin – SCHOLZE–STUBENRECHT, Werner – WERNKE, Matthias: *Duden Deutsches Universalwörterbuch*. 6. Aufl. Mannheim. Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus, 2007.

LEHNERT 1986

LEHNERT, Martin: The Anglo–American Influence on the Language of the German Democratic Republic. In *English in Contact with other Languages Studies in honour of Broder Carstensen on the occasion of his 60th birthday*. (Hg). VIERECK, Wolfgang – BALD, Wolf–Dietrich. 1986. 129–157.

-
- NIEBISCH – PENNING–HIEMSTRA – SPECHT – BOVERMANN – REIMANN 2006
NIEBISCH, Daniela – PENNING–HIEMSTRA, Sylvette – SPECHT, Franz – BOVERMANN, Monika – REIMANN, Monika: *Schritte 1 international*. Ismaning, Max Hueber Verlag, 2006.
- ONYSKO 2007
ONYSKO, Alexander: *Anglicisms in German. Borrowing, Lexical Productivity, and Written Codeswitching*. Berlin – New York, Walter de Gruyter, 2007.
- YANG 1990
YANG, Wenliang: *Anglicizmen im Deutschen: am Beispiel des Nachrichtenmagazins Der Spiegel*. Tübingen, Niemeyer, 1990.
- ZIMMER 1997
ZIMMER, Dieter E.: Neunglodeutsch – über die Pidginisierung der Sprache. In: *Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber*. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt, 1997. 7–104.

KONTAKTMOTIVATION ZWISCHEN DEM DEUTSCHEN UND SLOWAKISCHEN

MARIA PAŽUCHOVÁ
Universität Prešov, Slowakei

Einleitung

Die Sprache als lebendiger Organismus ist ein offenes System, das empfindlich auf die Ausdrucksbedürfnisse des Volkes reagiert. Flexibel bietet sie Systemgesetzmäßigkeiten auf verschiedenen Stufen an, die latent auf Realisationsgelegenheit warten, um die Lücke, die erscheint, auszufüllen. Besondere dynamische Änderungen weist das Wortschatzinventar auf, weil die Benennung für neu entstandene Realitätserscheinungen spontan entsteht, durch den Benutzer im Moment des Bedarfs gebildet, und es hängt von den verschiedenen Umständen ab, ob sie nur als Okkasionalismus auch schnell verschwindet, oder in den Wortschatz/Grundwortschatz eingegliedert wird. Eben die Eingliederungsstufen entsprechen dem Adaptationsgrad der inneren Sprachgesetzmäßigkeiten auf einzelnen Sprachebenen. Dadurch werden im Rahmen der Lexik der Zielsprache die Perspektive und die Stelle des entlehnten Wortes gegeben.

Eine der Quellen der Benennungseinheiten sind die Fremdsprachen in einzelnen historischen Perioden. Die entlehnten Lexeme werden in der Zielsprache deren Gesetzmäßigkeiten angepasst. Deswegen ist in diesem Prozess eben die Zielsprache aktiv. Die wichtigste Quelle für das Slowakische war das Deutsche (teils das Lateinische, das Ungarische, das Polnische, teilweise das Russische und in den letzten Jahrzehnten das Englische).

Zwischen den slowakischen und deutschen Bürgern existierte ein reger Kontakt seit den slowakischen – germanischen Begegnungen, am intensivsten seit dem 12. Jahrhundert.

V. BLANÁR (1998) erinnert an die Adaptationsbeurteilung sowohl im synchronen als auch im diachronen Prozess, doch es wird betont, dass die bisherige Forschung von entlehnten Wörtern mehr synchron ausgerichtet wird (z. B. J. DORUEA: *Slováci v dejinách jazykových vzťahov*, 1977). In meiner Arbeit *Deutsche Wörter im Slowakischen und slowakischen Dialekten* gibt es über 2000 lexikalische Einheiten aus der deutschen Sprache, darin wurden theoretische und methodologische Ausgangspunkte des Adaptationsgrades der Lehnwörter von J. FURDÍK (1994) appliziert. Bei den übernommenen lexikalischen Einheiten stehen die zeitlichen und regionalen Angaben, wodurch eine Basis für weitere Forschung zur Verfügung gestellt wird.

Der Grad der Kontaktmotivation entspricht dem Adaptationsgrad des Lexems im Sprachsystem der Zielsprache. In unserem Beitrag wird auf einzelnen Ebenen versucht, die Germanismen in die Struktur des Slowakischen einzugliedern und die Stelle im Rahmen der Lexik zu dokumentieren.

Phonische Ebene

Grundveränderungen in den Vokalen und Diftongen hat M. PAPONOVÁ (1990) beschrieben. Aus unserem Korpus werden die Beispiele gewählt, die in den genannten Werken nicht analysiert wurden. Bei der Quantität der geforschten lexikalischen Einheiten wurden

bestimmte Regelmäßigkeiten auch aus dem synchronen Aspekt beobachtet:

Schmalz	–	šmalec
Gellender	–	geľendre
Schnittling	–	šnidling.

Oder es wurden die gleichen Abwechslungen der Vokale bemerkt:

Büchlein	–	bichľa
Bardtüchlein	–	bartichľik
Würstlein	–	viršľa.

Aus dem deutschen Wort beisammen wird die slowakische phonetische Form –aj– für den deutschen Zweilaut –ei– realisiert, doppelt –mm– kommt als einfaches –m– zum Ausdruck, Anfangsbuchstabe b– hat mehrere Formen im Slowakischen: *bajzom, pajzom, bajzom auch fajzom*.

Das entlehnte Wort Bratpfanne hat mehrere Varianten: *brutvan, bratvan, britvanka und protvan*.

V. MACHEK findet (1971) für das deutsche Wort Feierabend im Slowakischen die Varianten: *fajront, fajrum und fajromt*. Die zweite Konstituente – Abend hat im Slowakischen die Form der Endung.

R. L. RUDOLF zeigt bei dem deutschen Lehnwort Verwalter diese Veränderungen:

Im unbetonten Präfix *ver–* fällt das –e– weg, das slowakische Sprachsystem bietet Konsonant –r– in der Funktion des Vokals. Aufgrund dessen entstand die slowakische Form *frboltier*.

Ein interessanter Wechsel besteht bei dem deutschen Suffix –er, das im Slowakischen entweder bleibt (*frajer, majster, kelner, tišler*), oder es wird nach dem slowakischen Paradigma der Maskulina integriert (*garbiar, farár, klampiar, richtár*), seltener als –ier (*hofier, kušnier, rytier*).

Sehr reich und vielfältig sind die Translexeme des deutschen Substantivs Grundbirne:

krompel, krompeľ, krumpela, krompach, grumle, grule, krompeliša, grumbír, grombír, krumbere, grumpole, krumpľe, krompaky, krompachy, krompaška, krompar, kompere.

Die dreigliedrige Konsonantengruppe aus dem deutschen Strohsack bleibt auch im Lehnwort enthalten: *stružľ/lak, strožľa/iak, strežľak*.

Der Anfangskonsonant sch– bleibt auch in slowakischen Entlehnungen (*šabmeser, šacovať, šafel', šajba, šajta, šanec*), deutsches s– wird durch ž– ersetzt (*žajdlík ← Seidel, žoch ← Sack, žubrovať ← säubern, žump a ← Sumpf*) ohne Rücksicht auf den darauf folgenden Vokal. Diese Transformationen und Vereinfachungen sind Beweise von der Interferenzkraft des slowakischen Lautbildungssystems, doch es sind in die slowakischen Dialekte oder in die Normsprache auch die typischen deutschen Konsonanten durchgedrungen.

Morphologische Ebene

Bei dem Vergleich der Endungen von deutschen und slowakischen Substantiven wurde festgestellt, dass die deutschen Substantive auf einen Konsonanten enden, wie es bei den slowakischen Maskulina der Fall ist. Deswegen wurde erwartet, dass die meisten der Lehnwörter zu diesen gehören würden. Unsere Vermutung wurde bestätigt: zu den Masku-

lina gehören von den erforschten Wörtern 995 (62,55%), zu den Feminina 569 (36,2%) und Neutra wurden mit 24 (1,3%) vertreten. Daraus ergibt sich, dass die deutsche Endung *-e* als *-a* transformiert wurde (*Borte* – *bortňa*, *Buchse* – *buksňa*, *Franse* – *frančľa*, *Reitschule* – *rajčula*, *Stange* – *šťangľa*), oder zum deutschen Wortstamm wurde die Endung hinzugefügt (*Zither* – *citara*, *Zimmer* – *cimra*, *Erdapfel* – *erteplľa*, *Maultrommel* – *drumbľa*, *Strudel* – *štrúdľa*).

Bei der Entlehnung von den Komposita geht ihre zweigliedrige Motivation verloren, und im Slowakischen wird die Entlehnung nicht mehr als zusammengesetztes Wort wahrgenommen. Als unmotivierte Wörter werden bei den Muttersprachlern in der Zielsprache alle Lehnwörter empfunden. Die bilaterale Wortstruktur aus der onomasiologischen Basis und dem onomasiologischen Merkmal wird nicht mehr gesehen, wie es bei den entlehnten Diminutiva geschieht (*Hocker/l* – *hokerľik*, *Kammer/l* – *kamerľik*, *Kästlein* – *kasľik/kasťik*).

Semantische Ebene

J. FURDIK bestimmt das Ausmaß der semantischen Adaptation durch die Abweichung der ursprünglichen Bedeutung. Es kam zu den Verschiebungen in der Semantik der Wörter deutschen Ursprungs:

Bleiweiß bedeutet heute im Deutschen eine Art der weißen Farbe, in slowakischen Dialekten: *blajvajš* / *plajvajž* / *plejvajž* ist die Benennung für den Bleistift.

Das Lexem *Fleck* hat im Slowakischen (*flak* / *flek*) auch die Bedeutung Kutteln.

Das Wort *Koch* als Entlehnung bezeichnet in slowakischen Dialekten auch Kamin, Schornstein, Auflauf.

Pankhart im Slowakischen (aus dem Deutschen *bank hart* = *harte Bank*) bedeutet einerseits das Kind außerhalb der Ehe, andererseits (*pangarte*) nicht gutes Obst (*Trauben*) oder Gemüse (*Kartoffeln*).

Das Lehnwort *šmejď* (im Slowakischen mit der Bedeutung von einem Fehlerzeugnis), im Deutschen ist *Geschmiede* ein wertvoller Schmuck.

Phraseologische Ebene

In phraseologischen Einheiten, die aus dem Deutschen übernommen wurden, sind im Grunde die deutschen Substantive geblieben, oder die deutschen Phraseologismen werden kalkiert:

mať pech	–	Pech haben
nechať v štiču	–	im Stich lassen
to nie je žiaden kumšt	–	das ist keine Kunst

Die deutschen Entlehnungen kommen auch in Medien oder Literatur, besonders in den Essays vor (*leimotív*, *kunsthistorik*, *kulturtréger*). Sie sind Bereicherung der stilistischen Mittel. Die entlehnten oder übernommenen Wörter bilden einigermaßen die Basis der Fremdsprachenkompetenz auch bei den Benutzern der Zielsprache, die keine Fremdsprache sprechen, weil sie diese Wörter verstehen. Diese Tatsache könnte mit Erfolg auch in der Fremdsprachendidaktik eingesetzt werden.

LITERATUR

BLANÁR 1998

BLANÁR, Vincent: O preberaní lexikálnych prvkov z nemčiny do slovenčiny. In *Zborník FF UK*, roč. 49. Redaktor ŽIGO, P. Bratislava, Univerzita Komenského, 1998. 11–18.

CONRAD 1988

CONRAD, Rudi.: *Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini*. Leipzig, VEB Bibliographisches Institut, 1988. S. 281.

COSERIU 1988

COSERIU, Eugenio: *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Tübingen, Francke, 1988. 299.

ČIERNA 1991

ČIERNA, M. a kol. *Nemecko–slovenský slovník*. Bratislava, SPN, 1991. 968.

DOLNÍK 2000

DOLNÍK, Juraj: Interferencia, prototypová perspektíva a jazykový systém. In: *Človek a jeho jazyk. 1. Jazyk ako fenomén kultúry*. Bratislava, Veda, 2000. 194–203.

DORUĽA 1972

DORUĽA, Ján: *Slováci v dejinách jazykových vzťahov*. Bratislava, Veda, vydavateľstvo SAV, 1972. 134

FURDÍK 1993

FURDÍK, Juraj: *Slovotvorná motivácia a jej jazykové funkcie*. Levoča, Modrý Peter, 1993, 200.

MACHEK 1971

MACHEK, V.: *Etymologický slovník jazyka českého*. Praha, 1971.

PAPSONOVÁ 1990

PAPSONOVÁ, Marta.: Slová nemeckého pôvodu v slovenských nárečiach z diachrónneho aspektu. In: *Jazykovedný časopis*, roč. 41. JÚLŠ Bratislava, Veda, 1990, 145–159.

PAULINY 1968

PAULINY, E.: *Fonológia spisovnej slovenčiny*. Bratislava, SPN, 1968.

PAŽUCHOVÁ 1978

PAŽUCHOVÁ, Mária. *Nemecké slová v slovenčine a slovenských nárečiach. Rigórná práca*. Prešov, 1978.

PAŽUCHOVÁ 2000

PAŽUCHOVÁ, Mária: K problémom tzv. kontaktovej motivácie. In: *Lexikálna sémantika a derivatológia*. Prešov, FF PU KSJL, 2000.

ŠALING – ŠALINGOVÁ – PETER 1966

ŠALING, Samo – ŠALINGOVÁ, Mária – PETER, Ondrej: *Slovník cudzích slov*. Bratislava, Slovenské pedagogické nakladateľstvo, 1966. 1139.

INTEGRATION DER GERMANISMEN IN DAS SLOWAKISCHE

SÁNDOR JÁNOS TÓTH

Forschungsinstitut für Slowaken in Ungarn, Békéscsaba

Stand und Ziel der Forschung

Ziel dieser Studie ist die Vorstellung der Integrierungsprozesse der Wörter deutscher Herkunft (Germanismen) ins Slowakische. Die bisher veröffentlichten Werke bieten eine historische, areale, dialektale Verarbeitung der Germanismen im Slowakischen (DORULA 1977, 1978, NEWERKLA 2004, RUDOLF 1991, HABOVŠTIK 1988, 2000, MOLLAY 1983) und thematische Klassifikation (KOZMOVÁ 1993), evtl. eine Beschreibung der phonologischen und morphologischen Adaptation (RUDOLF 1991, NEWERKLA 2004) und stilistischen und pragmatischen Funktion (DOLNÍK 1996) der Lehnwörter. Als Korpus zur lexikalischen Analyse werden die Werke von Rudolf und Newerkla verwendet. Die terminologische Basis unserer Studie bilden die Werke von FÖLDES (2006) und BEDŐ (2008).

Unser Ziel ist die Prozessualität der Sprachkontakte zu begreifen und darauf hinzuweisen, wie bedeutend und lebendig das deutsche Lehnwort im Slowakischen ist. Diesem Zweck dient die Methode der Analyse von Integrierungsmerkmalen (Wortbildungsaktivität, semantische, stilistische Veränderungen), damit kann die Rolle der Lehnwörter im neuen sprachlichen System ermittelt werden.

Semantische Veränderungen

Semantische Veränderungen verstärken die funktionelle Dynamik (vgl. BUZÁSSYOVÁ – BOSÁK 1984) der Germanismen in der slowakischen Sprache. Die Germanismen, die im Slowakischen eine neue Bedeutung erhalten, sind wirklich gut integrierte und auch frequentierte Teile des slowakischen Wortschatzes.

In dieser Studie werden verschiedene Arten von semantischen Veränderungen präsentiert, die in der kommunikativen Notwendigkeit der Benutzer der slowakischen Sprache wurzeln und die Lehnwörter im neuen sprachlichen System stabilisieren. Wieso stabilisieren? Das deutsche Wort, das schon eingebürgert wurde, wird von den Sprechern nicht mehr als fremdes Element betrachtet und ist fähig sowohl unter dem Gesichtspunkt der Wortbildung, Bedeutungswandel, Stilistik... usw. als ein slowakisches Wort zu funktionieren. Die Lebensdauer wird durch die Funktion des Lehnwortes bestimmt – was nicht mehr nötig ist, stirbt in der Sprache aus.

Die Auswahl einer Bedeutung

Wenn nur eine der Bedeutungen übernommen wird, spricht man über eine semantische Veränderung, welche beim Entlehnungsprozess entsteht. In der weiteren Entwicklung des Wortes spielt nur die ausgewählte Bedeutung eine Rolle. Diese Bedeutung ist diejenige, die in der Zeit der Entlehnung wichtig für die slowakischen Sprecher war. In den Beispielen sind von den ursprünglichen Bedeutungen des deutschen Wortes diejenigen unterzeichnet, die beim Entlehnungsprozess ins Slowakische mitgenommen wurden. Polyseme Wörter sind in den westeuropäischen Sprachen (Englisch, Französisch, Deutsch – SAE Sprachbund nach DÉCSI) sehr verbreitet, was im Slowakischen, Tschechischen und Ungarischen nicht

so typisch ist, in diesen Sprachen könnte ein neues Wort mit vielen Bedeutungen störend wirken, deshalb wurden nur einige Bedeutungen übernommen. Die praktische Ursache der Auswahl war eher soziolinguistisch, nicht systembestimmt: nur die ausgewählten Bedeutungen waren nötig für die Entwicklung des slowakischen Wortschatzes, die anderen waren entweder vorhanden aus einheimischer Quelle oder waren gar nicht notwendig. Diese Erscheinung war in älteren Zeiten verbreitet. Die Entlehnungen aus dem Neuhochdeutschen haben eine einfachere semantische Struktur.

rada < ahd. *rāht* 'Rat, Ratschluss, Plan, Anschlag, Überlegung, Beschluss, Ausweg, Rettung, Versammlung, Vorrat, Ertrag, Reichtum'

farba < ahd. *farwe* 'Farbe, Aussehen, Gestalt'

ciel' < mhd. *zil* 'Ziel(scheibe), Zweck, Grenze, Frist'

huta < mhd. *hütte* 'Gebäude zum Erzschmelzen, Verkaufsladen, Hütte, Zelt'

kaštieľ < mhd. *kastel* 'befestigter Ort, Burg, Schloss, Kastell, Belagerungsturm'

rám < mhd. *ram* 'Rahmen, Stütze, Gestel'

šálka < fhhd. *schāle* 'Essschale, Trinkschale, Waagschale'

fúra < mhd. *vuore* 'Fuhre, Fuhrbenutzung, Gefolge, Fahrt, Weg, Begleitung, Gefolge, Unterhalt, Speise, Futter'

Bedeutungseinschränkung ist ähnlich wie bei der Auswahl einer Bedeutung, mit dem Unterschied, dass es hier von mehreren Bedeutungen nicht nur ausgewählt wird, sondern zur Spezialisierung der entlehnten Bedeutung kommt:

cech 'Zunft, Gilde' < mhd. *zēch* 'reihum gehende Verrichtung, gemeinsamer Schmaus, Reihenfolge, Anordnung, Gesellschaft, Genossenschaft, Bergwerk, Rechnung' vgl. ung. *céh* 'Zunft' – *cech* 'Rechnung'

glajcha 'Dachgleiche' < nhd. *Gleiche, gleich*

hajzel' 'Toilette' < nhd. *Häusel*

knajpa 'polnische oder deutsche Hafenkneipe' < nhd. *Kneipe*

p'ac 'Markt' < fhhd. *platz* 'Grundstück, Marktplatz, freier Raum, Tanzplatz'

Bedeutungserweiterung kann erst nach dem Entleihen, schon im neuen sprachlichen System, durch Assoziationen der neuen Verwender realisiert werden. Diese Erscheinung ist ein guter Beweis für die funktionelle Aktivität der deutschen Lehnwörter im Slowakischen:

peniaz 'Geld' < ahd. *phenning* 'Münze'

trúba 'Trophete, Posaune, Hupe, Rohr, Dummkopf, Trottel vulg.' < ahd. *trumba* 'Trompete'

fraj 'frei, Freizeit' < nhd. *frei*

front 'Kampfgebiet, politischer Block, Partei, Grenzfläche von Luftmassen' < nhd. *Front* 'Stirn-, Vorderseite, Front' – č. *stát ve fronte* 'Schlange stehen'

fest 'fest, viel, sehr, stark, kräftig' < nhd. *fest*

Semantische Variation ist die Veränderung einer oder mehrerer Bedeutungsmerkmale. Sie kann während des Entlehnungsprozesses realisiert werden, aber auch später, in der Nehmersprache:

žalár 'Gefängnis, Kerker, Hölle' < ahd. *solēri* 'Obergeschoss' < lat. *solārium* 'der Sonne ausgesetzter Teil des Hauses, Terrasse'

burcovat' 'aufrütteln, anregen, aneifern' < mhd. *burzen* 'umstossen, hinwerfen, niederstürzen'

erb 'Wappen' < mhd. *erbe* 'Nachkomme, Erbe, Grundeigentum, Vererbung'

terč 'Scheibe, Zielscheibe' < mhd. *tartsche* 'kleiner runder Schild' – ung. *tárca*

trat' 'Strecke, Linie, Piste' < mhd. *trat* 'Weide, Viehtrist'

flámovat' 'sich amüsieren, feiern' < nhd. *Flam(änder)* – Semantische Motivation stammt aus dem Verhalten flämischer Soldaten.

Internationalismen

Bei den Lehnwörtern, die ins Slowakische vom Deutschen vermittelt wurden können wir dieselben semantischen Veränderungen beobachten, und zwar nicht an der „slowakisch – deutschen Grenze“, sondern bei der Entlehnung ins Deutsche oder noch früher. Bei der Identifikation des Weges der Lehnwörter spielt diese Erscheinung eine wichtige Rolle. Wenn das lateinische Wort ins Slowakische in derjenigen Bedeutung übernommen wird, die im Deutschen entstand oder modifiziert wurde, dann ist es ein Beweis für die vermittelnde Rolle des Deutschen – eine ähnliche Methode wie die Verfolgung der lautlichen Veränderungen.

kujon < nhd. *Kujon* 'Kujon' < fr. *coullion* 'Dummkopf' < tal. *coglione* 'Dummkopf' < lat. *cōleōne* 'Entmannter'

hókuspókus < nhd. *Hokuspokus* < zu lat. *hoc est corpus meum*

Die semantischen Veränderungen der Germanismen im Slowakischen beweisen die Adaptation und Integration der Lehnwörter an die Nehmersprache und spielen eine wichtige Rolle bei der Funktionalität und Dynamik des slowakischen Wortschatzes. Die Auswahl einer von den ursprünglichen Bedeutungen hängt mit der Erweiterung des slowakischen Wortschatzes zusammen. Diese praktische Nötigkeit widerspiegelt sich auch in der Frequenz: Die so ausgewählten und integrierten semantischen Einheiten sind auch noch heute im Zentrum des Wortschatzes. Die anderen semantischen Veränderungen (Terminologisierung, Verbreitung oder Einengung der Bedeutung und semantische Variation) zeigen keinen sehr markanten Zusammenhang mit der Frequenz, aber wegen ihres stilistischen Wertes oder wegen der terminologischen Funktion haben sie auch eine funktionsvolle Stellung im heutigen slowakischen Wortschatz.

Wortbildungsaktivität

Deutsche Lehnwörter im Slowakischen, die in der Nehmersprache an Wortbildungsprozessen teilnehmen, zeigen eine höhere Frequenz der Verwendung auf, stehen dem Zentrum des Wortschatzes des Slowakischen näher. Nur Lehnwörter eines hohen Integrierungsgrades können Ausgangspunkt von Wortbildung in der Nehmersprache bilden. In den folgenden Beispielen dienen Wörter deutscher Herkunft als Ausgangspunkt von Wortbildung im neu-

en sprachlichen System, im Slowakischen. Die Germanismen haben am Anfang der folgenden Wortliste nur wenige Derivate und sind weniger frequentiert im Slowakischen (a), dann folgen Beispiele mit mehreren abgeleiteten Wörtern (b), die schon zum Grundwortschatz des Slowakischen gehören – die Produktivität in der Nehmersprache ist hier überzeugend.

(a)

<i>frštik</i>	>	<i>frištikovať</i>
<i>glanc</i>	>	<i>glancovať</i>
<i>grunt</i>	>	<i>gruntovať</i>
<i>handel</i>	>	<i>handliar, handlovať</i> †
<i>kšeft</i>	>	<i>kšeftovať</i>

(b)

<i>maľovať</i>	>	<i>maľba, maľovanka, maľovaný</i>
<i>cibuľa</i>	>	<i>cibuľový, cibuľka, cibuľnatý, cibuľovitý</i>
<i>clo</i>	>	<i>colnica, colný, colník</i>
<i>fajka</i>	>	<i>fajkový, fajčiť, fajčiar, fajčiarsky</i>
<i>fajn</i>	>	<i>fajnový, fajný, fajne, fajnosť, fajnovka</i>
<i>cukor</i>	>	<i>cukrár, cukráreň, cukrársky, cukrovar, cukrik, cukrovka</i>
<i>drôt</i>	>	<i>drotár, drôtený, drôtovať, drôtový, drôtik, bezdrôtový</i>
<i>farba</i>	>	<i>farbiť, farbivo, farebný, farbiar, farbistý, farboslepý</i>
<i>faloš</i>	>	<i>falošne, falošník, falošnosť, falošný, falšovať, falšovateľ</i>
<i>feš</i>	>	<i>fešný, fešák, fešácky, fešanda, fešne, fešnosť</i>
<i>kamarát</i>	>	<i>kamarátsky, kamarárstvo, kamarátka, kamarátiť sa</i>
<i>minca</i>	>	<i>minciar, mincier, mincovňa, mincovníctvo, mincový</i>
<i>plech</i>	>	<i>plechový, plechovo, plechovka, plecháč, plechavieť</i>
<i>šmirgel</i>	>	<i>šmirgľovať, šmirgľový, ošmirgľovať</i>

Parallele Übernahmen – in einigen Fällen muss man die Wortbildung mit Aufmerksamkeit untersuchen. Es gibt viele Lehnwörter, bei denen es um eine parallele Übernahme von Derivaten geht. Diese Lehnwörter sind im Slowakischen nicht so frequentiert, stehen nicht im Zentrum des Wortschatzes, diese Derivate sind nicht die Ergebnisse der Produktivität der Nehmersprache.

<i>Bremse</i>	>	<i>bremza</i> †	:	<i>Bremser</i>	>	<i>bremzer</i> †
<i>Brenner</i>	>	<i>brener</i>	:	<i>brennen</i>	>	<i>brenovať</i>
<i>Gruppe</i>	>	<i>grupa</i>	:	<i>gruppieren</i>	>	<i>grupovať</i>
<i>Hinderung</i>	>	<i>hundrung</i> †	:	<i>hindern</i>	>	<i>hindrovať</i>
<i>Pfuscher</i>	>	<i>fušer</i>	:	<i>pfuschen</i>	>	<i>fušovať</i>
<i>Putz</i>	>	<i>puc</i>	:	<i>putzen</i>	>	<i>pucovať</i>
<i>Reiter</i>	>	<i>rajter, rajtár</i>	:	<i>reiten</i>	>	<i>rajtovať</i>

Verlust der ursprünglichen Motivation von Komposita ist ein weiteres Integrationsmerkmal, weist aber nicht so ausgeprägten Zusammenhang mit der Frequenz auf, wie die innersprachliche Wortbildung. Im Slowakischen ist die ursprüngliche Morphemgrenze im Pro-

zess der Integration verschwunden, z.B.

Kund|schaft > *kundšaft*, m. *kuncsaft*

Kwitt|ung > *kvitung*

Lös|ung > *ložung*, m. *ložung*

Rat|haus > *ratúz*

Fuchs|schwanz > *fuksšvancka*

Ordn|ung > *ordnunk*

Zug|luft > *cúkluft*

Areale Aspekte

Eine spezifische Erscheinung der Sprachen Mitteleuropas ist die Übernahme von vielen Lehnwörtern deutscher Herkunft (vgl. BALÁZS 1983, NEWERKLA 2004). Bei den Untersuchungen tritt klar eine Konvergenz der Lexika des österreichischen Deutschen, Tschechischen, Slowakischen und Ungarischen zutage. Darin zeigt sich u. a. die Vermittlerrolle der Sprache der Reichshauptstadt Wien, die Elemente aus allen Sprachen der Monarchie aufnahm und zugleich wieder auf diese Sprachen einen Einfluss ausstrahlte. So gelangten auch zahlreiche slawische, ungarische und romanische Lehnwörter vor allem in die Wiener Umgangssprache und von hier zum Teil auch in den österreichischen Standard des Deutschen, dessen typisches Gepräge sie bis heute zu einem Großteil mitbestimmen. Und viele dieser Lehnwörter wurden durch das österreichische Deutsch wieder an die anderen Sprachen der Monarchie vermittelt. (NEWERKLA 2002)

Sprachliche Konvergenz in Mitteleuropa

Die folgenden Beispiele beweisen, dass die lexikalischen Konvergenzprozesse bis heute als Merkmale mitteleuropäischer Sprachen und der österreichischen Varietät des plurizentrischen Deutschen gelten.

österreichisches Deutsch	Deutsch	Tschechisch	Slowakisch	Ungarisch
<i>Biskotte</i> < tal.	<i>Löffelbiskuit</i>	<i>piškot</i>	<i>piškóta</i>	<i>piskóta</i>
<i>Buchtel</i> < č./sk.	<i>Hefegebäck</i>	<i>buchta</i>	<i>buchta</i>	<i>bukta</i>
<i>Kukuruz</i> < tr.	<i>Mais</i>	<i>kukuřice</i>	<i>kukurica</i>	<i>kukorica</i>
<i>Pogatsche</i> < m.	<i>Eierkuchen</i>	<i>pagáč</i>	<i>pagáč</i>	<i>pogácsa</i>
<i>Ribisel</i> < lat.	<i>Johannisbeere</i>	<i>rybíz</i>	<i>ribezle</i>	<i>ribiszke</i>
<i>Semmel</i>	<i>Brötchen</i>	<i>žemle</i>	<i>žemľa</i>	<i>zsemle</i>
<i>Sparherd</i>	<i>(Zusatz-) Herd</i>	<i>sporák</i>	<i>šparhert</i>	<i>sparhelt</i>
<i>Zipp(verschluss)</i>	<i>Reißverschluss</i>	<i>zip</i>	<i>zips</i>	<i>cipzár</i>

Tabelle 1 (vgl. NEWERKLA 2002)

Sprachliche Konvergenzen

Die Konvergenz bezieht sich auch auf die Analogie in der Wortbildung:

Slowakisch	:	Ungarisch
<i>glanc</i> > <i>glancovať</i>	:	<i>glanc</i> > <i>glancolni</i>
<i>šáfár</i> > <i>šáfáriť</i>	:	<i>sáfár</i> > <i>sáfárkodni</i>
<i>kšeft</i> > <i>kšeftovať</i>	:	<i>seft</i> > <i>seftelni</i>

Konkurrenz der Lehnwörter mit einheimischen Elementen

Germanismen findet man sowohl im Zentrum als auch an der Peripherie des slowakischen und ungarischen Wortschatzes. Die Kategorien Peripherie und Zentrum in der Tabelle sind also im Vergleich zu verstehen: z.B. das Lehnwort *šmuk* steht der Peripherie im Slowakischen näher als im Ungarischen. Die stilistische und pragmatische Analyse des Korpus von deutschen Lehnwörtern im Slowakischen und Ungarischen mit einer soziolinguistischen Umfrage in der Stadt Tyrnau (Nagyszombat, Trnava) ermöglicht einen Vergleich der Verwendung von Germanismen im heutigen Slowakischen und Ungarischen (TÓTH 2007).

Deutsch	Slowakisch		Ungarisch	
	Zentrum	Peripherie	Zentrum	Peripherie
<i>larman</i> fnhd.		<i>lárma</i>	<i>lárma</i>	
<i>schmuck</i> fnhd.		<i>šmuk</i>	<i>smukk</i>	
<i>Ball</i>		<i>bál</i>	<i>bál</i>	
<i>Grieff</i>		<i>gríz</i>	<i>gríz</i>	
<i>Schiene</i>		<i>šina</i>	<i>sin</i>	
<i>mouzan</i> ahd.	<i>musiet'</i>			<i>muszáj</i>
<i>farbe</i> mhd.	<i>farba</i>			<i>farba</i>
<i>Fasole</i>	<i>fazuľa</i>			<i>paszuly</i>
<i>Rucksack</i>	<i>ruksak</i>			<i>rukzsák</i>
<i>Kastl</i>		<i>kastlík</i>		<i>kasztli</i>
<i>Putz</i>		<i>puc</i>		<i>pucc</i>
<i>Strecke</i>		<i>štreka</i>		<i>streck</i>
<i>scrīni</i> ahd.	<i>skriňa</i>		<i>szekrény</i>	
<i>soumāri</i> ahd.	<i>somár</i>		<i>szamár</i>	
<i>tasca</i> ahd.	<i>taška</i>		<i>táska</i>	
<i>zil</i> ahd.	<i>ciel'</i>		<i>cél</i>	

Tabelle 2
Konkurrenzformen

Konklusion

Nach der Adaptation und Integration wurden die Germanismen Teilnehmer der Dynamik der slowakischen Sprache. Die wichtigsten Integrationsmerkmale sind die Bedeutungsveränderungen und die aktive Wortbildung. Die Germanismen mit semantischen Bedeutungen und Wortbildungsaktivität sind im Grundwortschatz. Die arealen Zusammenhänge verstärken die Hypothese über die Wichtigkeit und Lebendigkeit der Germanismen im Slowakischen.

LITERATUR**BALÁZS 1983**

BALÁZS János: Az areális nyelvészeti kutatások története, módszerei és főbb eredményei. In: *Areális nyelvészeti tanulmányok*. Budapest, Tankönyvkiadó, 1983. 7–111.

BEDŐ 2008

BEDŐ Attila: *Kontaktológia. A nyelvi kapcsolatok alapfogalmai*. Kolozsvár, Egyetemi Műhely Kiadó, 2008.

BUZÁSSYOVÁ – BOSÁK 1984

BUZÁSSYOVÁ, Klára – BOSÁK, Ján: *Dynamika slovnjej zásoby slovenčiny*. Bratislava, Veda, 1984.

DÉCSI 1973

DÉCSI Gyula: *Die linguistische Struktur Europas*. Wiesbaden, Harrasowitz, 1973.

DORULA 1977

DORULA, Ján: *Slováci v dejinách jazykových vzťahov*. Bratislava, Veda, 1977. 134.

DORULA 1978

DORULA, Ján: Z histórie slovensko–nemeckých jazykových vzťahov v 16–18. storočí. In: *Slavica Slovaca 13*. Bratislava, Sav, 63–77.

FÖLDES 2006

FÖLDES Csaba: Areallinguistik, Sprachgeographie, Sprachbundtheorie, Kontaktlinguistik, interkulturelle Linguistik: Zur Untersuchung transkultureller Kontakt-räume. IN: LASATOWICZ, A. Rudolph – WOLF, N. R. (Eds.): *Deutsch im Kontakt der Kulturen. Schlesien und andere Vergleichsregionen*. Berlin, Trafo. 2006. 15–31.

HABOVŠTIK 1988

HABOVŠTIK, Anton: Slová nemeckého pôvodu v slovesných nárečiach. In: *Sas 17. Alfa*, Bratislava, 1988. 141–156.

HABOVŠTIK 2000

HABOVŠTIK, Anton: Jazykový zemepis a germanizmy v slovenských nárečiach. In: BUZÁSSYOVÁ, Klára (Ed.): *Človek a jeho jazyk 1. Jazyk ako fenomén kultúry*. Bratislava, Veda, 2000. 458–464.

KOZMOVÁ 1993

KOZMOVÁ, Ružena: Lehnwörter österreichischen und süddeutschen Ursprungs im Slowakischen. Eine kleine Übersicht aus ausgewählten Bereichen. In: MUHR, Rudolf (Hrsg.): *Internationale Arbeiten zum österreichischen Deutsch und seinen nachbarsprachlichen Bezügen*. Wien, Verlag Holder – Pichler – Tempsky, 1993. 88–133.

MOLLAY 1982

MOLLAY Károly: *Német–magyar nyelvi érintkezések a XVI. század végéig*. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1982.

NEWERKLA 2002

NEWERKLA, Stefan Michael: Sprachliche Konvergenzprozesse in Mitteleuropa In: POSPÍŠIL, Ivo – BESTERS – DILGER, J. (Hrsg.): *The crossroads of culture: central Europe from the point of view of linguistics and literary criticism*. Brno, Masarykova Univerzita, 2002. 319.

NEWERKLA 2004

NEWERKLA, Stefan Michael: *Sprachkontakte Deutsch–Tschechisch–Slowakisch. Wörterbuch der deutschen Lehnwörter im Tschechischen und Slowakischen: historische Entwicklung, Beleglage, bisherige und neue Deutungen (Schriften über Sprachen und Texte 7)*. Frankfurt am Main, Peter Lang, 2004.

RUDOLF 1991

RUDOLF, P. Rainer: *Die deutschen Lehn- und Fremdwörter in der slowakischen Sprache*. Wien, VWGÖ, 1991.

TÓTH 2007

TÓTH Sándor János: *Germanizmy v slovenčine. Dizertačná práca*. Bratislava, Univerzita Komenského, 2007.

DAS WALLISERDEUTSCHE ALS EINE INTERKULTURELLE KOMMUNIKATIONSART

ILDIKÓ SZANYI

József Nádor Fachmittelschule, Ungarn

*„Heimatderfji bischt so arm
aber ds Härz ischt immer warm,
will da güeti Lit no sind
wie mu schi no sältu find!“*

*„Heimatsdorf du bist so arm
aber das Herz ist immer warm,
weil da noch gute Leute sind
wie man sie nur noch selten findet.“*

Einleitung

Ich möchte hier nicht ausführlich auf die Einzelheiten der lautlichen, grammatischen Merkmale des Walliserdeutschen eingehen. Ich habe nur die Absicht, diese Mundart aufgrund der typischsten Besonderheiten vorzustellen und dadurch zu beweisen, dass das Walliserdeutsche als eine interkulturelle Kommunikationsart zwischen einer Standardsprache und einer Mundart funktionieren kann.

Interkulturalität und ihre Rolle in der Kommunikation

Der Begriff Interkulturalität bezeichnet eine Beziehung zwischen verschiedenen Kulturen. Einerseits wird durch ihn ausgedrückt, dass es Unterschiede zwischen Kulturen gibt, andererseits zeigt er an, dass trotz dieser Unterschiede Möglichkeiten zum Austausch zwischen den Kulturen gegeben sind. Unter verschiedenen Kulturen verstehe ich auch die verschiedenen Sprachen, doch auch die Redewendung sagt: „Wie viele Sprachen du sprichst, so oft bist du Mensch.“ Der interkulturelle Austausch entsteht zum Beispiel dadurch, dass Menschen von verschiedenen Kulturen zum Austausch von Informationen *die Sprache* benutzen. So entsteht das Interkulturelle. Aber was verstehen wir unter „Sprache“? Eine Einzelsprache, eine offizielle Amtssprache, eine Standardsprache, eine Schriftsprache, eine Umgangssprache, eine Regionalsprache oder eine Mundart? Eine Sprache hat meistens mehrere Regionalsprachen, Mundarten. So könnte man annehmen: wenn man die Standardsprache und eine Mundart dieser Sprache spricht, ist man ein interkultureller Mensch. „Sie gehören zu derselben Standardsprache mit derselben Grammatik, hier geht es also keinesfalls um interkulturelle Kommunikation“ – sagt man, wenn man an die Theorie der Allgemeinen Sprachwissenschaft denkt: Sprache verfügt über einen Wortschatz, welcher semantische Informationen enthält und eine Grammatik, welche die Wörter in Beziehung zueinander setzt. Es gibt wirklich weniger Mundarten, die nicht nur einen eigenen Wortschatz, sondern auch eine eigene Grammatik haben. Darf man über interkulturelle Kommunikation sprechen, wenn eine Standardsprache und eine Mundart aufeinander treffen?

Die Varianten des Deutschen und das Schweizerdeutsche

Nehmen wir als Beispiel *die deutsche Sprache*! Deutsch wird heute von ca. 100 Millionen Menschen als Muttersprache gesprochen. Auf dem Gebiet des deutschen Sprachraumes „gibt es heute drei „nationale Vollzentren“, nämlich Deutschland, Österreich und die Schweiz, und somit drei „nationale Standardvarietäten“, nämlich Binnendeutsch, österrei-

chisches Deutsch und Schweizerhochdeutsch”.¹ Auf dem Gebiet von Deutschland und Österreich unterscheidet sich die deutsche Sprache von Region zu Region in der Aussprache und im Wortschatz, so hat das Deutsche verschiedene Dialekte. Die Schweiz bildet schon einen anderen besonderen Sprachraum. Die Schweizer gehören vier eigenständigen Kultur- und Sprachkreisen an. In den nördlichen, östlichen und zentralen Landesteilen leben die Deutschschweizer, die *Schweizer(hoch)deutsch* – schweizerdt. „Schwyzerdütsch” – sprechen, das sich vom Hochdeutschen zum Teil erheblich unterscheidet. Deutschschweizer sprechen einen ihrer zahlreichen alemannischen Dialekte. Die starke topografische Kammerung der Schweiz und die relativ geringe Mobilität bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts haben dazu geführt, dass sich die Ortsdialekte zum Teil sehr stark voneinander unterscheiden, so dass sogar die Deutschschweizer untereinander Verständigungsprobleme haben können. Sie sprechen untereinander praktisch nie Schweizerhochdeutsch. Hochdeutsch liest man und schreibt man – also ist es eine Schriftsprache –, aber man spricht es nicht gern. Zeitungen, Zeitschriften, Bücher sind auf Hochdeutsch geschrieben. Es gibt relativ wenig Schweizer Literatur, die in einem der Schweizer Dialekte geschrieben ist. Das ist eigentlich die erste Fremdsprache, welche die Kinder ab der 4. Klasse in der Schule lernen! Die Zahl der alemannischen Dialekte ist unendlich, als größere Mundarträume lassen sich das Berndeutsche, Sentslerdeutsche, Baseldeutsche, Zürichdeutsche, Urnerdeutsche, *Walliserdeutsche*, Bündnerdeutsche, das Appenzellerdeutsche und das St. Gallerdeutsche unterscheiden, wobei diese Unterscheidung nicht nur auf dialektologischen Prinzipien, sondern auch auf außersprachlichen Konzepten (wie z.B. politische Grenzen) begründet sind. Der am schwersten verständliche Dialekt ist das Walliserdeutsche. „Das Wallis und Graubünden stellen einen Sonderfall in der Deutschschweiz dar. Wo ihre Sprache sich verändert, kommen sie in der Regel direkt aus dem Hochdeutschen, damit auch Wörter, die es in den Koines nicht gibt, wie z.B. "Frühstück" im Wallis, das älteres "Etnüechteru" verdrängt, aber kaum mit dem seltenen "Zmorgund" konkurriert. In der übrigen Schweiz wird "Frühstück" als fremd und höchstens schriftsprachlich akzeptabel empfunden.”²

Das Walliserdeutsch

„Die Sprache kennt keine Grenzen” – sagt eine Redensart. Doch! Die Sprache kann auch eine natürliche Grenze bilden, nämlich im Kanton Wallis, der im Südwesten der Schweiz liegt. Der Kanton wird durch eine natürliche Sprachgrenze in zwei sprachliche Teile geteilt, in Oberwallis und Unterwallis. Im Oberwallis (östlich von Sierre) wird deutsch bzw. ein höchstalemannischer Dialekt, das Walliserdeutsche gesprochen, im Unterwallis (westlich von Sierre) spricht man französisch bzw. teilweise noch frankoprovenzalische Mundart. Die natürliche Sprachgrenze bildet der kleine Bach Raspille zwischen Sierre und Salgesch. Kantonale Amtssprachen sind das Französische und das Deutsche, kommunale Amtssprache entweder französisch oder deutsch. Die Deutschen sind auf diesem Gebiet eine Minderheit (30 %) neben den Franzosen (60%). Die hier lebenden Deutschen sprechen natürlich eine in der Schweiz als Standard geltende deutsche Sprache, das Schweizerdeutsche, sie lernen in den Schulen als zweite Sprache (Pflichtfach) Französisch, welche sie Tag für

¹ CSABA FÖLDES, Deutsch als Sprache mit mehrfacher Regionalität: Die diatopische Variationsbreite, In: Muttersprache 112 (2002) 3. – S. 225–239.

² JOHANNES REESE: Sprach- und Kulturdienste, In: reese.linguist.de.

Tag wegen der Zweisprachigkeit des Kantons benutzen müssen, und nicht zuletzt sprechen sie ihre eigene Mundart, das Walliserdeutsche. „Das Walliserdeutsch, bzw. "Walserdeutsch" ist bei uns die Alltagssprache; eine Alltagssprache, die vom Hochdeutschen fast so weit entfernt ist wie das Holländische. Wir müssen also unseren Mitwallisern das Hochdeutsche (Schriftdeutsche) beibringen und sie darum (wie übrigens überall in der Deutschschweiz) praktisch täglich zwingen **nicht** Mundart zu sprechen.“³ – schreibt Volmar Schmid, der Präsident der Internationalen Vereinigung für Walsertum (IVfW) und die Walsersprache, in seinem Bericht, wo er versucht, die Gemeinsamkeiten und die besonderen Merkmale des Walliserdeutschen zusammenzufassen. Welche sind also die bedeutendsten Merkmale des Walliserdeutschen?

- Das Walliserdeutsche hat verschiedene typische Eigenwörter, Begriffe wie *Geifetsch* (Morgennebel), *Manot* (Mond), *Heww* (Heu), *Üstag* (Frühling), *Gschirr* (Eimer), *Frontag* (Donnerstag), *Hopschol* (Frosch), *Figfoltra*, *Pfüffoltra* (Schmetterling), *Fiir* (Feuer), *Triibel* Weintrauben, *Port(a)* (Tür), *Frigor* (Kühlschrank), *Pfeischer* (Fenster), *embrüff und embrüi* (hinauf und hinunter), *sienta* (hie und da), *en Schutz* (eine Weile), *gummpu* (hüpfen oder springen), *summi* (manche / einige), usw. „Aber auch andere Begriffe können Verwirrung stiften. So gibt es hier die Bezeichnung *Üsserschwiz*, man freut sich, zu glauben, endlich was verstanden zu haben: "aha: außerhalb der Schweiz" Aber wieder falsch, "Üsserschwiz" ist die Schweiz außerhalb des Kantons Wallis, wobei ich nicht herausfinden konnte, ob es sprachlich im Walliserdeutschen überhaupt eine Welt außerhalb der Schweiz gibt (z. B. so etwas wie "Üsser-Üsserschwiz").“⁴
- Das Walliserdeutsche hat auch besondere lautliche Merkmale, die diese Sprache vom Neuhochdeutschen trennt.
 - Das vielleicht verbreitetste Merkmal ist die Verschiebung von «s» zu «sch». Im Neuhochdeutschen verschiebt sich das urdeutsche «s» im Anlaut zu «sch», z.B. mittelhochdeutsch *slafen* wird zu *schlafen*; das Schweizerdeutsche verschiebt es nun zusätzlich vor «t» und «p», z. B. *Geist* zu *Geischt*, *Visp* zu *Vischp*. Im Walliserdeutschen geht die Entwicklung noch weiter, hier wird jedes urdeutsche «s» zu «sch», wenn in der vorangehenden oder nachfolgenden Silbe ein «i» vorkommt: *sie* (althochdeutsch *siu*) zu *schii*, *seines* (mittelhochdeutsch *sin*) zu *schüis*, *Haus* (althochdeutsch *husir*) zu *Hüischer*.
 - Recht auffällig ist die Entrundung von Vokalen. Im Walliserdeutschen wird nicht mehr in der runden Lippenstellung, sondern mit in die Breite auseinandergesetzten Lippen gesprochen, so aus dem Schweizerdeutschen *müed*, *Fröit*, *Dörfli*, (müde, Freude, Dorf) wird *mied*, *Freit*, *Deerfji*.
 - Die dunklen Vokale «o» und «u» werden im Walliserdeutschen aufgehellt, dabei werden daraus die Umlaute «ö» und «ü»: aus schweizerdeutsch *Huus*, *guet*, *Puur*, (Haus, gut, Bauer) wird *Hüüs*, *güet*, *Püür*.

³ Bericht von Volmar Schmid: Das „Walserdeutsche“ im Oberwallis In: PROGETTO INTERREG IIB „WALSER ALPS“, AOSTA, 2./3. 12. 2005

⁴ ARNE POECK: Höchstallemanisch in Zermatt, In: literatten.li.funpic.de.

- Als weiteres Merkmal tritt nach Vokalen an die Stelle vom neuhochdeutschen «nk» das «ch»; aus dem hochdeutschen trinken, schenken wird im Walliserdeutschen *triichu*, *scheichu*.
- Die oben genannten Beispiele gelten selten nur für das ganze Oberwallis. Die markanteste Grenze zwischen «ee» und «ää» in langen Silben verläuft von Norden nach Süden und teilt damit Oberwallis in eine östliche und westliche Hälfte: *schweer* – *schwäär* (schwer), *Chees* – *Chääs* (Käse), *Scheeri* – *Schääri* (Schere), *meeiju*– *määiju* (mähen).
- Nicht minder auffällig sind die Verkleinerungsformen, die als grammatische Merkmale des Walliserdeutschen fungieren. Anstelle von «-li» sagt der Walliser «-ji», also statt Maitli, Buebli, Hüüsli, Bärgli, (Mädchen, Bübchen, Häuschen, Berglein) sagt er Meitji, Buebji, Hiischi, Bäargji. Diese diminutive Form steht oft als eigentliche Normalform, Mannji (Mann) wird viel häufiger als das Wort Ma(n) verwendet und vermerkt keineswegs eine Verkleinerung. Einen Unterschied zum Schweizerdeutschen erkennen wir auch an den Pluralendungen auf «-ini»: Männer wird zu Mannjini, Häuser zu Hiischini.

Heute, wo wir in der Zeit der Globalisierung leben, scheinen die Unterschiede zwischen Sprachen zu verschwinden: die Sprache vereinfacht sich, bekommt immer wieder neue amerikanische Fremdwörter, die Kommunikationsformen verändern sich schnell (Internet, E-Mail, SMS usw.). „Von Madrid bis nach Moskau, von Lissabon bis Lima gibt es, so sagen zumindest einige Kulturforscher, eine zunehmend einheitliche Kultur – grob gesagt die Amerikanische.“⁵ Und eben wegen der Globalisierung sind im Deutschen die nationalen sprachlichen Besonderheiten, die verschiedenen, wechselhaften Mundarten immer wertvoller. Das Walliserdeutsche ist auch durch Sprachen der Nachbarn bedroht und teilweise sogar schon vollständig verschwunden, wie z.B. im französischen Vallorcine. Zum Glück arbeiten noch verschiedene Vereine (siehe oben: IVfW oder die Walser-Alps Walservereinigung), Zeitschriften (wie Die Wortweber, Zeitschrift für neue oberwalliser Literatur), Autoren (Hubert Theler, Rolf Hermann, Ernesto Perren und andere) daran, dass diese Mundart immer länger lebendig bleibt.

Ein Textbeispiel

Als Beweis der vorherigen Beispiele soll hier ein Text in hochdeutscher und walliserdeutscher Fassung aus der Stadt Ried-Brig stehen.

Bauernwerk

Am Morgen, wenn noch der Mond scheint, geht der Bauer auf die Wiese um zu mähen. Das Heu ist reif. Um sechs Uhr weckt er seine Frau aus dem tiefen Schlaf. Sie kämmt sich, flicht ihr Haar und geht in den finsternen Keller. Da holt sie Butter, Käse und Kartoffeln und kocht danach in der Küche das Frühstück. Sie trinken Milchkaffee und essen Brot und Butter dazu. Danach fängt die schwere Heuarbeit an. Zuerst muss man die Mahden auf-

⁵ STEPHEN DAHL: Einführung in die Interkulturelle Kommunikation, 2000, ECE, London (übersetzt aus dem Englischen von Patrick Klein).

streuen, später wird das Heu zusammengereicht und eingetragen und auf dem Heustock mit der Gabel erneut aufgestreut.

Püüruarbeit

Am Morgu, we nu der Maanot schiint, geit der Püür uf d Matte fer ga z määju. Ds Heww ischt ripfs. Um säggschi weckt är schiini Frow us dum teifu Schlaf. Schi sträält schich, tretschtot iro Haar und geit inu fiischeru Chäller umbri. Da reichotsch Aicho, Chääs und Häärpful und grächot de iner Chuchi ds Früoschtuck. Schi triichunt Milchkafee und ässunt Brot und Aicho derzüo. De faat de d schwäär Hewwerarbeit a. Z eerscht müöss mu d Made woorbu, spääter zämürächu, iträägu und uf dum Hewwschtock wider mit der Gablu zerzetu.“ Teil von: Othmar Kämpfen, 1933; Ried–Brig In: walser–alps.eu.

Zusammenfassung

Die Sprachgrenze des Walliserdeutschen entspricht also keiner politischen, religiösen Grenze, sie verläuft zwischen Dörfern und Städten, die eine jahrhundertealte Geschichte haben. Die Sprachgrenzen und Kulturen überschneiden sich oft, was die Einsicht fördert, dass das Walliserdeutsche mit dem Schweizerdeutschen gemeinsam, aber seine Souveränität bewahrend noch lange leben kann.

LITERATUR

DAHL 2000

DAHL, Stephen: *Einführung in die Interkulturelle Kommunikation*, (übersetzt aus dem Englischen von Patrick Klein) London, ECE, 2000.

FÖLDES 2002

FÖLDES Csaba: Deutsch als Sprache mit mehrfacher Regionalität: Die diatopische Variationsbreite, In: *Muttersprache* 112. 2002. 225–239.

SCHMID 2005

SCHMID, Volmar: Das „Walserdeutsche“ im Oberwallis In: *Progetto Interreg IIIB „Walser Alps“*. Aosta, 2./3. 12. 2005.

SCHMID 2003

SCHMID, Volmar: *Kleines Walliser Wörterbuch.*, Wir Walser, Brig, Gebäude Verlag, 2003. www.walser-alps.eu

POECK (o.A.)

POECK, Arne: Höchstallemanisch in Zermatt. In: literatten.li.funpic.de.

REESE 2005

REESE, Johannes: Sprach– und Kulturdienste. In: reese.linguist.de.

IMPERATIV AUS PRAGMATISCHEM BLICKWINKEL

EVA ČERNÁKOVÁ

Pavol-Jozef-Šafárik-Universität, Slowakei

Einleitung

In meinem Beitrag möchte ich Sie mit dem Ergebnis meiner Analyse des Imperativs aus pragmatischem Blickwinkel im Deutschen näher bekannt machen.

Aus der Sicht der Pragmalinguistik ist der Imperativ relativ wenig erforscht; mir stand also ziemlich wenig Material zur Verfügung, auf das ich mich stützen konnte. Daher war ich in großem Maße auf eigene Forschungen angewiesen. Die Richtung meiner Analyse gab Jolana Nižníková mit ihrer ähnlichen Untersuchung des Slowakischen aus dem Jahre 1991. Die theoretische Grundlage für meine Forschungsarbeit stellte die Pragmalinguistik und die Sprechakttheorie dar.

Pragmalinguistik

Die Pragmalinguistik ist ein Teilbereich der Pragmatik und wird als die Lehre vom Handeln mit Sprache charakterisiert. Die Sprache in diesem Kontext kann nie isoliert betrachtet werden, sondern in konkreter Situation (Kontext), in der eine sprachliche Äußerung gemacht wird. Der genaue Gegenstandsbereich der Pragmalinguistik kann mit einem Beispiel aus dem Alltag veranschaulicht werden:

Mutter: „*Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du dein Zimmer aufräumen sollst?*“

Kind: „*Noch vier Mal, bitte.*“

Die Mutter fragt ihr Kind, wie oft sie es noch zum Aufräumen seines Zimmers ermahnen soll, und sie erhält auch eine Antwort „*vier Mal*“. Jedem, der das Deutsche in ausreichendem Maße beherrscht, wird diese Interpretation gleich als sinnlos oder widersinnig vorkommen. Die Mutter möchte natürlich keine Informationen der beschriebenen Art, sondern fordert ihr Kind zum Aufräumen seines Zimmers auf.

Zur Verstärkung formuliert sie die Ermahnung als eine Frage, die natürlich nicht als eine wirkliche Frage gemeint ist, sondern als eine Aufforderung. Das Kind reagiert aber so, als ob die Mutter eine "echte" Frage gestellt hätte und beantwortet sie. Das abschließende "*bitte*" ist hier kein Ausdruck der Höflichkeit, sondern ein ironisches Stilmittel. Das Kind weist mit seiner Antwort die Aufforderung seiner Mutter zurück.

Äußerungen dieser Art kommen in unserer Alltagssprache sehr häufig vor. Wir können ihre wahre Bedeutung erkennen, weil wir sie dank unserer Alltagserfahrung interpretieren können. Auf unser Alltagswissen zurückgreifend, könnte das oben angeführte Gespräch folgendermaßen „übersetzt“ werden:

Mutter: „*Räum endlich dein Zimmer auf!*“

Kind: „*Nein, ich will nicht.*“

Sprechakttheorie und Sprechakt

Die Sprechakttheorie bzw. der Sprechakt als kleinste selbständige Einheit der Sprache und der Pragmatik wurde von dem englischen Sprachphilosophen John L. Austin gegründet.

Einen großen sprachwissenschaftlichen Einfluss hat die Sprechakttheorie jedoch erst durch die Sprechakttheorie von John R. Searle (einem Schüler Austins) gewonnen. John L. Austin unterscheidet in seiner Analyse der Sprechakttheorie zwischen dem lokutiven, illokutiven und perlokutiven Teilakt (Lokution, Illokution, Perlokution):

Lokution = das vom Sprecher Gesagte

Illokution = das, was der Sprecher mit dem Gesagten beabsichtigt

Perlokution = das, was der Sprecher durch das Gesagte beim Hörer erreicht.

Z. B. bei dem Satz: „*Haben Sie eine Uhr?*“ wäre:

der lokutive Teilakt: (syntaktische Form), (Satztyp), (Wortwahl) Frage nach Besitz

der illokutive Teilakt: Aufforderung (Zeit zu sagen)

der perlokutive Teilakt: die Zeit sagen (oder diese Aufforderung zurückweisen).

John R. Searle unterscheidet bei sprachlichen Handlungen den Äußerungsakt, den propositionalen Akt, den illokutiven Akt und den perlokutiven Akt.

Mit der Betonung des propositionalen Aktes will er verdeutlichen, dass die Lokution aus zwei Komponenten besteht: aus der Äußerung und ihrer Bedeutung.

In meiner Forschungsarbeit ist vor allem der Begriff Illokution bzw. der illokutive Teilakt – also das, was der Sprecher mit dem Gesagten beabsichtigt – von besonderer Wichtigkeit. Den Ausgangspunkt meiner Analyse bildete eine Umfrage. Die Umfrage bestand aus 10 imperativischen Situationen (siehe Anhang).

Eine Befragung und ihre Ergebnisse

Es wurden 70 Personen befragt, davon 32 Muttersprachler und 38 Nicht-Muttersprachler. Nach dem Alter bildeten die größte Gruppe Personen im Alter zwischen 19 und 25 Jahren – u. z. 30 Personen. Die zweitgrößte Gruppe bestand aus Personen im Alter zwischen 12 und 18 Jahren – u.z. 22 Personen. Der jüngste Befragte war 12 Jahre alt, der älteste 77.

Mit dieser Umfrage untersuchte ich, welche kommunikativen Funktionen bei den imperativischen Sätzen im Deutschen am häufigsten vorkommen und welche die dabei am häufigsten verwendeten formalen Mittel sind.

In diesem Zusammenhang interessierte mich noch ein ganz konkreter Aspekt, u.z. die eventuellen Unterschiede in der Ausdrucksweise der Muttersprachler und der Nicht-Muttersprachler.

Diesen Vergleich zu realisieren, machte mir ein 4-monatiger Aufenthalt in Österreich möglich. Aus meiner Analyse ging Folgendes hervor:

Von allen Antworten erhielt mit 31,9 % die kommunikative Funktion der Aufforderung die höchste Prozentzahl. Weiter verzeichnete ich mit 12,3 % die kommunikative Funktion des Wunsches und mit 11,4 % die kommunikative Funktion der Mitteilung (siehe Tabelle Nr. 1).

Häufigste KF	Anzahl in %
Aufforderung	31,9
Wunsch	12,3
Mitteilung	11,4

Tabelle 1

Der dabei am häufigsten verwendete Verbmodus war **Indikativ** mit 49,3 %. Der Konjunktiv und der Imperativ bildeten den Rest mit einem gleichmäßigen Anteil von jeweils etwas über 25 % (siehe Tabelle Nr. 2).

Modus Verbi	Anzahl in %
Indikativ	49,3
Konjunktiv	25,4
Imperativ	25,3

Tabelle 2

Die am häufigsten selbstständig verwendete formale Struktur war die klassische imperativische Form mit 17,7 % (z. B. Situation Nr. 3 *Wie bitten Sie um Salz?*: „Gib mir bitte das Salz.“). Nicht zu übersehen waren auch der indikativische Interrogativsatz mit dem Modalverb *können* + Infinitiv mit 11,9 % (z. B. Situation Nr. 1 *Sie möchten ein Krimibuch kaufen*: „Können Sie mir ein gutes Krimibuch empfehlen?“) und der Indikativ Präsens des Vollverbs mit 10 % (z. B. Situation Nr. 7 *Gäste sind bei Ihnen zu Besuch*. Es ist aber schon ziemlich spät und Sie würden gerne schlafen gehen: „Ich muss ins Bett.“).

Von den konjunktivischen Formen war die Konstruktion Interrogativsatz mit dem Modalverb *können* + Infinitiv mit 9,2 % als die wichtigste zu nennen (z. B. Situation Nr. 2 *Das Fenster ist offen und es zieht*: „Könnten Sie bitte das Fenster schließen?“) (siehe Tabelle Nr. 3).

Häufigste formale Mittel	Anzahl in %
Imperativ: klassische Form	17,7
Indikativ: IS (MV können + Inf.)	11,9
Indikativ Präsens des Vollverbs	10,0
K2: IS (MV können + Inf.)	9,2

Tabelle 3

Was die Ausdrucksweise von Muttersprachlern und Nicht-Muttersprachlern betrifft, stellte ich ziemlich viele Differenzen fest.

Interessant ist z. B., dass die Nicht-Muttersprachler sehr viel Indikativ in ihren Äußerungen verwendeten. Auch in Fällen, in denen die Muttersprachler eine Konstruktion im Konjunktiv 2 wählten, benutzten die Nicht-Muttersprachler dieselbe Konstruktion im Indikativ. Zum Beispiel in der Situation Nr. 3 *Wie bitten Sie um Salz?*: Während die Muttersprachler die Konstruktion „*Könntest du mir bitte das Salz geben?*“ wählten, sagten die Nicht-Muttersprachler „*Kannst du mir bitte das Salz geben?*“.

Manche von den Muttersprachlern verwendete Konstruktionen kamen bei den Nicht-Muttersprachlern überhaupt nicht vor. Dies betraf z. B. die Konstruktion beim *Vorschlagen* (Situation Nr. 4 *Ein Treffen*): „Was hältst du davon, wenn wir ins Café gehen?“ – wahrscheinlich, weil sie diese Konstruktion nicht gut kennen.

Bei der *Kaufwunsch-Äußerung* gab es einen Unterschied in der Präferenz des Gebrauchs von Konjunktiv 2 der Verben *haben* und *mögen*. Während die Muttersprachler fast ausschließlich den Konjunktiv 2 von *haben* verwendeten (z. B. Situation Nr. 5 *Im Restaurant*: „Ich hätte gerne einen Salat.“), benutzten die Nicht-Muttersprachler eher den Konjunktiv 2 von *mögen* (z.B. „Als Vorspeise möchte ich bitte einen Salat.“).

Zusammenfassung

Ich denke, dass die Differenzen mit der sprachlichen Interferenz sowie mit den Gewohnheiten und mit der Kultur des jeweiligen Landes zusammenhängen. Vielleicht spielt aber auch die Tatsache eine Rolle, dass gewisse sprachliche Schemata im DAF-Unterricht bevorzugt, während andere vernachlässigt werden. Ich selber habe als Schülerin die Erfahrung gemacht, dass z. B. die oben genannte sprachliche Struktur Konjunktiv 2 des Verbs *mögen* zum Ausdruck des Wunsches vor anderen sprachlichen Strukturen bevorzugt wird. Den praktischen Sinn meines Beitrages sehe ich deswegen gerade im DAF-Unterricht. Die Fremdsprache sollte für den Lerner eine lebendige Sprache sein. Daher sollte er möglichst oft mit der Alltagssprache in Kontakt kommen.

Zum Schluss möchte ich noch bemerken, dass diese Problematik noch immer ziemlich wenig erforscht ist, und dass neue Untersuchungen mit Sicherheit interessant wären. Ich hoffe jedoch, mit meinem Beitrag einen kleinen Schritt nach vorne gemacht zu haben.

LITERATUR

ERNST 2002

ERNST, P.: *Pragmalinguistik: Grundlagen, Anwendungen, Probleme*. Berlin, 2002.

HINDENLANG 1994

HINDENLANG, G.: *Einführung in die Sprechakttheorie*. Tübingen, 1994.

KÁŠOVÁ 2006

KÁŠOVÁ, M.: Illokutionen – ein sprachwissenschaftliches und kommunikatives Phänomen als aktuelles Problem in der Sprachforschung. In: KOZMOVÁ, R. (Hrsg.): *Sprache und Sprachen im mitteleuropäischen Raum. Vorträge der internationalen Linguistik – Tage Trnava 2005*. FF UCM, Trnava, GeSuS, 2006, 89-101.

NIŽNÍKOVÁ 1992

NIŽNÍKOVÁ, J.: Dotazníkový prieskum vyjadrovania rozkazu a žiadosti v slovenčine. In: *Slovenská reč*, 57, 1992, 277-284.

WAGNER 2001

WAGNER, K. R.: *Pragmatik der deutschen Sprache*. Frankfurt am Main, 2001.

ANHANG

Situation Nr. 1: In der Buchhandlung

Sie möchten ein Krimibuch kaufen. Sie wenden sich an den/die Buchhändler(in), damit er/sie Ihnen bei der Auswahl hilft. Wie äußern Sie Ihren Kaufwunsch?

Situation Nr. 2: Es zieht

Das Fenster ist offen und es zieht. Was sagen Sie zu ihrem/ihrer Gesprächspartner(in), um ihn/sie dazu zu bringen, es zu schließen?

- Sie sprechen mit Ihrem Mann/Ihrer Frau
- Sie sprechen mit einer guten Freundin/einem guten Freund
- Sie sprechen mit Ihrer Mutter/Ihrem Vater
- Sie sprechen mit einer Bekannten/einem Bekannten

Situation Nr. 3: Am Tisch

Wie bitten Sie um Salz?

- Sie bitten Ihren Mann (Freund)/Ihre Frau (Freundin)
- Sie bitten Ihre Mutter/Ihren Vater
- Sie bitten Ihre Schwester/Ihren Bruder
- Sie bitten eine Arbeitskollegin/einen Arbeitskollegen

Situation Nr. 4: Ein Treffen

Sie treffen zufällig eine alte Bekannte/einen alten Bekannten, die/den Sie schon lange nicht gesehen haben. Nach einem kurzen Gespräch schlagen Sie vor, ins Café zu gehen. Wie formulieren Sie?

Situation Nr. 5: Im Restaurant

a) Sie möchten im Restaurant als Vorspeise Salat bestellen. Wie formulieren Sie das?

b) Sie möchten nach dem Abendessen bezahlen:

Situation Nr. 6: Rauchen

Sie erwischen Ihr Kind beim Rauchen. Was sagen Sie ihm, damit es das nicht mehr macht?

Situation Nr. 7: Besuch

Gäste sind bei Ihnen zu Besuch. Es ist aber schon ziemlich spät und Sie würden gern schlafen gehen. Was sagen Sie ihnen, um auf die fortgeschrittene Uhrzeit hinzuweisen? (Es sind Ihre Freunde, Ihre Bekannten, Ihre Eltern, Ihre Geschwister)

Situation Nr. 8: Am Bahnhof

Sie möchten mit dem Zug nach Wien fahren (auch zurück). Was sagen Sie dem Schalterbeamten?

Situation Nr. 9: Zimmer aufräumen

Sie wollen Ihr Kind (zwischen 8-13 J.) dazu bringen, dass es sein Zimmer aufräumt. Wie formulieren Sie dies?

Situation Nr. 10: Im Unterricht

Wie bringen Sie als Lehrer(in) mündlich Ihre SchülerInnen/StudentInnen im Unterricht dazu, dass sie aufpassen?

ZUR BILDUNG UND VERWENDUNG DER DIMINUTIVA IN DER GERSHEIMER (DEUTSCHLAND) UND TIEDISCHER (UNGARN) DIALEKTALEN VARIANTE DES RHEINFRÄNKISCHEN

SILVIA FLÖGL

Universität Erlangen, Deutschland

Konzept und Zielsetzung der Analyse

Mit dieser kontrastiven Untersuchung sollen die Ähnlichkeiten und Diversitäten der Diminutivbildung in der ungarndeutschen (Tiedischer) und der binnendeutschen (Gernsheimer) Variante des Rheinfränkischen erforscht werden.¹ Es soll gezeigt werden, welche Entwicklungstendenzen diese mündlichen Ausprägungen des Deutschen hinsichtlich der Bildung und Verwendung des untersuchten Sprachphänomens aufweisen.

Die dialektale Variante von Gernsheim am Rhein und Tiedisch

Die berücksichtigten sprachlichen Verwendungsmuster von Gernsheim (in Südhessen²) und Tiedisch sind regionale sprachliche Varianten, die zum Rheinfränkischen gehören. Die Gernsheimer Variante enthält phonetische, vereinzelt morphologische und lexikalische Elemente, die einen Unterschied zu in den benachbarten Orten gesprochenen dialektalen Varianten aufweisen. Die Tiedischer Variante zeigt keine enorm größeren Unterschiede als die geographisch unmittelbar benachbarten. Die in der empirischen Untersuchung in Betracht gezogenen Formen werden als „dialektnahe sprachliche Varianten“ bezeichnet, weil sie noch von Regionalität geprägt werden, jedoch nicht mehr mit den früher gesprochenen, in älteren Dialektgrammatiken der Umgebung beschriebenen, einzelörtlich stark variierenden und als „Dialekt“³ bezeichneten Varietäten identisch sind. Diese terminologische Bezeichnung ist auch deshalb von Vorteil, weil der in der sprachlichen Realität sprechsprachliche Bereich – von den dialektnahen Varianten bis zu den großräumigen Umgangssprachen und Substandards – einen großen Raum auf der Kontinuum-Skala zwischen den zwei Endpolen „Dialekt“ und „Standardsprache“ einnimmt. Von Relevanz ist, dass in der Befragung statt des Terminus „Dialekt“/ „dialektale Variante“ aufgrund der hypostasierten objektiven Vorkenntnisse der Probanden das Wort „Platt“ (in Gernsheim) bzw. „Schwäbisch“ (in Tiedisch) eingesetzt wurde⁴.

¹ Der Begriff „Variante“ bezeichnet in diesem Beitrag eine Unterkategorie von „Varietät“. Unter „Varietät“ wird eine relativ selbständige Existenzform des Deutschen begriffen (hier die Dialektgruppe des Rheinfränkischen), die hinsichtlich ihrer grundsätzlichen grammatischen Ausprägung eine Abgrenzung gegenüber anderen Varietäten mit anderem Regelsystem zulässt und im Innern zwar (örtliche) Varianten aufweist, die aber keine wechselseitigen Verständnisschwierigkeiten hervorrufen.

² Die Varietät wird nach manchen Ansichten als „Südhessisch“ eingeordnet, vgl. z.B. MOTTAUSCH (1999) und den Verweis von WIESINGER (1983, 849).

³ Unter dem Terminus „Dialekt“ wird eine der Standardsprache gegenübergestellte regionale Sprachvarietät verstanden. Näheres zur Problematik siehe z.B. DINGELDEIN (1997, 90-110).

⁴ Dieser Ausdruck ist am gängigsten und verständlichsten bei den Gernsheimer Befragten. Nähere Ausführungen zu den Begriffen „Gernsheimer Dialekt“ und „Platt“ siehe FLÖGL (2007). Als eine

Abriss zu den Diminutivsuffixen in den Varietäten des Deutschen

Unter Diminutivierung wird primär auf lexikalisch-semanticcher Ebene die Ergänzung der Bedeutung eines Lexems durch das Merkmal [+ klein] mittels Hinzufügung eines Suffixes verstanden. Daneben werden Diminutivierungen auch zur Kennzeichnung von subjektiven Empfindungen benutzt. Über die Termini „Diminutiv(um)“/„Deminutiv(um)“ bzw. „Diminutivierung“/„Deminutivierung“ wird im wissenschaftlichen Diskurs in Zusammenhang mit Substantiven (als Ableitungsform⁵ bzw. Verkleinerungsform), mit Verben (als Aktionsart⁶, bei iterativen Verben) und selten auch mit Adjektiven und Adverbien (Hypokoristika⁷) berichtet. Einerseits wird also der Begriff aus der Sicht der Morphologie (Ableitung), andererseits aus der Sicht der (lexikalischen) Semantik erklärt. In der Definition von GLÜCK (2000, 159f.) wird neben „Verkleinerung“ „Reduzierung“ erwähnt, was aus semantischer Sicht als verallgemeinernd gelten kann, da manche Lexeme in ihrer diminutierten Form (von der formalen Logik her betrachtet) auch eine Steigerung ausdrücken können (vgl. *arm* > *ärmchen*).

Die Bildung der Diminutiva geschieht mit Hilfe von Suffixen bzw. mit Allomorphen des Morphems <Diminutivum>, die sich auch in den dialektalen Varianten nach festen Regeln strukturieren lassen. SEEBOLD hat eine umfassende Beschreibung über die Verkleinerungssuffixe in den einzelnen Dialektgruppen gegeben. Er beschreibt, dass die Verwendung der Diminutivformen in den nicht kodifizierten sprechsprachlichen Varietäten häufiger ist als in den (geschriebenen) Standardvarietäten, vgl. SEEBOLD (1983, 1250).

Diminutivsuffixe im Rheinfränkischen

Die mitteldeutschen Dialekte bilden ihre Verkleinerungsformen im Singular meist mit sog. *K*-Suffixen, wobei auslautende *-n* apokopiert werden (*-ke/ -che/ -je*). Hinzu kommen seltenere *lein*-Formen⁸; diverse Varianten dieser Endungen charakterisieren die westmitteldeutschen Dialekte. Diese Dialektgruppen (zu denen auch die untersuchten dialektalen Varianten gehören) bilden ihre Diminutiva in Plural mit dem Morph *-er*, vgl. die umfassende Beschreibung von DINGELDEIN (1983, 1198) und SEEBOLD (1983, 1253). Aus dem Verkleinerungssuffix *-chen* wird also im Plural *-cher*. WILD hält für die ‚Fuldaer‘ Mundarten in Ungarn die Pluralsuffixe *-erje* und *-elrje/ -lerje* kennzeichnend, wobei letztere Form eine Form ist, die sich aus der oberdeutschen Form *-erl* und dem fränkischen Suffix *-je* herausgebildet hat (vgl. WILD 1998: 219).

SEEBOLD bemerkt, dass für die Verkleinerung einzelner lexikalischer Elemente nur selten mehrere Suffixe existieren (vgl. SEEBOLD 1983, 1251). Eine wichtige Fragestellung dieser Darstellung ist, ob ein Wort mehrere Diminutivformen haben kann und ob diese auch eine parallele Verwendung finden.

vergleichbare laienlinguistische Bezeichnung für die Tiedischer dialektale Variante gilt „Schwäbisch“.

⁵ Vgl. z.B. CONRAD (1985, 56)

⁶ Vgl. z.B. GLÜCK (2000, 159), ABRAHAM (1988, 152)

⁷ Vgl. ABRAHAM (1988, 140, 152)

⁸ Vgl. WIESINGER (1983, 847f), KÖNIG (2004, 157)

Die Diminutivbildung der „südhessischen“ Dialekte hat MOTTAUSCH detailliert untersucht, vgl. MOTTAUSCH (2007). Er hält für dieses Gebiet hauptsächlich die verschiedenen dialektalen Varianten des *chen*-Suffixes (durch Lautwechsel $-\hat{c}/-j\hat{c}/-\hat{d}l/\hat{c}$) charakteristisch.

WILD nimmt für den ‚Fuldaer‘ Dialektraum in Südungarn in erster Linie das miteldeutsche Suffix *-chen* als charakteristisch an, das durch Lautwechsel (ch>j) als *-je* erscheint (vgl. WILD 1998, 212), bzw. die Doppelform *-elje*, die aus dem oberdeutschen Diminutivsuffix *-(e)l* und der (fränkischen) Grundform *-je* entstanden ist (vgl. WILD 1998, 215). Diminutivformen mit dem Doppelsuffix sind auch in rheinfränkisch-hessischen Dialekten zu belegen.⁹ WILD und SCHWARZ vermuten, dass die Suffixkombination der Amnensprache zu verdanken sei (vgl. WILD 1998, 218 bzw. SCHWARZ 1992, 429ff).

Hypothesen der Analyse

Die Hypothesen der Beschreibung sind hauptsächlich morphologischer Natur, beziehen sich jedoch auch auf einige Aspekte der sozialen Diversitäten hinsichtlich der Verwendung der Diminutiva. Die Haupthypothese dieser Ausführung bezüglich der Verwendung der verkleinerten Formen ist, dass diese in der dialektalen Variante von Gernsheim und Tiedisch noch enorm häufig sind. Eine weitere Annahme der Darstellung ist, dass die Verkleinerung nicht nur bei Substantiven vorkommt, sondern auch bei der Substantivierung einiger Adjektiven und Verben eine wichtige Rolle spielt¹⁰. Daneben werden positive Attitüden zu den Verkleinerungsformen vermutet. Bezüglich der sozialen Faktoren wird angenommen, dass es Unterschiede in der Verwendung der Diminutiva zwischen Männern und Frauen gibt. Einerseits wird vermutet, dass Männer seltener Verkleinerungsformen verwenden als Frauen, andererseits, dass Frauen den Diminutiva eher eine emotionale, Männer eher eine funktionale Rolle zusprechen.

Außerdem wurde durch die Befragung geprüft, ob die – von MOTTAUSCH und SCHUDT erwähnten – Suffixe auch in der Gernsheimer und Tiedischer Dialektvariante vorkommen, vgl. MOTTAUSCH (2007), bzw. SCHUDT (1927, 23 ff).

Methodik und Material

Als Untersuchungsmethode wurde ein strukturierter, standardisierter Fragebogen eingesetzt, in Form von Interviews mit einigen Sprachaufnahmen. Im ersten Teil des Fragebogens sind folgende soziale Faktoren erfragt worden: Alter, Geschlecht, Schulbildung und Beruf¹¹. Außerdem sind an dieser Stelle der Herkunftsort, die Dialektkompetenz der Eltern und die eigene Dialektkompetenz – nach Selbsteinschätzung – erforscht worden. Bei der Erforschung der sprachlichen Daten sind innerhalb von vier Fragegruppen Aufgaben und

⁹ Mündliche Mitteilung von HEINRICH J. DINGELDEIN

¹⁰ WILD weist auch darauf hin, dass in den ‚Fuldischen‘ Mundarten einige substantivisch gebrauchte Adjektive diminuiert werden (vgl. WILD 1998, 215). Auch WEBER deutet auf die Existenz „diminuerender Adjektive“ hin (vgl. WEBER 1959, 63ff).

¹¹ Die Angaben zum Alter und Beruf sind ohne Vorgabe von Skalen oder feste Antwortmöglichkeiten erfragt worden, bei der Schulbildung ist eine fünfpolige Skala angegeben worden (geschlossene Frage). Bei der Erfragung der nicht-sozialen (Kompetenz) Daten sind Entscheidungsfragen formuliert worden.

Fragen formuliert worden. In der ersten thematischen Einheit¹² sind 70 Wörter systematisch aufgelistet worden: Substantive, Adjektive und Verben. Bei den Substantiven sind diverse Gruppierungen gemacht worden (insgesamt 60 Wörter): konkrete und abstrakte Wörter in 12 thematischen Gruppen¹³. Bei weiteren fünf Bezeichnungen wurden die Probanden gebeten, die Verkleinerungsformen der vorgegebenen Wörter¹⁴ in Plural zu bilden. Auf diese Weise konnten die systematischen morphfonologischen Regelmäßigkeiten der Suffixverwendung festgelegt werden.

Bei der nächsten Fragegruppe wurden die Grund- und Diminutivformen von fünf adverbialen Konstruktionen in zwei Reihen angegeben. Die Befragten sollten sich für diejenige Form festlegen, die sie öfter und lieber verwenden. Bei Frage 3 wurden die Attitüden zu den adverbialen Verkleinerungskonstruktionen und zu den adverbialen Konstruktionen mit Grundformen erforscht, mit Hilfe eines siebenpoligen semantischen Differentials bezüglich fünf Bezeichnungen (siehe z. B. zwei Polen: *liebes Kind / liebes Kindchen*).

Als Letztes wurde eine offene Frage bezüglich der Frequenz und des Motivs der Verwendung von Diminutivformen bei den Befragten formuliert. Ohne Darbietung von Antwortmöglichkeiten waren zwar die Daten schwieriger auswertbar, sie ließen sich jedoch aufgrund der homogenen Antworten in verschiedene thematische Gruppen einordnen. Gleichzeitig wurde den Befragten mit dieser Methode die Möglichkeit gegeben, ihre Meinungen frei, ohne Steuerung und Beeinflussung äußern zu können.

Die Befragten

Die Untersuchungspersonen leben allesamt in Gernsheim bzw. in Tiedisch. Das Alter der Befragten lag zwischen 23 und 86 Jahren; bei der Befragung wurde also die zweite und dritte Generation berücksichtigt, weil bei diesen Altersgruppen die Dialektkompetenz angenommen werden kann.¹⁵ Die Anteilnahme der beiden Geschlechter war in gleicher Relation. An der Untersuchung haben insgesamt 64 Personen teilgenommen. 90% der Befragten wurden in der Schöffersstadt¹⁶ Gernsheim, 84% in Tiedisch geboren. Bezüglich des Faktors *Schulbildung* zeigen die beiden Gruppen der Untersuchungsorte ein homogenes Bild: Die meisten Befragten haben einen Beruf erlernt (in Tiedisch arbeitet/arbeitete über die Hälfte

¹² Frage 1: „Verwenden Sie die Verkleinerungsform der folgenden Wörter? Wenn ja, bilden Sie bitte diese Form in „Platt“!“

¹³ Die Gruppen der konkreten Substantive lauten wie folgt: Speise- und Getränkebezeichnungen, Gegenstände des Alltags, Mengenangaben, Tiere, Eigennamen, Kleidungsbezeichnungen, Pflanzennamen, Bezeichnungen von Verkehrsmitteln, Bezeichnungen von verwandtschaftlichen Beziehungen, Zeitangaben und Raumbezeichnungen. Unter den abstrakteren Bezeichnungen sind gefühlswarme Bezeichnungen und Witterungsbenennungen (weniger greifbare Objekte) aufgelistet worden. Diese eigenartige Einteilung wurde deshalb für notwendig gehalten, weil die Berücksichtigung solcher Wörter zweckhaft war, die in der dialektnahen Variante oft verwendet werden. Die Befragten sollten bei einer potentiellen Verwendung der Verkleinerungsformen, diese in der dialektalen Variante von Gernsheim bzw. Tiedisch bilden.

¹⁴ Buch, Baum, Tasche, Mappe, Flasche

¹⁵ 90-prozentige Dialektkompetenz bei 140 Befragten zwischen 25 und 75 Jahren (in fünf Altersgruppen), vgl. FLÖGL (2007), bzw. 100-prozentige Dialektkompetenz in Tiedisch bei 34 Befragten (vgl. FLÖGL demnächst).

¹⁶ Nach Peter Schöffers (Drucker, Mitarbeiter Gutenbergs) hat die Stadt 2003 die offizielle Bezeichnung „Schöffersstadt“ erhalten.

der Informanten in der Landwirtschaft)¹⁷. Alle Befragten waren kompetente Sprecher der Gernsheimer und Tiedischer dialektalen Variante. 88% der Eltern der Untersuchungspersonen sprechen/sprachen – laut Angaben der Befragten – das „Gernsheimer Platt“ und alle Eltern in Tiedisch beherrschen/beherrschten das „Schwäbische“.

Ergebnisse der Untersuchung

Alle Forschungsfragen wurden von den Untersuchungspersonen in beiden Orten vollständig beantwortet, so konnten die Ergebnisse aller Fragen bewertet werden. Im ersten Schritt sollen die Ergebnisse der Korrelationsanalyse zwischen den sozialen Daten und den Sprachdaten dargestellt werden. Es ist zu erwähnen, dass bezüglich der Geschlechtsunterschiede nur hinsichtlich der anderen erfragten sozialen Daten Aussagen gemacht werden können (siehe Kapitel 6). (Bezüglich der Altersklassen konnten keine bemerkenswerten Unterschiede hinsichtlich der Diminutivverwendung festgestellt werden.) Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern zeigen sich einerseits in der Verwendung, andererseits bei der Bildung von Verkleinerungsformen. Bei den männlichen Befragten von Gernsheim gibt es nur zwei Lexeme, bei denen die Diminutivform nur in wenigen Fällen verwendet wird: *nett* und *laufen*, in den meisten Fällen waren jedoch nur die Männer diejenigen, die bei der Verkleinerungsbildung der angegebenen Lexeme eine negative Antwort gegeben haben: *Kaffee, Wasser, Dibbe, Paar, Katze, Paul, Renate, Katharina, Peter, Rock, Socke, Apfel, Birne, Licht, Luft, Bus, Fahrrad, Auto, Wagen, Roller, Mann, Mutter, Stunde, Moment, Minute, Dorf, Zimmer* und *dumm* (28 Wörter¹⁸). Anders formuliert haben alle Frauen bei diesen Lexemen die verlangten Formen gebildet. Bei den weiblichen Informanten von Gernsheim kommen Verkleinerungsformen mit einem *i*-Suffix oft vor (z.B. *Hundschi*). Diese Variante des (umgelauteten) Suffixes *-sche* gaben auch selten männliche Untersuchungspersonen an (hauptsächlich Männer, deren Frauen diese Formen verwendeten¹⁹). Diese Suffixvariante ist vermutlich eine Kontaminationsform aus dem *i*-Suffix des frankfurterischen Raumes und des Suffixes *-sche*.²⁰ Bei den Frauen ist diese Bildungsvariante insgesamt neunmal (bei fast allen Lexemen), bei den Männern lediglich zweimal vorgekommen, und nur bei einigen Lexemen. Diese Bildungsvariante ist also eher für Frauen charakteristisch. Bei den Tiedischer Befragten gaben zwar weibliche Untersuchungspersonen tendenziell häufiger Verkleinerungsformen an als männliche, es lässt sich jedoch keine eindeutige Korrelation feststellen.

¹⁷ An der Forschung hat aus Gernsheim keiner, aus Tiedisch ein Akademiker teilgenommen. Bei den Gernsheimer Berufen ließen sich verschiedene thematische Gruppen bilden: Techniker, Chemiker, Beamter, Gastwirte, VerkäuferInnen, Bürokaufmänner; außerdem nahm ein Schlosser, ein Bäcker, ein Metzger, ein Accounting Manager, eine Zahnarzthelferin und eine Hausfrau an der Befragung teil. Von den Tiedischer Befragten waren die meisten in der Landwirtschaft tätig, außerdem kamen noch folgende Berufe vor: Bürgermeister (Bautechniker), Maurer, Buchhalter, Ingenieur, Verkäufer, Postbeamte, Schreiner, Gärtner und Eisenbahner.

¹⁸ Die Bezeichnungen *Kippe, Dibbe, und Pfund* sind bei der Befragung in Tiedisch weggelassen worden, da diese dort nicht gebräuchlich und verständlich sind.

¹⁹ Bemerkung: In vielen Fällen sind in beiden Untersuchungsarten Ehepaare befragt worden.

²⁰ Vgl. mündliche Mitteilung von HEINRICH J. DINGELDEIN

Die Befragten bilden (unabhängig vom Geschlecht) die meisten Verkleinerungsformen und am häufigsten bei Substantiven²¹ (Gernsheim: 90%; Tiedisch: 84%); bei Adjektiven (Gernsheim: 52%; Tiedisch: 60%) und Verben (Gernsheim: 43%; Tiedisch: 19%) gaben daneben die Untersuchungspersonen substantivierte Verkleinerungsformen an, die hauptsächlich in der dialektalen Variante vorkommen. So kann die Annahme, bei der Substantivierung einiger Adjektiven und Verben spiele die Diminutivierung eine wichtige Rolle, als Tendenz verifiziert werden. Bei einigen (in der Untersuchung nicht aufgelisteten) Adjektiven ist die Verwendung von Diminutivformen charakteristisch, die von emotionaler Natur sind, und in der Ammensprache adjektivisch verwendet werden.²² Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Hypothese der Arbeit, die Verkleinerungsformen seien in der dialektalen Variante von Gernsheim und Tiedisch sehr häufig, bestätigt werden kann. Hinsichtlich des formalen Aspekts der Diminutivbildung lässt sich feststellen, dass die diversen dialektalen Formen des Suffixes *-chen* (*-ŕ/ -jŕ/ -ŕl/ŕ*) in beiden Untersuchungsorten am häufigsten vorkommen. Außerdem kommen in Gernsheim (hauptsächlich bei Frauen) die *i*-Varianten dieser Suffixe vor: *-fi/ -ji/ -ŕli*. Darüber hinaus sind in Gernsheim in einzelnen Fällen die Diminutivsuffixe *-le*, *-e*, *-lein*, *-ŕr/ŕ* und *-ŕrlŕ* zum Vorschein gekommen. In Tiedisch wurden die meisten Diminutiva mit dem Suffix *-je* (gelegentlich mit *-elje/ -erje*) gebildet. In der Tiedischer Variante ist also eine starke Homogenisierungstendenz zu beobachten. Bei den Tiedischer Befragten kommen auch analytische Diminutivierungen vor: in solchen Fällen treten diminutivierende Adjektive vor dem Substantiv: *klaa dumnje*, *hoart* (sehr) *kscheid* etc auf. Formen können – logisch betrachtet – als eine Steigerung der Diminutive betrachtet werden. Ein interessantes Resultat ist, dass in beiden Untersuchungsorten das Adjektiv *klein* (als an sich schon diminuierendes Adjektiv!) in seiner substantivischen Form relativ oft diminutiv verwendet wird (*Klaasche/Klaaschi*: in Gernsheim zu 57%, *Klaaje/Klaanesje*: in Tiedisch zu 97%).

Bei der Verwendung der Diminutivsuffixe in Gernsheim lassen sich folgende morphologische Regelhaftigkeiten feststellen: Die Formen mit der Endung *-i* kommen nach folgenden Elementen vor: nach /u/, /l/, /r/, /m/, /n/, /p/, /b/, /t/ und /d/, nach /s/, /f/ / und /z/, bzw. nach /k/. Bei einigen Lexemen erscheint des Weiteren in beiden Untersuchungsorten ein kombiniertes Suffix, das doppelt eine Verkleinerung markiert: *-ŕl/ŕ* (Gernsheim) bzw. *-elje/ -erje* (Tiedisch), (standarddeutsch *-elchen*), z.B. *Stiggelsche/Stickelje* (Stück), *Räckelsche/Räckelje* (Rock), *Säckel-sche/Fußsäckelje* (Socke), *Blimelsche/Blimerje* (Blume), *Bischelsche/Bischel-je* (Busch) (erstere ist die Gernsheimer, letztere jeweils die Tiedischer Variante), also nach den phonologischen Elementen /k/, /m/ und /f/ / . Zwar lassen sich dabei keine Regeln festlegen, die Doppelformen kommen aber eindeutig bei denselben Wörtern in den beiden dialektalen Varianten vor. Auch Umlaute kommen bei der Bildung der Diminutivformen vor. Eine Ausnahme bildet jedoch z. B. das Lexem Hund (>*Hund-sche/Hundje* statt der Standardform *Hündchen*). Neben den Umlaut-Formen können sich in

²¹ Die wenigsten Diminutivformen sind bei den abstrakten Begriffen, bei Speise- und Getränkebezeichnungen und bei Mengenangaben angegeben worden, die meisten Formen dagegen bei Gegenständen, Verwandtschaftsbezeichnungen bzw. bei Tieren und Eigennamen.

²² Aufgrund meiner eigenen Beobachtungen lässt sich sagen, dass bei Kindern eine Verkleinerung von Adjektiven oft verwendet wird, und zwar von Männern und Frauen zugleich, z.B. gut > *gutsche*, *gutschi*

einigen Fällen auch andere Laute des Stammes ändern, z.B. *Waage* (Wagen²³) > *Wäjelsche* (Gernsheim).

Bei der Bildung von Verkleinerungsformen in Plural haben alle Gernsheimer Befragten das Morph *-er* angegeben. Dieses Resultat stimmt somit mit den Ergebnissen früher durchgeführter Forschungen überein (vgl. Kapitel 3). In dieser Hinsicht gab es keine Geschlechtsunterschiede. In Tiedisch existiert ebenfalls ein homogen verwendetes Pluralsuffix: *-elr(je)/er(je)*. Interessant ist, dass hier das Pluralsuffix *-er* wortintern eingefügt wird, und nicht an die diminuierte Form angehängt wird. Das bei WILD konstatierte Suffix *-lerje* kommt bei den Ergebnissen von Tiedisch nicht vor.

Hinsichtlich der Fragestellung, ob verschiedene Diminutivformen eines Wortes vorkommen können, kann angemerkt werden, dass in Gernsheim fast bei allen Lexemen zwei oder mehrere Alternativen der Verkleinerung erschienen sind.²⁴ In Tiedisch dagegen kommen bei 42% der Bezeichnungen mehrere Varianten vor, was erneut auf eine Homogenisierungstendenz hinweist (vgl. im Vergleich zu den Ergebnissen von WILD 1998, 216f).

Das Genus der Substantive ist in dieser Arbeit nicht berücksichtigt worden. Bei der Verkleinerungsbildung von Eigennamen ist in Gernsheim das gängigste Suffix ebenfalls *-l̥*, selten kommen jedoch auch die Suffixe *-l̥l* und *-j̥l̥* vor, wobei in Tiedisch lediglich *-je-* und *-i-* Formen auftreten.

Aufgrund der Ergebnisse der zweiten Fragegruppe lässt sich feststellen, dass die verkleinerten Formen von den Befragten bei den angegebenen Wörtern insgesamt öfter und lieber verwendet werden als die Grundformen (siehe Tabelle 1). Bezüglich der Geschlechtsunterschiede lässt sich anmerken, dass die Männer in Gernsheim doppelt so oft die Grundform gewählt haben als die Frauen, eine allgemeine Tendenz lässt sich jedoch in beiden Untersuchungsorten – aufgrund der niedrigen Relation der Wahl der Grundformen – nicht feststellen.

Grundform		Diminutivform		beides
<i>kleine Maus</i>	9%; 6%	<i>kleines Mäuschen</i>	88%; 69%	3%; 25%
<i>lieber Schatz</i>	12%; 6%	<i>liebes Schätzchen</i>	85%; 56%	3%; 38%
<i>kleiner Hund</i>	3%; --	<i>kleines Hündchen</i>	94%; 88%	3%; 12%
<i>kleiner Baum</i>	0%; --	<i>kleines Bäumchen</i>	97%; 75%	3%; 25%
<i>kleine Dibbe</i>	12%; --	<i>kleines Dibbchen</i>	85%; --	3%; --

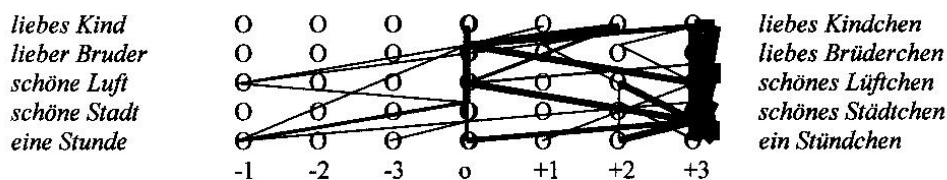
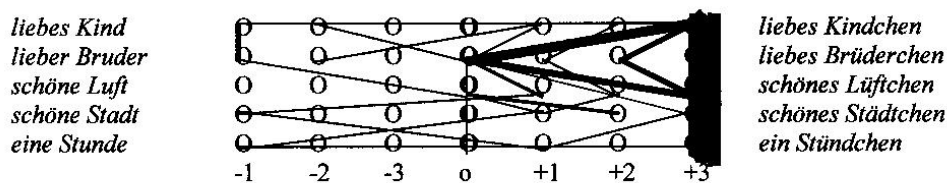
Tabelle 1 (Angaben: Gernsheim; Tiedisch)

Die Ergebnisse der dritten Fragegruppe bezüglich der Attitüden der Befragten zeigen eine ähnliche Tendenz zu den Resultaten der zweiten Frage, hier kann man jedoch auch Abweichungen zwischen den einzelnen Wörtern feststellen. Die meisten Befragten bevorzugen in der dialektalen Variante eine Verwendung der Verkleinerungsformen, so lässt sich die Hypothese – es gibt positive Attitüden zu den Verkleinerungsformen – tendenziell bestätigen. Es gibt auch Lexeme, bei denen – bei mehreren Personen – eine positivere Bewertung der Grundform vorkam (siehe *Kind* und *Bruder*). Wenn man sich die erste und zweite Ab-

²³ Auto/Fahrzeug, im Gegensatz zum Dialektwort *Wache* (Kinderwagen).

²⁴ z.B. Mutter > *Müttersche*, *Mittersche*, *Mutterschi*, *Mitterschi*, *Mütterschi*, *Muttersche*, *Muttsche*, *Mutti*, insg. sieben Varianten

bildung anschaut, wird man sich über die genannten Tendenzen schnell klar. Es ist zu bemerken, dass in der Tiedischer Variante die Diminutivformen nicht in dem Maße wie in Gernsheim bevorzugt werden, woraus man darauf schließen möge, dass die Diminutivbildung in der Gernsheimer dialektalen Variante wichtiger ist, was auch mit den vielfältigen Formen zu untermauern wäre.



Die Abbildungen lassen erkennen, dass die Attitüden in Tiedisch auch überwiegend positiv sind, jedoch nicht mehr so ein eindeutiges Bild zeigen. Interessant ist, dass in Tiedisch die Bezeichnungen *liebes Kind* und *lieber Bruder* in keinem der Fälle negativ bewertet wurden, wobei eine negative Beurteilung in Gernsheim häufiger vorkommt.

Die Ergebnisse der vierten Frage bestätigen, dass die Verwendung der Diminutivformen auch persönliche und emotionale Funktion hat. Bereits bei SEEBOLD (1983:1250) und GLÜCK (2000, 159f., 283) wird erwähnt, dass Verkleinerungsformen der „Signalisierung emotionaler Einstellungen“ dienen können und dass Diminutivsuffixe dem bezeichneten Lexem eine „affektive Bedeutung“/„emotionale Stellungnahme“ hinzufügen. Eine solche Verwendung wird dort jedoch in erster Linie für die „Kommunikation von Liebespaaren“ und für die Ammensprache für charakteristisch gehalten. Aus den Ergebnissen der Befragung geht demgegenüber eindeutig hervor, dass die Funktionen der Diminutivierung weitaus vielfältiger sind. Die Gründe der Verwendung der Diminutivformen können also demnach folgende sein:

- Funktionaler Aspekt: Verkleinerung: 41%; 22% (Gernsheim; Tiedisch)
- Ästhetischer Aspekt: Verschönerung: 6% (Gernsheim)
- Emotionaler Aspekt: persönlicher, schöner: 16%; 13% (Gernsheim; Tiedisch)
- Funktionaler und ästhetischer Aspekt: Verkleinerung und Verschönerung (bei lieben Sachen und netten Menschen): 2 %; 25% (Gernsheim; Tiedisch)
- Funktionaler und emotionaler Aspekt: Verkleinerung und emotionale Attitüden: 34% (Tiedisch)
- Sonstige Aspekte:

- bei Fröhlichkeit, frohe Ausdrucksweise, nette Selbstdarstellung: 6% (Gernsheim)
- spontane, nicht bewusste Verwendung: 6% (Gernsheim)
- liebevolle Sprache: 6% (Tiedisch).

Es lässt sich festhalten, dass bei denjenigen Befragten, bei denen die Verwendung der Diminutivformen nicht bewusst (oder spontan) ist, die Frequenz der Verwendung am niedrigsten ist. Die hinsichtlich der Geschlechtsunterschiede formulierte Hypothese (Frauen sprechen den Diminutiva eher eine emotionale, Männer eher eine funktionale Rolle zu) lässt sich lediglich als Tendenz bestätigen, da fünf Frauen und acht Männer die ausschließliche Verkleinerungsfunktion angegeben haben. Eine spontane, nicht bewusste Verwendung ist jedoch nur bei Männern vorgekommen. Der ästhetische Aspekt ist bei beiden Geschlechtern aufgetreten, der emotionale überwiegend bei Frauen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Funktionen der Diminutiva auch heute noch in beiden Untersuchungsorten heterogen sind. In der Tiedischer dialektalen Variante kann es zu Bedeutungs differenzierungen zwischen den Diminutivformen kommen: z.B. bedeutet *Dummje* ein kleines dummes Kind, wobei *Dummjan* einen dummen Erwachsenen bezeichnet. *Mäderje* bedeutet gleichzeitig kleines Mädchen und junge Tochter. *Lichtje* wird in der Bedeutung von kleiner Lampe verwendet. *Mutterje* bezieht sich auf den Elternteil Mutter, wobei *Mitterje* eine kleine alte (unbekannte) Frau bezeichnet.

Konsequenzen und Reflexion

Aufgrund der Ergebnisse lässt sich feststellen, dass die Befragten die Diminutivformen nach eigenen Angaben oft verwenden. Da die Zahl der Untersuchungspersonen 64 beträgt, kann man hinsichtlich aller dialektkompetenten Personen in Gernsheim und in Tiedisch nur tendenzielle Ergebnisse formulieren, und diese haben lediglich quasi-repräsentativen Charakter. Dank der lückenlos ausgefüllten Fragebögen kann die Validität der Resultate als gesichert gelten; die in der Darstellung gestellten Fragen konnten zwar nicht in aller Vollständigkeit beantwortet werden, die Interpretierbarkeit der Daten hinsichtlich der Fragestellung ist jedoch vertretbar.

Bezüglich der sozialen Faktoren kann man festlegen, dass es keine bedeutende Korrelation zwischen der Verwendung der Verkleinerungsformen und den außersprachlichen (sozialen) Daten gibt. Es konnte jedoch ein bedeutender Zusammenhang zwischen dem Geschlecht der Probanden und der Verwendung des grammatischen Phänomens tendenziell nachgewiesen werden. Die Verwendung der Diminutivformen ist hauptsächlich bei Substantiven charakteristisch, daneben finden aber auch einige diminutive Adjektive in der Ammensprache Verwendung. Bezüglich der Form und der Charakteristik der Suffixe lässt sich sagen, dass sie in der Gernsheimer dialektalen Variante noch relativ vielseitig sind, also noch keine enorme Homogenisierung aufgetreten ist – die heute immer mehr für die dialektnahen Varietäten und kleinräumigen Varianten charakteristisch ist – wobei diese Erscheinung in Tiedisch bemerkbar ist. Man konnte jedoch auch konkret sehen, dass die Diminutive auch in Tiedisch noch differenziert zur Verwendung kommen.

Hinsichtlich der Gründe der Verwendung des untersuchten grammatischen Phänomens ließ sich eine Homogenität unter den Untersuchungspersonen feststellen. Die meisten Befragten benutzen die Verkleinerungsformen zur Verschönerung der Aussagen, um

einen persönlichen Ausdruck zu erstreben bzw. zur Verniedlichung von verschiedenen Objekten. In einem nächsten Schritt wäre eine detaillierte Untersuchung der in der vorliegenden Darstellung festgestellten phonetischen Charakteristika wichtig und interessant. Bei einer erneuten Durchführung der Untersuchung könnte gezielt strukturiert geprüft werden, ob es auch Altersunterschiede hinsichtlich der angesprochenen Problematik gibt.

LITERATUR

ABRAHAM 1988

ABRAHAM, Werner: *Terminologie zur neueren Linguistik*. Bd. 1 (A–L). 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Tübingen, Max Niemeyer Verlag (Germanistische Arbeitshefte/Ergänzungsreihe), 1988. 140, 152.

CONRAD 1985

CONRAD, Rudi (Hg.): *Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini*. 1. Aufl. Leipzig, VEB Bibliographisches Institut, 1985. 56.

DINGELDEIN 1983

DINGELDEIN, Heinrich J.: Spezielle Pluralbildungen in den deutschen Dialekten. In: BESCH, Werner – KNOOP, Ulrich – PUTSHCKE, Wolfgang – WIEGAND, Herbert Ernst (Hg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Halbbd. 2*. Berlin – New York, Walter de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.2), 1983. 1196–1202.

DINGELDEIN 1997

DINGELDEIN, Heinrich J.: Was ist „Standardsprache“, was ist „Dialekt“? Zur Definition zweier linguistischer Termini. In: *Germanistische Beiträge 6*, Lucian–Blaga–Universität Hermannstadt. Sibin – Hermannstadt, Universitätsverlag, 1997. 90–110.

FLÖGL 2007

FLÖGL, Silvia: *Attitüden zum eigenen Dialekt in der Schöfflerstadt Gernsheim am Rhein – Eine empirische Analyse*. Diplomarbeit, vorhanden in den Bibliotheken der Universität Pécs (Philosophische Fakultät, Deutsch–Österreichische Bibliothek (Ungarn) und der Philipps–Universität Marburg (Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas (Deutschland)).

FLÖGL 2008

FLÖGL, Silvia (demnächst): *Empirischer Ausblick zum Identitätsbewusstsein der Ungarndeutschen und über ihre aktuelle sprachliche Situation durch das Beispiel der ungarndeutschen Gemeinde Tiedisch*. Manuskript. Konferenzbeitrag, XVIII. Magyar Akalmazott Nyelvészeti Kongresszus (XVIII. Kongress der Ungarischen Angewandten Linguistik). Budapest.

GLÜCK 2000

GLÜCK, Helmut (Hg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 2., erw. Aufl. Stuttgart – Weimar, Verlag J. B. Metzler, 2000. 159f, 283.

KÖNIG 2004

KÖNIG, Werner: *dtv–Atlas Deutsche Sprache*. Mit 155 Abbildungsseiten in Farbe, Grafiker Hans–Joachim Paul, 14., durchgesehene und aktualisierte Auflage, München, Deutscher Taschenbuch Verlag, 2004. 157.

MOTTAUSCH 1999

MOTTAUSCH, Karl–Heinz: Geschichte der Mundart der Stadt Lorsch mit Berücksichtigung des gesamten „südhessischen“ Mundartgebietes. (2 Teile) (Hg.): HILDEBRANDT, R. – RAMGE, H.: *Beiträge zur deutschen Philologie*. Giessen, *Wilhelm Schmitz Verlag*, 1999.

MOTTAUSCH 2007

MOTTAUSCH, Karl–Heinz: *Grundzüge der Wortbildung in der Lorschener Mundart und im übrigen Südhessischen*. Hamburg, Verlag Dr. Kovač, 2007.

SCHUDT 1927

SCHUDT, Heinrich: *Wortbildung der Mundart von Wetterfeld (Oberhessen)*. (Giesener Beiträge zur deutschen Philologie XX, hrsg. von BEHAGEL, O.). Giessen, Verlag v. Münchow'sche Universitäts–Druckerei Kindt, Otto, 1927.

SCHWARZ 1992

SCHWARZ, Josef: *Die Fuldaer Mundart. Dargestellt an der Ortssprache der Großgemeinde Petersberg*. Fulda, Fuldaer Verlagsanstalt GmbH, 1992. 429ff.

SEEBOLD 1983

SEEBOLD, Elmar: Diminutivformen in den deutschen Dialekten. In: BESCH, Werner – KNOOP, Ulrich – PUTSCHKE, Wolfgang – WIEGAND, Herbert Ernst (Hg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Halbbd. 2*. (Handbücher zur Sprach– und Kommunikationswissenschaft. 1.2), Berlin – New York, Walter de Gruyter, 1983. 1250–1255.

WEBER 1959

WEBER, Edelgard: *Beiträge zur Dialektgeographie des südlichen Werra–Fuldaraumes*. Tübingen:, Max Niemeyer Verlag, 1959. 63ff.

WIESINGER 1983

WIESINGER, Peter: Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: BESCH, Werner – KNOOP, Ulrich – PUTSCHKE, Wolfgang – WIEGAND, Herbert Ernst (Hg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Halbbd. 2*. (Handbücher zur Sprach– und Kommunikationswissenschaft. 1.2), Berlin – New York, Walter de Gruyter, 1983. 807–899.

WILD 1998

WILD, Katharina: Diminuierung in den 'Fuldaer' Mundarten. In: CANISIUS, Peter – ROESSLER, Paul (Hg.): *Studien zur Germanistik. 5. Jahrgang*. Budapest, Osiris, 211–228.

ÜBERLEGUNGEN ZUM GEBRAUCH DER PRÄPOSITIONEN VON UND DURCH IM DEUTSCHEN PASSIVSATZ

MIHÁLY HARSÁNYI

Eszterházy Károly Hochschule, Ungarn

Einleitung

Genus verbi ist im Gegenwartsdeutschen eine der fünf grammatischen Kategorien des Verbs. Die Möglichkeit der Passivbildung ist allerdings nur bei einem Teil der Verben vorhanden. Während alle Verben Aktivformen aufweisen, ist laut Statistik nur etwa jedes zweite Verb passivfähig.¹ Die Häufigkeit der Passivkonstruktionen ist im Vergleich zu den Aktivformen äußerst gering. Auf 100 deutsche finite Verbformen entfallen durchschnittlich 93 Aktiv- und nur 7 Passivkonstruktionen, ferner ca. 5 Vorgangspassiv- und 2 Zustandspassivformen.²

Im Gegensatz zum Aktiv wird das Vorgangspassiv vorwiegend dann gebraucht, wenn das Agens³ in den Hintergrund tritt, weil es (1) unbestimmt, (2) für das Redethema irrelevant oder (3) unbekannt ist.

(1) *In Russland wird Wodka getrunken.*

(2) *Der Kranke kann nicht transportiert werden.*

(3) *In der Nacht ist das Auto meines Nachbarn gestohlen worden.*

Das Vorgangspassiv findet am häufigsten in wissenschaftlichen Texten und Fachtexten Verwendung, wie z.B. in Vorschriften, juristischen Texten, Gebrauchsanweisungen, Kochrezepten, usw.

Da das Passiv eine agensabgewandte Darstellung des Geschehens ist, wird bei der Passivtransformation auf die Nennung des Handelnden in den meisten Fällen verzichtet.⁴ Nur in etwa 10% der Fälle ist die Agensstelle im Passivsatz realisiert.⁵ Die primäre Ursache der Handlung wird vorwiegend mit Hilfe der Präpositionen *von* und *durch* angeschlossen, aber mitunter wird der Agensrepräsentant durch andere Präpositionen eingeleitet⁶, z.B.:

(4) *Auch **zwischen** Tieren werden Zeichen ausgetauscht.*⁷

(5) *Dieser Meinungsstreit wird **unter** Fachleuten geführt.*⁸

(6) *Eine eindeutige Klärung der Frage wird **seitens** der Regierung konsequent gefordert.*⁹

¹ Vgl. SOMMERFELDT (1992): 79.

² Vgl. DUDEN (1984): 176.

³ Unter Agens verstehe ich mit Bezug auf Duden den Ausgangspunkt (Täter, Urheber, Ursache) einer Handlung, vgl. Duden (1984): 181.

⁴ In bestimmten Fällen ist das Agens obligatorisch. Vgl. z.B.: *Das Tal wird von einem Fluss durchzogen.* Siehe: Höhle (1978): 140.

⁵ Vgl. DUDEN (1984): 181; ENGEL (1992): 455.

⁶ HELBIG (1986: 174) bemerkt, dass in vielen ähnlichen Fällen nur scheinbar von einem Agens gesprochen werden kann.

⁷ SOMMERFELDT (1992): 82.

⁸ Ders.

⁹ Ders.

- (7) **Bei** sehr schweren Vergiftungen wird der Arzt gezwungen, nach anderen Wegen zu suchen.¹⁰
 (8) **Auf** dem Messinstrument wurden falsche Werte angezeigt.¹¹
 (9) Turbinen werden unter anderem auch **mit** Wasser betrieben.¹²

Darstellung der Agensangabe in den Grammatikhandbüchern

Des Weiteren möchte ich die Darstellung der Agensangabe im Passivsatz in einigen gängigen Grammatikhandbüchern untersuchen.

Die im DaF-Unterricht wohl am häufigsten gebrauchte *Deutsche Grammatik* von HELBIG/BUSCHA¹³ sieht keinen wesentlichen Bedeutungsunterschied zwischen *von* und *durch*:

- (10) Er wurde **von** den Freunden überzeugt./Er wurde **durch** die Freunde überzeugt.

Im Einklang mit HELBIG/BUSCHA spricht JUNG¹⁴ von schwankendem Gebrauch der Präposition in den Fällen wie:

- (11) Dresden wurde **von** angloamerikanischen Bomben zerstört.
 (12) Dresden wurde **durch** Bomben zerstört.
 (13) Die Erde wird **von** (**durch**) Sputniks umkreist.

In mehreren Grammatikhandbüchern wird die den allgemeinen Sprachgebrauch durchaus simplifizierende, in den meisten Fällen jedoch zutreffende Meinung vertreten, dass nach *von* vor allem Personenbezeichnungen, nach *durch* vorwiegend Abstrakta stehen.¹⁵

- (14) Der Vortrag wurde **von** einem Physiker gehalten.
 (15) Dieser Tatbestand wurde **durch** seine Neutralität hervorgerufen.

Die im deutschen Sprachgebiet beliebteste Gebrauchsgrammatik von Duden betont dagegen im Zusammenhang mit der Agensangabe, dass die Präposition *von* nicht nur Personen bezeichnet, sondern auch Sachen oder Abstrakta nennt.¹⁶

- (16) Wir wurden **von** unseren Gefühlen (nicht: *durch unsere Gefühle*) übermannt.

Der Bedeutungsunterschied zwischen beiden Präpositionen wird deutlich, wenn sie im gleichen Zusammenhang, in demselben Satz auftreten. *Von* weist auf den Subjektsnominativ, den Urheber oder die Ursache, *durch* auf den Vermittler, das Mittel oder das Werkzeug hin.

- (17) Ich wurde **von** meinem Freund **durch** einen Boten verständigt.
 (18) Das Schiff wurde **von** einem Flugzeug **durch** Bomben zerstört.

¹⁰ DUDEN (1984): 181.

¹¹ HELBIG/BUSCHA (1986): 174.

¹² SCHRÖDER (1990): 103.

¹³ HELBIG/BUSCHA (1986): 173.

¹⁴ JUNG (1988): 220.

¹⁵ Vgl. z.B. SOMMERFELDT (1985): 88.

¹⁶ DUDEN (1984): 181.

Der prägnante Unterschied zwischen Urheber und Mittelperson fällt in den folgenden Beispielen klar ins Auge:

(19) Das Gelände wurde **von** Polizisten gesichert. (= *Polizisten sicherten das Gelände.*)

(20) Das Gelände wurde **durch** Polizisten gesichert. (= *Man/Die Behörde/Die Regierung o.ä. sicherte das Gelände durch [den Einsatz von] Polizisten.*)¹⁷

In (20) können das Indefinitpronomen *man* oder Wörter wie *Behörde* oder *Regierung* als latentes logisches Subjekt aufgefasst werden. Als allgemeine Regel kann gelten: Das logische Subjekt eines Passivsatzes wird bei Substantivierung des Verbs mit *durch* eingeleitet.¹⁸ Vgl.:

(21) Cäsar wurde im Jahre 44 v. Chr. **von** Brutus ermordet.

(22) Die Buchdruckerkunst wurde **von** Gutenberg erfunden.

(23) die Ermordung Cäsars **durch** Brutus

(24) die Erfindung der Buchdruckerkunst **durch** Gutenberg¹⁹

Problemstellung

Des Weiteren soll auf diejenigen Fälle hingewiesen werden, die in der Fachliteratur unterschiedlich, zum Teil widersprüchlich beurteilt werden.

Ursache

Zur Bezeichnung der Ursache dient nach Jung und Schmitz²⁰ *durch*, nach der Meinung von HELBIG/BUSCHA²¹ die Präposition *von*:

(25) Er wurde **durch** eine geschickte Operation gerettet.²²

Naturerscheinungen

Das bei FLÄMIG angeführte Beispiel zeugt davon, dass Naturerscheinungen als logische Subjekte im Passivsatz mit Hilfe der Präposition *durch* angeschlossen werden.

(26) Der Berufsverkehr wurde **durch** das Glatteis behindert.²³

SOMMERFELDT erklärt den Gebrauch von *durch* mit dem abstrakten Charakter des Wortes *Erdbeben* in dem folgenden Beispiel:²⁴

(27) Die malerische Landschaft wurde **durch** ein Erdbeben verwüstet.

Demgegenüber schließt DUDEN die Möglichkeit der Agensangabe mit *durch* in dem folgenden Satz eindeutig aus:²⁵

(28) Der Baum ist **vom** Blitz (nicht: *durch den Blitz*) getroffen worden.

¹⁷ Vgl. DUDEN (1984):181.

¹⁸ SCHMITZ (1976): 7 und SCHRÖDER (1990): 101.

¹⁹ SCHMITZ (1976): 7.

²⁰ JUNG (1988): 220, SCHMITZ (1976): 6.

²¹ HELBIG/BUSCHA (1986): 173, ohne Beispiel.

²² SCHMITZ (1976): 6.

²³ FLÄMIG (1991): 419.

²⁴ SOMMERFELDT (1992): 82.

²⁵ DUDEN (1984): 181.

Nach SCHRÖDER wird ein Naturereignis als Ursache eines Zustandes mit der Präposition *von* angegeben.²⁶

(29) *Von Frost und Kälte, Regen und Wind waren die Straßen stark beschädigt.*²⁷

In Anlehnung an die obige Behauptung schreibt SCHRÖDER später, dass der Urheber im Passivsatz durch *von* gekennzeichnet wird.²⁸

(30) *Das Bergdorf wurde von einer Lawine zerstört.*

SCHRÖDER scheint im Widerspruch zu sich selbst zu stehen, wenn er an einer anderen Stelle behauptet, dass *durch* in semantisch passivischen Sätzen ohne Ersatzmöglichkeit steht, „... wenn das logische Subjekt ein Naturereignis ist, das wie ein Agens wirkt.“²⁹

(31) *Durch die Frühjahrsstürme werden an der Ostseeküste oft schwere Schäden verursacht.* (SCHRÖDER: 103)

Die Korpusuntersuchung

Wie aus der obigen Darstellung hervorgeht, haben wir mit einer komplexen Problematik zu tun. Die meisten Grammatikhandbücher messen der Frage trotzdem keine gebührende Bedeutung bei, obwohl eine genaue Beschreibung der Anschlussmöglichkeiten des Agens auch aus der Perspektive des Fremdsprachunterrichts sehr wichtig wäre. Diejenigen, die Deutsch als Fremdsprache lernen, erheben mit Recht Anspruch darauf, dass sie klar sehen können, welche Faktoren bei der Determinierung der agentativen Präpositivergänzung im Passivsatz eine bestimmende Rolle spielen.

Aus diesem Grund habe ich eine auf Korpusanalyse basierte sprachliche Untersuchung durchgeführt. Das Ziel des Projekts war, diejenigen Tendenzen aufzuzeigen, die sich im Gegenwartsdeutschen im Zusammenhang mit der entsprechenden Präpositionswahl bei Agensrepräsentanten im Passivsatz abzeichnen. Mit Hilfe der sprachlichen Daten sollte ferner ermöglicht werden, einige – wie wir gesehen haben –, manchmal widersprüchliche Forschungsmeinungen auf ihre Richtigkeit zu überprüfen.

Das Korpus, das an Hand des online-Spracharchivs des Instituts für deutsche Sprache³⁰ zusammengestellt worden ist, besteht aus insgesamt 500 Passivsätzen mit aktualisierter Präpositivergänzung. In 250 Belegsätzen ist das Agens mit *von*, und in ebenfalls 250 Sätzen mit *durch* eingeleitet. Die Auswahl der einzelnen Beispielsätze war vom Zufall bestimmt, der durch die Software des Spracharchivs gewährleistet war. Allein bei Naturerscheinungen habe ich, um zu einem zuverlässigen Ergebnis zu gelangen, eine gezielte Suche durchgeführt. Die auf diese Weise gewonnenen Belege habe ich im Interesse der Vergleichbarkeit nach semantischen Kategorien klassifiziert. Die Ergebnisse der Untersuchung können folgendermaßen zusammengefasst werden:

²⁶ SCHRÖDER (1990): 206.

²⁷ SCHRÖDER (1990): 206.

²⁸ SCHRÖDER (1990): 206 f.

²⁹ Ders., 103.

³⁰ <https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/>

Semantische Gruppe	<i>von</i>	<i>durch</i>
1. Eigennamen	62 (95%)	3 (5%)
2. Gattungsnamen, die Personen bezeichnen	46 (94%)	3 (6%)

Tabelle 1: Absolute und prozentuelle Anzahl der Agensangabe mit von und durch innerhalb der angegebenen semantischen Gruppen

Als logisches Subjekt erscheinen in den Korpusbeispielen zahlreiche Eigennamen (Personen-, Stadt- und Ländernamen, Namen von Institutionen und Organisationen), sowie Gattungsnamen, die Personen bezeichnen. Bei beiden Gruppen überwiegt die Präposition *von* deutlich.

(32) *Der Verdienstorden wurde von General de Gaulle gegründet und ist eine der höchsten Auszeichnungen in Frankreich.*

Die Präposition *durch* kann in Gruppe 1 und 2 nur mit Zufallshäufigkeit belegt werden, ihr Anteil beträgt nur 5 bzw. 6%.

(33) *Er wurde durch Präsident Museveni und Mitglieder seiner Regierung auf dem Flughafen von Entebbe begrüßt.*

In 25 Fällen ist im Korpus die Agensstelle von Dingen besetzt. Damit stellt dieser Typ die zahlenmäßig kleinste semantische Gruppe dar. Die Agensangabe erfolgt hier in den meisten Fällen mit Hilfe der Präposition *von*.

Semantische Gruppe	<i>von</i>	<i>durch</i>
3. Dinge	20 (80%)	5 (20%)

Tabelle 2: Absolute und prozentuelle Anzahl der Agensangabe mit von und durch innerhalb der angegebenen semantischen Gruppe

Es kann festgestellt werden, dass in den Belegsätzen bei *von* der Quasi-Urhebercharakter, bei *durch* dagegen der mediale Charakter in Erscheinung tritt. Vgl.

(34) *Am Freitagabend war ein junger Mann von einer explodierenden Konservenbüchse schwer verletzt worden.*

(35) *Durch eine großzügige Spende im Wert von 5000 Mark wurde gestern eine weitere Baumpflanzaktion ermöglicht.*

Sammelnamen sind im Korpus relativ selten vertreten. Die Beispielsätze zeugen von einer sehr hohen Frequenz der Präposition *von*.

Semantische Gruppe	<i>von</i>	<i>durch</i>
4. Sammelnamen	37 (95%)	2 (5%)

Tabelle 3: Absolute und prozentuelle Anzahl der Agensangabe mit von und durch innerhalb der angegebenen semantischen Gruppe

(36) *Matratzen und Bettwäsche wurden zu diesem Zweck **von** der Bundeswehr zur Verfügung gestellt.*

(37) *Sie sind **durch** ihre Eltern gesetzlich krankenversichert, ohne dass dafür Zusatzbeiträge aufzubringen wären.*

Die Abstrakta, mit dem umfangreichsten Belegmaterial, stellen die einzige Gruppe dar, in der von einer eindeutigen Dominanz der Präposition *durch* gesprochen werden kann.

Semantische Gruppe	<i>von</i>	<i>durch</i>
5. Abstrakta	34 (14%)	216 (86%)

Tabelle 4: Absolute und prozentuelle Anzahl der Agensangabe mit *von* und *durch* innerhalb der angegebenen semantischen Gruppe

Die Gruppe kann mit den semantischen Kategorien abstrakt, unbelebt, medial, instrumental und kausal charakterisiert werden.

(38) *Paraguay hat als „Fluchtparadies“ auch einige Deutsche angezogen, die **von** der Justiz verfolgt wurden.*

(39) ***Durch** das rasche Eingreifen der Feuerwehr [...] konnte Schlimmeres verhindert werden.*

Bezüglich der Präpositionswahl des Agensrepräsentanten stellen die Naturerscheinungen – wie wir gesehen haben – die am meisten umstrittene, in der Fachliteratur oft widersprüchlich beschriebene Gruppe dar.

Im Cosmas II Korpus des IdS konnten in der Rolle eines Agens folgende Lexeme für Naturerscheinungen gefunden werden: *Erdbeben, Wind, Sturm, Unwetter, Hurrikan, Lawine, Regen, Regenfälle, Starkregen, Gewitter, Hagel, Feuer, Hochwasser, Flut, Überflutung, Trockenheit, Dürre, Blitz, Frost, Schnee, Schneefall, Tief und Hoch*. Keine entsprechenden Beispielsätze ließen sich dagegen im Korpus finden mit den Wörtern *Tsunami, Wirbelsturm, Orkan, Zyklon, Tornado, Schneesturm, Schneelawine, Frostwetter, Sintflut* und *(globale) Aufwärmung*.³¹ Die Gruppe trug kausale und aktionale semantische Merkmale.

Die Untersuchungsergebnisse machen deutlich, dass die Präposition *von* auch in der Gruppe der Naturerscheinungen überwiegt. Mit *von* sind 19 der belegten 23 Wörter eine Verbindung eingegangen, mit *durch* nur 13. Bei 9 Lexemen konnten beide Präpositionen nachgewiesen werden.

Semantische Gruppe 6: Naturerscheinungen	<i>von</i>	<i>durch</i>
<i>Erdbeben</i>	3	1
<i>Wind</i>	8	4
<i>Sturm</i>	4	0
<i>Unwetter</i>	1	0

³¹ Die Korpusuntersuchung ist im April 2008 durchgeführt worden.

<i>Hurrikan</i>	1	1
<i>Lawine</i>	2	0
<i>Regen</i>	4	3
<i>Regenfälle</i>	1	2
<i>Starkregen</i>	0	1
<i>Gewitter</i>	0	2
<i>Hagel</i>	0	2
<i>Feuer</i>	4	0
<i>Hochwasser</i>	4	4
<i>Flut</i>	5	0
<i>Überflutung</i>	2	0
<i>Trockenheit</i>	1	1
<i>Dürre</i>	1	0
<i>Blitz</i>	5	1
<i>Frost</i>	0	1
<i>Schnee</i>	2	0
<i>Schneefälle</i>	1	1
<i>Tief</i>	1	0
<i>Hoch</i>	1	0
<i>Insgesamt</i>	51 (68%)	24 (32%)

Tabelle 5: Absolute und prozentuelle Anzahl der Agensangabe mit *von* und *durch* innerhalb der angegebenen semantischen Gruppe

Vgl. folgende Beispiele mit *von*:

(40) *Dorothee ist wütend und läuft von zu Hause weg; aber noch bevor sie zurückkehren kann, wird sie von einem Sturm in ein fremdes Land geblasen, dort von einer bösen Hexe verfolgt.*

(41) *Schmitz wies darauf hin, daß Alfred Töpfer von der Stiftung Warentest in Berlin formuliert habe, die Gefahr von einem Blitz erschlagen zu werden, sei statistisch größer als die Chance, einen Jackpot der Superklasse I zu knacken.*

Fazit

Zusammenfassend lässt sich Folgendes sagen: Als Ergebnis meiner Untersuchungen konnten im Bereich der Naturerscheinungen 3 Faktoren ermittelt werden, die den Gebrauch der Präposition *durch* begünstigen:

- der mediale Bedeutungsinhalt, z.B.:

(42) *Vor knapp zwei Wochen war Yucatan durch den Hurrikan „Opal“ zum Teil überschwemmt und verwüstet worden ...*

- Aufzählungen, vgl.:

(43) *Sozialpädagoge und Musiker Bob Gentner wird in der nächsten Woche seinen Schülern beibringen, wie aus Abfallmaterialien Musikinstrumente entstehen, die durch Wind oder Menschen zum Klingen gebracht werden.*

- die abstrakte nominale Umgebung, z.B.:

(44) *Geprägt wurde die Geschichte des Ortes aber auch durch Plünderungen und Ver-*

wüstungen, durch Entvölkerung und neue Zuwanderungswellen, durch Hochwasser und Armut.

Semantische Gruppe	von	durch
1. Eigennamen	62 (95%)	3 (5%)
2. Gattungsnamen, die Personen bezeichnen	46 (94%)	3 (6%)
3. Dinge	20 (80%)	5 (20%)
4. Sammelnamen	37 (95%)	2 (5%)
5. Abstrakta	34 (14%)	216 (86%)
6. Naturerscheinungen	51 (71%)	21 (29%)
Insgesamt	250 (50%)	250 (50%)

Tabelle 6: Absolute und prozentuelle Anzahl der Agensangabe mit von und durch innerhalb der angegebenen semantischen Gruppen

Im Gegensatz zu manchen präskriptiven Betrachtungen konnte festgestellt werden, dass beide behandelten Präpositionen, zwar mit unterschiedlicher Häufigkeit, aber in allen untersuchten semantischen Gruppen vorkommen können (vgl. Tabelle 6). Die Ergebnisse der Korpusuntersuchung im Bereich der agentativen Präpositivergänzungen sprechen vor allem für die vielseitige Verwendbarkeit der Präposition *von*, die von der Gruppe der Abstrakta abgesehen in allen semantischen Gruppen dominiert.

LITERATUR

BRINKER 1971

BRINKER, Klaus (1971): *Das Passiv im heutigen Deutsch. Form und Funktion*. München, Hueber, 1971.

DUDEN. Die Grammatik. Herausgegeben und bearbeitet von DROSDOWSKI, Günter. Mannheim – Leipzig – Wien – Zürich, Dudenverlag, 1984.

ENGEL 1992

ENGEL, Ulrich: *Deutsche Grammatik*. Heidelberg – Budapest, Gross, 1992.

FLÄMIG 1991

FLÄMIG, Walter: *Grammatik des Deutschen. Einführung in die Struktur- und Wirkungszusammenhänge*. Berlin, Akademie-Verlag, 1991.

FÖLDES 1991

FÖLDES Csaba: *Deutsch-ungarisches Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Fachausdrücke*. Szeged, 1991.

HEIDOLPH 1981

HEIDOLPH, Karl Erich [u.a.]: *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Berlin, Akademie Verlag, 1981.

HELBIG – HEINRICH 1978

HELBIG, G. – HEINRICH, G.: *Das Vorgangspassiv*. Leipzig, Enzyklopädie, 1978.

HELBIG – KEMPTER 1975

HELBIG, G. – KEMPTER, F.: *Das Zustandspassiv*. Leipzig, Enzyklopädie, 1975.

- HELBIG – BUSCHA 1986
HELBIG, Gerhard – BUSCHA, Joachim: *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Leipzig, Enzyklopädie, 1986.
- HERINGER 2001
HERINGER, Jürgen: *Lesen, lehren, lernen. Eine rezeptive Grammatik des Deutschen*. Tübingen, Niemeyer, 2001.
- HÖHLE 1978
HÖHLE, Tilman N.: *Lexikalistische Syntax. Die Aktiv–Passiv–Relation und andere Infinitivkonstruktionen im Deutschen*. Tübingen, Niemeyer, 1978.
- JUNG 1988
JUNG, Walter: *Grammatik der deutschen Sprache*. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1988.
- PAPE–MÜLLER 1980
PAPE–MÜLLER, S.: *Textfunktionen des Passivs. Untersuchungen zur Verwendung von grammatisch–lexikalischen Passivformen*. Tübingen, Niemeyer, 1980.
- SADZIŃSKI 1987
SADZIŃSKI, Roman: Zur valenztheoretischen Wertung des Agensanschlusses im deutschen Passiv. In: *Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen, Nizza 1986*. Hrsg. vom CENTRE DE RECHERCHE EN LINGUISTIQUE GERMANIQUE (NICE). Tübingen, Max Niemeyer Verlag, 1987. 147–159.
- SCHMITZ 1976
SCHMITZ, Werner: *Der Gebrauch der deutschen Präpositionen*. Ismaning, Hueber, 1976.
- SCHOENTHAL 1976
SCHOENTHAL, G.: *Das Passiv in der deutschen Standardsprache. Darstellung in der neueren Grammatiktheorie und Verwendung in Texten gesprochener Sprache*. München, Hueber, 1976.
- SCHRÖDER 1990
SCHRÖDER, Jochen (1990): *Lexikon deutscher Präpositionen*. Leipzig, Enzyklopädie, 1990.
- SOMMERFELDT – STARKE – NERIUS 1985
SOMMERFELDT, K.–E. – STARKE, G. – NERIUS, D.: *Einführung in die Grammatik und Orthographie der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1985.
- SOMMERFELDT – STARKE 1992
SOMMERFELDT, Karl–Ernst – STARKE, Günter: *Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen, Niemeyer, 1992.
- ZIFONUN 1997
ZIFONUN, Gisela [u.a.]: Grammatik der deutschen Sprache. Bd. 3. In: EROMS, Hans–Werner – STICKEL, Gerhard – ZIFONUN, Gisela (Hg.): *Schriften des Instituts für deutsche Sprache. Bd. 7.3*. Berlin – New York, Walter de Gruyter, 1997.

KORPUS

<https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/>

WISSENSCHAFTLICHE REZENSION IM RAHMEN DER INTER-KULTURELLEN WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION

JULIA BAŇASOVÁ
Universität Prešov, Slowakei

Einleitung

Mit „Rezension“ wird ein Text bezeichnet, der kritisch über eine wissenschaftliche Neuerscheinung informiert. Der Begriff „Rezension“ als kritische Würdigung eines neu erschienenen Buches ist wie auch das Verbum „rezensieren“ im 17. Jh. aus dem lateinischen *re-censere* entlehnt worden. *Recensere* bedeutet Gegenstände mustern und zählen, gleichzeitig in übertragenem Sinne aber auch kritisch einschätzen. Rezension ist heute auf wissenschaftliche wie literarische Buchgegenstände gerichtet und sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der journalistischen, insbesondere literaturkritischen Kommunikation einer der dominanten Texttypen. Rezensionen ermöglichen eine Orientierung über wichtige Publikationen und Trends auf dem bestimmten Fachgebiet. Bewertung im Sinne von kritischer Überprüfung sollte wissenschaftlicher Alltag sein. Grundlage des wissenschaftlichen Publikationswesens ist die Begutachtung von neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen durch Kollegen im Rahmen des „Peer Review“, das sich als formalisierte Praxis der Qualitätskontrolle durchgesetzt hat. Peer Reviews sind zumeist unveröffentlichte Stellungnahmen zu unveröffentlichten Artikeln, Rezensionen dagegen können als veröffentlichte Peer Reviews zu veröffentlichten Publikationen bezeichnet werden. Peer Reviews haben die Möglichkeit wegen ungenügender Qualität Publikationen zu verhindern, im Falle der Rezension wird eine veröffentlichte wissenschaftliche Publikation nachträglich evaluiert.

Es hängt von der Art der Besprechung ab, wie ausführlich die Informationen in der Rezension sind. In einer „Kurzbesprechung“ (engl: Brief Review) wird die zu besprechende Publikation nur synoptisch vorgestellt. Rezension (Review) ist eine gründliche Darlegung der Medieneinheit. Im Falle eines „Rezensionsaufsatzes“ (Review Essay) geht es, auf das jeweilige Forschungsfeld bezogen, um eine weitergehende Auseinandersetzung.

Damit erfüllen Rezensionen für die Wissenschaften wesentliche Funktionen: Die Besprechung muss dem Leser das Buch vorstellen, ihr kommt also eine Berichtspflicht zu, sie muss auch eine begründete Bewertung der besprochenen Publikation beinhalten.

Struktur der wissenschaftlichen Rezension

Um die für die Wissenschaften wesentlichen Funktionen erfüllen zu können, müssen auch für die Rezensionen selbst Kriterien formuliert und Standards eingehalten werden. Rezension hat sich von anderen wissenschaftlichen Publikationen abgegrenzt und als spezifische Textform charakterisiert. Aus Analysen von Rezensionen, in denen typische formale und inhaltliche Strukturierungen befolgt werden, wurden Rahmenelemente und Spezifika der Textsorte Rezension rekonstruiert. Sie können durch drei Basisfunktionen charakterisiert werden: Die Rezension soll über die zu besprechende Publikation ausreichend informieren, eine darauf aufbauende evaluative Stellungnahme des Autors beinhalten und die besprochene Arbeit in den Forschungszusammenhang stellen. MOOTHA–ROOTH hat in ihrer gründlichen Analyse von Rezensionen 4 Schritte erkannt und definiert: Introducing the book,

Outlining the book, Highlighting parts of the book, Closing evaluation of the book.¹

Da die Domänen der wissenschaftlichen Rezension die Geistes- und Sozialwissenschaften sind, habe ich mich in diesem Beitrag auf Rezensionen aus dem Fachgebiet Linguistik konzentriert und dort nach Belegen für diese Analyse gesucht:

I. Schritt: In dem ersten Teil der Besprechung werden **Basisinformationen** über die Publikation gegeben, **Kontextualisierung** wird durchgeführt. Die Berichtspflicht, wonach die Besprechung dem Leser das Buch vorstellen muss, ist von großer Bedeutung und Verantwortung, denn sie schafft einen Informationsstandard. Zu den formalen und inhaltlichen Aspekten gehören:

- *Charakterisierung des Themenschwerpunktes* („... Siebold machte es sich zur Aufgabe... zu beschreiben..., ...im Zentrum der Ausführungen ist...“)
- *Hinweis auf den potentiellen Adressatenkreis* („... das vorliegende Buch bietet allen etwas..., ...zur Adressatengruppe gehören auch...“)
- *Information zu Autor/Herausgeber der zu besprechenden Publikation* („als Germanistin und Sprecherzieherin an ausländischen Universitäten machte sie die Erfahrung...“)
- *Lokalisierung der Publikation in dem Forschungsfeld* („... das Buch ist das Produkt eines langjährigen europaweiten Forschungsprojekts...“)

II. Schritt: Inhaltlicher Überblick – Eingehen auf die Inhalte der Publikation

- *Darstellung des Aufbaus* („Die Studie ist gut strukturiert und in zehn Kapitel gegliedert..., ...die graphische Gestaltung ist deutlich leserfreundlicher geworden...“)
- *Herausstellen der Themen der einzelnen Kapitel/Beiträge* („das 4. Kap. enthält den Versuch..., das 3. Kap. behandelt die Problematik..., das 1. Kap. umreißt das Ziel..., ...der Beitrag von X liefert eine Chronologie..., ...der Beitrag untersucht ... und plädiert für...“)
- *Fokussieren einzelner Kapitel, Schwerpunkte* („... im Folgenden konzentriere ich mich auf jene Beiträge, die..., ...der Rezensent hat das Kap. III absichtlich akzentuiert...“)

III. Schritt : Die Bewertung, Evaluation (Absicht der wissenschaftlichen Rezension ist es, die erreichten Arbeitsergebnisse kritisch zu reflektieren)

- *Schwachstellen, Fehlendes (generell/ speziell):*
(„... was mir in diesem Buch fehlt, ist..., ...weist das Buch wenige kleinere Schwächen auf..., ...leider verzichtet Vf. auf eine tiefer gehende Interpretation des Befundes..., ... problematisch finde ich an diesem Buch..., ... ein ebenfalls kritisch zu bewertender Aspekt...“)
- *Stärken, Entwicklungspotentiale (generell /speziell):*
(„... positiv hervorzuheben ist hier außerdem..., ... muss aufgrund der großen Anzahl an Tabellen und Graphiken als hochgradig transparent gelobt werden..., .. Eine Stärke des Buches liegt in..., ...die zwei Kapitel zur Sprache sind so gut, dass man sich mehr davon wünscht..., ...die Arbeit zeugt von großem Fachwissen und methodologischem Können..., ...beeindruckend ist

¹ MOOTHA–ROTH 1998.

das sorgfältig ausgewählte und wissenschaftlich solide angewandte Instrumentarium...“)

IV. Schritt: Gesamteinschätzung, Leseempfehlung

- *Fazit, Gesamteinschätzung der Publikation:*
(„Abschließend bleibt nur zu betonen, dass das Handbuch eine umfangreiche Quelle für Informationen ...ist, .. Gerade darin liegt das Verdienst des Bandes..., ... lohnt sich die Lektüre? Das steht außer Zweifel. ..., ... so viel Positives lässt sich über Sammelbände selten sagen..., ...höchste Anerkennung verdienen nicht nur Qualität ihrer Studie, sondern auch...“)
- *Empfehlung trotz Schwachstellen* („diese Kritik sollte jedoch nicht von der überaus positiven Einschätzung des Buches insgesamt ablenken..., ...trotz dieser Skepsis enthält das Buch manche, auch weiterführende Anregungen...“)

Bewertung, Kritik

Absicht der wissenschaftlichen Rezension ist es, die erreichten Arbeitsergebnisse kritisch zu reflektieren. Aufgrund der expliziten Wertungen des Rezensenten können auch harte Urteile gefällt werden. Eine Leistung kann der Rezensent als „überflüssig“ oder „umstritten“ für die Wissenschaft bezeichnen. Wenn er feststellt, dass in einer Untersuchung etwas versäumt wurde, darf er diesen Umstand nicht der „Bequemlichkeit“ oder „Faulheit“ der Individualität des Wissenschaftlers zurechnen. Auf die Person des Autors zielende Werturteile schließt die Ethik wissenschaftlicher Kommunikation aus. Als Grenzfall kann man das Attribut „naiv“ bezeichnen.

In meinen Untersuchungen habe ich mich auf kritische Bemerkungen der Rezensenten konzentriert. Je nachdem, ob der Rezensent seine Kritik möglichst mild ausdrückt oder eher hart urteilt, kann man sie abstufen. Davon hängt auch die sprachliche Darstellung ab. Der Autor hat eine Reihe sprachlicher Mittel zur Verfügung, die ihm helfen, subjektiv-modale Einschätzung auszudrücken.

In milder Kritik, eher in der Form von Empfehlungen finden wir abschwächende Partikeln, Modalwörter, Modalverben im Konjunktiv, restriktive und konzessive Sätze. Dieses Kapitel bietet einen verständlich geschriebenen Überblick:

- „Man **hätte sich** *allerdings* **gewünscht**, dass...“
- „Die Definition ... und die Begründung **wären** in der Einleitung *günstiger* **situiert** gewesen.“
- „*Vielleicht* **hätte** man *doch* **mehr davon gehabt**,...“
- „Eine kleine Auseinandersetzung **hätte** hier *sicher* **nicht geschadet**“
- „Es **wäre** *sicher* von Interesse...“
- „So **wäre es** *durchaus* **möglich**...“
- „Auch **wäre** eine Beschreibung konkreter Perspektiven **willkommen**...“
- „Es **wäre** spätestens hier **einzuwenden**, dass andere Verfahren **hätten diskutiert werden können**.“
- „Das **wäre** *aber* ein willkommener **Beitrag** zu...“

Im Vorwurf oder Hinweis finden wir vor allem die Verben *müssen* und *sollen* im Konjunktiv und die Modalwörter *sicher*, *unbedingt*:

- „Dem wird man *sicher* zustimmen wollen.“, „*allerdings* ist zu sagen, dass der Begriff ...**genauer definiert werden müsste.**“
- „Bei dieser Frage **hätten** *allerdings* die Autoren ... *unbedingt* **erwähnt werden müssen.**“
- „Insgesamt erhält der Leser eine gut strukturierte Sammlung ..., die *vielleicht* noch etwas stärker ein ...Repertoire **hätte liefern sollen.**“
- „kompakte Darstellung ... ist *sicherlich* gelungen, *allerdings* **sollte** das Konzept noch einmal **überdacht werden.**“

Oft findet man in der Kritik eher neutrale Formulierungen mit den Wörtern *Problem*, *problematisch*, *kritisch*, *fehlen*, *Frage* usw.:

- „Was **problematisch** erscheint, sind...“
- „Ein **ebenfalls kritisch zu bewertender Aspekt** ist ...“
- „**Ein weiteres Problem** stellen die...Texte dar.“
- „**Das größte Problem** aus meiner Sicht...“
- „**Für problematisch halte ich auch...**“
- „Was der Benutzer *bedauerlicherweise* **nicht erfährt**, ist, ...“
- „**Es stellt sich jedoch die Frage**, warum es zu manchen Regeln keine Übungen gibt.“

Nicht selten finden wir in der Rezension auch härtere Urteile, mit ironischen Bemerkungen oder mit der auf die Person des Autors zielenden Kritik. Die Untersuchungen haben gezeigt, dass diese Stilmittel sich nur Rezensenten mit Namen leisten, Wissenschaftler, die auch gerne für eine Diskussion zur Verfügung stehen:

- „*Interessanterweise* enthält seine Literaturliste **nur** englischsprachige Beiträge. Wesentliche Arbeiten von z.B. ... **kennt er offenbar nicht.**“
- „,...(zu) oft begegnende (zu) **große Selbstsicherheit**, die sich in dem Anspruch der Vfn. zeigt, nun **Pudels Kern entdeckt zu haben.**“
- „Dass er glaubt,, zeugt von **Selbstüberschätzung.**“
- „Dass in diesem Zusammenhang das Ministerium übergangen wird, deutet auf **Naivität** hin.“
- „Man muss der Vfn. große Belesenheit bescheinigen, die sie *allerdings* unablässig zu **demonstrieren bemüht ist.**“
- „...der Vf. **möge mir verzeihen**, aber ich glaube, in der Aufgabengestaltung liegen **nicht seine Stärken.**“
- „,...**trivial, einfallslos und irritierend** dazu ist z.B. auch...“

Darstellungsformen

Wie wir in den Beispielen gesehen haben, bringt der Rezensent auch persönliche Züge in den Text, vor allem in dem Bewertungsteil. Seine Ausdruckselemente und Stilmittel, die ihm erlauben, sich als Persönlichkeit im Text auszudrücken und ein Interesse am Text zu wecken, gehen über die fachliche Information hinaus. Zu diesen Stilmitteln gehören Ironie, Interjektionen, rhetorische Fragen und Wendungen. Es kommen Emotionalität und Kommunikativität in wissenschaftliche Rezensionen. Durch die „Feuilletonisierung“ kann es

dem Rezensenten gelingen, einen weiteren Publikumskreis anzusprechen. Aber gerade „in Bezug auf das ‚Wie‘ in der wissenschaftlichen Kommunikation, ihre Darstellungsform, haben die Wissenschaftler noch viel zu lernen“.²

Zusammenfassung

Grundlage des wissenschaftlichen Publikationswesens ist die Begutachtung von neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen im Rahmen des Peer Review und der Rezension, die sich als formalisierte Praxis der Qualitätskontrolle durchgesetzt haben. In dem Beitrag werden die wesentlichen Funktionen vorgestellt sowie die zentralen Elemente von Rezensionen präzisiert. Damit die Rezension ihre Funktion erfüllen kann, ist es wichtig, dass Kriterien formuliert werden und Standards eingehalten werden. Aber auch die Ausdrucksweise ist wichtig, um einen weiteren Publikumskreis anzusprechen.

LITERATUR

JÄGER 2001

JÄGER, Georg: *Von Pflicht und Kür im Rezensionswesen*. IASLonline.

Verfügbar über: <http://iasl.uni-muenchen.de/discuss/lisforen/jaerezen.html>.

MEY 2006

MEY, Günter: *Editorial Note: Das Internet als „scholarly review resource“*. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-06/06-2-42-d.htm>

MOOTA–ROTH 1998

MOOTA–ROTH, Desiree: Discourse analysis and academic book reviews. A study of text and disciplinary cultures. In INMACULADA FORTANET (ed.), *GenreStudies in English for Academic Purposes*. Castelló de la Plana, Universitat Jaume I 1998. 29–58.

NICOLAISEN 2002

NICOLAISEN, Jeppe: The scholarliness of published peer reviews: A bibliometric study of book reviews in selected social science fields. In: *Research Evaluation*, 11. 2002.

QUELLEN

Beispiele aus den Rezensionen von Dietmar Rösler, Gerhard Helbig, Ina Schreiter, Peter Suchsland, Hans-Jürgen Grimm, Stefanie Haberzettl, veröffentlicht in der Zeitschrift „Deutsch als Fremdsprache“ 2000–2004.

² JÄGER 2001.

MARKETING UND DIE WERBESPRACHE

ÁGNES SALÁNKI
Universität Miskolc, Ungarn

Einleitung

Über die Werbesprache habe ich schon mehrere Vorträge gehalten, bzw. Publikationen geschrieben, deshalb möchte ich jetzt diejenigen, denen einzelne Elemente schon als redundant scheinen würden, um Entschuldigung bitten. Ich habe schon über die Geschichte der Werbung, über informative bzw. emotionale Elemente der Werbung geschrieben, hauptsächlich über die psychologische Werbewirkung, die diese Elemente bei dem potentiellen Käufer auslösen können. Ich habe die Wirkung aufgrund der Bilder, Zeichnungen, Plakate, also der visuellen Mittel analysiert, und natürlich unter mehreren Gesichtspunkten der Sprachwissenschaft. Ich habe sogar die typisch männlichen und typisch weiblichen Argumente unter die Lupe genommen. Was ich Ihnen hier in diesen paar Minuten erzählen kann, ist also nur eine kurze Zusammenfassung über meine wissenschaftliche Arbeit auf diesem Gebiet, ungeachtet dessen, dass ich die Reklame immer unter dem Gesichtspunkt eines Sprachwissenschaftlers betrachtet habe, und mir ist eigentlich gar nicht aufgefallen, wie viel ich dabei in der Hinsicht des Marketings profitiert habe. Es erscheint nämlich in allen Elementen der Werbung, bei den sog. Werbeträgern, in deren Eigenschaften, in den einzelnen Werbekampagnen.

Über das Marketing haben die Experten für Ökonomie verschiedene Auffassungen. Sie vertreten aber alle die Idee, das Ziel des Marketings sei die Marktforschung. Auf dieser Grundlage soll man die aktuelle Kauflust vor Augen halten. Man soll den verschiedenen Trends immer folgen und sich demgemäß vorbereiten.

Im Folgenden möchte ich Sie ein wenig – nach dem Gelesenen – über die Mittel des Marketings informieren. Dabei will ich versuchen, immer die auch zum Teil die mit der Sprache zusammenhängenden Elemente zu berücksichtigen.

Hier könnte ich ausführlicher über die Produktpolitik, die Verkaufspolitik, Großhandel, Kleinhandel, Logistik, Preispolitik, Aktionen, Lieferungstermine, PR, Direktmarketing schreiben, ich werde mich aber auf den Sprachgebrauch der Werbung konzentrieren. (vgl. KOTLER 2002, BENNETT 2002, SAMUELSON 2005) Die Sprache gehört ja eindeutig zur kommunikativen Werbung.

Marketing und Werbeeefekte

Zum eigentlichen Thema zurückkehrend muss ich einsehen, dass sich auch die kommunikativen Elemente der Reklame so schnell verändern, dass die Forscher keine einzige Periode bei dem Sammeln der Materialien oder bei deren Gruppierung in verschiedener Hinsicht – bei den meisten Werbeträgern – außer Acht lassen dürfen, wenn sie sich konsequent mit diesem Thema beschäftigen wollen. Das hängt mit den ständigen Veränderungen zusammen.

Vielleicht können bei den einzelnen Werbeträgern traditionelle, allgemeine Tendenzen beobachtet werden, ich meine darunter z.B., dass man in den Fachzeitschriften für Autofans dieselben oder die gleichen umfangreichen Informationen über PKWs oder

LKWs und etwas Neues lesen möchte, man kann aber mit Reklame für kosmetische Artikel darin nicht so viel anfangen. In einer Zeitschrift für Frauen erscheint eher diese letztere Reklame für Schönheitspflege und gesunde Ernährung. Die bewährten Slogans haben sich aber nicht verändert: „*Vezetni mindig élvezet!*“ (Peugeot). Ganz einfach kann man das mit den zwei Lesarten des Slogans beweisen: Einerseits bezieht sich der Slogan auf die gute Qualität des Wagens, andererseits kann man damit dem Besitzer schmeicheln, dass er wirklich ein fantastisches Auto gewählt hat, welches ihn von den Mitmenschen unterscheidet, die vielleicht in einer schlechteren finanziellen Situation sind, und sich deshalb diese Marke nicht leisten können.

Oder ein uralter Slogan lautet „*Gut. Besser. Gösser.*“, wobei er den Deutsch Verstehenden mit dem Markennamen auf implizite Weise auf den Superlativ hinweist.

Darüber, dass bei den Werbeträgern das Internetmarketing oder das Direktmarketing eine riesengroße Rolle spielen, würde ich wirklich nichts Besonderes schreiben. Darüber kann man nämlich ganz wenige konkrete Informationen bekommen, aber wegen der Kundenähe halte ich das (besonders das Direktmarketing) für ein ziemlich begrenztes Gebiet, obwohl wir mit seiner Erscheinung immer mehr rechnen müssen.

Die von mir früher untersuchten alten Werbeträger veränderten sich während der 15 Jahre, in denen ich mich mit der Werbung unter vielen Gesichtspunkten beschäftigte, auf verschiedenen Gebieten enorm. Diese Veränderungen betreffen eher den visuellen und nicht so sehr den sprachlichen Charakter der Werbung.

Hier denke ich in erster Linie z.B. an die Riesenplakate, die vor ein paar Jahren neben den Autobahnen und Hauptstraßen erschienen sind. Mehrere stehen hintereinander, ihre Platzierung ist sehr gut berechnet, und sie rufen das Interesse des potentiellen Käufers eben für den Genuss von Erfrischungsgetränken und verschiedenen Biersorten hervor. Wenn wir vorbeifahren, wirkt das wegen der richtigen Platzierung einfach so, dass wir nach dem Anhalten unbedingt diese oder jene Art von Erfrischungsgetränken oder Bier probieren wollen.

Hier kommen gleich die Arten der informativen und der emotionalen Typen hervor. (SALÁNKI 1999) Vorher vertrat ich nach meinen Lektüren den Standpunkt, dass die informative Werbung beim Einkauf von Waren, die höhere Ausgaben verlangen, besser wirkt, weil dort der potentielle Käufer auf ganz nüchterne, rationale Weise die Entscheidung treffen muss. (vgl. RÖPER 1989, EDLER 1966, TIETZ – ZENTES 1980, SCHÜRMAN 1993, MEFFERT, 1989, ESCH 1994, RÁKOSI 1996, TRUNKÓ 1996, HANTSCH 1992, HANTSCH 1994, SALÁNKI 1998)

In der letzten Zeit habe ich im Fernsehen fast nur das gesehen, dass die emotionale Werbung in den Vordergrund tritt. Es gibt heutzutage immer mehr Reklamen, die die emotionale Wirkung ausnutzen wollen, die sich auf Gefühle, auf spontane Eindrücke basieren. Aber wir sollten diese Situation eigentlich verstehen. Wird die ganze Welt nicht irgendwie emotional eingestellt?

Wir sollten uns noch einmal an die ökonomische Definition erinnern, die ich schon früher erwähnt habe. Wie sind heutzutage die Käufer, die über genügend Geld verfügen? Sie können allerdings auch ihren zehn- oder zwanzigjährigen Kindern alles zur Verfügung stellen. Ob das ohne die nötigen Erfahrungen schon gut ist, ist wieder eine große Frage.

Die Ansprache der einzelnen Altersgruppen ist auch fragwürdig. Gleich sollten wir schon – z.B. wieder im Fernsehen – über die verschiedenen Altersklassen sprechen. Dafür

gibt es gute Beispiele, z.B. die Fernsehwerbung von der Bank und Versicherung der Firma *FHB*, wo man mit der uralten Story (Gespräch zwischen „Lujza und Jenő“, die typische alte Kabarettfiguren der früheren Radiokabarettsendungen sind), diejenigen, die schon mindestens über 40 Jahre alt sind, anspricht. Genauso geschieht das bei der Werbung *Hild*, in der durchgehend alte Personen als Mitspieler auf dem Fernsehschirm erscheinen.

Für die jüngere Generation ist die emotionale Werbung besonders typisch. Hier denke ich an die Werbung für Erfrischungsgetränke, Energiegetränke, Genussmittel (z.B. *Fanta*, *Chips* und *Coca Cola*), die lustig und auch erfrischend wirken und den Angesprochenen ein positives Erlebnis bieten.

Zu einer anderen Untersuchungsvariante der Werbung gehört die Interpretation der Werbung unter weiblichem und männlichem Gesichtspunkt. Meine frühere Schlussfolgerung war eindeutig, dass in der Reklame immer der Mann der Ratgeber ist, der der hilflosen Frau gute Ratschläge gibt. Nehmen wir hier die Reklame von *Calgon* als Beispiel. Interessanterweise ist es immer ein Mann, der der Frau beim Einkaufen erklärt, warum sie statt des alten ein neues Waschpulver wählen sollte. (SALÁNKI 2004)

Als positive Erscheinung betrachte ich dabei das Auftreten der weiblichen Experten auf dem Bildschirm, aber dazu brauchte ich noch weitere Beispiele. Meinen jetzigen Erfahrungen nach hat sich die Reklame in dieser Hinsicht etwas geändert. Sehen wir uns dafür einige Beispiele an: Bei der *Provident-Bank* bittet der Mann telefonisch um Hilfe, und es ist eben eine Frau, die gleich die entsprechende Summe überreicht. Beim Produkt *Cillit-Bang* schlägt eine Frau der anderen vor, in Zukunft eben dieses Putzmittel zu benutzen, wobei sie ihr über ihre eigenen positiven Erfahrungen erzählt. Bei einer anderen Werbung schlägt wieder eine Frau der anderen vor, dass sie gesunder würde, wenn sie *Danone Activia* oder *Advil Ultra* nimmt.

Wir könnten weiterhin in der Reklame über die Rolle der Prominenten sprechen, die Werbewirkung aufgrund ihrer allgemeinen Bekanntheit ausüben, wie z.B. Mary Zsuzsi (Sängerin) mit *Corega Tabs*, Ildikó Pécsi (Schauspielerin) mit dem „natürlich“ neuen *Bio-pon* oder Krisztina Eggerszegi (Olympiasiegerin) mit *Danone*.

Belege und Beispiele

Ich meine, oben haben Sie erfahren können, unter welchen verschiedenen Gesichtspunkten man die Werbung untersuchen kann. Dann habe ich noch kaum die Werbesprache erwähnt, obwohl deren Eigenschaften und ihre Übersetzbarkeit für uns, Linguisten auch eine echte Schatzkammer sein kann.

Hier möchte ich auch meine Forschungen kurz erläutern, wo ich deutsche und ungarische Slogans unter die Lupe genommen habe. Die onomasiologische Betrachtungsweise ausgenommen habe ich in den beiden Sprachen die semasiologischen, syntaktischen Gesichtspunkte, die rhetorischen Mittel und die Übersetzbarkeit bzw. die Unübersetzbarkeit untersucht.

Unter semasiologischem Gesichtspunkt habe ich den besonderen Werbewörtern Aufmerksamkeit gewidmet, wie z.B.: „*frisch*“, „*gesund*“, „*einfach*“, „*Freude*“, „*Zeit*“, „*Duft*“, im Ungarischen ist das ähnlich „*szép*“, „*biztos*“, „*boldog*“, „*természet*“, „*élvezet*“, „*minőség*“. Die besonderen Zusammensetzungen sind speziell für das Deutsche charakteristisch wie „*wasserfest*“, „*rostfrei*“, „*bügelfrei*“ usw. Dieses Phänomen ist für das Ungarische weniger charakteristisch. Das kann damit begründet werden, dass die ungarische

schen Sprachpfleger sie für unnatürlich gehalten haben. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sind eben deshalb die Zeitschriften „Magyar Nyelv“ und „Magyar Nyelvőr“ gegründet worden, um die Germanismen im Ungarischen abzuschaffen. Einige sind zwar geblieben wie „*víző terület*“ oder „*rozsdamentes acél*“, neue können wir aber nicht bilden.

Unter syntaktischem Gesichtspunkt kann man sowohl in der deutschen als auch in der ungarischen Werbung beobachten, dass die Slogans nur aus ein paar Worten bestehen, wobei das erste Wort in den meisten Fällen der Markenname ist. Natürlich kommen auch andere Beispiele vor: „*Gehwohl. Alles für das Wohl der Füße.*“, „*8 x 4. Das Hochleistungsdeo*“, „*Chef ecet. A természet sava-borsa.*“, „*Sunsilk. A szép haj tudománya.*“ Aber: „*Entdeckt das Nesquick Knusperfrühstück!*“, „*Mi ágyban vásárolunk. Qelle.*“ (SALÁNKI 1998)

Zusammenfassung

Sowohl bei den deutschen als auch bei den ungarischen Werbeslogans treten rhetorische Mittel auf, z.B.: Metaphern: „*Hera. A főzőmargarin, amely újrainrja a szakácskönyveket.*“, sich wiederholende Elemente: „*Wer will noch mal? Wer hat noch nicht?*“ (*Fewa Supra*), Übertreibungen: „*Sanhelios 333 wirkt einfach doppelt und dreifach*“, Vergleiche: „*Wenn Ihr Auto so klug sein soll wie Sie*“ (*Mitsubishi Motors*), oder „*Kitekat wirkt stark wie es schmeckt.*“ Wir wissen doch nach dem Werbegesetz, dass der Vergleich von konkreten Marken zwar verboten ist, die Werbeexperten sind aber schlau. Auch die Verneinung von etwas kann zu positiver Werbewirkung führen: „*Nem csak melegben, de csak hidegen!*“ (*Coca Cola*). Der uralte Slogan „*Patientia. Hat hét hit és hat.*“ zeigt, wie durch die Alliteration die Werbewirkung hervorgerufen werden kann. Überzeugend können dabei auch alte Sprichwörter oder Wendungen sein, die eine alte Weisheit auszudrücken vermögen: „*Die klügere Zahnbürste gibt nach.*“ (*Dr. Best*), oder „*En csak tudom, hiszen megettem már a kefirém javát!*“ (*Danone*).

Die ungarische Werbesprache nutzt ihre Biegsamkeit mit unübersetzbaren Neubildungen: „*Rama. Kennivalóan finom.*“, „*Halls. Lélegzetállítóan lélegzetmegindító.*“, „*Schölller. A jegeslegjobb.*“, „*Airwaves. Maximális fejfrissülés.*“

Obwohl ich hier betonen möchte, dass man über alle oben erwähnten Elemente je einen selbständigen Vortrag halten könnte, weil die Forschungsthemen so unterschiedlich sind, sollen wir uns hier mit dieser kurzen Zusammenstellung begnügen, damit die anderen auch zum Wort kommen können. Danke schön für Ihre Aufmerksamkeit.

LITERATUR

BENETT 2002

BENETT, P. D. zit. nach: OLASZY K. – PÁKOZDINÉ Gonda I.: *Wirtschaftsthemen*. Budapest, Holnap Kiadó, 2002. 206.

EDLER 1966

EDLER, F.: *Werbetheorie und Werbeentscheidung*. Wiesbaden, Gabrel, 1966.

ESCH 1994

ESCH, F.-R. (Hg.): *Expertensysteme für die Werbung*. München, Franz Vahlen, 1994.

- HANTSCH 1972
HANTSCH, I.: Zur semantischen Strategie der Werbung. In: *Sprache im technischen Zeitalter* 42. 1972. 93–113.
- HENTSCH 1994
HENTSCH, M.: *Die Entstehung des Plakates. Eine rezeptionsästhetische Untersuchung*. Hildesheim – Zürich – New York, Georg Olms, 1994.
- KOTLER 2002
KOTLER, P. zit. nach: OLASZY K. – PÁKOZDINÉ Gonda I.: *Wirtschaftsthemen*. Budapest, Holnap Kiadó, 2002. 206.
- MEFFERT 1998
MEFFERT, H.: Werbe- und Mediaplanung. In: *Handwörterbuch der Planung*. SZYPERSKY, N. (Hg.). Stuttgart, Poeschel, 1998.
- RÁKOSI 1996
RÁKOSI K.: Sex a reklámban. In: *Reklámgazdaság*. 7–8., 1996. 1–8.
- RÖPER 1972
RÖPER, B.: Werbung im Wandel der Werbewirtschaft. In: *Werbung im Wandel 1945–1995. Eine Sammlung von werbefachlichen Texten*. HUNDHAUSEN, C. (Hg.) Essen, Girardet, 1972. 96–102.
- SALÁNKI 1998
SALÁNKI Á.: *Werbung im Vergleich. Deutsche und ungarische Werbetexte*. Pécs, 1998. (Manuscript)
- SALÁNKI 1999
SALÁNKI Á.: Informatív és emocionális reklám. In: *Modern Filológiai Közlemények*. I. évf. 1. 1999.
- SALÁNKI 2002
SALÁNKI Á.: Weitere Äquivalenzmöglichkeiten von deutschen und ungarischen Werbetexten. In: *Die deutsche Sprache im vielsprachigen Europa des 21. Jahrhunderts*. FORGÁCS E. (Hg.) Szeged, Grimm Kiadó, 2002. 138–142.
- SALÁNKI 2004
SALÁNKI Á.: Férfi reklám – női reklám. In: *Nyelv – Társadalom – Nyelvhasználat. A XIII. MANYE Kongresszus Szociolingvisztika Szekciójának válogatott közleményei*. BARTHA M. (Hg.) Székesfehérvár, Kodolányi János Főiskola, 2004. 27–31.
- SAMUELSON 2005
SAMUELSON, P.: *Közgazdaságtan*. Budapest, Akadémiai Kiadó, 2005.
- SCHÜRMAN 1993
SCHÜRMAN, U. 1993. *Erfolgsfaktoren der Werbung. Im Produktlebenszyklus*. Frankfurt/M. – Berlin – Bern – New York – Paris – Wien, Lang, 1993.
- TIETZ – ZENTES 1980
TIETZ, B. – ZENTES, J.: *Die Werbung der Unternehmung*. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt, 1980.
- TRUNKÓ 1996
TRUNKÓ B. 1996. Lepsény. Humorról és reklámról. In: *Reklámgazdaság* 5–6., 1996. 1–8.

'VOX SIGNIFICAT RES MEDIANTIBUS CONCEPTIBUS'¹. ZUR GEGENSEITIGEN WECHSELBEZIEHUNG ZWISCHEN DER SPRACHE DES ALLTAGS UND DER RECHTSSPRACHE.

RAFAL SZUBERT
Universität Wrocław, Polen

Einleitung

Im Mittelpunkt des Beitrags steht das Thema der semantischen Grenzüberschreitungen in Sprache. Veranschaulicht wird es anhand von Beispielen aus der Umgangssprache und der Fachsprache des Rechts. In meinen Überlegungen gehe ich von der Referenztheorie aus und versuche, auf die Frage Antwort zu geben, wie die mentale Repräsentation² von bestimmten Wörtern in der Umgangssprache und in der Rechtssprache ist und inwieweit der Bezug ein soziales Phänomen ist. Insbesondere interessieren mich in diesem Zusammenhang das Phänomen des Wegfalls einer Bedeutungsvariante (vgl. KELLER, KIRSCHBAUM 2003:116) in der Verwendung von sprachlichen Zeichen und ihre sprachvarietätsbedingten Verwendungsweisen. Dabei verfolge ich das Phänomen der varietätsbedingten Differenzierung des semantischen Gehalts eines Wortes, eines Ausdrucks oder eines Textes.

Zur Beschreibung dieses Phänomens bediene ich mich an erster Stelle des Begriffs der Bedeutung. Man unterscheidet zwei hauptsächliche Bedeutungsarten:

1. die intralinguale Bedeutung
2. die extralinguale Bedeutung

Die intralingualen Bedeutungen der Zeichen ergeben sich aus dem Sprachsystem selbst (BLANKE 1973: 23). Dagegen sind extralinguale Bedeutungen der Zeichen solche, „an denen extralinguale Faktoren beteiligt sind“ (BLANKE 1973: 23). Innerhalb der intralingualen Bedeutungsart werden weiter unterschieden:

- die grammatische Bedeutung eines gebundenen Morphems im paradigmatischen System der Formbildung, z.B. die grammatische Bedeutung vom Verb 'verweisen';
- die grammatische Bedeutung im System der syntaktischen Bedingungen, z.B. 'diese Kind-er', 'dieser Kind-er', 'diesen Kind-ern', 'diese Kind-er';
- die lexikalische Bedeutung eines Wortes im Rahmen seiner von System vorgegebenen lexikalischen Kombinationsfähigkeit oder Kollokabilität; beispielsweise das aus der Gesamtheit der Kombinationsmöglichkeiten des Verbs gewählte Auftreten von Verb 'beißen' und von Substantiv 'Zähne', 'Zunge' oder 'saurer Apfel' (auf die Zähne beißen; Zunge beißen; in den sau-

¹ LYONS J. (2000): *Bedeutungstheorien*. In: HOFFMANN 2000: 624-642. Es heißt dort: „Ein sprachlicher Ausdruck bezeichnet [seine Referenten] mithilfe von Begriffen.“

² Unter mentaler Repräsentation von Begriffen verstehe ich ihre Bedeutung, welche die Kommunizierenden aufgrund ihrer Erfahrung, ihres Sprachgebrauchs in konkreten Situationen angeworben, eingelesen und im Gehirn gespeichert haben, so dass sie diese Bedeutung zu jeder gegebenen Zeit und zu jeder bestimmten Situation abrufen können. Mentale Repräsentationen von Begriffen werden gewöhnlich mittels eines geometrischen Modells wie das semantische Dreieck von OGDEN und RICHARDS nachvollziehbar dargestellt.

ren Apfel beißen) bzw. das Auftreten des Adjektivs ‚schwanger‘ mit dem Substantiv ‚Frau‘ bzw. ‚Mädchen‘ oder mit dem Verb ‚werden‘ bzw. ‚sein‘ (schwängere Frau; schwangeres Mädchen; schwanger werden; schwanger sein);

- die lexikalische Bedeutung eines Wortes im Paradigma bedeutungsbenachbarter Wörter (‘Gehölz’ [*geschlossener, kleiner Bestand von Bäumen und Sträuchern, Wäldchen*] zum Unterschied von ‚Holz‘ [*ohne Pl./ landsch. kleiner Wald, Gehölz*], ‚Wald‘ [*größere, dicht mit (hochstämmigen) Bäumen bestandene Fläche*], ‚Urwald‘ [*Wald, auf dessen Entwicklung der Mensch nicht Einfluß genommen hat, unkultivierter, unbewirtschafteter Wald*], ‚Forst‘ [*bewirtschaftete Waldfläche*], ‚Hain‘ [*Wäldchen*], usw.) (vgl. BLANKE 1973: 23).

Innerhalb der extralingualen Bedeutungsart werden folgende Subgruppen herausgegliedert:

- die referentielle Bedeutung (vgl. BLANKE 1973: 30ff.),
- die assoziative Bedeutung (vgl. BLANKE 1973: 34f.),
- die affektive Bedeutung (vgl. BLANKE 1973: 35f.),
- die situative Bedeutung (vgl. BLANKE 1973: 36f.),
- die stilistische Bedeutung (vgl. BLANKE 1973: 38f.),
- die etymologische Bedeutung (vgl. BLANKE 1973: 38f.).

Referentielle Bedeutung

Aus den von Lyons erwähnten Fokussierungsmöglichkeiten der Bedeutungsbetrachtung (LYONS 1991:1-24) ist für mich in diesem Beitrag die referentielle Bedeutung interessant. Diese Bedeutungsart halte ich im Kontext der gegenseitigen Wechselbeziehungen zwischen dem Inhalt (Begriff) von sprachlichen Zeichen des Alltags und der Rechtssprache für aufschlussreich. Insbesondere halte ich die konzeptualistische Idee der Bedeutung des sprachlichen Zeichens dafür geeignet zu sein, Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Zeichengebrauch von den Laien und von den Fachleuten nachvollziehbar zu präsentieren. Dabei stütze ich mich auf Materialien und Erfahrungen, die im Wintersemester 2008/2009 Gegenstand meines Seminars über die juristische Terminologie im Institut für Germanistik an der Universität Wrocław waren.

De Saussure

Im ersten Teil der Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft (SAUSSURE 2000: 40) schreibt de Saussure über die Natur des sprachlichen Zeichens u. a., dass die Sprache für manche Leute eine Nomenklatur ist, d.h. eine Liste von Ausdrücken (Zeichen), die ebenso vielen Sachen entsprechen, z.B. das Wort Baum entspricht einer Vorstellung dessen, was Baum ausmacht, das Wort Pferd evoziert ein Bild, das etwa dem „zu den Unpaarhufern gehörenden Reit- und Zugtier“ (vgl. DWDS) entspricht, das „durch kurze Ohren und den schon von der Wurzel an lang behaarten Schwanz gekennzeichnet ist“ (vgl. DWDS).

Für meine Überlegungen waren paradoxerweise die Gedanken von de Saussure über die menschliche Rede fruchtbringend, die er als eine quasi rhetorische Frage selbst beantwortete und letzten Endes kritisch ablehnte. Es handelt sich um den folgenden Gedanken:

Die menschliche Rede hat eine individuelle und eine soziale Seite; man kann die eine nicht verstehen ohne die andere (vgl.: SAUSSURE 2000: 33).

De Saussure weist auf eine Facette des Gegenstandes der Sprachwissenschaft hin, die er als ein Dilemma nennt:

„Von welcher Seite man also die Frage auch angreift, nirgends bietet sich uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als einheitliches Ganzes dar; überall stoßen wir auf dieses Dilemma: entweder halten wir uns an eine einzige Seite jedes Problems und setzen uns der Gefahr aus, die oben bezeichneten Doppelseitigkeiten nicht zu berücksichtigen, oder, wenn wir die menschliche Rede von mehreren Seiten aus zugleich studieren, erscheint uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als ein wirrer Haufen verschiedenartiger Dinge, die unter sich durch kein Band verknüpft sind“ (SAUSSURE 2000: 33).

Im Kontext der Allgemeinsprache und der Rechtssprache sehe ich dieses Band im Zeichen, das einerseits diese Sprachen durch seine Form verbindet, sie aber andererseits nicht selten mittels seines Inhalts differenziert. Dabei ist anzumerken, dass de Saussure an dieser Stelle lieber von der menschlichen Rede als von der Sprache gesprochen hätte. In diesem Sinne verstehe ich die Rechtssprache als eine Sprachvarietät. Auch die Allgemeinsprache ist demnach eine Sprachvarietät. Und die Unterscheidung von de Saussure zwischen Sprache (*langue*) und Rede (*langage*) behält auch in meinen Erwägungen ihre Gültigkeit. De Saussure schreibt: „Die Sprache fließt keineswegs mit der menschlichen Rede (*langage*) zusammen; sie ist nur ein bestimmter, allerdings wesentlicher Teil davon. Sie ist zu gleicher Zeit ein soziales Produkt der Fähigkeit zu menschlicher Rede und ein Ineinandergreifen notwendiger Konventionen, welche die soziale Körperschaft getroffen hat, um die Ausübung dieser Fähigkeit durch die Individuen zu ermöglichen“ (SAUSSURE 2000: 34). Aus dieser Einteilung in *langue* und in *langage* ergibt sich für mich die Möglichkeit, dass beispielsweise der Gebrauch der juristischen Sprachvarietät in konkreten Fachtexten durch gewisse Präferenzen³ für bestimmte lexikalische und/oder syntaktische Mittel gekennzeichnet ist. Ich vermute, dass diese Präferenzen als Unterscheidungselement der fachsprachlichen Sprachvarietät in konkreten Textsorten von dem Gebrauch der Sprache in anderen Textsorten⁴ dienen können. Zur Feststellung der Stichhaltigkeit dieser Präferenzen können quantitativ-statistische Methoden angewendet werden. Die Besprechung dieser Methoden stellt aber nicht den Gegenstand meiner Überlegungen dar.⁵

³ Diese Formulierung ist BRINKER entnommen, der sich derselben bei der Hierarchisierung der Kriterien von Textsorten bedient. Dazu vgl. mehr: BRINKER, K. (1997): Linguistische Textanalyse. S. 141.

⁴ Gemeint werden hierbei sowohl die Fachtextsorten (s. ROELCKE, T. (1999): Fachsprachen. S. 42f.) als auch nichtfachliche Textsorten (s. BRINKER, K. (1997): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. S. 131f.)

⁵ Eine derartige Besprechung findet in meiner Dissertation „Deutsch-polnische kontrastive Untersuchungen im Bereich der juristischen Fachsprache“ statt. Diese Dissertation wurde bisher nicht veröffentlicht. Sie ist dieses Jahr zum Druck vorgelegt.

Wróblewski

Zu dieser sozialen Komponente und zum Ineinandergreifen notwendiger Konventionen äußerte sich BRONISŁAW WRÓBLEWSKI, der innerhalb der juristischen Fachsprache *język prawa/język prawny* (la langue du droit) und *język prawniczy* (la langue juridique) ausgliedert hat. Er schreibt Folgendes dazu:

„Język prawny nie jest językiem zamkniętym w księgach i przeznaczonym dla wąskiego grona wtajemniczonych, aczkolwiek odmienne twierdzenie było wypowiadane w formie zarzutu nie pozbawionego słuszności w pewnych warunkach społecznych. Ze względu na stosowanie i stosowanie się do przepisów prawnych ich język wchodzi w życie i powraca z niego do samych norm” (WRÓBLEWSKI, B. 1948:114).⁶

Der Unterschied zwischen dem Gebrauch der gleichen Form eines sprachlichen Zeichens (eines Wortes, einer Phrase bzw. einer längeren Zeichenkette, auch eines Textes) in der Alltagssprache und in der Sprache des Rechts ist ein Phänomen, das synchron untersucht werden muss. Aber die Ergänzung des synchronen Blickpunktes um eine diachrone Komponente in der Untersuchung des juristischen Fachwortschatzes macht den Überblick über seine Bedeutungsstrukturen noch transparenter, insbesondere, wenn es sich um Begriffe handelt, die auch in gegenwärtig geltenden juristischen Texten verwendet werden.⁷

⁶ In der deutschen Sprache heißt es: „Die Rechtssprache ist kein Buch mit sieben Siegeln, das nur einem Kreis von Eingeweihten vorbehalten ist. Allerdings ist die – oftmals als Vorwurf geäußerte – gegensätzliche Behauptung unter bestimmten sozialen Umständen nicht völlig unbegründet. Weil Rechtsvorschriften jedoch angewendet werden müssen und weil auch deren Einhaltung ermöglicht werden muss, greift die Rechtssprache Dinge aus dem täglichen Leben auf und lässt diese Dinge sprachlich in die entsprechenden Normen einfließen.] (Übersetzung: R. SZUBERT). Einen ähnlichen Gedanken formuliert GERALD SANDER: „Die Rechtssprache reicht – zusammen mit der eng verbundenen Verwaltungssprache – tief in das Alltagsleben hinein. Man spricht deswegen von einer zunehmenden Verrechtlichung des Lebens in der modernen Gesellschaft. Fachsprachen wachsen aus der Gemeinsprache heraus und erneuern sich immer wieder aus ihr. Fachwörter werden nicht nur aus der Gemeinsprache übernommen, sondern wandern auch in die allgemeine Sprache zurück. Beide Sprachsysteme unterliegen unterschiedlichen Regeln. Die Regeln der Fachsprache sind stärker differenziert als die der Gemeinsprache. Die Rechtssprache eignet sich die natürlichen Begriffe der Gemeinsprache in ihrer Bedeutung an und präzisiert sie” (Sander 2004: 2).

⁷ Mehr dazu vgl. ZAJDA (2001: 7f., 13ff.). Zajda analysiert in seinem aufschlussreichen Beitrag die Geschichte des polnischen juristischen Wortschatzes, d.h. die Geschichte der Teilnahme der Lexeme am Bestand der semantischen Wortfelder, die Geschichte des lexikalischen Bestands dieser Wortfelder und – wie er sie selbst nennt - ihrer Architektur (vgl. ZAJDA 2001: 10). Seine Analyse umfasst Geschichte der folgenden Wortfelder: „prawnik” (Jurist), „poręczyciel” (Bürge), „opiekun, kurator” (Vormund, Pfleger), „pozywać do sądu” (vor Gericht verklagen), „sprawa” (Rechtssache), „wyrok” (Urteil), „więzienie” (Gefängnis). Außerdem präsentiert Zajda in seinem Buch Ergebnisse seiner Untersuchung des Wortes „ręka” (Hand), d.h. die Bedeutung und die Verwendung dieses Wortes in Wortverbindungen, sowie Worte und Wortverbindungen, die zur Bezeichnung von „mienie” (Vermögen) und zur Bezeichnung von „kara śmierci” (Todesstrafe).

Ogden und Richards

Wie eingangs angedeutet gehe ich von der Referenztheorie aus, die ich meinen Studenten an dem triadischen Zeichenmodell von OGDEN und RICHARDS präsentiere.⁸

Mehr Form bedeutet in diesem konkreten Modell mehr Bedeutung und mehr Details, die beim Nachvollziehen der Bedeutungsunterschiede zwischen den Zeichen, die hinsichtlich ihrer Form gleich sind, behilflich sein können. Im Unterschied zum dyadischen Zeichenmodell von de Saussure (1916), das *signifiant* (Bezeichnendes, d.h. Lautbild, Form, Ausdrucksseite) und *signifié* (Bezeichnetes, d.h. Inhalt, Inhaltsseite, Vorstellung) berücksichtigt, enthält das Zeichenmodell von OGDEN und RICHARDS (1949) außer dem Bezug auf das dem de Saussurschen Bedeutungsmodell entstammende *signifiant* (d.h. der Form des sprachlichen Zeichens; Benennung) und dem *signifié* (d.h. dem Inhalt des sprachlichen Zeichens, also seinem Begriff) noch einen Bezug auf den Gegenstand. Dabei ist die Beziehung zwischen Benennung und Begriff sowie die Beziehung zwischen Begriff und Gegenstand primär. Und die Beziehung zwischen Benennung und Gegenstand ist sekundärer Natur⁹, da sie keine unmittelbare, sondern allein eine über den Begriff vermittelte Relation ist. In dieser Relation liegt zugleich aber der Kern der Formulierung „Vox significat res mediantibus conceptibus“.¹⁰ Denn es ist so, dass mit einem sprachlichen Ausdruck auf verschiedene Designate hingewiesen werden kann. Das geschieht nicht nach eigenem Gutdünken des Senders, sondern auf Grund einer Konvention, die sprachvarietätsbedingt ist. So gilt eine andere Konvention für die Verwendungsweise der Zeichen in der Alltagssprache und eine andere z.B. in der Verwaltungssprache.¹¹ Unter zwei formgleiche Zeichen (Benennungen) werden ungleiche Begriffe (Inhalte) subsumiert. Durch verschiedene Begriffsausstattung der formgleichen Zeichen werden sie zu zwei polysemen (homonymen) Zeichen und evozieren im Grunde genommen ungleiche Designate.

⁸ Dieses referentielle Bedeutungsmodell geht auf Platon zurück, der im Dialog Kratylos „Idee und Begriff einerseits dem sprachunabhängigen Ding und andererseits dem das Wesen unterscheidenden und den Gegenstand kundmachenden Wort gegenüberstellte, woraus sich ein Dreiecksmodell ergab“ (BLANKE 1973: 77).

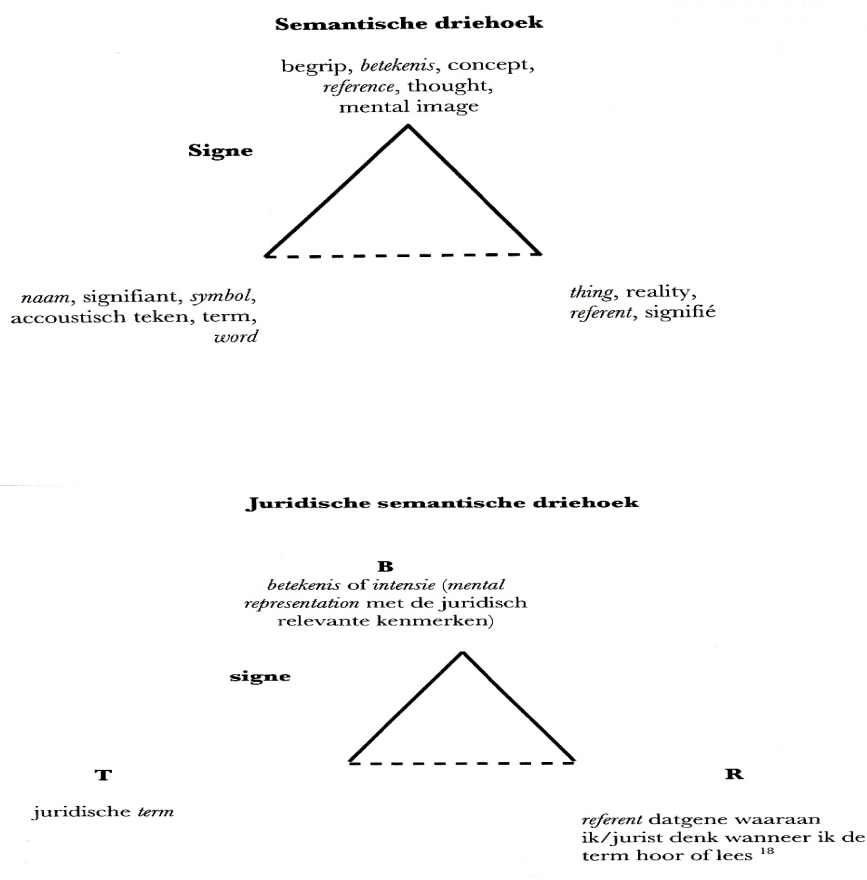
⁹ „Between the symbol and the referent there is no relevant relation other than the indirect one, which consists in its being used by someone to stand for a referent“ (OGDEN/RICHARDS 1949: 11).

¹⁰ Im Kratylos - dem der Sprachphilosophie gewidmeten Dialog Platons gibt es einige Hinweise, die das im Titel dieses Beitrags enthaltene lateinische Motto auf den Kern bringen: (1) das Benennen ist ein Teil des Redens; (2) Benennen ist eine Handlung, für deren Ausführung es ein Richtig und Falsch gibt; (3) Man kann nicht einfach nach eigenem Gutdünken benennen, wie wir etwa jedes Mal möchten, sondern es gibt eine Richtigkeit des Benennens, wie es in der Natur des Benennens und Benanntwerdens der Dinge liegt; (4) Zum Benennen braucht man Worte; (5) Wort ist ein Werkzeug, das dazu dient, einander etwas zu lehren und Gegenstände voneinander zu sondern, je nachdem sie beschaffen sind; (6) Das Wort ist ein Instrument des Belehrens, des Sonderns und des Benennens. Wie Keller bemerkt: hat Sokrates damit „die drei wesentlichen Funktionen der Sprache auf den Punkt gebracht: Kommunikation, Klassifikation und Repräsentation. Dies sind in der Tat genau die drei Aspekte, die wir im Auge behalten müssen, wenn wir das Funktionieren unserer Sprache und der Zeichen verstehen wollen“ (KELLER 1995: 29).

¹¹ Dabei ist anzumerken, dass ich hier stets den Fall von zwei gleichförmigen Zeichen erwäge. Den Fall von zwei oder mehreren Zeichen von ungleicher Form ist nicht der Gegenstand meiner Erwägung in diesem Beitrag.

Termorshuizen-Arts

Auf eine gut nachvollziehbare Weise hat den Mechanismus des sprachvarietätsbedingten Verlustes von Bedeutungsvarianten der gleichförmigen Zeichen TERMORSHUIZEN-ARTS (2003) dargestellt. Sie stützt ihr Modell auf das triadische Zeichenmodell (OGDEN/RICHARDS 1923), bereichert es aber um ein Element, das ich als varietätenbedingtes Unterscheidungsmerkmal der Verwendungsweise des Zeichens interpretiere. Entschieden ist im Modell von TERMORSHUIZEN-ARTS (2003:69) der Begriffsinhalt, d.h. die Begriffsin-tension (vgl. DIN 2330, 1979: 2 u. DIN 2342 1986: 3). Das Ausgangsmodell von RICHARDS und OGDEN sieht und ergänzt Termorshuizen-Arts wie folgt (vgl. TERMORSHUIZEN-ARTS 2003:69).



Der obige Eckpunkt des dreieckigen Modells von TERMORSHUIZEN-ARTS unterscheidet sich von dem obigen Eckpunkt des Modells von OGDEN und RICHARDS dadurch, dass es

den Begriffsinhalt (Begriffsintension) um das Element der juristisch bedeutenden Bedeutungsmerkmale („de juridisch relevante kenmerken“) und den rechten unteren Eckpunkt (bei Ogden und Richards ist das der Gegenstand) um den folgenden Zusatz erweitert: „datgene waaraan ik/jurist denk waaneer ik de term hoor of lees (dasjenige, woran ich/Jurist denke, wenn ich den Terminus höre oder lese)“. So lassen sich an diesem Modell mit Erfolg Bedeutungsunterschiede erklären, die zwischen zwei formgleichen Zeichen (Worten, Phrasen, Ausdrücken, Texten) in zwei sprachvarietätsbedingte vorkommen. Beispiele solcher Zeichen kann man aus den Ärmeln schütteln: das Wort *Klage* im öffentlich-rechtlichen Sprachgebrauch und in der Alltagssprache (SZUBERT 2008b), das Wort *Widerspruch* im Ausdruck *Widerspruch einlegen* (SZUBERT 2008a), das Verb *być* (sein) (vgl. WRÓBLEWSKI 1949: 61), das Substantiv *domniemanie* (Vermutung) und das Verb *domniemywać* (vermuten; mutmaßen) (vgl. WRÓBLEWSKI 1949: 61f.), Substantive *przyczyna* (Ursache) und *skutek* (Folge) (vgl. WRÓBLEWSKI 1949: 63-67), alle Wörter und Wendungen, die die Möglichkeit oder Zulässigkeit einer Handlung oder eines Prozesses in den Gesetzestexten (und als andere Seite der Medaille in der Alltagssprache) zur Sprache bringen (*może, wolno* [er/sie/es kann; es ist ihm/ihr/ihm erlaubt bzw. zulässig bzw. etwas ist erlaubt bzw. zulässig] (vgl. WRÓBLEWSKI 1949: 68), das Substantiv *działanie* (Handlung) (vgl. WRÓBLEWSKI 1949: 69), *czyn* (Tat) (vgl. WRÓBLEWSKI 1949: 70), *akt* (Akt) (vgl. WRÓBLEWSKI 1949: 71), *umowa* (Vertrag) (vgl. WRÓBLEWSKI 1949: 72f.) und viele, viele andere.

Ausblick

Mein Text stellt lediglich eine skizzenhafte Einführung in die Problematik, die mich interessiert, d.h. in das Phänomen der gegenseitigen Wechselbeziehungen zwischen der Sprache des Alltags und der Rechtssprache. Das Phänomen sehe ich als besonders wichtig im Kontext der sprachlichen Kommunikation zwischen Institutionen des Rechts und allen Rechtsunterworfenen, zu denen sowohl die Erstgenannten sowie die Letztgenannten gehören und so zusammen eine Sprachgemeinschaft darstellen. Für ein für eine geglückte Kommunikation entscheidendes Merkmal halte ich das Bewusstsein des sprachlichen Zeichens und seiner Extension beim Zeichenbenutzer/Sprachbenutzer. Aufschlussreiche Ergebnisse erhoffe ich mich von einer Untersuchung dieses Bewusstseins im öffentlichen Zeichengebrauch/Sprachgebrauch. Denn der Mensch ist ein Sprachwesen und die Sprache ist dasjenige, was den Menschen von anderen Lebewesen auszeichnet. Ausgerechnet darum ist es wichtig, dass der Mensch sich Mühe gibt, zu wissen, was er sagt, dass er sich der Sprache bewusst bedient, dass er nicht nur nachredet, ohne notwendige Distanz zu dem, was gängig ist, d.h. was er von den sprachlichen Massenmedien ständig hört. Die Rettung vor der Entwertung der Individualität des Sprachwesens sehe ich darin, einen Übergang von einer automatischen Antwortreaktion zu einem kritischen und intelligenten Verhalten in der Kommunikation aufzubauen. Und dabei sollte man die Worte von Charles Morris als Mahnruf lesen: „Von der Wiege bis zum Grabe, vom Erwachen bis zum Schlafengehen ist das zeitgenössische Individuum einem unaufhörlichen Sperrfeuer von Zeichen ausgesetzt, durch das andere Personen ihre Ziele vorantreiben wollen. Es wird ihm gesagt, was er glauben soll, was er billigen und missbilligen soll, was er tun und lassen soll. Wenn er nicht aufpasst, so wird er ein wahrhafter Roboter, der von Zeichen gesteuert wird und der in seinem Glauben, seinen Bewertungen, seiner Aktivität passiv ist“ (MORRIS 1936: 240).

LITERATUR

- BLANKE 1973
BLANKE, H. G.: *Einführung in die semantische Analyse*. München, 1973.
- BRINKER 1997
BRINKER, K.: *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin, 1997.
- SANDKÜHLER 2002
SANDKÜHLER, Hans Jörg (Hrsg.): *Welten in Zeichen – Sprache, Perspektivität, Interpretation*. Studien aus Anlass des 7. Bremer Wissenschaftssymposiums, Februar 2002. Frankfurt am Main, 2002.
- KELLER 1995
KELLER, R.: *Zeichentheorie*. Tübingen, 1995.
- KELLER – KIRSCHBAUM 2003
KELLER, R. – KIRSCHBAUM, I.: *Bedeutungswandel. Eine Einführung*. Berlin – New York, 2003.
- MORRIS 1936
MORRIS, Ch.: *Semiotic and Scientific Empirism*. Paris, 1936.
- OGDEN – RICHARDS 1949
OGDEN, C. K. – RICHARDS, I. A.: *The meaning of meaning. A study of the influence of language upon thought and of the science of symbolism*. London, 1949
- ROELCKE 1999
ROELCKE, T.: *Fachsprachen*. Berlin, 1999.
- FREUDENBERGER 2007
FREUDENBERGER, Silja: Repräsentation und Fehlrepräsentation. In: SANDKÜHLER, Hans Jörg (Hrsg.): *Repräsentation und Wissenskulturen*. Frankfurt am Main, 2007.
- LYONS 1991
LYONS, J.: Bedeutungstheorien. In: STECHOW, A. – WUNDERLICH, D. (Hrsg.): *Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. Berlin, 1991. 1-24.
- SAUSSURE 1916
SAUSSURE, F. de: *Cours de linguistique générale*. Bern, 1916.
- TERMORSHUIZEN-ARTS 2003
TERMORSHUIZEN-ARTS, M.: *Juridische semantiek. Een bijdrage tot de methodologie van de rechtsvergelijking, de rechtsvinding en het juridisch vertalen*. Nijmegen, 2003.
- SAUSSURE 2000
SAUSSURE, F. de: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. In: HOFFMANN, L. (Hrsg.): *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin – New York, 2000. 32-50.
- SZUBERT 2008
SZUBERT, R.: *Rechtssprache als Gegenstand der Übersetzungsdidaktik*. (Text eines Beitrags, vorgelesen an der Konferenz des Verbandes Polnischer Germanisten *Translatorik in Forschung und Lehre der Germanistik*. Łódź-Bronisławów 09-11.05.2008. Zum Druck vorgelegt). Warszawa, 2008.

SZUBERT 2008

SZUBERT, R.: *Recht und Sprache - zwei Normen, die einander bedingen*. (Text eines Beitrags, vorgelesen an 2. Linguistischen Treffen. Universität Wrocław. Zum Druck vorgelegt). Wrocław, 2008.

ZAJDA 2001

ZAJDA, A.: *Studia z historii polskiego słownictwa prawniczego i frazeologicznego*. Kraków, 2001.

QUELLE

www.dwds.de am 03.11.2008

EIN KLASSIFIKATIONSVERSUCH DER ÜBERSETZUNGSARTEN AUS PROZESSUALER, METHODISCHER UND TERMINOLOGISCHER HINSICHT

MUHARREM TOSUN
Universität Sakarya, Türkei

Einleitung

Eine der größten Schwierigkeiten, die wir in unserer Zeit erleben, ist, dass über die Terminologie der Übersetzung noch keine Vereinbarung getroffen worden ist. Ein Resultat dieser Diskussion ist, dass die Wissenschaftler für denselben Begriff verschiedene Termini benutzen und somit die Methoden der Übersetzung und des Dolmetschens miteinander verwechseln. Infolgedessen werden Übersetzer und Dolmetscher als solche Fachleute betrachtet, die dieselbe Tätigkeit mit ähnlichen Methoden und Techniken durchführen.

Obwohl man im Bereich der Übersetzungswissenschaft mit den terminologischen Arbeiten gut vorangekommen ist, ist es schwierig zu unterscheiden, von welcher Art der Übersetzung gesprochen wird, wenn von der Übersetzung die Rede ist. Die Übersetzungswissenschaftler arbeiten zusammen, um eine gemeinsame Terminologie auszuarbeiten, trotzdem haben sie es bis heute nicht schaffen können.

Weil es im Türkischen keinen Oberbegriff für „Übersetzen“ und „Dolmetschen“ gibt, ist es auch schwer zu sagen, dass unter den Übersetzungswissenschaftlern eine allgemeine Terminologie herrscht. Wenn man im Türkischen von der Übersetzung „Çeviri“ spricht, weiß man nicht, ob es sich um eine schriftliche oder mündliche Übersetzung handelt. Obwohl im Türkischen ein Terminus für das Wort Dolmetschen „Tilmaç“ und Übersetzen „Çeviri“ verwendet wird, konnte sich kein Oberbegriff entwickeln. Im Deutschen wird für schriftliche Übertragung „Übersetzung“ und für mündliche Übertragung „Dolmetschen“ verwendet, und es gibt genauso wie im Türkischen keinen Oberbegriff dafür. Der Begriff „*Translation*“ wird im Deutschen und im Englischen als Oberbegriff für schriftliche und mündliche Übersetzung verwendet (Vgl. VERMEER 1986). Indem man die Begriffe „schriftliche“ und „mündliche Übersetzung“ verwendet und somit zwei Arten der Übersetzung betont, kann ein Oberbegriff entwickelt werden. Der Begriff „*Translation*“ wird in allen Sprachen als Oberbegriff für Übersetzen verstanden und wird als internationales Zeichen anerkannt. Im Türkischen wird der Begriff Übersetzen für schriftliche und mündliche Übersetzung verwendet, aber wenn von einer „Übersetzung“ gesprochen wird, weiß man, dass von einer schriftlichen Übersetzung die Rede ist.

Obwohl die Ausbildung der Übersetzer und Dolmetscher, ihre Techniken und Methoden, die sie während des Übersetzens anwenden, unterschiedlich sind, hat sich die Ansicht, dass die Beherrschung einer Fremdsprache für einen Übersetzer ausreicht, nicht verändert. Eine der allgemeinen Auffassungen in Bezug auf die Übersetzung ist zum einen, dass die Beherrschung einer Fremdsprache für einen Übersetzer die Vorbedingung ist (sogar die einzige Bedingung) und zum anderen, dass die Übersetzung viel erfolgreicher wird, wenn der Übersetzer von seiner eigenen Muttersprache in eine Fremdsprache übersetzt. Diese Beurteilungen sind nicht nur für das Übersetzen, sondern auch für das Dolmetschen gültig. Genauso werden ihre Unterschiede und Ähnlichkeiten wie ihre Methoden außer

Acht gelassen.

Eigentlich bemerken wir meistens nicht, dass beim Übersetzen und Dolmetschen zwei verschiedene Translatoren existieren, die sich überhaupt nicht ähnlich sind. Wir konzentrieren uns nur darauf, dass der Übersetzer hervorragende Fremdsprachenkenntnisse haben muss. Jedoch werden während des Übersetzungsprozesses und des Dolmetschens zwei verschiedene Übersetzer benötigt, deren Methoden und Techniken unterschiedlich sind; während der Übersetzer mit seinen Interpretationen die Übersetzung ausarbeitet, schreitet das Dolmetschen spontan fort, ohne dass irgendwelche Interpretationen zugefügt werden, weil die Zeit begrenzt ist. Der Übersetzer entwickelt während des Übersetzungsprozesses Strategien über das Denken, Forschen und über die Übertragung in eine andere Sprache und führt somit das Übersetzen als Denkprozess fort. Jedoch darf der Dolmetscher während des Dolmetschens nicht denken und nicht interpretieren - weil er überhaupt keine Zeit dafür hat, weil er diese Interpretationen vor dem Beginn des Dolmetschprozesses erledigen müssen, aber dafür muss er mechanisch handeln. Der Dolmetscher muss sich vorher mit Allgemeinwissen und Fachwissen ausrüsten. Wenn der Dolmetscher während der Dolmetschersituation über die Sätze, die er übersetzen muss, nachdenkt, kann er die restlichen Sätze nicht mehr hören. Wenn sich der Übersetzer während der Übersetzung auf die Wörter konzentriert und dabei den Text nicht als ein Ganzes interpretiert, wird das Resultat nicht erfolgreich sein. Beim Dolmetschen muss man sich auf die Wörter konzentrieren und beim Übersetzen muss der Übersetzer im Zusammenhang und in der Situation interpretieren. Die Aufteilung der Translation als „*Wort-für-Wort*“ und „freie Übersetzung (Interpretation)“ kann hier als Beschreibung des Übersetzungsprozesses und der Dolmetschersituation verwendet werden.

Einer der wichtigsten Punkte, die ich hier betonen will, ist, dass der Übersetzer den Zieltext als Muttersprache und dass der Dolmetscher den Ausgangstext als Muttersprache beherrschen muss. Es ist für den Übersetzer sehr schwierig zu übersetzen (im Sinne der Übersetzungswissenschaft/Verlag), wenn der Ausgangstext seine Muttersprache ist. Der Dolmetscher kann schwer dolmetschen, wenn der Ausgangstext nicht seine Muttersprache ist. Die Zielsprache des Dolmetschers ist in meisten Fällen nicht seine Muttersprache. Diese Beurteilungen könnten so zusammengefasst werden: beim Dolmetschen erwartet man von dem Dolmetscher in der Zielsprache keine Spitzenleistung, aber dafür muss er bei dem Verständnis der Ausgangssprache eine hervorragende Leistung hervorbringen. Ein Dolmetscher, der eine schlechte Aussprache hat und nicht flüssig dolmetschen kann, wird trotzdem als erfolgreich bezeichnet, aber ein Dolmetscher, der nicht schnell und richtig verstehen kann, was gesagt wird, wird als erfolglos bezeichnet. Im Gegenteil kann der Übersetzer, wenn die Ausgangssprache nicht seine Muttersprache ist; durch seine translatorische Kompetenz, Wörterbücher, Fachleute, Sachkenntnis und Weltwissen seine Defizite ausgleichen. Aber seine Defizite in der Zielsprache, also Muttersprache kann er nicht ausgleichen.

Wenn außer dem Übersetzer irgendjemand die Ausgangssprache in die Zielsprache besser übertragen könnte, würde man diese Aufgabe nicht dem Übersetzer geben. Es ist schwer eine Übersetzung zu korrigieren, die der Übersetzer in seine Muttersprache übersetzt hat, als sie zu übersetzen. In diesem Sinne werden für Übersetzen und Dolmetschen verschiedene Translatoren gebraucht, die sich überhaupt nicht entsprechen. In diesem Bezug ist unsere These nur für professionelle Übersetzungen gültig. Bei der Übersetzung von einfachen Texten und in der täglichen Berufswelt können Dolmetscher, deren Mutterspra-

che nicht die Ausgangssprache ist, durch ihre Dolmetschkompetenz, Sachkenntnis, und durch die Beherrschung der Dolmetschtechniken als Dolmetscher arbeiten. Ebenfalls können sich die Dolmetscher, deren Ausgangssprache nicht ihre Muttersprache ist, in einem Sachgebiet spezialisieren, indem sie in diesem Land sehr viele Jahre leben und sich in einem Sachgebiet spezialisieren. Aber der Dolmetscher kann diese Kenntnisse nicht in allen Bereichen verwenden.

Ein anderer Gegensatz ist, dass der Übersetzungsprozess ein Interpretationsprozess ist, dass theoretisches Wissen und Fähigkeit voraussetzt; dagegen ist das Dolmetschen ein technischer und mechanischer Vorgang. In diesem Sinne ist die Tätigkeit der Übersetzer, die im Büro arbeiten und die des Dolmetschers überwiegend technisch, aber dagegen sind die Übersetzungen im Verlag und die Übersetzungen wissenschaftlicher Werke überwiegend durch Interpretation und theoretisches Wissen bedingt. Bei den Büroübersetzungen geht es statt Intuition und Kreativität um ein planmäßiges und reflexartiges Handeln, das mit der Zeit erworben (Führerschein usw.) werden kann. Im Laufe der jahrelangen Erfahrung und Tätigkeit mit denselben Unterlagen automatisiert sich der Übersetzer in seiner Arbeit. Dagegen ist es bei den Übersetzungen im Verlag unmöglich ein mechanisches Handeln zu entwickeln.

Ein Klassifikationsversuch anhand der Methoden und Techniken des Übersetzens und Dolmetschens

Bevor wir die Besonderheiten und Methoden des Übersetzens und Dolmetschens feststellen, müssen wir zuerst über von Grund auf voneinander getrennte Übersetzungsprozesse: Übersetzen und Dolmetschen sprechen, und dementsprechend Methoden, Theorien und Techniken entwickeln. Obwohl es im theoretischen Bereich keine Unterschiede gibt, treten im Bereich der Methode und Technik bemerkenswerte Unterschiede auf. Wenn wir von der Übersetzungstechnik sprechen, müssen wir von Anfang an betonen, dass nicht jede Technik für die Übersetzung anwendbar ist, und dass die Entwicklung einer Technik im Sinne der Theorie und Methode der Übersetzer selbst übernehmen muss. Es ist ausgeschlossen von den Theorien zu erwarten, von ihnen ausgehend Techniken zur Praxis zu entwickeln. In Abhängigkeit von der Situation entwickeln die Übersetzer ihre eigenen Techniken. Aber für das Dolmetschen sollen Techniken entwickelt und gelehrt werden. Diese Techniken können dazu beitragen, dass der Dolmetscher diesen mechanischen Prozess erfolgreich durchführt. Die Dolmetscher können, nachdem sie diese Techniken gelernt haben, ihre eigenen Erfahrungen hinzufügen und neue Techniken in ihren Zuständen entwickeln und somit sich professionalisieren.

Nachdem wir festgestellt haben, dass das Übersetzen und Dolmetschen sich voneinander trennen und verschiedene Methoden und Techniken gebrauchen, können wir versuchen aufzuteilen, in welchen Bereichen translatorisches Handeln gebraucht wird. Die unten stehende Aufteilung wurde aus der Übersetzungspraxis entwickelt. Die Übersetzungsarten und die Dolmetscharten können uns einen Überblick über ihren Unterschied geben.

Wir haben vorher eine Unterscheidung zwischen Übersetzen und Dolmetschen gemacht, jetzt möchten wir sie näher erläutern:

- **Das Übersetzen:** Übersetzen können wir so aufteilen:
 - Büroübersetzungen; die Texttypen bei den Büroübersetzungen sind meistens informative Texte, deswegen werden technisch bedingte Übersetzungen angefertigt.
 - Verlagübersetzungen; meistens sind es Bücher; sie sind auch überwiegend informativ und expressiv, darüber hinaus sind es Publikationen in den Bereichen Literatur, Wissenschaft und Kultur. In diesen Bereichen muss der Übersetzer über sehr gute Sachkenntnisse verfügen, sogar müssen die Übersetzer mit den Fachleuten dieses Bereiches zusammen arbeiten. Wie HOLZMÄNTTÄRI (1984) es auch betont hat, bedingt es Kooperation, Koordination und Organisation, die bei einer eigentlichen Übersetzung auch nötig ist. Das Bedürfnis nach der Definition des Übersetzungsprozesses wird meistens bei den Verlagübersetzungen gebraucht. Dagegen sind die Büroübersetzungen im Vergleich mit den Definitionen der Prozesse der Übersetzungswissenschaft nicht so kompliziert.
 - Firmenübersetzungen; Entweder werden die Übersetzungen durch eigene Mitarbeiter gemacht oder die Übersetzungen werden an die Übersetzungsbüros weitergeleitet.
 - Übersetzungen, die in Behörden, Universitäten und internationalen Unternehmen durchgeführt werden; in diesen Behörden gibt es Fachleute, welche die Übersetzungen ihrer Mitarbeiter machen. In solchen Unternehmen werden entweder Übersetzer eingestellt, die mit den Fachleuten arbeiten oder die Fachleute machen die Übersetzungen von ihrem Sachgebiet. Als Beispiel können wir die Bücherübersetzungen, Ausstattungübersetzungen und institutionelle Übersetzungen zeigen, die von den Akademikern an den Universitäten gemacht werden.
 - Medienübersetzungen; die Übersetzung eines fremdsprachigen Films; die Fernsehkanäle oder solche Einrichtungen stellen selbst einen Übersetzer ein oder arbeiten mit angestellten Übersetzern zusammen oder die Texte werden an die Übersetzungsbüros weitergeleitet.
- **Dolmetschen:** Grundsätzlich unterscheidet sich das Dolmetschen in Simultan- und Konsekutivdolmetschen. Alle beiden Hauptarten unterscheiden sich wieder in zwei und zwar in unilateralem und bilateralem Dolmetschen.
 - **Simultandolmetschen:** ist eine Form des Dolmetschens, bei der die Verdolmetschung gleichzeitig abläuft. Der Übersetzer befindet sich nicht neben dem Sprecher, entweder ist er in einer schallisolierten Dolmetschkabine oder er befindet sich hinter einem Vorhang wie bei einer Telekonferenz. Aber in allen Arten des Simultandolmetschens befindet sich der Dolmetscher nicht direkt neben dem Sprecher und die Verdolmetschung läuft gleichzeitig ab. Beim Simultandolmetschen wird der Zieltext vom Dolmetscher schon hergestellt, während der Ausgangstext dargeboten wird. Das Simultandolmetschen hat zwei Arten, die sich in unilateralem und bilateralem Dolmetschen unterscheiden.
 - **Konsekutivdolmetschen:** Von konsekutivem Dolmetschen sprechen wir, wenn ein Sprecher einen Text in Abschnitten vorträgt und der Dolmetscher seine Verdolmetschung in Abschnitten vollzieht. Der Sprecher und der Dolmetscher befinden sich meist nebeneinander oder der Dolmetscher befindet sich halb hinter dem Sprecher oder zwischen dem Sprecher und Zuhörer. Sie bleiben die ganze Zeit in Kontakt und kom-

munizieren. Der Dolmetscher wartet ab, bis der Sprecher seine Sätze beendet und fängt erst dann mit seiner Verdolmetschung an. Konsekutivdolmetschen unterscheidet sich als unilaterales und bilaterales. Beim unilateralen Konsekutivdolmetschen wird nur in eine Sprachrichtung gedolmetscht. Beim bilateralen Konsekutivdolmetschen übernimmt ein Dolmetscher beide Sprachrichtungen und ermöglicht so die Kommunikation zweier Gesprächspartner. Das bilaterale Konsekutivdolmetschen läuft auch gleich ab zwischen dem Sprecher und Zuhörer.

Die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Übersetzen und Dolmetschen

Beim Übersetzen und Dolmetschen handelt es sich um sprachvermittelnde Tätigkeiten zwischen zwei verschiedenen Sprachen. Übersetzen und Dolmetschen sind zwei verschiedene Berufe, die verschiedener Spezialisierungen bedürfen. Es ist üblich, dass eine und dieselbe Person einmal als Dolmetscher, ein anderes Mal als Übersetzer tätig werden muss. Aber das bedeutet nicht, dass er in beiden Tätigkeiten professionell ist, sondern dass er als Fachmann wenigstens Vorkenntnisse über das Übersetzen/Dolmetschen hat, während die anderen nur eine Fremdsprache beherrschen.

Um die technischen Unterschiede zwischen Übersetzen und Dolmetschen zeigen zu können, möchten wir hier ein Beispiel geben: Wenn ein Übersetzer innerhalb von 2 Stunden mit Hilfsmitteln 2 Seiten übersetzt, ein Dolmetscher aber innerhalb von 2 Stunden ohne Hilfsmittel 50 Seiten Text dolmetscht, so zeigt allein dieser quantitative Aspekt, dass es hier um verschiedene Anforderungen geht.

Die wichtigsten Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen Übersetzen und Dolmetschen können wir anhand von Kautz (KAUTZ, 2000) zeigen:

- Beim Übersetzen entstehen Ausgangstext und Zieltext nicht in derselben Kommunikationssituation; daher gibt es keine direkte, reziproke Rückkopplung mit den Adressaten. Es wird für nichtanwesende, oft anonyme Adressaten eine Übersetzung angefertigt.
Beim Dolmetschen entstehen Ausgangstext und Zieltext in derselben Kommunikationssituation; daher gibt es meist eine direkte Rückkopplung mit den Adressaten. Beim Dolmetschen wird der mündliche Zieltext meist für anwesende, konkret bekannte Adressaten angefertigt.
- Beim Übersetzen werden relativ geringe Textmengen pro Zeiteinheit bearbeitet. Vor und während der Arbeit stehen neben dem Übersetzer immer die Hilfsmittel bereit. Diese Hilfsmittel sind punktuell, auf Wörter in Texten bezogen.
Beim Dolmetschen werden große Textmengen pro Zeiteinheit bearbeitet. Die Recherche muss vor der Arbeit vollendet sein. Beim Simultandolmetschen müssen die Recherchearbeiten systematisch und auf Wissenstand bezogen sein. Der Dolmetscher kann auch vorher den Text in die Hand nehmen und sich dafür vorbereiten.
- Der Übersetzer hat die Möglichkeit sich Recherchemittel und Textverarbeitungsmittel zu besorgen. Er hat den Ausgangstext ständig vor sich und kann jederzeit eine detaillierte Analyse machen.
Beim Dolmetschen ist man nicht so gut mit Recherchemitteln und Textverarbeitungsmitteln ausgestattet. Der Ausgangstext ist vergänglich und die Textanalyse

- nur punktuell möglich.
- Beim Übersetzen kann der Zieltext ständig mit Ausgangstext verglichen werden. Die Redaktionsmöglichkeit ist gut, auch die mangelhafte Übersetzung eines noch Anfängers kann brauchbar sein, wenn sie von einem Übersetzungsredakteur bearbeitet wird.
Beim Dolmetschen ist die Redaktionsmöglichkeit sehr gering. Besonders beim Simultandolmetschen ist es überhaupt nicht möglich.
- Beim Übersetzen werden philologisch-synthetische Arbeiten gemacht, es werden hier Vollständigkeit und Genauigkeit erfordert. Die Wörter sind die kleinsten Verstehens- und Neuvertextungseinheiten, deswegen müssen sie sorgfältig gewählt werden.
Beim Dolmetschen ist holistisches Arbeiten (Zusammenfassung und/oder Kürzung) aufgrund der Bedingungen für die Produktion des Zieltextes erforderlich. Nicht das Wort, sondern der von Wörtern transportierte Sinn ist die typische Verstehens- und Neuvertextungseinheit. Hörverständnis wird erfordert.
- Beim Übersetzen ist der Zeitdruck eher geringer, die individuelle Zeiteinteilung ist möglich. Die sprachliche Qualität muss hoch sein. Obwohl der Übersetzer immer die Möglichkeit hat, seine Übersetzung zu korrigieren, hat er nach der Veröffentlichung diese Möglichkeit nicht mehr.
Beim Dolmetschen ist der Zeitdruck sehr groß, die individuelle Zeiteinteilung ist nicht möglich. Es wird keine hohe sprachliche Qualität erwartet. Die Neuvertextung erfolgt spontan und unmittelbar. Es bestehen kaum Korrekturmöglichkeiten. Gegenüber dem Simultandolmetscher hat der Konsekutivdolmetscher mehr Möglichkeiten, seine Fehler zu beheben. (KAUTZ, 2000:290)

Zusammenfassung und Schlussfolgerung

Es gibt noch keine ganzheitliche Ansicht, welche Informationen und Fähigkeiten der Translationsberuf außer den Fremdsprachenkenntnissen bedingt und wie der Übersetzungsprozess verläuft. Das Unrecht gegen die Übersetzer ist, dass man beurteilt, ohne zu wissen, wie sie sich auf den Übersetzungsprozess vorbereiten und mit welchen Schwierigkeiten und Probleme sie während dieses Prozesses konfrontiert sind; und ohne zu erforschen, welche Kenntnisse und wissenschaftliches Wissen sie besitzen. Die Personen, die keine Vorstellung von der übersetzerischen Tätigkeit haben und die nicht in diesem Bereich gelehrt sind, beurteilen diese Tätigkeit nur mit dem Endprodukt, was ein sehr großer Irrtum ist. Mit der Feststellung der methodischen Unterschiede zwischen Übersetzen und Dolmetschen und ihren Arten kann man eine Einheit bilden und somit klarlegen, wie der Übersetzer den Übersetzungsprozess verwirklicht. Nur mit diesen Angaben kann man über die anderen Eigenschaften des Übersetzungsprozesses und über den Übersetzer eine wissenschaftliche und gerechte Beurteilung machen.

Für die gemeinsamen Eigenschaften der Übersetzer gilt immer als höchstes Gebot, dass sie „eine Fremdsprache so gut wie ihre Muttersprache beherrschen müssen“. Dagegen haben wir aber festgestellt, dass die Übersetzer immer in ihre Muttersprache übersetzen und die Dolmetscher in die Fremdsprache dolmetschen. Unsere Feststellung zeigt, dass die Fremdsprachenkenntnisse je nach den Translationsarten unterschiedlich sind. Damit haben wir auch gesehen, dass allein die Fremdsprachenkenntnisse bei dem Übersetzungsprozess

nicht ausreichen. Beim Dolmetschen können die Mängel und Fehler in der Zielsprache toleriert werden. In der Realität sind auch die Verdolmetschungen im sprachlichen Sinne meistens fehlerhaft. Beim Dolmetschen muss der Dolmetscher den Text des Sprechers sehr gut verstehen und sofort wahrnehmen können und dies kann er, wie wir es auch vorhin angedeutet haben, nur, wenn die Ausgangssprache seine Muttersprache ist. Diese Feststellung gilt nur für professionelle Übersetzungen. Im allgemeinen Sinne können Übersetzen und Dolmetschen als gleiche Berufe wahrgenommen werden.

Bei den Übersetzungen dagegen, die der Übersetzer von einer Fremdsprache durchführt, die er gelernt hat und nicht so gut wie seine Muttersprache beherrscht, kann er seine Mängel durch Wörterbücher und andere Hilfsmittel beheben, weil er genügend Zeit dafür hat. Obwohl beim Dolmetschen Fehler und Mängel als natürliche Begleiterscheinungen toleriert werden, gilt das gleiche nicht für das Übersetzen. Die Leser der Übersetzung akzeptieren die Fehler, die aufgrund des Übersetzers auftreten, auf keinen Fall. Solch eine fehlerhafte Übersetzung wird von dem Übersetzungskritiker kritisiert. Beim Simultandolmetschen im Fernsehen sehen wir meistens fehlerhafte Verdolmetschungen, z.B. die Verdolmetschung eines ausländischen Trainers beim Fußball. Die Dolmetscher beherrschen die Ausgangssprache sehr gut. Die fehlerhafte Sprache der Dolmetscher ist nicht ihre Ausgangssprache, sondern ihre Zielsprache.

Was nicht zu vergessen ist, dass auch viele berühmte Übersetzer die Ausgangssprache nicht so gut wie ihre Muttersprache beherrschen, die Zielsprache dagegen sehr gut beherrschen, und deswegen sehr gute und qualifizierte Übersetzer sind. Im Hinblick dieser Betrachtung haben wir festgestellt, dass die Übersetzer in ihre Muttersprache übersetzen und die Dolmetscher in die Fremdsprache dolmetschen.

Im Bereich der Übersetzungswissenschaft müssen sich die terminologischen Arbeiten beschleunigen und somit die begriffliche Verwirrung in kurzer Zeit mindern. Hinsichtlich der Begriffe und Termini muss unbedingt eine Einigung erstrebt werden. Andernfalls kann in dieser Wissenschaft keine begriffliche Einigung geschaffen werden. Bevor die Translationswissenschaftler die Themen wie Begriff, Methode und Klassifizierung nicht festsetzen, können sich ihre Erwartungen weder im didaktischen noch im praktischen Bereich erfüllen. Weil die Eigenschaften der Übersetzer und Dolmetscher nicht hinreichend festgelegt sind und die Prozesse nicht hinreichend bekannt sind, werden auch Diskussionen über Translation in verschiedenen Bereichen abgehalten. Wenn wir die Theorien und Methoden auf der richtigen Ebene diskutieren möchten, wäre es sinnvoll, die Begriffe, Methoden und Techniken in ihren eigenen Bereichen zu diskutieren. Indem wir feststellen, von welchem Dolmetschertyp und von welchen Dolmetsch-/Übersetzungsstrategien wir sprechen, wenn vom Dolmetschen die Rede ist und genauso von welchem Texttyp und von welcher Übersetzung wir sprechen, wenn von dem Übersetzen die Rede ist, können wir die translato-logische Terminologie im richtigen Zusammenhang benützen.

LITERATUR

HOLZ-MÄNTTÄRI 1984

HOLZ-MÄNTTÄRI, Justa: *Translatorisches Handeln*, Suomalainen Tiedeakatemia, 1984

KAUTZ 2000

KAUTZ, Ulrich: *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens*. München, Goethe Institut und iudicium Verlag, 2000

STOLZE 1994

STOLZE, Radegundis: *Übersetzungstheorien*. Tübingen, Gunter Narr Verlag. 1994

REISS 1993

REISS, Katharina: *Texttyp und Übersetzungsmethode*, Heidelberg, Julius Groos Verlag, 1993

VERMEER 1984

VERMEER, Hans J.: *Voraussetzungen einer allgemeinen Translationstheorie*. Tübingen, Max Niemeyer Verlag 1984.

EINFLUSS DER TECHNIK UND DER WISSENSCHAFT AUF DEN TRANSLATIONSBEREICH

HÜSEYİN ERSOY
Universität Sakarya, Türkei

Einführung

Es wird angenommen, dass die Übersetzung so alt ist, wie die Geschichte der Menschheit. Aus dem Bedürfnis von dem Nehmen und Geben von Waren oder Gedanken oder wegen Streitigkeiten zwischen den Völkern war es immerzu dazu gekommen, dass die Übersetzung eingesetzt werden musste um Verständigung zwischen den betreffenden Völkern zu ermöglichen – Übersetzung soll hier im weiteren Sinn, also als Translation verstanden werden, so dass es auch das Dolmetschen umfasst. Anfangs waren wenige Hilfsmittel für die Übersetzung vorhanden, was unmittelbar einen negativen Einfluss auf das Übersetzungsprodukt ausübte. Doch mit der Zeit erhöhte sich die Bevölkerungszahl auf der Welt, was den Bedarf an Übersetzern und an guten Übersetzungsprodukten erhöhte. Heute ist der Bedarf an Übersetzern und an Übersetzungen in großen internationalen Organisationen sehr hoch. Jetzt mussten Übersetzer in großer Anzahl ausgebildet werden, um dieser schnellen Entwicklung stand halten zu können. Diese Entwicklungen führten dazu, dass neue Methoden und Hilfsmittel für korrektere Übersetzungen entwickelt werden mussten. Um neu entwickelte Methoden anwenden zu können und somit in großer Anzahl gute Übersetzer ausbilden zu können, mussten auch neue Übersetzungsmittel entwickelt werden. Dieser Prozess hat von der Vergangenheit bis heute gedauert.

Die Mittel, die das Leben der Menschen erleichtern, werden durch die Technologie entwickelt und produziert. So hat die Technologie von der Vergangenheit bis heute auch viele Hilfsmittel für den Translationsbereich entwickelt.

Eines der ältesten Hilfsmittel des Übersetzers war – und ist es wohl auch heute noch – das Wörterbuch. Neben Wörterbüchern hatten sich die Übersetzer wohl auch an Fachspezialisten gewandt und Hilfe von ihnen bezogen. Im Laufe der Geschichte haben sich Wörterbücher sowohl quantitativ als auch qualitativ entwickelt. Die Technik und Wissenschaft hat in der Gegenwart dafür gesorgt, dass Wörterbücher als Computerprogramme verwendet werden. Die Computertechnologie hat es ermöglicht, dass die Verwendung der Wörterbücher erleichtert wurde. So braucht man nicht mehr in Wörterbüchern umzublättern, das Transportieren ist leichter geworden, es ist nicht mehr viel Platz nötig für Wörterbücher usw.

Die Technik und Wissenschaft ermöglichte auch die Gründung von terminologischen Datenbanken, welche besonders in Fachübersetzungen bedeutende Rolle für Übersetzer spielen.

Durch die Entwicklung der Technologie und Wissenschaft bildeten sich neue Bereiche und die Spezialisten verbesserten sich sowohl qualitativ als auch quantitativ. So erhalten Translatoren noch treffendere Daten und Fachkenntnisse von Spezialisten bei einem Übersetzungsauftrag. Übersetzungsprogramme, das Internet und die technischen Geräte für den Dolmetschensbereich sind andere Geschenke der Technik und Wissenschaft an den Translationsbereich.

Übersetzungsprogramme leisten bei der Übersetzung von informativen Texten einen bedeutenden Beitrag. Das Internet ist ein multifunktionales Hilfsmittel für den Übersetzer, welches als Wörterbuch verschiedener Art oder als Spezialist verwendet werden kann. Durch technische Geräte ist es für den Dolmetscher möglich geworden, den „Sprecher“ bei einem Dolmetschensprozess ungestört zu hören und somit sehr korrekt zu dolmetschen. Außerdem können größere Adressatengruppen die Verdolmetschungen durch technische Geräte verfolgen. Die Verdolmetschungen können auch interkontinental verfolgt werden.

Doch muss auch eingewendet werden, dass Produkte der Technik und Wissenschaft auf die Dauer auch zu manchen Nachteilen führen und führen werden.

So war es mit der Erfindung der Maschine möglich geworden, Waren in großen Mengen zu produzieren. Nur durch die Massenproduktion ist heute die Versorgung der vielen Großstädte auf der Welt möglich. Doch führen Maschinen heute zur Erhöhung der Arbeitslosigkeit und in Zukunft wird sich durch die Einsetzung der Maschinen und Roboter die Arbeitslosenzahl weiter erhöhen. Umweltverschmutzung ist weiteres Problem, wozu die vielen Maschinen führen.

So hat der Einfluss der Technik und Wissenschaft neben großen Beiträgen für den Translationsbereich (der Übersetzungsprozess wurde erleichtert und beschleunigt; Zeit ist in den heutigen Weltbedingungen sehr wichtig) auch zu negativen Folgen im Translationsbereich geführt und wird in Zukunft vermutlich weiter dazu führen.

Außerdem muss auch betont werden, dass die Technik und Wissenschaft und der Translationsbereich zu ihrer gegenseitigen Entwicklung beitragen. Das heißt, Technik und Wissenschaft trägt zur Entwicklung des Translationsbereichs und Translationsbereich trägt zur Entwicklung der Technik und Wissenschaft bei.

In unserem Aufsatz werden wir die positiven und negativen Wirkungen der Hilfsmittel im Translationsbereich behandeln, die durch den Einfluss der Technik und Wissenschaft entstanden sind. Außerdem werden wir den gegenseitigen Beitrag zwischen den beiden Bereichen betonen.

Im Folgenden wird zuerst betont, welche Faktoren zur Entwicklung der Technik und der Wissenschaft führen.

Faktoren, die zur Entwicklung der Technik und Wissenschaft führen

Einer der wichtigsten Faktoren, der zur Weiterentwicklung der Technik und Wissenschaft geführt hat und weiterführen wird, ist wohl die Erhöhung der Weltbevölkerungszahl.

Zunehmendes Bevölkerungswachstum und steigender Wohlstand beschleunigen die Nachfrage nach Ressourcen und Energie. Parallel dazu erfordert die Industrialisierung große Investitionen in Umwelttechnologie und Prozesseffizienz¹.

Mit der Erhöhung der Weltbevölkerungszahl haben sich auch die Probleme der Menschheit erhöht, welche unmittelbar zu Lösungssuchen geführt haben. Gerade solche Suchen und Untersuchungen haben zur Entdeckung von Neuigkeiten geführt, welche auch Wirkung auf den Translationsbereich ausüben.

¹[http://64.233.183.104/search?q=cache:elD3PLtJkaMJ:www.vontobel.com/runappl.html/Medienmitteilung_Global_Trend_Funds_071108_de%3Fwm%3Da\(41\)%26dp%3Da\(dl\)d\(5814\)l\(1\)%26ext%3D.+Bev%C3%B6lkerungswachstum+und+Technologie&hl=tr&ct=clnk&cd=33&gl=de](http://64.233.183.104/search?q=cache:elD3PLtJkaMJ:www.vontobel.com/runappl.html/Medienmitteilung_Global_Trend_Funds_071108_de%3Fwm%3Da(41)%26dp%3Da(dl)d(5814)l(1)%26ext%3D.+Bev%C3%B6lkerungswachstum+und+Technologie&hl=tr&ct=clnk&cd=33&gl=de) – 08.11.2008, 20:55

Ein anderer wichtiger Faktor, welcher zur Entwicklung der Technik und Wissenschaft geführt hat und weiterführen wird, ist die Suche nach der Erleichterung des Menschenlebens in allen Lebensbereichen. Die Absicht, verschiedene Lebensbereiche zu erleichtern, hat unmittelbar auch eine Wirkung auf den Translationsbereich ausgeübt. Somit wurden viele neue Methoden, Theorien und Hilfsmittel entdeckt, die den Translationsprozess erleichterten und für korrektere Translationen sorgten.

Einfluss der technologischen Entwicklungen auf die Übersetzung

Positive Einflüsse

Als Produkte der positiven Einflüsse können manche Hilfsmittel erwähnt werden, die dem Translator im Translationsprozess sehr nützlich sind. Darunter sind Folgende zu nennen:

- **Wörterbücher**

„Das Wörterbuch ist ein Nachschlagewerk, in dem die Wörter einer Sprache nach bestimmten Gesichtspunkten ausgewählt, angeordnet und erklärt sind“. (DUDEN–Deutsches Universal Wörterbuch, 1996) In einer anderen Quelle heißt es „Wörterbuch ist ein Werk, welches den Wortschatz einer Sprache oder ein Teil dieses Wortschatzes darlegt, diese durch schriftliche Texte aufführt und manchmal grammatischen Regeln Platz gibt“ (ÖZTOKAT, 1979, s. 65)².

Neben der quantitativen Erweiterung der seit der Vergangenheit existierenden Wörterbucharten wurden mit der Zeit auch die Wörterbucharten bereichert. Mehrsprachige Wörterbücher und Fachwörterbücher sind z.B. Produkte dieses Prozesses. Im heutigen Höhepunkt der Wörterbuchforschung verlassen die Wörterbücher langsam ihre „Buchform“. So werden Wörterbücher nun als Computerprogramme gebildet. Computerwörterbücher ermöglichen Translatoren oder anderen Wörterbuchanwendern bedeutende Vorteile. Einige unter ihnen sind:

- Die vielen gewichtigen Wörterbücher brauchen nicht mehr in der Hand getragen zu werden.
- Für Wörterbücher braucht man nicht mehr viel Platz (das gilt auch für alle anderen Bücher)
- „Das Nachschlagen im Printwörterbuch (Wörterbuch in Buchform) wird als eine Last empfunden“ (ENGELBERG – LEMNITZER, 2004, s.81). Es kann auch die Konzentration unterbrechen. Durch Computerwörterbücher brauchen Seiten nicht mehr umgeschlagen zu werden.
- Das Erreichen der Stichwörter ist viel leichter.
- Die oben genannten Erleichterungen ersparen dem Translator viel Zeit. Der Übersetzungsauftrag wird in noch kürzerer Zeit erledigt.

- **Übersetzungsprogramme (Translation–Memory–Systeme oder Übersetzungssysteme)**

Übersetzungsprogramme sind auch wichtige Hilfsmittel des Translators. Besonders informative Texte werden von diesen Programmen in großem Maße problemlos übersetzt.

Diese Systeme erlauben eine Automatisierung des Transfervorgangs insofern, als

² Eigene Übersetzung

sie auf bereits früher übersetzte, gleiche oder ähnliche Texte sowie auf eine Terminologiebank zugreifen und dabei ggf. keine Eingriffe seitens des Benutzers erwarten. (SCHMITT, Peter A., 1998, 189)

Schwer zu übersetzen für diese Programme sind Literaturtexte und Lyriktexte. Denn in solchen Texten sind „Gedanken“, „Gefühle“ also der „Mensch“ drin. Vorteile für den Translationsbereich sind:

- Solche Programme ermöglichen bei der Translation von informativen Texten große Zeitersparnisse. Wenn man bedenkt, wie wichtig die Zeit im heutigen Arbeitsleben ist, stellt sich die Bedeutung der Übersetzungsprogramme besser heraus.
- Es erspart dem Translator viel Arbeit, wie z.B. jedes Mal im Wörterbuch nachschlagen, den ganzen Text selber schreiben, das Geschriebene kontrollieren und verbessern usw. Durch das Übersetzungsprogramm braucht der Translator nur den vom Programm übersetzten Text zu verbessern. Der Text wird in großem Maße vom Übersetzungsprogramm übersetzt.

- **Das Zusammenarbeiten mit den Spezialisten (Informanten)**

Das Erreichen der Spezialisten ist durch den Beitrag Technik und Wissenschaft leichter geworden. Ein Fachmann kann besonders bei Übersetzung technischer Texte wichtig sein. So kann gesagt werden, dass dieser Beitrag den Übersetzungsprozess beschleunigt.

- **Das Internet**

„Für die Recherche des Übersetzers und Dolmetschers wird das Internet immer wichtiger; ebenso wie die Textverarbeitung ist es inzwischen kaum noch zu entbehren“ (KAUTZ, 2002, 104). Das Internet ist in der Gegenwart ein multifunktionales Hilfsmittel für den Translationsbereich (sowie für alle Bereiche), welches einen Übersetzungsprozess beschleunigt und erleichtert. Das Internet hat folgende Funktionen für den Translationsbereich:

Funktion von Wörterbüchern unterschiedlicher Art wie Abkürzungswörterbuch, einsprachiges, zweisprachiges Wörterbuch, Fachwörterbuch, Fachspezialist, Enzyklopädie usw.

Das Internet ermöglicht dem Translator, Abkürzungen aller Art sehr leicht zu finden. In der Gegenwart werden täglich neue Abkürzungen gebildet, die in Wörterbüchern nicht zu finden sind, weil sie noch keinen Eingang ins Wörterbuch gefunden haben (neugebildete Abkürzungen und Wörter finden erst nach einer Weile Eingang ins Wörterbuch). Nikolai Danilewski erklärte in seinem bereits 1920 in deutscher Übersetzung erschienenen Werk „Russland und Europa“, dass soziale, kulturelle und damit auch sprachliche Einflüsse einer Kultur verspätet wirksam werden (Vgl. SOROKIN 1972). Auch die Bedeutungen solcher Abkürzungen sind durch „Google“ sehr leicht zu finden.

Das Internet erfüllt auch die Funktion eines Fachmannes. Das heißt, in manchen nötigen Fällen braucht der Translator nicht mehr einen Fachmann zu suchen, um sich bei ihm über ein Wort oder eine Terminologie zu informieren. So verhindert bzw. reduziert das Internet mit dieser Funktion den Zeitverlust bei einem Übersetzungsprozess. Zusammengefasst erleichtert und beschleunigt das Internet den Übersetzungsprozess mit ihren oben genannten Funktionen.

- **Verschiedene technische Geräte**

Verschiedene technische Geräte ermöglichen auch viele Erleichterungen im Dolmetschensbereich. (Dolmetschensprozess oder Dolmetscherausbildung)

Kopfhörer, Mikrophone und Kabinen sind wichtige Mittel, die es möglich machen in Kongressen und Symposien mit großer Adressatenzahl zu dolmetschen. Mit diesen Geräten können alle Teilnehmer der Organisation die Verdolmetschung verfolgen. Ein in den letzten Jahrzehnten bedeutender weiterer Beitrag der Technik und Wissenschaft für den Dolmetschensbereich ist, dass man durch die Satellitentechnik Verdolmetschungen auch interkontinental verfolgen kann und dass man nicht unbedingt mit „Leib und Blut“ teilzunehmen braucht, um die Verdolmetschungen zu verfolgen.

In der Dolmetscherausbildung spielen Sprachlaboratorien eine wichtige Rolle. Studenten der Dolmetschabteilungen müssen viele mündliche Übungen durchführen. Alle mündlichen Leistungen der Studenten müssen gespeichert werden können. Außerdem können persönliche Notebooks der Studenten zu Hause für Dolmetschübungen verwendet werden.

- **Theorien und Methoden**

Die Technik und Wissenschaft haben auch für die Bildung, Entwicklung und Verbesserung von Theorien und Methoden im Translationsbereich gesorgt. Die älteste Methode des Translationsbereichs ist wohl die „Wort-für-Wort-Übersetzung“.

Cicero (im 1. Jh. v. Chr.), später Hieronymus (im 5. Jh.) und Luther (im 6. Jh.) haben sich in Begründung bzw. Verteidigung ihrer Übersetzungsmethoden vor allem zu dem grundsätzlichen Widerspruch zwischen wortgetreuem und sinngemäß-freiem Übersetzen geäußert. Aus dieser Ambivalenz wurde abgeleitet, man solle „so wörtlich wie möglich und so frei wie nötig“ übersetzen. Schleiermacher forderte im 19. Jh., die Ausgangssprache solle in der Übersetzung „durchscheinen“. W. von Humboldt im 19. und L. Weisgerber im 20. Jh. vertraten die These von der prinzipiellen Unübersetzbarkeit bzw. der nur annähernden Übersetzbarkeit von Sprache. Andere Wissenschaftler führten und führen gegen diese Annäherung die unbestreitbare Tatsache ins Feld, dass seit Jahrtausenden gedolmetscht und übersetzt worden sei (KAUTZ, 2002, s. 31–32). Koller spricht dagegen von relativer und zugleich progressiver Übersetzbarkeit: „Indem übersetzt wird, wird die Übersetzbarkeit der Sprachen zugleich gesteigert“ (KOLLER 1992, s. 186).

Mit den wohl darauf stützenden Verbesserungsarbeiten durch die Translationsgeschichte hindurch haben die Methoden und Theorien ihren heutigen Standpunkt erreicht.

- **Der Computer**

Der Computer selbst ermöglicht viel schnelleres Schreiben und Verbesserung eines Textes.

Nach Peter A. Schmitt ermöglicht der PC ein Schreiben mit geringem physischen Kraftaufwand, die problemlose Korrektur des Geschriebenen und das Gestalten und Drucken mit fast grenzlosen Möglichkeiten (SCHMITT, Peter A., 1998, s. 188)

Somit trägt auch der Computer selbst zur Beschleunigung eines Übersetzungsprozesses bei.

Negative Einflüsse

- **Schnelligkeit**

Durch die vielen neuen Hilfsmittel wird ein Übersetzungsprozess verkürzt. Das bedeutet, der Translator kann in noch kürzerer Zeit einen neuen Übersetzungsauftrag übernehmen. Und dies bedeutet wiederum weniger Arbeit für andere Translatoren. Wenn der Übersetzungsprozess langsamer ablaufen würde, könnten andere Translatoren auch die Chance haben einen Auftrag zu bekommen.

- **Verminderung der Anzahl der Übersetzer**

In der Gegenwart werden öfters statt eines Übersetzers Übersetzungsprogramme eingesetzt. D.h. mit einem Übersetzer, der das Übersetzungsprogramm kontrolliert, kann die Arbeit von mehreren Translatoren erledigt werden, besonders bei informativen Texten. Und dies wiederum bedeutet die Erhöhung der arbeitslosen Translatoren.

- **Billigkeit**

Die oben genannten Bedingungen führen auch zum Sinken der Verdienste der Translatoren. Oben wurde erwähnt, dass nicht alle Translatoren immer einen Auftrag bekommen, weil andere ihn schon vorher bekommen haben. Gerade um Arbeit zu bekommen, sehen sie ein, billiger arbeiten zu müssen.

- **Arbeitslose Übersetzer**

Die Sprache des technisch und wissenschaftlich am meisten entwickelten Staates, also der Vereinigten Staaten, ist wegen ihrer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Kraft sozusagen eine Weltsprache geworden. Internationale Verhandlungen werden überwiegend auf Englisch durchgeführt. Internationale Geschäfte bevorzugen auf Englisch zu kommunizieren. Aus diesem Grunde wird in allen Nationen Englisch als Fremdsprache bevorzugt und gelernt. Und da eine große Zahl der Gesellschaftsmitglieder jeder Nation versucht Englisch zu erlernen, hat es und wird es in Zukunft unserer Meinung nach Nachteile für den Translator geben. Das bedeutet, dass in Zukunft der Bedarf an Translatoren sich vermindern wird.

Außerdem wird in vielen Ländern verlangt Englisch zu lernen als Kriterium für die Aufnahme in eine Arbeitsstelle. Auch dies wird unserer Meinung nach die Arbeitslosigkeit der Translatoren erhöhen.

Der gegenseitige Einfluss von Technik und Wissenschaft und der Bereich der Translation

Die Technik und die Wissenschaft tragen zur Entwicklung des Translationsbereichs bei. Umgekehrt leistet auch der Translationsbereich einen gegenseitigen Beitrag für die Technik und Wissenschaft. Die Japaner haben z.B. durch Translationstätigkeit technische und wissenschaftliche Daten überwiegend aus Europa und Amerika übernommen. Diese erworbenen Daten wurden verarbeitet und entwickelt und werden weiter entwickelt. Heute produziert japanische Technik und Wissenschaft viele Neuigkeiten für die Welt. Umgekehrt übernehmen heute Europa und Amerika technische und wissenschaftliche Daten von Japan und auch das geschieht durch die Translationstätigkeit. So kann gesagt werden, dass die Translationstätigkeit zur Entwicklung der Technik und Wissenschaft beiträgt.

Schlussfolgerung

In unserer vorliegenden Arbeit haben wir versucht, die Einflüsse der Technik und der Wissenschaft auf den Translationsbereich darzustellen. Es wurde festgestellt, dass der Translationsbereich überwiegend positiv beeinflusst wird. Doch wurde auch festgestellt, dass die positiven Wirkungen zu manchen negativen Wirkungen führen. Außerdem wurde festgestellt, dass der Translationsbereich, die Technik und die Wissenschaft gegenseitig zu ihrer Entwicklung beitragen.

LITERATUR

DUDEN 1996

Deutsches Universal Wörterbuch, Mannheim, Dudenverlag, 1996.

ENGELBERG – LEMNITZER 2004

ENGELBERG, Stefan – LEMNITZER, Lothar: *Lexikographie und Wörterbuchbenutzung*. Tübingen, Stauffenburg, 2004.

KAUTZ 2002

KAUTZ, Ulrich: *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens*. München, Iudicium, 2002.

KOLLER 1992

KOLLER, W.: *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Heidelberg/Wiesbaden, Quelle&Meyer, 1992.

ÖZTOKAT 1979

ÖZTOKAT, Erdim: *Sözlük Üstüne Gözlemeler*. İstanbul, Dilbilim 4, 1979.

SOROKIN 1972

SOROKIN, P.A.: *Bir Bunalım Çağında Toplum Felsefeleri*. (Übersetzt von Mete Tunçay). Ankara, 1972.

SCHMITT 1998

SCHMITT, Peter A.: Technische Hilfsmittel. In: *Handbuch Translation*. SNELL – HORNBY, Mary, HÖNIG, Hans G., KUBMAUL, Paul, SCHMITT, Peter A., (Hrsg.). Tübingen, Stauffenburg, 1998. 186–199.

QUELLE

[http://64.233.183.104/search?q=cache:eID3PLtJkaMJ:www.vontobel.com/runappl.html/Medienmitteilung_Global_Trend_Funds_071108_de%3Fwm%3Da\(41\)%26dp%3Da\(dl\)d\(5814\)l\(1\)%26ext%3D.+Bev%3B6lkerungswachstum+und+Technologie&hl=tr&ct=clnk&cd=33&gl=de](http://64.233.183.104/search?q=cache:eID3PLtJkaMJ:www.vontobel.com/runappl.html/Medienmitteilung_Global_Trend_Funds_071108_de%3Fwm%3Da(41)%26dp%3Da(dl)d(5814)l(1)%26ext%3D.+Bev%3B6lkerungswachstum+und+Technologie&hl=tr&ct=clnk&cd=33&gl=de) – 08.11.2008

SPRACHLICHE KARIKATUREN. VERLORENE BEDEUTUNGEN BEI DER ÜBERSETZUNG LITERARISCHER EIGENNAMEN

ESZTER KUTTOR
Universität Pécs, Ungarn

Einleitung

Das Thema dieser Arbeit ist die Übersetzung literarischer Eigennamen, erörtert mit Hilfe einer Fallstudie, und zwar genauer die Übersetzung von Eigennamen in der ungarischen und englischen Version der beliebten „Harry Potter“-Romane¹. Eigennamen haben gewöhnlich keine Bedeutung, nur eine Identifikationsfunktion – deshalb ist ihre Übersetzung eine problematische Frage. Übersetzt werden eigentlich Bedeutungen – keine Wörter oder Sätze. Wenn ein sprachliches Element keine Bedeutung hat, kann es logischerweise nicht übersetzt werden. Literarische Eigennamen vertreten aber eine andere Gruppe von sprachlichen Zeichen. Der Autor eines literarischen Werkes hat das Recht, seinen Figuren einen Namen zu geben. Dieser Name kann entweder ein wirklicher, alltäglicher Name sein (vielleicht von einer existierenden Person), oder ein fiktiver Name, der in den meisten Fällen aber nicht nur identifiziert, sondern auch charakterisiert: kurz und übertrieben, genau wie eine Karikatur. In diesem Fall soll die Bedeutung – und damit die beschreibende Funktion des Eigennamens – auch in anderen Sprachen wiedergegeben werden.

Eigennamen im Sprachsystem

Eigennamen vertreten im sprachlichen System eine besondere Gruppe. Eine eindeutige Definition ist nicht zu finden, und was ihre Klassifikation angeht, gibt es in den Grammatiken von verschiedenen Sprachen verschiedene Einteilungen für die Wortarten auf Grund der Struktur der jeweiligen Sprache (vgl. z.B. ANTALNÉ 2003:48; GREENBAUM 1990:70; QUIRK 1990:60; HELBIG – BUSCHA 1994:230; DUDEN 1973:147). Was die Bestandteile der Gruppe *Eigennamen* angeht, ist die Liste in allen drei Sprachen unterschiedlich (vgl. ANTALNÉ 2003:52; CHALKER 1992:34; QUIRK 1990:77–78; HELBIG – BUSCHA 1994:278).

Da keine eindeutige Bestimmung in einem Satz möglich ist, müssen einige Kriterien aufgestellt werden, mit deren Hilfe das Wesen der Eigennamen zu umschreiben ist und ihre Abtrennung von den Gattungsnamen ermöglicht wird. Diese Kriterien sind (vgl. CHALKER 1992:34; MÉHES 2001:210; BAUER 1985:29; QUIRK 1990:76 und KÁLMÁN 1989:10–11): *Großschreibung*; *Abwesenheit der Determinanten/bestimmten Artikel*; *Fehlen der Unterscheidung zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit*; *unikale Referenz* (dieses Kriterium taucht am häufigsten in der Fachliteratur auf); *Unübersetzbarkeit* (siehe auch DUDEN 1973:315). Diese Merkmale können aber auch sofort widerlegt werden: Das beste Gegenbeispiel für Großschreibung ist die deutsche Sprache. Eigennamen kommen oft mit dem bestimmten oder unbestimmten Artikel vor. Es gibt Fälle, bei denen der Gebrauch von

¹ Zur Analyse wurde der englische Originaltext von Joanne K. Rowling (Bloomsbury), die deutsche Übersetzung von Klaus Fritz (Carlsen Verlag GmbH) und die ungarische Fassung von Tamás Boldizsár Tóth (Animus) herangezogen.

Artikeln vor einem Namen obligatorisch ist (z.B. *die Schweiz, die Alpen*; siehe HELBIG – BUSCHA 1994:367). Was Bestimmtheit und Unbestimmtheit betrifft, kann dieses Kriterium anhand von Beispielen wie *Ein bestimmter Herr Schmidt ist da* oder *der Herr Braun, den ich kenne* widerlegt werden – vom Kontext abhängig kann ein Eigenname bestimmt oder unbestimmt sein. Ein Name kann mehrere Referenzen haben (z.B. Vornamen) oder solche Elemente enthalten, die nicht über die Charakteristika der Eigennamen verfügen, wie z.B. Buchtitel. Überdies sind viele Namen aus Gattungsnamen abgeleitet, wie z.B. Familien- oder geographische Namen. Diese können ebenso mehrere Referenzen haben. Es gibt auch solche abstrakten Begriffe wie z.B. *Glaube, Treue, Freiheit, Liebe, Schicksal, Himmel, Hölle* usw., die in vielen Sprachen (jedoch nicht im Deutschen) als Gattungsnamen klein geschrieben werden (in einigen Kontexten kommen sie jedoch mit großen Anfangsbuchstaben vor) (vgl. QUIRK 1990:76). Diese haben auch nur eine einzige Referenz in dem oben benutzten Sinne, obwohl man sagen könnte, dass es mehrere „Glauben“ gibt, aber genauso gibt es mehrere Pauls.

Die Unübersetzbarkeit der Eigennamen scheint auf den ersten Blick logisch zu sein. Die alltäglichen Vornamen werden üblicherweise nicht übersetzt (z.B. *Helmut Kohl* oder *Friedrich Schiller* in der ungarischen Presse als *Káposzta Helmut* oder *Csillogó Frigyes*), da sie ihre eigentliche Referenz oder zumindest die Eindeutigkeit der Referenz nämlich verlieren würden; in einem anderen Land aber kann es vorkommen, dass der einfacheren Aussprache wegen eine ungarische *Zsuzsanna Susanne* oder *Susan* genannt wird. Sowohl Königs- und historische Eigennamen, als auch geographische Eigennamen, die während der Geschichte in verschiedenen Sprachen andere Namen bekommen haben (z.B. *die Donau – the Danube – Duna*) werden gewöhnlich dem in der Zielsprache benutzten Namen entsprechend übersetzt (vgl. z.B. DUDEN 1973:315).

Bei CRYSTAL ist auch ein Beispiel mit dem englischen Namen *Mary* und seinen ungarischen „Äquivalenten“ zu finden (1998:433): die verschiedenen Äquivalente aber haben im Ungarischen andere stilistische Eigenschaften (z.B. *Mária, Maca, Mancsi, Maris, Marika, Riska* usw.). Hier muss der Übersetzer die jeweiligen stilistischen Merkmale beachten, da jeder einzelne Name andere Gefühle, Gedanken und eine andere Atmosphäre hervorruft.

Andere und ausführlichere Kriterien für das Wesen der Eigennamen werden bei MANINI aufgelistet (1996:161–162). Einerseits werden die allgemeinen grammatisch-morphologischen Regeln einer Sprache bei Eigennamen nicht angewandt. Wir finden eine „unregelmäßige“ Verwendung der Affixe im Ungarischen, z.B. *bokor – bokrok*, aber: *Bokor – Bokorok; fű – fűvön*, aber *Orfű – Orfűn; kő – követ*, aber *Írott kő – Írott kőt* (vgl. Kálmán 1989:11); im Englischen sind ähnliche Beispiele die Substantive mit unregelmäßiger Pluralform (hier ein Beispiel aus J. R. R. Tolkiens *Herr der Ringe*: *foot – feet* und der Name: *Padfoot*, wo die Mehrzahl nicht **Padfeet*, sondern *Padfoots* wäre. (Ins Ungarisch als *Csülök – Csülök – Csülökök* übersetzt). Genauso funktionieren im Deutschen die Eigennamen, die aus einem auch heute üblichen Gattungsnamen abgeleitet sind, wie z.B. *Schneider*, dessen Plural als Gattungsnamen *Schneider* ist (also mit einem Nullmorphem gebildet), während der Plural des Familiennamens mit einem *-s* versehen ist: *die Schneiders*. Nicht nur die Pluralendung, sondern auch ein bestimmter Artikel erscheint neben dem Eigennamen.

Als Zusammenfassung erklärt MANINI: „proper names are marked by a total lack of motivation” (1996:162). Dies wirft aber auch weitere Fragen auf, vor allem im Zusammenhang mit der Etymologie der Eigennamen.

Die arbiträre Beziehung zwischen Wort und Objekt setzt völlige Unmotiviertheit in der Namensgebung voraus; besonders bei Personennamen (z.B. bei der Taufe) kann nicht die Rede von irgendeiner Art von Motivation sein, da es keine semantische Beziehung zwischen dem Namen und dem Namensträger gibt, jedenfalls nicht synchron betrachtet.²

Neben den grammatischen und semantischen Eigenschaften muss auch der funktionale Aspekt erwähnt werden. Als Primärfunktion ist eindeutig die Individualisation und Identifikation zu erwähnen, denn „the name is not true of its bearer” (LYONS 1979:214). Eigennamen können aber, wie schon erwähnt, auch eine beschreibende Funktion haben. In diesem Fall operieren sie mit ihren Konnotationen, die in einem bestimmten Kulturkreis mit ihnen verbunden sind – durch diese Konnotationen charakterisiert der Eigenname die Person, die ihn trägt.

Literarische oder sprechende Eigennamen

Der Name muss nicht unbedingt eine eindeutige Bedeutung haben, auch die beim Leser geweckten Assoziationen können die Person typisieren. Namen können nicht nur eine Person beschreiben, sondern auch einen allgemeinen Eindruck von der Atmosphäre der Zeit und des Schauplatzes der Geschichte vermitteln. Im Zusammenhang mit sprechenden Namen stellt Manini (1996:164–166) vier Kriterien auf, um die bedeutungsvollen literarischen Eigennamen zu kategorisieren:

Das erste Kriterium ist das der *Intertextualität*. Diese entsteht, wenn der Name eine allusive Funktion hat, d.h. wenn er den Träger mit Hilfe von allgemeinem Wissen und von Konventionen charakterisiert; ein Beispiel dafür ist aus den „Harry Potter“-Romanen der Name eines Lehrers, *Remus Lupin*; Der Leser kann vermuten, dass die Person etwas mit Wölfen zu tun hat, da beide Teile seines Namens darauf hinweisen: *Remus* (der mythologische Gründer von Rom) wurde von einer Wölfin genährt; *Lupin* deutet auf die lateinische Benennung des Wolfes *canis lupus* hin.

Das zweite Kriterium ist *Exotizismus*; der Autor kann fremd klingende Namen benutzen, die entweder wirklich der fremden Sprache angehören oder nur nach dem Klang als fremd wahrgenommen werden. Solche Namen haben die französischen Besucher Fleur Delacour und Madame Maxime (letzterer Name enthält eindeutig weitere Hinweise), und die Besucher aus Bulgarien: Viktor Krum und Igor Karkaroff, deren Namen tiefe Vokale und harte Konsonanten haben, um damit slawische Sprachen assoziieren zu können.

Die morphologische Struktur zeigt den *Grad der Durchsichtigkeit*; dieses ist das dritte Kriterium. So gibt es einfache, durchsichtige Namen, in denen das Charakterisierungswort eindeutig ist, anders gesagt, es sind als Eigennamen benutzte Gattungsnamen

² Eine Art Motivation kann aber festgestellt werden, falls Eigennamen diachronisch untersucht werden. In diesem Fall werden jene Gattungsnamen untersucht, aus denen die Namen stammen, also die eigentliche Bedeutung des ursprünglichen Gattungsnamens wird erforscht. Eine Art ursprüngliche Bedeutung kann auch bei den Vornamen in ihrer Herkunftssprache gefunden werden (z.B. bedeutet *Peter/Petra* „Felsen” im Altgriechischen, *Jonathan* bedeutet „Gottes Geschenk” im Hebräischen usw.).

(z.B. *Peeves* = Ärger; *Black* = schwarz, *Madam Malkin* = Vogelscheuche, *Professor Sprout* = Sproß usw.). Die durchsichtig zusammengesetzten Namen bestehen aus mindestens zwei Bestandteilen, die immer noch erkennbar sind (z.B. *Malfoy* = fr. schlechter Glaube; *Peter Pettigrew* = kleingewachsen (französisch und englisch), *Ravenclaw* = Krallen des Raben). Interessanter sind jene Eigennamen, die halbdurchsichtig sind, bei denen nur eine Komponente erkennbar ist (z.B. *Gryffindor* = Greif+d'or; aus Gold?). Solche können mehrfach interpretiert werden, beinhalten also mehrere Interpretationsmöglichkeiten für die Rezipienten.

Die größte Herausforderung bereiten aber für den Leser (und den eventuellen Übersetzer) die so genannten *Portmanteau-Namen*, in denen die Komponenten nicht mehr zu identifizieren sind, da sie entweder aus der Transformation eines Gattungsnamens oder aus der Vermischung mehrerer Wörter entstehen. Beispiele aus den „Harry Potter“-Romanen sind *Longbottom*, der Name eines langsamen und ein bisschen dummen Jungen, der immer ein ‚langes Gesicht macht‘ und ständig ‚auf den Po fällt‘. Der Name des nervösen, immer zitternden Professors Quirrel ist auch ein gutes Beispiel: Es ist die Vermischung von *squirrel* (Eichhörnchen) und *quiver* (zittern). Ein anderer Professor, Snape, hat ebenfalls einen eindeutig sprechenden Namen, die Verschmelzung aus *snake* und *snap*, was ohne englische Sprachkenntnisse schwer zu entziffern ist. Ähnliche Schwierigkeiten erweisen sich bei der Interpretation von Namen wie *Madam Pomfrey* (= pommes frites, oder pomadenfrei, oder pomfret cake [Lakritze]?); *Professor McGonagall*, *Hagrid*, usw.

Das letzte Kriterium ist *der Grad der Charakterisierung*: Inwiefern ist der Name für den Träger typisch? Sprechende Namen erwecken im Leser bestimmte Erwartungen. Diese Erwartungen werden entweder erfüllt oder nicht; bisweilen erweist sich das Gegenteil als richtig. Draco Malfoys Name erweckt negative Erwartungen auch in denen, die die konkrete Bedeutung der Komponenten nicht kennen – diese Erwartungen werden auch erfüllt. Der Name *Sirius Black*, der auch nichts Positives zu suggerieren scheint, bezeichnet eine Person, die auf der Seite der Guten steht.

Sprachliche Ebenen der sprechenden Namen

Sprechende Namen können auf mehreren Ebenen der Sprache „sprechen“. Auf der *phonetischen Ebene* erweckt der Klang auch ohne lexikalische Bedeutung Gefühle und Assoziationen. Die Namen, die mit dem Exotizismus ihre Wirkung erreichen, funktionieren ebenso auf der phonetischen Ebene. Einfacher gesagt, die Namen *Fleur Delacour* und *Madame Maxime* haben einen französischen Klang; man kann auch ohne Kenntnis des Sinns ahnen, dass diese Personen Franzosen sind. Das Mädchen Cho Chang ist eine Japanerin; Seamus Finnigan ist bestimmt von irischer Herkunft; Florean Fortescue scheint wiederum ein Franzose zu sein. Der Name der Fluglehrerin Madam Hooch kann zwar mehrere lexikalische Bedeutungen haben, ist aber auch auf der phonetischen Ebene als Onomatopoeikon zu interpretieren.

Die *morphologische Ebene* wurde schon erwähnt. Weitere Beispiele sind noch *Griphook* (‚greifen‘ und ‚Haken‘), der Familienname *Weasley*, die großgewachsenen Freunde Crabbe und Goyle (grab=ergreifen, crab=Krebs; gargoyle=ein Monster), *Flitwick* (flit=sich schnell bewegen, quick=schnell), *Creevey* (creepy=kriecherisch), *Trelawney* (tres=sehr, loony=verrückt), *Pettigrew* (petit+grew=kleingewachsen) usw.

Die *wortsemantische Ebene* gibt eine unendliche Menge an Möglichkeiten: Nicht nur die Haupt-, sondern auch die Nebenbedeutungen können als Charakterisierungsmittel benutzt werden, die verschiedene Assoziationen haben. Es gibt Beispiele, die eindeutig interpretiert werden können (falls man unbedingt nach Bedeutung in den Namen sucht): *Sirius Black, Emeric Switch, Bertie Bott, Lavender Brown, Draco Malfoy, Peeves, Argus Filch, Professor Sprout, Madam Pince, Professor Vector, Rowena Ravenclaw, Bode, Croaker, Oliver Wood, Rita Skeeter* usw. Offensichtlich sind auch die historischen oder pseudo-historischen Namen, die mit einer Beifügung, einer Apposition versehen sind (z.B. *Nearly-Headless Nick, Bloody Baron, Fat Friar, Fat Lady, Emeric the Evil, Uric the Oddball, Gregory the Smarmy, Moaning Myrtle, Wailing Widow, Mad-Eye Moody* usw.) Es gibt jedoch auch solche Namen, die nicht nur mit der Hauptbedeutung des Wortes etwas mitzuteilen versuchen. Diese können sowohl wortwörtlich, als auch im übertragenen Sinne, mit den peripheren Semen des Lexems interpretiert werden. Beispiele aus der „Harry Potter“-Serie: Mrs Figg, deren Name einerseits der einer Frucht (Feige), andererseits aber auch ein Verb (etwas verschweigen/verstecken) ist. Ein ideales Exempel ist der Name des Zaubererministers Fudge – ‚fudge‘ ist entweder eine Süßigkeit oder ein Verb, das ‚Unsinn reden‘, ‚daneben reden‘, ‚keine passende Lösung finden‘ bedeutet. Die ungarische Übersetzung hat zweierlei Interpretationen dazu: Im ersten Buch, in welchem der Name nur einmal vorkommt, wurde er ins Ungarische als *Badarus* („Quatsch“) übersetzt, in den weiteren Büchern aber als *Caramel* („Süßigkeit“) interpretiert. Eigentlich sind beide Interpretationsmöglichkeiten in dem Originalnamen beinhaltet.

In unserer Interpretation ist auch eine *syntaktische Ebene* bei Eigennamen zu beobachten, und zwar bei solchen, die eine ganze Phrase – natürlich kondensiert – beinhalten oder als solche interpretiert werden können (da die Bedeutung in vielen Fällen nicht so offensichtlich ist). Als Beispiel sei der Name von *Professor McGonagall* erwähnt. Der Name ist auf den ersten Blick ziemlich undurchschaubar, aber dem Klang nach könnte er als *gonna get all* interpretiert werden (das Präfix *Mc-* weist eindeutig auf die schottische Herkunft hin), das als *going to get all*, „wird alle ergreifen“ verstanden werden könnte (die Professorin soll alle unartigen Kinder fangen). Als *gonna gall* („going to gall“) würde die Interpretation ‚wird verärgert‘, ‚wird ärgerlich‘ lauten. Das wäre auch richtig, da hier von einer ziemlich strengen Professorin die Rede ist.

Ein ähnliches, aber durchschaubareres Beispiel ist der Name der negativen Hauptfigur, die eigentlich einen angenommenen Namen hat: *Voldemort*. Der Klang des Namens ist erschreckend, und die Bedeutung verstärkt nur den ersten Eindruck. Der Name ist eine französische Genitivphrase *vol de mort*, die wortwörtlich ‚Flug des Todes‘ bedeutet. In diese Kategorie gehören auch die anderen Namen dieses Charakters: *You-Know-Who, He-Who-Must-Not-Be-Named, We-All-Know-Who*. Diese Phrasen sind Eigennamen derselben Person (diese Namensgebung ist ein Beispiel für eine Tabuisierung).

Was die *Ebene der Pragmatik* betrifft, können Eigennamen Allusionen beinhalten, um eine Intention zu vermitteln oder um weitere Assoziationen zu erwecken; z.B. können Vornamen nur Identifikationsfunktion haben; sie können aber etwas Wichtiges suggerieren. Lucius Malfoys Vorname repräsentiert eigentlich nur einen altrömischen Namen, kann aber auch ein Hinweis auf *Luzifer* sein. *Minerva* kann einerseits ein modischer Name in der Zauberwelt sein, andererseits kann dieser Name ebenso gut hervorheben, dass Professor McGonagall über ein riesiges Wissen verfügt. Der Hausmeister Argus Filch ist bestimmt

nicht umsonst nach dem hundertägigen Monster aus der griechischen Mythologie Argus benannt. Der Name des Kentaurs Firenze ist ein Hinweis auf die alte Stadt, die auch als Zentrum der Kultur und des Wissens fungiert.

Auch die *Ebene der Stilistik* gibt dem Autor viele Möglichkeiten zum Spiel mit Wörtern. Dialektale (Herkunft), soziolektale (gesellschaftlicher Status, Gruppenzugehörigkeit), archaische Wörter (Alter) gehören zu dieser Ebene.³

Der Name des Haupthelden, *Harry Potter*, kann auf der Ebene der Stilistik wegen seiner Neutralität als ein sprechender Eigenname interpretiert werden. Im englischsprachigen Raum ist er alltäglich, was im Kontrast zum außergewöhnlichen Wesen des Jungen steht. Auf die Herkunft des Namenträgers weisen auch die Namen *McGonagall* und *Seamus Finnigan* hin. Das Alter wird in dem Namen *Dumbledore*, einem archaischen Wort betont. All jene Namen in der Geschichte, die auf *-us* enden, akzentuieren die Tradition der Mythologie und der Antike in der Zauberwelt, so z.B. *Cornelius*, *Lucius*, *Albus*, *Dedalus*, *Argus*, *Severus* usw.

Literarische Eigennamen als Wortspiel

Literarische Eigennamen sind oft auch Wortspiele. Auf den ersten Blick erscheinen sie als normale, alltägliche Namen, beinhalten aber oft ein Wortspiel. Lendvai (1996b:89) listet 25 Arten von Wortspiel auf, die auf sprachlichen Phänomenen basieren. Meiner Meinung nach sind Ambiguität, lexikalisch-semantiche Merkmale wie Homonymie, Homophonie und Polysemie, metaphorische und idiomatische Bedeutungen, im Gegensatz zu wortwörtlicher Bedeutung und Allusion, die wichtigsten – Homophonie: *Sirius* – *serious* oder *Kreacher* – *creature*; Polysemie: *Fudge* (mindestens zwei Bedeutungen, siehe oben), *Figg* (*fig* = mindestens zwei Bedeutungen), *Lavender Brown* (kann ein einfacher Name sein, die Benennung kann aber auch auf zwei Farben hinweisen) usw.

Literarische, sprechende Namen können auch nach der Art der Extraintimation, die der Name über den Träger verrät, kategorisiert werden. Diese Information kann eine äußere Eigenschaft betreffen (z.B. *Madame Maxime* oder *Peter Pettigrew* = kleingewachsen) oder auf innere Eigenschaften (z.B. *Gladys Gudgeon* = eine naive Person, *Colin Creevey* = ‚creepy‘, ein schmeichelnder Junge) beziehen. Zu dieser Kategorie gehören natürlich die Eigennamen, die mit einer Apposition versehen sind. Der sprechende Eigenname sagt etwas über die persönliche oder die Familiengeschichte aus. Das ist der Fall bei Sirius Black, dessen Name auch als Gegensatz zum Vornamen von Albus Dumbledore aufgefasst werden kann (schwarz vs. weiß). Der Mann ist – entgegen den anfänglichen Erwartungen – keine negative Figur; nur seine Familie ist vom rechten Weg abgekommen. Sein Vorname *Sirius* beinhaltet die Information über seine Fähigkeit, sich in einen Hund verwandeln zu können (ähnlich ist die Lage bei *Remus Lupin*).

Der Name kann auch den Beruf der Person verraten. Professor Sprout und Phyllida Spore beschäftigen sich mit Kräutern; Emeric Switch (Wendel) hat ein Buch über die Verwandlung geschrieben, Arsenius Jigger (Bunsen) beschäftigt sich mit Zaubertränken und Zauberbräuen, Newt (Lurch) Scamander ist der Autor eines Buches über fantastische Tierwesen. Quentin Trimble (*tremble*=zittern) ist ein interessanter Name für den Autor eines

³ LENDVAI (1996a:81) ordnet sprechende Eigennamen den stilistischen Elementen von verbalem Humor zu.

Selbstverteidigungskurses. Madam Pince ist Bibliothekarin (pince-nez), Cassandra Vablatsky sowie Sybill Trelawney beschäftigen sich mit Wahrsagen.

Der Name kann – wie schon erwähnt – sowohl die Herkunft suggerieren (siehe oben), als auch die gesellschaftliche Zugehörigkeit andeuten (Stan Shunpike und Earnie Prang sind bestimmt nicht adeliger Abstammung).

Sprechende Eigennamen können viele neue Informationen geben. Die Aufgabe des Übersetzers ist es, diese Informationen oder Intentionen des Autors auch für anderssprachliche Leser erreichbar zu machen.

Die Übersetzung von Eigennamen

Was bedeutet es eigentlich, einen Eigennamen zu übersetzen? Ist es ein phonetischer oder orthographischer Akt (wie z.B. *Adrienne – Adrienn*) oder Naturalisation zur Zielsprache (*Peter – Pietro – Pierre*)? Was ist mit den stilistischen Veränderungen wie z.B. bei *Harry* und *Henrik*? Zuerst muss der Übersetzer die Entscheidung treffen, ob er die literarischen Namen überhaupt übersetzt. Wenn diese in einem Buch gar nicht übersetzt werden, bereitet das keine Schwierigkeiten. Falls jedoch viele Namen in der Ausgangssprache bleiben, ist ein einziger übersetzter sprechender Name viel auffälliger und inadäquater. Ein problematischer Fall liegt aber vor, wenn das Übersetzen und Nicht-Übersetzen in einem Text inkonsequent ist, d.h. wenn innerhalb eines Textes einige Eigennamen übersetzt, andere aber in der Originalsprache belassen werden. Das ist auch der Fall bei den Übersetzungen in der „Harry Potter“-Serie; hinzu kommt noch, dass es Unterschiede in den verschiedenen Sprachen gibt.

Eigennamen müssen unbedingt übersetzt werden, falls sprachliche Unterschiede zu Missverständnissen führen können. Diese Probleme können *phonetischer* Art sein (wegen unterschiedlicher Laut-Buchstabe-Entsprechungen⁴); *morphologischer* Art, vor allem bei geographischen Namen, wenn diese eine spezielle Form haben (z.B. Pluralform wie bei *die Alpen – the Alps – az Alpok*) *semantischer*, *pragmatischer* und *stilistischer* Art sein, wenn derselbe Lautkörper in einer anderen Sprache andere Konnotationen hat (z.B. Madam Pince, die Bibliothekarin in den „Harry Potter“-Romanen, deren Name auf *pincenez* (Zwicker) hinweist; *pince* bedeutet im Ungarischen jedoch etwas ganz anderes, nämlich ‚Keller‘, und musste deshalb übersetzt werden).

Der Übersetzer eines literarischen Werkes sollte immer annehmen, dass literarische Eigennamen nie bedeutungslos sind. NEWMARKS Vorschlag ist (1981:71), dass diese Art von Namen nur dann übersetzt werden soll, wenn die Nation, die sie repräsentieren, nicht im Vordergrund steht; das ist der Fall z.B. in Märchen, in denen die Figuren keiner Nationalität angehören. Hat der Name aber einen Nationalitätscharakter, kann er dennoch übersetzt, vorsichtiger ausgedrückt: verändert werden, vorausgesetzt der Übersetzer achtet darauf, dass mit dem Klang der Übersetzung⁵ dieser Charakter erhalten bleibt (z.B. *McGo-*

⁴ KLAUDY (1999:138) bringt ein Beispiel aus der englischen Übersetzung von Géza Gárdonyis *Egri csillagok* (*Eclipse of the Crescent Moon*), wo der Name *Vicuska* als *Évi* in die englische Fassung übersetzt wurde, da der Buchstabe „c“ im Englischen als [k] ausgesprochen würde.

⁵ Das Wort „Übersetzung“ wird hier auch in dem Sinne benutzt, dass ein Wort in einer veränderten Form in der übersetzten Fassung des Romans vorkommt, d.h. die ungarische Übersetzung bedeutet nicht unbedingt das Erscheinen eines ungarischen Wortes.

nagall – *McGalagony*; die schottischen Assoziationen sind geblieben).

Jeder Eigename bietet mehrere Möglichkeiten zur Übersetzung. Die Wahl hängt in den meisten Fällen von persönlichem Geschmack ab. Die Strategien, die der Übersetzer anwenden kann, können auf verschiedenen Ebenen der Sprache angewandt werden. Auf der *phonetischen Ebene* gibt es zwei Strategien; einerseits die Naturalisation (siehe oben), andererseits sollen phonetische Eigenschaften der Eigennamen – falls sie relevant und wichtig sind – erhalten bleiben. Auf der *morphologischen Ebene* besteht die Übersetzung aus Segmentierung bis zu den Elementen, deren Bedeutungen entziffert und dann in einem zweiten Schritt in der Zielsprache rekonstruiert werden. Das gilt in ähnlicher Weise auch für die *wortsemantische Ebene*, aber hier gehen oft einige Komponenten der Bedeutung verloren.

Die *semantische Ebene* beinhaltet die Denotation und die Konnotationen des Eigennamens. Nach der Segmentierung der Bedeutung soll die Wahl nach der Betrachtung der Konnotationen (Komponentenanalyse) getroffen werden. Auf der *pragmatischen Ebene* müssen die Allusionen beibehalten werden; im Falle von kulturspezifischen Allusionen muss der Übersetzer entscheiden, ob er die originale Allusion beibehält, sie explizit erklärt oder sie durch eine zielsprachige ersetzt. Auf der *stilistischen Ebene* muss der Übersetzer beachten, dass in verschiedenen Ländern und Kulturen die einander entsprechenden Eigennamen nicht unbedingt mit derselben gesellschaftlichen Klasse, ethnischen Gruppe oder Erziehung und Ausbildung assoziiert werden (z.B. *Harry* ist in England ein alltäglicher Name, während *Henrik* oder *Herold* im Ungarischen ein besonderer und seltener Name ist). Oft kommt es vor, dass um derselben Wirkung willen der Originalname durch einen anderen Namen substituiert wird.

Namen, die in beiden Sprachen kopiert wurden

Die erste Strategie ist die *Kopierung*, die 1:1-Übernahme eines Eigennamens aus dem Originaltext. Diese Strategie entspricht dem Kriterium der Unübersetzbarkeit der Eigennamen, kann aber im Falle von sprechenden Namen infolge der Unterschiede zwischen der Original- und der Zielsprache zum Verlust einer Bedeutung führen. Der erwähnte Bedeutungsverlust ist aber nicht in jedem Fall mit einer Kopierung verbunden. Beispiele aus der „Harry Potter“-Serie sind die folgenden:

Der Name des Professors *Remus Lupin* ist ein Beispiel für das Nicht-Übersetzen, wobei die dadurch erweckten Assoziationen beibehalten bleiben. In solchen Fällen verlangt die Entzifferung der Bedeutung des sprechenden Eigennamens bestimmte kulturelle Kenntnisse. Unser Beispiel enthält zwei Elemente, die auf den Wolf hinweisen; einerseits den Namen eines der Gründer Roms, den Bruder des Romulus, andererseits die lateinische Benennung des Wolfes, *canis lupus*. Der Name suggeriert schon im Voraus, dass der Mann etwas mit Wölfen zu tun haben muss, bzw. dass er eigentlich ein Werwolf ist.

Ähnlich, aber ein wenig problematischer ist es bei dem Namen *Sirius Black*, der auch viele Informationen enthält. Der Familienname *Black* ist höchstwahrscheinlich in den meisten Sprachen und Kulturen, die das Buch erreicht, dank der Verbreitung des Englischen als Weltsprache interpretierbar und weist auf etwas Dunkles, Schwarzes, Böses (?) hin. *Sirius* ist aber komplexer: Der Schreibweise nach meint es ein Sternbild, nämlich den Großen Hund, was die in der Geschichte später enthüllte Tatsache andeutet, dass dieser Charakter sich in einen Hund verwandeln kann. Mit diesem Wort ist im Englischen auch das Wort *serious* homophon.

Ein ähnliches Muster zeigt der Vorname von Draco Malfoy; *Draco* ist ebenfalls der Name eines Sternbilds, welches wie ein Drache aussieht, im Grunde genommen jedoch eine Schlange darstellt; *draco* bedeutet auf Latein ‚Schlange‘ (ein eindeutiger Hinweis auf das Symbol des Slytherin-Hauses, wo die Anhänger der Dunklen Seite ausgebildet werden) oder ‚Drache‘ (ein mythisches Tier, das in der Zauberwelt „existiert“); *draco* ist auch ein Hinweis auf den griechischen Gesetzgeber Drakon, dessen Maßnahmen sagenhaft streng waren. Der Vater des Jungen heißt *Lucius* Malfoy; *Lucius* ist ein geschichtlicher und ein häufiger altrömischer Name. Er erweckt aber auch Assoziationen zu *Luzifer*, zum Namen des Teufels (eher als zu der originalen Bedeutung des Wortes *lucifer*, „Lichtbringer“ oder „Morgenstern“).

Die oben erwähnten Allusionen sind nicht nur für die englische Leserschaft zugänglich; mit dem nötigen kulturellen Hintergrund sind sie auch für die Leser in anderen Sprachen nachvollziehbar. Es gibt aber Eigennamen, bei deren „Nicht-Übersetzung“ der Sinn verloren geht.

Der Name des Protagonisten, *Harry Potter*, ist in den meisten Sprachen nicht übersetzt, sondern nur „naturalisiert“, also dem jeweiligen sprachlichen System angepasst worden. *Harry Potter* ist eigentlich schon ein Markenname; wenn er erwähnt wird, weiß man überall, wovon die Rede ist. Es ist nicht mehr nur der Name eines Jungen, sondern bezieht sich auf das ganze „Harry Potter“-Phänomen. Ob der Name – und wenn ja, inwiefern – ein sprechender Name ist, ist nicht eindeutig zu belegen. *Potter* bedeutet als Substantiv ‚Töpfer‘ und als Verb ‚schlendern‘, ist aber auch ein alltäglicher Familienname; genauso ist der *Harry* in den englischsprachigen Ländern ein gewöhnlicher Jungennamen. Die Übersetzung ins Ungarische, *Fazekas Henrik/Herold* wäre aber wegen des Vornamens *Henrik/Herold* ein ungewöhnlicher, nicht alltäglicher Name. Um denselben Effekt wie beim Original zu erreichen, müsste der Übersetzer den Namen völlig verändern und einen ähnlich alltäglichen ungarischen oder deutschen Namen erfinden. In den englischsprachigen Ländern kann der Name *Harry Potter* darauf hinweisen, dass auch gewöhnliche Durchschnittsmenschen (wie Harry auf den ersten Blick erscheint) Helden werden können.

Wird der Name *Harry Potter* nicht übersetzt, sollen auch die Namen seiner Familienmitglieder erhalten bleiben. *James* und *Lily* sind ebenfalls alltägliche Namen; obwohl der Name *Lily*, der auch der Name einer Blume ist, Unschuld symbolisiert, weist er zusammen mit dem Namen der Muggelschwester *Petunia* zugleich auf die Verwandtschaft der beiden Figuren und auf die Unterschiede zwischen ihnen hin.

Weasley, ein anderer Familienname in der „Harry Potter“-Serie, identifiziert eine Familie mit rothaarigen Mitgliedern. Der Name ist eine eindeutige Referenz auf das Tier *weasel*. Obwohl der Name sowohl in den deutschen als auch in den ungarischen Text kopiert wurde, geht diese Referenz nur im Ungarischen verloren; die deutsche Benennung, besser gesagt, die Aussprache des Tiernamens ist dem englischen Wort ziemlich ähnlich: *Wiesel*. Das ist für deutsche Leser verständlich; die ungarischen Leser können aber nicht so eindeutig entziffern, dass der Name entweder auf die rote Haarfarbe der Familienmitglieder oder auch die Schlaueit der Familienmitglieder hinweist bzw. diese hervorhebt.

Viele Vornamen in der *Weasley*-Familie (*Arthur*, *Percival*, *Ronald*, *Ginny*) weisen auf Namen aus dem Legendenkreis Arthur und die Ritter der Tafelrunde

hin.⁶

Der Schuldirektor von Hogwarts hat auch einen interessanten Namen: *Albus Dumbledore*. Der Vorname spielt einerseits vielleicht auf das lateinische Wort *albeō* oder *albus* hin, das ‚weiß‘ oder ‚grau‘ bedeutet, andererseits womöglich auf Dumbledores Alter hindeutet (man muss aber natürlich berücksichtigen, dass alte Zauberer auch einmal Kinder waren); der Vorname hebt womöglich auch seinen guten Charakter hervor. Mit der Bedeutung ‚Morgendämmerung‘ kann auch ein neues Zeitalter durch diesen Charakter in der Geschichte angedeutet werden. Interessanter und ein bisschen aussagekräftiger ist der Familienname: *dumbledore* ist ein altenglisches Wort für ‚Hummel‘; stilistisch gesehen hebt es wieder das Alter der Person hervor. Der Vorname kann vom Leser sowohl im Englischen, als auch im Deutschen und Ungarischen verstanden werden. Die im Nachnamen steckende Anspielung auf *Hummel* bleibt aber auf der Lautebene und hört sich wie ein interessantes Wort an.

Ein weiteres Beispiel ist der Name der Fluglehrerin, *Madam Hooch* – in dieser Schreibweise meint der Name ein ‚starkes, alkoholisches Getränk‘ oder ‚strohgedeckte Hütte‘. Eine große Ähnlichkeit ist aber mit dem englischen Wort *hoot* zu entdecken, das auf Deutsch *heulen* bedeutet; man kann den Namen auch als das onomatopoetische Wort *hoosh* interpretieren, das das Geräusch des Fliegens imitiert. Professorin Sybille Trelawneys Name weist auf eine antike Wahrsagerin hin. *Trelawney* ist dem Klang nach als *très+loony* zu segmentieren (fr. ‚sehr‘ + eng. ‚verrückt‘). Der Name der in der deutschen Übersetzung als Heilerin bezeichneten Madam Pomfrey erweckt auf ersten Blick die Assoziation *Pommes frites*. *Pomfret cake* aber ist eine beliebte Süßigkeit, nämlich die ‚Lakritze‘, die bestimmt viele Probleme von Kindern „heilen“ kann. Ein bisschen anders geschrieben, aber ähnlich ausgesprochen könnte der Name als *pom free* segmentiert werden, wo *pom* eine Abkürzung für *pomade* ist – so wäre er als ‚pomadenfrei‘, ‚pomadenlos‘ zu erklären, was gut zu diesem Charakter passen würde. Mrs Figg hat einen ziemlich eindeutigen Namen: *fig* ist auf Englisch der Name der Frucht ‚Feige‘, bedeutet aber auch ‚etwas zu verheimlichen, verschweigen‘; in den späteren Büchern wird dem Leser auch mitgeteilt, was das Geheimnis dieser Frau ist.

Unter den Zauberern finden wir noch den Geschäftsführer und Zauberstab-Hersteller *Ollivander* (old wander = ‚alter Stabmacher‘) und eine andere Ladenbesitzerin und Näherin, Madam Malkin (‚eine unordentliche Frau‘ oder ‚Vogelscheuche‘). Beide Namen bleiben in beiden Übersetzungen unberührt, was wieder zu einem Verlust an Bedeutung führt.

Namen, die in eine der beiden Sprachen übersetzt wurden

Es gibt viele Eigennamen in den „Harry Potter“-Büchern, die in der ungarischen Fassung übersetzt, in der deutschen aber in der Originalform erhalten sind, oder umgekehrt. Es gibt Beispiele dafür, dass die Schreibweise im Ungarischen *naturalisiert* (=verändert) wurde: *Circe – Kirké, Ali Bashir – Ali Basir, Igor Karkaroff – Igor Karkarov*. Bei der Naturalisati-

⁶ Der Gebrauch mehrerer Namen aus dem Legendenkreis von König Arthur hat nicht unbedingt das Ziel, diese Menschen als Helden darzustellen, so wie in der Sage; es kann einfach nur bedeuten, dass in der Zaubererwelt oder speziell in dieser Familie diese magischen und legendären Namen in Mode sind.

on englischer Eigennamen ins Deutsche gibt es interessante Fälle. Namen wie *Dedalus Diggle*, *Cuthbert Mockridge* und *Gilbert Wimple* wurden zu *Dädalus Diggel*, *Knutbert Mockridge* und *Wilbert Gimpel*. Eine andere fragwürdige Übersetzung ins Deutsche ist der Name von *Aunt Marge*, der in der deutschen Fassung übersetzt wurde zu *Magda*, mit vollem Namen *Magdalene*. Diese Lösung ist deshalb fragwürdig, weil *Magdalene* eindeutig ein Vorname ist, der eher in den deutschsprachigen Ländern und seltener in England benutzt wird. So verliert der Charakter die Nationalität, die jedoch bewahrt werden sollte (siehe oben). Auch schwer nachvollziehbar ist die Veränderung des Vornamens der weiblichen Heldin, *Hermione Granger*. Der Name wurde nämlich in der deutschen Fassung zu *Hermine* verändert. *Hermione* ist eine Figur in der griechischen Mythologie (Tochter der schönen Helene und des Menelaos). Die deutsche Version des Namens ist aber nicht durch Tradition begründet, da dieser mythologische Name auch im Deutschen *Hermione* lautet. Mit dieser Änderung wurde der Name „verdeutsch“ und hört sich nun wie ein deutscher Name an.

Was Übersetzungen auf der *phonetischen Ebene* angeht, werden diese Lösungen oft zusammen mit einer anderen Strategie angewandt – manchmal aber werden sie statt anderer Strategien benutzt. Der Name *Professor McGonagall* ist ziemlich schwer zu entziffern; der ungarische Übersetzer hat den Namen modifiziert, der Klang ist jedoch ähnlich geblieben: *McGalagony*. Was den Vornamen des Professors Severus Snape angeht, wurde dieser in der ungarischen Fassung verändert; wahrscheinlich war zuerst der Nachname übersetzt worden (Piton), zu dem ein entsprechendes Wort gefunden werden musste, damit die Alliteration erhalten bleibt: *Perselus*. *Perselus* ist auch bedeutungsvoll („persze“=„natürlich“), hat die archaische, lateinische Endung erhalten und passt so zum Nachnamen. Die Namen der vier Häuser (besser gesagt der vier Namengeber der Häuser) wurden nur in der ungarischen Fassung umgewandelt. Bei jedem Namen ist die Alliteration im Original vorhanden – sie wurde auch in der Übersetzung beibehalten, wozu der Übersetzer auch einige Modifikationen benötigte. *Godric Gryffindor* wurde zu *Griffendél Godrik*, *Helga Hufflepuff* zu *Hugrabug Helga*; bei diesen beiden Namen wurden die semantischen Eigenschaften modifiziert, aber der Klang blieb erhalten. Noch interessanter ist aber die Übersetzung von *Rowena Ravenclaw*. Der Familienname wurde zu *Hollóhát* übersetzt (und teils semantisch verändert); der Vorname musste geändert werden, damit die Alliteration erhalten blieb. Der Name *Rowena* ist im Ungarischen ziemlich unüblich, *Hedwig* ist aber bekannt und ungewöhnlich. Der vierte Name, *Salazar Slytherin* wurde noch stärker verändert. Der Nachname wurde phonetisch und semantisch modifiziert, die negative Konnotation und der Hinweis auf eine Schlange sind jedoch nicht verloren gegangen; *Mardekár Malazárs* Vorname musste aber um der Alliteration willen geändert werden.

Zu der *morphologischen Ebene* gehören die Übersetzungen, die nach der Entzifferung der morphologischen Komponenten des sprechenden Namens und deren Rekonstruktion in der Zielsprache entstanden sind, d.h. vor allem die wortwörtlichen Übersetzungen, die morphologischen Zusammensetzungen und Verschmelzungen.

Beispiele für die letzteren sind *Quirrel*, im Ungarischen als *Mógus* („squirrel“=„mókus“ bekannt. Beide Namen wurden teils transformiert, aber im ungarischen Text geht die Bedeutung „quiver“=„zittern“ verloren) und *Griphook–Ampók*, wo „grip“=„greifen“ und „hook“=„Haken“ bedeutet; In der ungarischen Übersetzung geht zwar das Sem „greifen“ verloren, bleibt aber das Sem „Haken“= ung. „kampó“ ein bisschen ver-

dreht erhalten.

Ein Beispiel aus der deutschen Fassung wäre *Hopkirk=Hopfkirch*. Die Komponenten des Namens ‚hop‘ und ‚kirk‘ sind wortwörtlich als ‚Hopf‘ und ‚Kirche‘ übersetzt. Der Name der Autorin eines Buches über Zauberkräuter und Pilze ist *Phyllida Spore*, auch in der deutschen Version; das ist aber keine Kopierung; *Spore* im Deutschen bedeutet nämlich *spore* im Englischen.

Die wortwörtlichen Übersetzungen stehen den *semantischen* Übersetzungen nahe; der Unterschied besteht lediglich darin, dass bei semantischen Übersetzungen nicht unbedingt die morphologischen Komponenten des Originals beibehalten werden bzw. dass nicht unbedingt die Hauptbedeutung oder die im Originaltext gemeinten Bedeutungskomponenten wiedergegeben werden. Beispiele, die im Ungarischen übersetzt, im Deutschen jedoch unberührt gelassen wurden: *Fudge – Badarus/Caramel* (beide Bedeutungen sind im Original enthalten); *Goyle – Monstro* (‚gargoyle‘ ist eine Art Monster); *Peeves – Hóborc* (‚peeve‘ bedeutet ‚Ärger‘, ‚hóbortos‘ ist ‚verrückt, schrullenhaft‘ und ‚kóbor‘ ist ‚Vagabund‘); der Nachname von Severus *Snape*, kontaminiert aus ‚snap‘ (‚schnappen‘) und ‚snake‘ (‚Schlange‘) wurde zu *Piton*, eine Unterfamilie der Riesenschlangen (die andere Bedeutung geht verloren); *Professor Sprout* (‚Sproß‘) wurde zu *Bimba* (‚bimbó‘=‚Sproß‘); die Bibliothekarin, *Madam Pince* (‚pince-nez‘=‚Zwicker‘) wurde im Ungarischen zu *Madam Cvikker*.

Es gibt auch Beispiele, die im deutschen Text übersetzt wurden, im ungarischen aber erhalten blieben. *Colonel Fubster* ist eines von diesen. ‚Fubsy‘ bedeutet ‚dicklich, rundlich‘ –in der deutschen Fassung lautet der Name *Oberst Stumper*. Er ist zwar semantisch modifiziert, weckt aber im Leser ähnliche Bilder über die Person. Ein anderes Beispiel ist der Nachname von Arnold Peasegood. Zwar kann er mehrfach segmentiert und interpretiert werden (‚peas‘, ‚good‘, ‚peace‘, ‚peasecod‘), doch hat der deutsche Übersetzer nur einen Teil des Namens hervorgehoben (‚peace‘) und den Namen als *Friedlich* übersetzt.

Es existieren auch viele Beispiele für *Modifikation*, also für gänzliche Veränderung des Originalnamens. Wenn ein Eigenname vollkommen modifiziert ist, gibt es meistens einen guten Grund dafür.

Namen, die in beide Sprachen übersetzt wurden

In beiden Fassungen wurden völlig durchsichtige Eigennamen übersetzt. Hierzu gehören Eigennamen mit Appositionen; diese sind einfach zu interpretieren und in einer anderen Sprache leicht wiederzugeben. Auch hier sind aber mehrere Strategien vorhanden, die von den Übersetzern benutzt wurden.

Naturalisation als Strategie wurde schon erwähnt und wird v. a. bei historischen und pseudohistorischen Eigennamen verwendet. Es gibt auch einige Beispiele, wo diese Methode in beiden Übersetzungen angewandt wurde: Auf der phonetischen Ebene sind *Ptolemny – Ptolemäus – Ptolemaiosz* oder *Hassan Mustafa – Hassan Mostafa – Hasszán Musztafa* gute Beispiele. Auf der morphologischen Ebene sind folgende Beispiele zu finden: *Hengist of Woodcroft – Hengis (!) von Woodcroft – Woodcroftii Hengist*. Naturalisation auf der Ebene der Semantik, die eher eine semantische, wortwörtliche Übersetzung ist, erscheint zum Beispiel so: *Bloody Baron – der Blutige Baron – Véres Báró* (Verlust der Alliteration); *Fat Lady – die fette Dame* (das kleingeschriebene Adjektiv weist vielleicht darauf hin, dass diese Wortkette nicht mehr als Eigenname behandelt wird) – *Kövér Dáma*;

Gregory the Smarmy – *Gregor der Kriecher* – *Simaszájú Gergely*; *Boris the Bewildered* – *Boris der Bekloppte* – *Balgatag Boris* (die Alliteration bleibt auch in beiden Fällen erhalten).

Fälle, wo diese Namen mit Appositionen zwar in beide Sprachen übersetzt sind, aber in einer der zwei Sprachen semantisch oder stilistisch verändert wurden, sind beispielsweise: *Emeric the Evil* – *Emerich der Böse* (die Alliteration geht verloren) – *Esztelen Emeric* (,esztelen' bedeutet eher ,verrückt'); *Uric the Oddball* – *Ulrich der komische Kauz* (,Uric' wird auch naturalisiert) – *Undok Ulric* (,undok' ist eher ,widerlich, böse, schlimm'); *Wailing Widow* – *die Klagende Witwe* (Verlust der Alliteration) – *Órült Özvegy* (,örült' bedeutet ,verrückt', aber die Alliteration ist mit einem anderen Laut erhalten); *Fat Friar* – *der fette Mönch* (Adjektiv kleingeschrieben) – *Pufók Fráter* (,pufók' ist im Ungarischen stilistisch geladen, und zwar ist ein „niedlicher“ Ausdruck, während ,fat' und ,fett' eher eine negative Konnotation haben). Der Name *Moaning Myrtle* wurde ins Deutsche als *Maulende Myrte* und ins Ungarische als *Hisztis Myrtle* übersetzt. Beide Übersetzungen sind stilistisch ein wenig verändert, da ,maulend' und ,hisztis' stilistisch stärker sind als ,moaning' im Englischen.

Es gibt drei Personennamen, die in die beiden Sprachen mit Hilfe unterschiedlicher Strategien übersetzt wurden. *Professor Kettleburn* wurde in der deutschen Version wortwörtlich als *Professor Kesselbrand* übersetzt. Der ungarische Übersetzer hat allerdings die Bedeutung der ursprünglichen Eigennamen modifiziert und einen Teil eines ungarischen Sprichwortes, „ebesont beforr“ (,der Knochen von Hunden heilt von selber'), ein bisschen verdreht und mit einer der englischen ähnlichen Schreibweise als *Ebshont professor* geschrieben – damit verlässt er zwar die Bedeutung des englischen Namens, weist aber auf den Beruf des genannten Professors hin; er ist nämlich Lehrer für die Pflege magischer Geschöpfe.

Der Name *Professor Grubbly–Plank* ist ein ähnliches Beispiel; ins Deutsche wurde er fast wortwörtlich als *Raue Pritsche* übersetzt, ins Ungarische als *Suette–Pollts* (ausgesprochen als ,szúette polc', was ,von Maden befallenes Regal' bedeutet). Semantisch gesehen weisen alle drei Benennungen auf etwas Ähnliches hin und betonen den dünnen Körperbau der Lehrerin. Die ungarische Version ist noch genauer, da diese Ähnlichkeit mit dem englischen Namen *Sue* aufweist und sich wie ein englischer Frauenname anhört.

Die hemmungslose Journalistin Rita Skeeter hat auch einen sprechenden Namen; er wurde in beide Sprachen mit einer Modifikation der ursprünglichen Bedeutung übersetzt. ,Skeeter' ist eine Art Moskito, was die „stechende“, „beißende“ Persönlichkeit der Frau betont. Die deutsche Version *Kimmkorn* ist die Zusammenziehung der Redewendung „durch Kimm und Korn zielen“, was auch auf dieselbe Eigenschaft der Journalistin hinweist; Die ungarische Übersetzung *Rita Vitrol* ist auch ein Hinweis auf das unangenehme Benehmen der Person. Alle drei Benennungen enthalten den gleichen Hinweis, und nähern sich somit aus verschiedenen Richtungen derselben Bedeutung.

In die Kategorie der in beide Sprachen übersetzten Eigennamen gehören noch zwei nennenswerte Fälle. Der ursprüngliche Name der negativen Hauptfigur der Geschichte ist *Lord Voldemort*, der weder ins Deutsche noch ins Ungarische übersetzt wurde. Der Name ist schon seit dem ersten Band gegeben, die Übersetzer mussten mit den anderen Namen dieser Person operieren, da im zweiten Band ein Anagramm zu übersetzen war. Aus dem Originalnamen muss der Satz *I am Lord Voldemort* gemacht werden, dementsprechend

musste etwas Ähnliches in beiden Zielsprachen geschaffen werden. Der ganze Name ist im Englischen *Tom Marvolo Riddle*. Der Name ist genial: Nicht nur das Anagramm funktioniert, sondern die Bestandteile des Namens tragen auch irgendeine Bedeutung: *Tom* ist ein Muggelname und weist auf den Muggelursprung des Charakters hin; *Marvolo* aber ähnelt ‚marvel‘, was ‚Wunder‘ bedeutet; es ist der Name eines Zauberers. Das Wort ‚riddle‘ heißt im Deutschen ‚Rätsel‘. Die deutsche Übersetzung behält den Vor- und den Nachnamen bei und verändert den mittleren Namen zu *Vorlost* („Lost“ ist eine Art Senfgas, Giftgas), damit das Anagramm *Ist Lord Voldemort* funktioniert. In der ungarischen Fassung wurden außer *Tom* alle Bestandteile modifiziert: Der Nachname wurde zu *Denem* (ein Ausdruck des Trotzes: ‚doch nicht!‘); der mittlere Name musste dem Anagramm *Nevem Voldemort* angepasst werden, deshalb wurde er zum anscheinend bedeutungslosen *Rowle*.

Der andere, öffentlich benutzte Name dieses Charakters ist ein Beispiel für eine Tabuisierung. Da die Zauberer den Bösen nicht zu nennen wagen, wird er in der englischen Version oft als *You-Know-Who* erwähnt. Auf den ersten Blick scheint die Situation eindeutig zu sein: Das ist eigentlich ein Satz, ein sprechender Eigenname auf der syntaktischen Ebene; er ist auch durchsichtig, sollte also keine Schwierigkeiten bei der Übersetzung bereiten. Im Deutschen heißt der Name *Duweißt-schon-wer*, im Ungarischen *Tudodki*. Sowohl Kinder als auch Erwachsene benutzen diesen Namen, und im Englischen bereitet das kein Problem, da es dort keinen Unterschied zwischen *du* und *Sie*, also zwischen duzen und siezen gibt. Dieser Unterschied ist jedoch sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen vorhanden; trotzdem finden wir in den deutschen Büchern nur die *Du-weißt-schon-wer*-Form auch an solchen Stellen, wo die Personen ansonsten eindeutig die Höflichkeitsformen benutzen. In der ungarischen Fassung gibt es mehrere Versionen des Namens, abhängig davon, wer mit wem spricht. Kinder unter sich nennen den Bösen *Tudodki*, Erwachsene aber *Tudjaki* (Höflichkeitsform); es gibt auch Fälle, wo der Name als *Tudjukki* („wir wissen wer“) vorkommt. Bei dem letzten Beispiel kann man sehen, dass der ungarische Übersetzer einerseits dem Original gefolgt ist, andererseits – wo er es für nötig hielt – auch eine Höflichkeitsform für den Namen geschaffen hat.

Schlussbemerkung

Der Übersetzer hat die Aufgabe, die Bedeutung eines Textes in der Zielsprache so wiederzugeben, dass die Übersetzung den Intentionen des Autors und den Ansprüchen des Lesers gerecht wird. Im Falle von Eigennamen hat also der Übersetzer eine zusätzliche Aufgabe: Er muss entscheiden (können), ob ein Name ein sprechender ist und deshalb übersetzt werden soll, oder nicht – wenn die Antwort *ja* lautet, muss er die Bedeutung(en) entziffern und den Namen in der Zielsprache so genau wie möglich neu schaffen.

Was eine eventuelle Kritik der Übersetzung der oben erörterten Eigennamen angeht, bin ich mit der Meinung von KENDE (2001:148) einverstanden. KENDE meint nämlich, dass die ungarische Übersetzung der „Harry Potter“-Bücher sehr lustig und fantasievoll ist. Sie lobt die Übersetzungen der fiktiven Namen, sowie die Entscheidung für das gelegentliche Nicht-Übersetzen eines Eigennamens. In der deutschen Fassung sind weniger Eigennamen übersetzt worden; vielleicht hängt das mit den Ähnlichkeiten der deutschen und englischen Sprachen zusammen – deutschsprachige Leser verstehen mehr englische Ausdrücke auch ohne Übersetzung.

LITERATUR

- ANTALNÉ – RAÁTZ 2003
ANTALNÉ Szabó Ágnes–RAÁTZ Judit: *Magyar nyelv- és kommunikáció. Tankönyv a 9–10. évfolyam számára*. Budapest, Nemzeti Tankönyvkiadó, 2003.
- BAUER 1985
BAUER, Gerhard (1985): *Namenkunde des Deutschen*. Bern, 1985.
- CHALKER 1992
CHALKER, Sylvia: *Current English Grammar*. London, Macmillan, 1992.
- CRYSTAL 2003
CRYSTAL, David: *A nyelv enciklopédiája*. Budapest, Osiris, 2003.
- GREENBAUM – QUIRK 1990
GREENBAUM, Sidney – QUIRK, Randolph: *A Student's Grammar of the English Language*. London, Longman, 1990.
- HELBIG – BUSCHA 1994
HELBIG, Gerhard– BUSCHA, Joachim: *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. 16. Auflage. Leipzig, Langenscheidts Verlag, 1994.
- KÁLMÁN 1989
KÁLMÁN Béla: *A nevek világa*. IV. átdolgozott kiadás. Debrecen, Csokonai Kiadó, 1989.
- KENDE B. 2001
KENDE B. Hanna: *Harry Potter titka. A gyermek csodavilága*. Budapest, Osiris, 2001.
- KLAUDY 1999
KLAUDY Kinga: *Bevezetés a fordítás gyakorlatába*. Budapest, Scholastica, 1999.
- LENDVAI 1996
LENDVAI Endre: *Közelkép a verbális humorról*. Budapest, Nemzeti Tankönyvkiadó, 1996.
- LENDVAI 1996
LENDVAI Endre: „Types of Untranslatable Jokes.” In: Kinga KLAUDY – José LAMBERT – Anikó SOHÁR (Hrsg.): *Translation Studies in Hungary*. Budapest, Scholastica, 1996. 89–98.
- LYONS 1979
LYONS, John: *Semantics*. Cambridge, University Press, 1979.
- MANINI 1996
MANINI, Luca: „Meaningful Literary Names. Their Forms and Functions, and Their Translation.” In: *Wordplay and Translation. The Translator*. Vol.2, Number 2. Manchester, St. Jerome Publishing, 1996. 161–178.
- MÉHES 2001
MÉHES Márton: „Ist die Abgrenzung von Proprium und Apellativum unmöglich? Oder: Der Name als prototypische Kategorie.” In: CANISIUS, Peter – Zsuzsanna GERNER – Manfred Michael GLAUNINGER (Hrsg.): *Sprache – Kultur – Identität. Festschrift für Katharina Wild zum 60 Geburtstag*. Pécs, 2001. 205–220.

NEWMARK 1981

NEWMARK, Peter: *Approaches to Translation*. Oxford, Pergamon Press, 1981.

QUIRK – GREENBAUM 1990

QUIRK, Randolph – GREENBAUM, Sidney: *A University Grammar of English*. London Longman 1990

DUDEN *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 3., neue Bearbeitung und erweiterte Auflage. Band 4. Mannheim, Wien, Zürich, Duden Verlag, 1973.

ÄQUIVALENZ UND AMBIVALENZ IN DER DEUTSCHEN ÜBERSETZUNG VON EINIGEN 'EINE MINUTE'–NOVELLEN

ESZTER MAGYARNÉ SZABÓ
Universität Pécs, Ungarn

Einleitung: István Örkény und seine 'Erfindungen'

Örkény hat im Vorwort seiner 'Eine Minute'–Novellen geschrieben: „Es gibt keinen dummen Menschen, nur schlimme 'Eine Minute'–Novellen“. Der Autor hat in dieser von ihm herausgefundenen literarischen Gattung den verbalen Humor mit Ironie und Grotesk vereinigt. Ich führe das Zitat folgenderweise fort: Es gibt keine schlimmen 'Eine Minute'–Novellen, nur manchmal nonäquivalente Übersetzungen.

Die Äquivalenz der Übersetzung ist eine Vereinbarkeit zwischen dem Quelltext und dem Zieltext, die als eine Zentralkategorie der Übersetzungstheorie und Sprachwissenschaft gilt. Deren realisierbare Möglichkeiten untersuche ich in der deutschen Übersetzung von Vera Thies und werde darüber mit Hilfe der Komparatistik berichten.

István Örkény (1912–1979) hat die traditionelle Prosa in dem Sinne umgeformt, dass er versucht hat, die Größe der Novellen zu reduzieren, jedoch über den Inhalt weiterhin zum Nachdenken anregt. Das Wesen der 'Eine Minute'–Novellen ist laut dem Schriftsteller: „Darstellungsminimum auf der Seite des Autors, Phantasiemaximum auf der Seite des Lesers.“

Diese Novellen lassen sich in drei verschiedene Typen unterteilen. Der erste Typ greift einfache Geschehnisse auf und überträgt sie so in das Unmögliche, als ob ihre Beziehung ganz natürlich wäre. Die zweite Art beansprucht keine Fiktion, sondern dokumentiert nur und stellt die Gegenstände dar. Durch die minimale Veränderung der Themen oder durch die einen Gemeinplatz enthaltenden Zusammenhänge können neue, vorher unbekannte oder latente Verhältnisse bestrahlt werden. Das dritte Muster handelt von den philosophischen und historischen Parabelnovellen. Ihr Thema ist meistens der Tod, der seelische, moralische, intellektuelle oder sogar physische Vernichtung sein kann.

Äquivalenz in der Übersetzung

Elemente der Übersetzung

Kinga Klaudy definiert die Komponenten der Übersetzungssituation folgenderweise (KLAUDY 1994:28–29): zu den sprachlichen Komponenten gehören die Quellsprache (QS), die Zielsprache (ZS), der Quelltext (QT), und der Zieltext (ZT). Unter den außersprachlichen Komponenten können der Quellspracheverleiher (QV), der Zielspracheempfänger (ZE), der Übersetzer (QSE und ZSV), der Quellsprachekontext (QSK) und der Zielsprachekontext (ZSK) erwähnt werden. Die beiden letzten Begriffe bedeuten historische, gesellschaftliche, kulturelle und andere Kontexte.

Definierung der Übersetzungsäquivalenz

Äquivalenz bedeutet eine Gleichwertigkeit zwischen Quelltext und Zieltext. Dieser Begriff gilt als Zentralkategorie der Übersetzungswissenschaft. Im Text muss der Inhalt unverändert sein.

Bedingungen der kommunikativen Äquivalenz

Die kommunikative Äquivalenz hat drei Bedingungen: Gleichwertigkeit der Referenz, Gleichwertigkeit des Kontextes, Gleichwertigkeit der Funktion. Bei der ersten Bedingung weist der ZIELTEXT auf dieselben Tatsachen der Welt hin wie der QUELLENTXT. Bei der zweiten Feststellung nehmen die ZIELTEXTSÄTZE denselben Platz im ZIELTEXT ein wie die QUELLENTXTSÄTZE im QUELLENTXT. Die Gleichwertigkeit der Funktion bedeutet, dass der ZIELTEXT dieselbe Rolle bei dem ZIELTEXTLESER hat wie der QUELLENTXT (Informationsübergabe, Gefühlserregung, Aufruf...) „Man betrachtet einen ZIELTEXT als kommunikativ äquivalenten Text des QUELLENTXTES, wenn der den drei Bedingungen entspricht.“ (KLAUDY 1994:77)

Übersetzungsmethoden

Die Übersetzungsmethoden gehören zu den Übersetzungshandlungen. Deren Arten sind: das Ersetzen (Differenzierung und Konkretisierung); die Umordnung (Wortfolge, Bindewörter, Attributsstruktur); die Veränderung (Mangel der sinnlichen/logischen Beziehungen); Auslassung (Hintergrundkenntnisse); die Einfügung (Erklärungen); die Wahl (Anwendung). Über diese Varianten werden nähere Einzelheiten bei der konkreten Analyse erwähnt.

Der verbale Humor und die Übersetzung

Den verbalen Humor kann man so definieren: dem Inhalt nach komische Mitteilungen in der lautenden und schriftlichen menschlichen Kommunikation (LENDVAI 1996:11). Der Sinn des Witzes darf nicht verändert werden, da der Witz in diesem Fall seine Identität verlieren würde (LENDVAI 1996:187–190). Bei der Übersetzungsstrategie muss man auch auf die sprachliche und außersprachliche Kompetenz des Quellentextes und ZIELTEXTES achten.

Kontrastive Untersuchung der ausgewählten ‚Eine Minute‘-Novellen*Untersuchungsmethoden*

In den ausgewählten Novellen ist vor allem auf die folgenden Komponenten geachtet worden: Titel, Inhalt des Textes, Übersetzungsmethoden, Grad der Äquivalenz, gesamte Wirkung. Die Analyse ist nach der Klassifizierung von Klaudy durchgeführt worden. (die Novellen hat Vera Thies aus dem Ungarischen übersetzt.)

Über mein Wohlergehen (Hogylétemről)

Diese Novelle gehört zu dem zweiten Typ: mit minimaler Veränderung kann das Absurde zum Ausdruck gebracht werden. Der Titel kann im Ungarischen mehrere Bedeutungen haben: 1. egészség, 2. jólét, boldogság. Dabei entspricht dem Wort ‚hogylét‘ die deutsche Variante das Befinden, Ergehen. In diesem Fall bedeutet die deutsche Version – im Zusammenhang mit dem Inhalt – viel mehr. Der Inhalt hat vollständige Äquivalenz mit dem Quellentext. Unter den Übersetzungsmethoden können mehrere **pragmatische Adaptationen** erwähnt werden: 1. „Wie geht es?“ („Hogy van?“); 2. „Und wie steht es mit der Gesundheit?“ („És az egészsége hogy szolgál?“). Im zweiten Beispiel ist auch eine **Wortfolgewechselung** passiert. Es kommt wegen des unterschiedlichen Aufbaus und der unterschiedlichen Struktur der ungarischen und der deutschen Sprache oft vor, dass das konkrete deutsche Verb von den **Personalpronomen** getrennt ist. Es gibt im ZIELTEXT **Zeitwechs-**

lung: statt Präteritum findet man Präsens („frage ich“– „kérdeztem“). Über den Grad der Äquivalenz und die gesamte Wirkung kann festgestellt werden, dass die Vereinbarkeit fast vollkommen ist; der Quellentext hat nichts an seinem humorvollen Inhalt verloren; auch die Pointe fehlt nicht.

Der Tod des Schauspielers (A színész halála)

Diese Novelle kann in den ersten Typ eingeteilt werden: eine natürliche Beziehung steht zwischen dem Einfachen und dem Unmöglichen. Im Titel kann eine **Wortfolgewechselung** (wegen des Besitzes) beobachtet werden. Der Inhalt hat vollkommene Äquivalenz. Eine **Trennung** zwischen dem Verb und dem Verbalpräfix stammt aus der Wortfolge der Sätze: ‚brach zusammen‘ (‚összeesett‘). In der deutschen Variation hat die Verspätung des Verbalpräfixes eine sehr wichtige Rolle. Eine **Bedeutungsveränderung** tritt in dem zweiten Satz der Novelle auf: statt ‚közeli klinika‘ steht ‚nächste Klinik‘. **Das allgemeine Subjekt** kann anders ausgedrückt werden: ‚próbálták‘ – ‚man versuchte‘. Der Übersetzer hat einen **Finalsatz** benutzt, obwohl im Quellentext ein Gegensatz steht. Eine **Satzauflösung (grammatische Überhebung)** ist im dritten Satz zu sehen. Die **Subjektwechslung** kann man bei dem Verb ‚átszállították‘ beobachten: ‚wurde übergeführt‘. Dieses Phänomen kann mit der Tatsache erklärt werden, dass das Deutsche viele Passivkonstruktionen verwendet. Außerdem hat dieses deutsche Verb noch eine weitere Bedeutung: ‚führen‘ bedeutet ‚vezet‘, das heißt, die Person lebt, existiert. Diese Lösung ist brillant, sie beleuchtet nämlich und verweist auf die eigentliche Nachricht.

Eine **Bedeutungserweiterung** kann in dem dritten Satz entdeckt werden: ‚megjelenít‘ – ‚verkörpert‘. Auch im dritten Satz ist eine **Wortartwechslung** (vom Subjekt wurde Verb) zu lesen: ‚nyíltszíni tapsot kapott‘ – ‚auf offener Szene applaudierte‘. Im vierten Satz gibt es eine Bedeutungserweiterung und Konkretisierung: ‚utána‘ – ‚nach der Vorstellung‘; weiterhin eine sprachliche Realie: ‚nem ment‘ – ‚er nahm nicht an‘. Im letzten Satz können eine Wortfolgewechselung und **grammatische Verlegung** erwähnt werden: „Ma nehéz napom volt.“ – „Heute hatte ich einen schweren Tag.“ Der Grad der Äquivalenz ist fast vollständig. Über die gesamte Wirkung kann festgestellt werden, dass der Zieltext in formalem Sinne nur teilweise abschweift; im inhaltlichen Sinne gleichwertig ist; der verbale Humor ebenso wirkt; der Witztext an seiner Identität nichts verloren hat.

Meinungsforschung (Közvélemény-kutatás)

Diese Novelle kann in den zweiten Typ eingegliedert werden (s. oben 3.2.). Der Titel stimmt mit dem Quellentexttitel ganz überein. Der Inhalt ist nur teilweise derselbe. Aus den Übersetzungsmethoden wurden eine **Verlegung** (‚kérjük..támogatását‘ – ‚wir bitten um Unterstützung‘); **kulturelle Hintergrundinformation** (‚Bécs‘ – ‚Wien‘, wobei dieser Stadtname für die Ungarn viel mehr bedeutet als für die Deutschen); **ganze Umformungen** („Még az ablakon se néz ki.“ – „Sie lieben die „Natur.“; „Helyteleníti Mao Ce-tung nézetét.“ – „Sie lieben nicht einmal die Natur.“; „Rejtő Jenőt olvas.“ – „Sie lesen Agatha Christie.“) und **Bedeutungsaflösung** (‚sűrítik‘ – ‚verkehrt öfter‘) angewendet. Das größte und dabei unbegründete Problem tritt bei den Umformungen auf. Der Inhalt hätte entweder mit einer Erklärung oder mit einer nicht so auffallenden Veränderung besser wiedergespiegelt werden können. Im Grad der Äquivalenz kann nur wenig Vereinbarkeit entdeckt werden.

Die gesamte Wirkung des Zieltextes ist aus dem Gesichtspunkt des Humors wegen der Inhaltsänderung gar nicht so stark.

In memoriam Dr. K.H.G.

Diese Novelle gehört zu dem dritten Typ, das heißt, sie ist eine philosophisch–historische Parabel. Natürlich ist der Titel derselbe. Im Inhalt kann man ganze Vereinbarkeit entdecken. Bei den Übersetzungsmethoden treten ein **Ausfall der Zielsprachehinweisung** („Hölderlin ist Ihnen unbekannt?“); **Bedeutungswechslungen** („ásta’ – ‚aushob’, ‚nagyon’ – ‚gern’, ‚de ismerem’ – ‚aber ja’); **Pronomenwechslung** („öt is’ – ‚den auch’); **Bindewortlöschung** („és’); und **Lexemwechslung** („paprikavörös’ – ‚krebsrot’) auf. Die Zielsprachehinweisung kann nicht ersetzt werden; aber die Lexemwechslung trägt auch eine kulturelle Information: in Ungarn ist die Paprika sehr berühmt und beliebt; da aber der Text für die deutsche Kultur übersetzt worden ist, geht dieser Hinweis verloren. Der Grad der Äquivalenz ist in großem Maße gleichwertig. Es ist gelungen, den philosophischen Inhalt darzustellen.

Zusammenfassung

Die Übersetzungen haben sehr vielen Kriterien entsprochen, dennoch können einige Strategien kritisiert werden. Vor allem bei der *Meinungsforschung* kann eine so drastische Textumformung nicht begründet werden. Weder die Referenzvereinbarkeit noch die Kontextvereinbarkeit fehlt; auch minimale Funktionsvereinbarkeit ist zu entdecken. Diese Übersetzung gilt keineswegs als kommunikativ äquivalenter Text.

In der Novelle *Über mein Wohlergehen* liegen diese Vereinbarkeiten viel näher am Quellentext. Hier kann als Vorteil erwähnt werden, dass der Übersetzer manchmal bessere Lösungen gefunden hat, um den Inhalt auszudrücken. Die kommunikative Äquivalenz besteht.

In der Novelle *In memoriam Dr. K.H.G.* musste ein wichtiger Hinweis verloren gehen; diese Methode kann nicht ersetzt werden. Trotzdem ist der Zieltext aus der Hinsicht der kommunikativen Äquivalenz relevant.

In der untersuchten Novelle *Der Tod des Schauspielers* ist die Kontextvereinbarkeit nur teilweise anders; die Referenzvereinbarkeit und die Funktionsvereinbarkeit sind gleichwertig mit dem Quellentext. Hier kann man über eine Teilrelevanz der kommunikativen Äquivalenz sprechen.

LITERATUR

KLAUDY 1994

KLAUDY Kinga: *A fordítás elmélete és gyakorlata. Angol, német, francia, orosz fordítástechnikai példatárral.* Budapest, Scholastika, 1994

KLAUDY 2007

KLAUDY Kinga: *Nyelv és fordítás. Válogatott fordítástudományi tanulmányok.* Budapest, Tinta, 2007.

LENDVAI 1996

LENDVAI Endre: *Közelkép a verbális humorról.* Budapest, Nemzeti Könyvkiadó, 1996.

ÖRKÉNY 1987

ÖRKÉNY István: *Egyperces novellák*. Budapest, Szépirodalmi, 1987.

ÖRKÉNY 1992

ÖRKÉNY István: *Minuten–Novellen / One-Minute-Stories*. Budapest, Holibri, 1992.

QUELLE

http://www.jegyzet.hu/jegyzet.php?jegyzet=990www.wikipedia.hu/Örkény_István

ZUM TRANSFER VON ETHNOREALIEN IN LITERARISCHEN TEXTEN

PETRA SZATMÁRI

Westungarische Universität Universitätszentrum Savaria, Ungarn

*„Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache,
um aber die Sprache zu erfinden,
müsste er schon Mensch sein“*
(Herder, zit. nach Bußmann²1990: 719)

Einleitung

Kulturspezifisches findet seinen Ausdruck u.a. in an die Sprach- und Kulturgemeinschaft gebundenem Brauchtum, in spezifischen gesellschaftlich-politischen Einrichtungen und Errungenschaften, in charakteristischen Denkweisen und -welten usw., all dies wird mit dem Begriff *Realien* erfasst.¹ Der Terminus *Realien* bezieht sich neben Naturgegebenem auf alles, was von Menschen erdacht und erschaffen worden ist und demzufolge Teil des Gedächtnisses der Menschheit ist. Referierend auf die Fachliteratur (KLAUDY 1999; TEL-LINGER 1999, 2003; MELIKA 2004) nehme ich folgende Unterteilung der Realien an, die als offene Liste mit Überlappungen zu betrachten ist (vgl. SZATMÁRI 2008):

- geographische/naturgegebene Realien: (1) geographische Gebilde; (2) von Menschenhand geschaffene geographische Objekte; (3) Naturrealien (für einen begrenzten Raum typische Pflanzen- und Tierarten);
- Soziokulturelle Realien: (1) Realien des Alltagslebens: Familienverband, Namen, Beinamen, Umgangsformen, Speisen, Getränke, Mahlzeiten, Haushalt, Hausrat, Kleidung, Aussehen, Wohnraum, Mobiliar, Verkehrsmittel, Rituale; (2) berufliche Tätigkeiten: Berufe, Arbeitsgerät, Arbeitsorganisation; (3) Kunst, Kultur und Sport: Literatur, Theater, Kino, Musik, Tänze, Vernissagen, Denkmäler, Festspiele und Festivals, Brauchtum, Rituale, Spiele, Akteure in diesen Bereichen; (4) zivilisatorische Realien (von Menschen geschaffene Markenprodukte, wie *Coca-Cola*, *Jeans*, *Hamburger*, *Red Bull...*); (5) Maßeinheiten, Währung;
- Gesellschaftlich-politische Realien: (1) Verwaltung, staatliche Einrichtungen: Justiz, Gesundheitswesen, Schule, Institutionen, Ortschaften; (2) politisches

¹ Realien können nach Klaudy (1999: 13) im AS-Text folgende Funktionen erfüllen: eine dramaturgische Funktion (Realien der AS spielen eine wichtige Rolle bei der gesellschaftlichen Positionierung der Figuren, dem Aufbau des Werkes und der Entwicklung der Handlung), eine Atmosphäre schaffende Funktion (je unbekannter die Realien dem Rezipienten der ZS sind, desto mehr sind sie geeignet, sog. „lokales Kolorit“ zu schaffen), eine wissenvermittelnde Funktion (Realien dienen der Wissensvermittlung über Alltagsleben, Brauchtum sowie Gebrauchsgegenstände der AS-Sprach- und Kulturgemeinschaft) sowie eine kulturvermittelnde Funktion (Realienkenntnis vermittelt zwischen den Sprach- und Kulturgemeinschaften der AS und ZS, wodurch kommunikative Missverständnisse bei der Berührung der Kulturen verringert werden können).

Leben: gesellschaftliche Bewegungen und Akteure, gesellschaftliche Organisationen und Akteure, Titel, Ränge, Klassen/Kasten, politische Symbole/Losungen; (3) Militär: Einheiten, Uniformen, Ausrüstung, militärische Ränge, militärische Ereignisse, Rituale;

- Denkwelten–Realien: (1) Realien fiktiver Welten, wie Märchenfiguren; (2) Vorstellungen über andere Sprach- und Kulturgemeinschaften: Ethnonyme, Beinamen;
- linguale Realien (z.B. Phraseologismen, Kollokationen, Wortbildung).

Neben Realien globaler Natur gibt es auch solche, die lediglich zum kulturellen Erbe einer bestimmten Ethnie gehören, das sind die sog. *Ethnorealien*. Diese umfassen somit Gegenständliches bzw. Nichtgegenständliches, das von und durch eine bestimmte Sprach- und Kulturgemeinschaft geprägt ist und sich auf in der Natur, im gesellschaftlichen und politischen Leben eben dieser Sprach- und Kulturgemeinschaft Vorkommendes bezieht. Ethnorealien weisen einen unterschiedlichen Verbreitungsgebrauch auf. Für diesen „Kulturnachlass der Volksgruppe“ schlägt Melika (2004) den Terminus *Ethnologismus* vor, den ich aber weiter fasse, wenn ich ihn als Oberbegriff für Bezeichnendes, das für Realien von einer Sprach- und Kulturgemeinschaft geschaffen wurde, verstehe.² Dabei ist zwischen lokalen, regionalen und/oder überregionalen Ethnologismen zu differenzieren. Aufgrund der „interkulturellen Wechselwirkung können Ethnorealien zu ‚globalen‘ Ethnorealien werden, z.B. *Pizza, Whisky, Karate, Rumba, Cowboy, Sombrero* usw.“ (MELIKA 2004: 145). Ferner gilt zu beachten, dass – z.B. in Grenzregionen – Realien vorhanden sind, für die die betroffene Ethnie jeweils ihren eigenen Ethnologismus geschaffen hat, man denke hier z.B. an die zwei- bzw. mehrsprachigen Bezeichnungen für Ortschaften (vgl. *Bratislava*: slk. bis 1919 *Prešporok/Prešporek*, tschechisch bis 1919 *Prešpurk*, dt. *Pressburg*, ung. *Pozsony*, kroatisch *Požun*, griechisch im Mittelalter *Istropolis*, slk. umgangssprachlich (umg.) – u.U. leicht abwertend – abgekürzt *Blava*³, ung. *Szombathely*, lat. *Savaria*, dt. *Steinamanger*).

Da es im Fall von Ethnorealien in der ZS keine Äquivalente gibt, kann hier der Mangel an Hintergrundwissen durch verschiedene Strategien behoben werden. Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang literarische Texte, die eine Fundgrube für (Ethno-)Realien sind. Durch deren textuelle Nutzung werden vielfältige Einblicke in den kulturspezifischen Gebrauch von Sprache gegeben. Da viele Werke auch in andere Sprachen übertragen vorliegen, werden Strategien ihres Transfers transparent gemacht. Ich stütze mich hier auf die Übersetzung der Novelle *Tonio Kröger* von Thomas Mann, die von VIKTOR LÁNYI ins Ungarische übertragen wurde, auf Doderers Roman *Die Wasserfälle von Slunj*, die von EDIT KIRÁLY ins Ungarische übersetzt wurde.

Linguale Realien

Im Lexikon der Sprachwissenschaft von Bußmann heißt es zu Sprache:

„Auf kognitiven Prozessen basierendes, gesellschaftlich bedingtes, historischer Entwicklung unterworfenen Mittel zum Ausdruck bzw. Austausch von Gedanken,

² MELIKA (2004: 143) sieht ihn in Relation zwischen Ethnorealie als dem Bezeichneten und Ethnologismus als dem Bezeichnenden.

³ <http://de.wikipedia.org/wiki/Pressburg>

Vorstellungen, Erkenntnissen und Informationen sowie zur Fixierung und Tradierung von Erfahrung und Wissen. In diesem Sinne bezeichnet S. eine artspezifische, nur dem Menschen eigene Ausdrucksform [...]” (BUBMANN²1990: 699).

Wenn man Ethnorealien als alles durch eine bestimmte Sprach- und Kulturgemeinschaft geprägte Gegenständliche bzw. Nichtgegenständliche, das sich auf in der Natur, im gesellschaftlichen und politischen Leben eben dieser Sprach- und Kulturgemeinschaft Vorkommendes bezieht, versteht, ist Sprache sicher als Ethnorealie im weitesten Sinne anzusehen. Wie obige Definition belegt, ist die Sprache eines der wichtigsten Instrumente des Menschen, seine Emotionen und Intentionen zum Ausdruck zu bringen. Dies kann einerseits z.B. unter Bezug auf dieses Instrument, auf dessen Lautinventar, erfolgen und andererseits durch den speziellen, d.h. nicht alltäglichen Gebrauch des Instruments. Dass es sich um eine Ethnorealie handelt, wird meiner Ansicht nach dann durch den Sprachvergleich z.B. im Zusammenhang mit Übersetzungen bestärkt.

Lautinventar – Mittel der Charakterisierung von Personen

Zu den vielen Herausforderungen für den Übersetzer gehört auch das Übertragen von Aussprache, Wortschatz und Grammatik von Sprechweisen, die die regionale und soziale Zugehörigkeit einer Figur erkennen lassen. Dies sei hier an zwei Stellen aus der Mann’schen Erzählung belegt. Es geht einerseits um die regionale Zuordnung von Personen mithilfe des Lautinventars einer Sprache und andererseits um dessen metasprachliche Nutzung.

Tonio Kröger lernt auf seiner Überfahrt nach Dänemark einen jungen Mann kennen, den Mann, um ihn als Hamburger zu kennzeichnen, der für diesen Raum charakteristische Merkmale der Aussprache von bestimmten Konsonanten sozusagen in den Mund legt: Er spricht ein weiches „d“ statt „t“ bzw. weiches „b“ statt „p“ in Wörtern wie *Sderne*, *sdehen*, *versdehen* (S. 142), *sdürmisch* bzw. *Sbaß* (S. 144). Der Übersetzer löst dieses Problem, indem auch er diesen Konsonantenwechsel weich/hart vornimmt („s“ für „cs“), z.B. *sak* statt *csak*, *sillognak* statt *csillognak*. An und für sich ist diese Lösung als gelungen zu betrachten, denn sie bringt eine abweichende Sprechweise zum Ausdruck. Da der Rezipient des ZS-Textes mit deutschen Sprechweisen kaum/wenig vertraut sein dürfte, wird er die vom Übersetzer vorgenommene Substitution jedoch nicht als für einen bestimmten Raum typische Sprechweise empfinden, sondern sie eher einer niederen Stilschicht zuordnen. Diese Auslegung war wahrscheinlich nicht in Sinne Manns, der diesen jungen Mann als Kaufmann ausweist, also der Berufsgruppe angehörig, zu der auch Tonios „sorgfältig gekleideter“, zur Wehmut neigender, strenger, sich seines Standes bewusster Vater, dessen Poesie sich auf „eine Feldblume im Knopfloch“ beschränkt, gehörte. Im Gegensatz zu Tonios Vater hat er eine „poetische Ader“: Er „hat keine Literatur im Leibe! – dachte Tonio Kröger“ (S. 142) und „[s]icherlich schreibt er Verse, dachte Tonio Kröger, tief ehrlich empfundene Kaufmannsverse...“ (S. 144). Durch die Sprechweise grenzt Mann ihn einerseits von dem Kaufmann und Konsul Kröger und andererseits von dem Künstlertum Tonio Krögers ab.

Trennendes, Unverstandensein signalisiert Mann an einer anderen Textstelle über Vokale:

„Er genoß seinen Frieden, horchte auf die dänischen Kehllaute, die **hellen und trüben Vokale**, in denen der **Fischhändler** und die Wirtin zuweilen konversierten [...]” (S. 154, 156)

„[...] élvezte a nyugalmat, fűlelt a dán torokhangokra, a **világos és sötét magánhangzókra**, amikor a **halkereskedő** néha a tulajdonosnővel diskurált [...]” (S. 155,157)

Diese linguale Realie ist zugleich metasprachlicher Natur. Im Deutschen werden Vokale u.a. in helle und dunkle klassifiziert. Statt von hellen und dunklen Vokalen (so heißt es in der Übersetzung) spricht Mann von *hellen und trüben* Vokalen. Durch die Konstituente *Fisch* im folgenden Teil des Satzes assoziiert der AS-Textrezipient die Redewendung *im Trüben fischen*, d.h. aus einer unklaren Situation Nutzen ziehen⁷ (was Bezug auf den Umstand nimmt, dass Tonio zwar der dänischen Sprache nicht mächtig ist, sich aber nichtsdestotrotz wohl fühlt), für die es im Ungarischen in *(a) zavarosban halászik* eine 1:1-Entsprechung gibt, die aber von Rezipienten ungarischer Muttersprache hier nicht angeknüpft wird/werden kann, weil die für die deutsche Grammatik gängige Kategorie *dunkle [sötét]* Vokale in der ungarischen Grammatikschreibung nicht üblich ist. Im Ungarischen wird u.a. zwischen *magas* [hohen] und *mély* [tiefen] Vokalen unterschieden. Da in der Übersetzung eine für die ungarische Grammatik atypische Klassifizierung der Vokale gebraucht wird, ist implizit ein Bezug auf Verschwommenes/Trübes vorhanden.

Sprache – Ausdruck wichtiger menschlicher Regungen

In Doderers *Wasserfällen von Slunj* gibt es verschiedene Episoden mit dem Großgrundbesitzer Globusz und zwei ehemaligen Freudenmädchen, Finy und Feverl, die er bei sich aufgenommen hat. Seinem Äußeren nach zeichnet Doderer Globusz als einen Mann, der dem Stereotyp des Ungarn zur damaligen Zeit (dick, Husarenrock, Stiefel) voll entspricht. Auch in Globusz' Sprechweise (z.B. durch das Nachzeichnen des ungarischen Akzents wie in *„Teufel schloft nicht“*, durch das eingewobene *hát* bzw. fehlerhafte Sätze wie *„...und wenn ich Brief auf Post haben will“*), die sich deutlich vom österreichischen Dialekt, wie ihn z.B. Feverl und Finy sprechen, unterscheidet, kennzeichnet Doderer den Sprecher als typischen Ungarn der Donaumonarchie. Aber Doderer bleibt nicht bei diesen Pauschalitäten stehen, sondern beschreibt ihn als warmherzigen Menschen voller Lebensfreude (*„Das warm dröhnende Organ, zusammen mit dem Lachen, welches behaglich im großen Gesichte stand wie der Sonnenschein in einem Dorfteich...“*). Diese urwüchsige Lebensfreude bleibt auch bei späteren Episoden mit Globusz erhalten: Als er – als Nilpferd (Hippopotamus) beschrieben – bei Finy und Feverl bezahlten Schwimmunterricht nimmt und es ihm endlich gelingt, sich freizuschwimmen:

„Beim zehnten oder zwölften Male geschah es, daß die riesige Masse sich erstmals von ihren Stützen löste und zwischen Finy und Feverl hindurch davonzog, unter lautem Gebrüll, denn er rief: „Ich schwimme, ich schwimme!“ und zwar auf ungarisch; [...] Es war ein gewaltiger Anblick gewesen. Aber der Koloß war nun einmal zum Schweben im Wasser gebracht worden und vertraute sich bald gelassener dessen Tragkraft an.“ (DW 97–98)

Um seinem hohen Glücksgefühl Ausdruck zu verleihen, verwendet er seine Muttersprache. Andere Figuren im Roman dagegen greifen auf ihre Muttersprache zurück, um Wut, Unsicherheit oder Verzweiflung auszudrücken, wie z.B. die Hausmeisterin Wewerka, die beim Verlust einer ihrer Einnahmequellen wutentbrannt einen Fluch in ihrer Muttersprache ausstößt, oder Donald, der zu seiner eigenen Überraschung dem Vorschlag Lászlós, den abgegebenen Schuss dem Hausmeister gegenüber als Unfall darzustellen, in englischer Sprache

mit einem *All right* zustimmt.

Eine andere Figur, Monica, spricht mit Donald „der Übung halber“ in der Fremdsprache⁴, die sie aufgrund eines zweijährigen Praktikums in Birmingham ausgezeichnet beherrscht („Diesen letzten Satz sagte sie schon in englischer Sprache und blieb dabei. [...] Ihr müheloses und nachlässiges Reden in englischer Sprache war erstaunlich.“ DW 194). Sie distanziert sich somit über die Sprache von ihrer Abstammung und somit von ihrer Identität.

Der Gegenpart zu Monica ist die Französin Margot.⁵ Margot lebt durch ihre Heirat mit einem Ungarn, László, in Budapest. Um sich dort besser zurechtzufinden und ihre Einsamkeit zu mildern, nimmt sie bei der Tochter einer befreundeten Familie Russow Ungarischunterricht. Dieser Umstand lässt Doderer über die ungarische Sprache ins Schwärmen kommen, nicht ohne darauf hinzuweisen, wie schwierig es ist, diese Sprache zu erlernen:

„[...] Von Bildung und Wissen strotzten weder Putnik noch Gergelffi, und der letztere war froh, halbwegs im Französischen mitzukommen. Denn Margot sagte, ihr Ungarisch lange bis jetzt nur für den praktischen Hausgebrauch. Sie war eifrig dabei, es zu vervollkommen; aber in Gesellschaft wollte sie Ungarisch noch nicht sprechen. Sie tat gut daran. Das Magyarische ist eine durchaus dichterische Sprache und daher besonders empfindlich gegen falsche Intonation oder einen hölzerschulgrammatischen Gebrauch. Um Ungarisch zu können, muß man entweder ein geborener Magyar sein oder ein Sprachgenie.“ (DW 332)

Solche Aussagen erfordern schon eine genauere Kenntnis der Sprache. Die Einschätzung des Ungarischen als „dichterische Sprache“ lässt zugleich Doderers Hochachtung vor ungarischer Dichtung durchscheinen, die er einige Zeilen weiter auch exemplifiziert:

„Hier, im Haus der Russow also, nicht weit vom Vörösmarty Ter, erlernte Margot das Ungarische, und, das Elementare hinter sich, ward sie von Irma alsbald an die Dichtung der Nation herangeführt, welche allezeit der beste Lehrer jeder Sprache bleibt. Am einzelnen Dichtwerk erlernte sie die Intonation, erkannte sie die eben nur dem Ungarischen eigenen Valeurs, also das, was keine Übersetzung zu vermitteln vermag. Noch hatte damals Andreas Ady nicht zu wirken begonnen, aber der Turm Alexander Petöfi stand nun seit langem weithin sichtbar. Margot lernte einzelne Werke von ihm ungarisch sprechen, und immer wieder, bis der Klang frei wurde, und sich spielend bewegte.“ (DW 333)

Diese Episode bekommt einen weiteren Höhepunkt dadurch, dass Margot an jenem Abend Petöfis Gedicht „September–Ende“ vorträgt, das Doderer nicht ohne Hinweis auf die Schwierigkeit der Übertragung ins Deutsche in einer verdeutschten Form anführt, um auch dem Leser die Schönheit dieser Zeilen nahe zu bringen:

⁴ Sprachkenntnisse spielen im Roman eine außergewöhnlich wichtige Rolle. Die Figur des Chwostik beherrscht viele west- und osteuropäische Sprachen, um in der Firma der Engländer Karriere machen zu können. Der Postmeister Münsterer lernt u.a. Kroatisch, Ungarisch, Französisch und Türkisch, um einen guten Posten in einer „exotischen“ Gegend zu bekommen, denn es sei letztendlich „nur eine Frage der Sprachkenntnisse, durch die ein Beamter sich für solche Posten eben empfehle“ (DW 264).

⁵ Im Roman heißt es dazu: „In allem jedoch, was man, mit einem aus der Männerwelt übertragenen Ausdrücke bei Frauen ‚die Persönlichkeit‘ nennt, reichte sie an unsere Ingenieurin Monica heran.“ (DW 325).

Noch überstürzt sich Gartenblut im Tale,
 Noch rauscht die Pappel grün in's offene Fenster.
 Du aber siehst schon die Gespenster,
 Das Winterliche, Leichenfahle.
 Und Schnee trägt schon das hohe Felsenjoch!
 Doch Sommer, Sommer ist es noch,
 Nachstrahlend tief in meinem Herzen.
 Noch schäumt der Lenz, der längst vergangene,
 Und leuchtet mit Kastanienkerzen. (DW 334)

Auch in diesem Zusammenhang ist der Blick in die Übersetzung ins Ungarische nicht uninteressant. Die Übersetzerin hat hier, vor dem Hintergrund, dass das ungarische Lesepublikum Petöfis Gedicht wortwörtlich kennt, die deutschen Zeilen im Text belassen, und schafft so den „Fremdheitseffekt“ dieser Situation: Eine Französin in Ungarn trägt dieses schöne Gedicht in der für sie fremden ungarischen Sprache vor.

Der Vortrag bleibt nicht ohne Resonanz auf die beiden männlichen Zuhörer; sie erliegen dem Zauber dieser Stimmung:

„Als sie diese Verse hinter der an sie gelehnten lila Lichtwand gesprochen hatte, neigte sich das Schwergewicht, das Übergewicht dieses Abends zu ihr. Der Ungar, auch wenn unliterarisch, kennt und liebt doch seine Dichter, sie sind ihm eine nationale Sache ersten Ranges; mindest war es damals noch so. Die stürmische Schwermut im Rhythmus jener Verse, deutsch kaum wiederzugeben, faßte in unsagbarer Weise das so widersprüchliche Beisammensein der drei jungen Menschen in eins. Man kann sagen, daß Gergelffi, bei all' seinen Vorbehalten, Margot erlag.“ (DW 334)

Und hier nimmt Doderer ein weiteres Stereotyp in sein Werk auf, nämlich die Ehrfurcht des Ungarn vor den dichterischen Errungenschaften: Der Ungar liebt seine Dichter, sie sind ein nationales Anliegen ersten Ranges.

Nicht unwesentlich ist, dass neben dem verehrten Petöfi mit Endre Ady (1877–1919) ein weiterer großer, leidenschaftlicher Dichter erwähnt wird. Umso erstaunlicher ist dieser Umstand, als es bisher – wie Droste feststellt – trotz vieler ambitionierter Versuche nicht gelang, „Endre Ady einen Platz in der Reihe der international wahrgenommenen und geschätzten Pioniere moderner Dichtung zu erstreiten“ (DROSTE 2003: 6). Man kann also festhalten, dass Doderer ihn wahrgenommen hat.

Doderer nimmt beiden Dichtern – vor dem Auge des Rezipienten – ihre Fremdheit/Andersartigkeit und gibt ihnen einen Hauch Vertrautheit, indem er die deutschen Entsprechungen ihrer Vornamen, also soziokulturelle Realien des Alltagslebens, verwendet: Alexander bzw. Andreas.

Abschließende Gedanken

Realien, insofern auch linguale Realien, sind Träger des kulturellen Gedächtnisses einer Sprachgemeinschaft und ziehen somit gewisse Grenzen, zugleich sind sie aber auch, weil sie durch die Sprachgemeinschaft geprägt sind, Brücken zu eben dieser Sprachgemeinschaft bzw. zwischen den Sprachgemeinschaften.

LITERATUR

- BUBMANN 1990
BUBMANN, Hadumod: *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart, Kröner, 1990.
- DROSTE 2003
DROSTE, Wilhelm: Endre Ady (1877–1919). In: *Pester Lloyd* 23, 4. 2003.
- KLAUDY 1999
KLAUDY, Kinga: Az explicitációs hipotézisről. In: *Fordítástudomány* 1.2, 1999. 5–21.
- MELIKA 2004
MELIKA, Georg (2004): Ethnorealien und Ethnologismen für interkulturelle Erhebungen. Ihre Wandlung. In: FÖLDES Csaba – PONGÓ, Stefan (Hrsg.): *Das Wort in Satz und Text: Probleme und Erkenntnisse. Beiträge der internationalen Germanistischen Konferenz „Kontaktsprache Deutsch V“ in Nitra, 27–28. Juni 2003*. Veszprém, Universitätsverlag – Wien, Edition Praesens, 2004. 141–151.
- SZATMÁRI 2008
SZATMÁRI Petra: Realien im Rahmen von interkultureller Linguistik und Übersetzungswissenschaft (anhand der Übersetzung einer Erzählung von Th. Mann). In: BARTOSZEWICZ, Iwona – SZCZEK, Joanna – TWOREK, Artur (Hrsg.): *Linguistica et res cotidiana (Linguistische Treffen in Wrocław, Vol. 2)*, Wrocław–Dresden, ATUT/Neisse Verlag, 2008. 445–456.
- TELLINGER 1999
TELLINGER, Dušan: A reáliák szerepe Lev Tolsztoj „Anna Karenina” két magyar fordításában. In: BALASKÓ Mária – KOHN János (Hrsg.): *A nyelv mint szellemi és gazdasági tőke. A VIII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia előadásainak gyűjteményes kiadása 1998. április 16–18*. Szombathely, 1999. 231–236.
- TELLINGER 2003
TELLINGER, Dušan: A reáliák fordítása a fordító kulturális kompetenciája szemszögéből. In: *Fordítástudomány* 5.2, 2003. 58–70.

QUELLEN

- DODERER 1991
DW – DODERER, Heimito von: *Die Wasserfälle von Slunj*. München, 7. Auflage Juli 1991.
- DODERER 1966
DC – DODERER, Heimito von: *Commentarii 1957 bis 1966. Tagebücher aus dem Nachlaß*. Bd.2.
- DODERER 2000
DODERER, Heimito von: A Slunji vízésés. Ins Ungarische übertragen von Edit Király. Budapest, Magvető, 2000.
- MANN 1975
MANN, Thomas: Tonio Kröger. Budapest, 1975.

ZUR (UN)ÜBERSETZBARKEIT IM BEREICH DES KULINARISCHEN (AN BEISPIELEN AUS DEM DEUTSCHEN)

JOANNA SZCZEK
Universität Wrocław, Polen

Einführung

„Die Liebe geht durch den Magen“ ist ein wohl bekannter Spruch. Dies mag sehr oft schon durch das Aussehen der jeweiligen Speise verursacht werden, denn es wird zuerst „mit den Augen gegessen“. Es ist sogar sehr gut, wenn man das Abbild der Speise vor den Augen hat. Was soll man aber tun, wenn man auf einmal einen Speisennamen hört, der einem nichts sagt? Oder noch schlimmer: wenn man diesen mit Essen überhaupt nicht assoziiert? Wenn man z.B. in der Speisekarte „Schweinereien“¹ oder „Schlesisches Himmelreich“ liest? Soll man wagen, es zu essen? Das Abfragen der Kellner nach der Zusammensetzung der Speise hilft ja oft auch nicht weiter. In den Speisekarten findet man oft fremd klingende Namen, die mit Mühe und Not ins Englische oder/und ins Deutsche übersetzt werden. Sehr oft sind es wörtliche Übersetzungen, die einem auch nicht weiter helfen.

Am Beispiel ausgewählter deutscher Namen für Torten, die aus den Kochrezepten² exzerpiert wurden, wird versucht zu zeigen, welche Strategien beim Übersetzen dieser Namen in die andere Sprache, hier das Polnische, anzuwenden sind. Es wird von der These ausgegangen, dass es zwischen dem Nominationsprozess im Bereich des Kulinarischen und dem wirklichen kulinarischen Akt eine enge Beziehung gibt.³ Demzufolge könnte man ohne Weiteres annehmen, dass die Übersetzung der Speisennamen in die anderen Sprachen einem keine Schwierigkeiten bereiten sollte. Ob das aber stimmt?

Bei der Übersetzung der deutschen Tortennamen ins Polnische werden zwei Dimensionen berücksichtigt: die Wortbildungsstruktur und die Motiviertheit, die ihren Niederschlag in der Semantik der Kulinarischen findet.

¹ Ein authentisches Beispiel aus einer ungarischen Speisekarte in einem Restaurant in Szombathely.

² Die Namen für Speisen stammen aus folgenden Quellen: BESSER, KARIN: Die hundert besten Rezepte der großen Köche Europas. Frankfurt am Main/ Berlin/ Wien 1997, Bossi, B.: Für Gäste das Beste. Zürich 1983, DUCH, KARL: Leksykon sztuki kulinarnej. Międzynarodowa kuchnia hotelowa i restauracyjna. 2003, Medweth: Back Spass, Lieblingstorten. Rheinfelden 2007, Wilson A.: Italienische Küche. Köln 2004.

³ Vgl. ŻARSKI, WALDEMAR: „Nazwy zup w języku polskim“. In: Rozprawy Komisji Językowej XXIX, Wrocław 2003, S. 157.

Zur Nomination im Bereich des Kulinarischen

Laut der Wörterbuchdefinition bedeutet der Begriff ‚kulinarisch‘ „die Kochkunst betreffend“.⁴ In Bezug auf die kulinarische Sprache handelt es sich also um alle sprachlichen Ausdrücke, welche die Kochkunst betreffen. Und eine Krönung dieses Bereichs sind die Namen der Speisen⁵, welche das Interesse der potentiellen Konsumenten wecken sollen, denn „jedzenie [...] stanowi nie tylko bytową konieczność, ale także źródło wieloaspektowej, zmysłowo–duchowej przyjemności [...]. Potrawy, wyniesione przez wieki do rangi dzieł sztuki, oddziałują bowiem na wszystkie bez wyjątku zmysły człowieka“.⁶ Daher spielt die Nomination in diesem Bereich eine unvergleichbar wichtige Rolle. Sie wird verstanden als „ein Akt der Nutzung eines Zeichens in der sprachlichen Handlung“⁷ oder „sprachliche Teilhandlung, durch die ein Sprecher einem Hörer den von ihm gemeinten Gegenstand oder Sachverhalt mittels einer bereits vorhandenen oder neu gebildeten Benennung kognitiv verfügbar macht“.⁸

In der Forschungsliteratur werden grundsätzlich nach dem inhaltlich–funktionalen Kriterium drei Typen der Benennungen unterschieden:⁹ Eigennamen, Termini, nichtterminologische Appellativa.

Bezogen auf die benennende Funktion der kulinarischen Namen kann man feststellen, dass sie an der Schwelle zwischen den Termini und den nichtterminologischen Appellativa zu platzieren sind.

Im Lichte des untersuchten Korpus haben jedoch die gewählten Namen für Gerichte eine strikt pragmatische Funktion zu erfüllen, was in der Forschungsliteratur eine Bestätigung findet. Es werden nämlich folgende Ebenen der Namenbildung unterschieden:¹⁰

- sprachsystematische Ebene der Namenbildung (Etikett, Ableitung, Zusammensetzung, Phraseologismus u.a.),
- lexikalisch–semantische Ebene der Namengebung,
- pragmatisch–kommunikative Ebene der diskursiven Namensverwendung.

⁴ Vgl. DUDEN: Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim/ Leipzig/ Wien/ Zürich 2001. S. 971.

⁵ Ich verwende für die Zwecke dieses Beitrags die Begriffe Speise und Gericht als synonyme und völlig austauschbare Begriffe, da sie keine wesentlichen Bedeutungsunterschiede aufweisen.

⁶ Vgl. WITASZEK – SAMBORSKA MALGORZATA: Studia nad słownictwem kulinarnym we współczesnej polszczyźnie. Poznań 2005. S. 123.

⁷ Vgl. FLEISCHER WOLFGANG, HELBIG GERHARD, LERCHNER G. (Hrsg.): Kleine Enzyklopädie. Deutsche Sprache. Frankfurt am Main/ Berlin/ Bern/ Bruxelles/ New York/ Wien 2001. S. 110.

⁸ Vgl. GLÜCK HELMUT (Hrsg.): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart/ Weimar 2000. S. 478.

⁹ Vgl. FLEISCHER WOLFGANG: Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen 1997. S. 69ff.

¹⁰ Vgl. KNOBLOCH CLEMENS: „Nomination: Anatomie des Begriffs“. In: KNOBLOCH CLEMENS, SCHAEFER BURKHARD (Hrsg.): Nomination – fachsprachlich und gemeinsprachlich. Opladen 1996. S. 25.

Dies hat auch einen Einfluss darauf, dass die Namen der Speisen oft zusammengesetzt werden, denn „jednowyrazowe nazwy pożywienia okazują się zbyt ciasne dla wyrażenia związanych z nimi konotacji i sprostania mnogości potencjalnych funkcji”.¹¹

Die kulinarischen Namen weisen eine mehrschichtige Struktur auf, die sich auf vielen Ebenen vollzieht. Und diese Strukturiertheit hat auch einen großen Einfluss auf die (Un)Übersetzbarkeit dieser Namen. Demzufolge sollen bei der Analyse der kulinarischen Namen folgende Bereiche berücksichtigt werden:

- Hinsichtlich ihres Baus lassen sich die kulinarischen Namen folgend aufteilen:
 - einfache (synthetische) Namen, die aus einer Komponente bestehen (Simplizia), z.B.: *Brühe, Kartoffeln*,
 - Zusammensetzungen, z.B.: *Salzkartoffeln*,
 - mehrgliedrige (analytische) Namen: *Hefekuchen mit Äpfeln*.
- Hinsichtlich der Komponentenverbindung kann man folgende Typen der kulinarischen Namen unterscheiden:¹²
 - stabile lexikalische Einheiten, z.B.: *Regensburger Klopse*,
 - lockere lexikalische Einheiten, z.B.: *rote Rübensuppe*,
 - lose Verbindungen, oft Gelegenheitsbildungen, z.B.: *Ei mit Spinat*.
- Hinsichtlich der Motiviertheit¹³ der den Namen bildenden Glieder lassen sich folgende Benennungstypen unterscheiden:
 - A. Namen für die Bestandteile eines Gerichts, z.B.: *Nusstorte mit Ananas*,
 - B. Namen, welche die Zubereitung eines Gerichts beschreiben:
 - Namen, welche die technischen Aspekte der Zubereitung eines Gerichts beschreiben, z.B.: *garnierte Eier*,
 - Namen, welche die pragmatischen Aspekte der Zubereitung eines Gerichts beschreiben, z.B.: *Bohnen auf alte Art*,
 - C. Genetische Namen, welche die Herkunft eines Gerichts bestimmen
 - Ethno–geographische Namen, welche auf die Beziehung des Gerichts mit der Kultur und den Sitten einer Region, eines Landes, einer Stadt oder des jeweiligen Volkes hinweisen, z.B.: *Krakauer Quarkkuchen, Bamberger Teller*,

¹¹ Vgl. WITASZEK – SAMBORSKA, MALGORZATA: *Studia...* a.a.O., S. 123.

¹² Vgl. WITASZEK – SAMBORSKA, MALGORZATA: *Studia...* a.a.O., S. 123ff.

¹³ Dem vorliegenden Beitrag liegt die folgende Auffassung der Motiviertheit zu Grunde: „bei der Motiviertheit geht es darum, Ursachen, Gründe, Anlässe dafür zu nennen, weshalb etwas auf bestimmte Weise bezeichnet wird“, vgl. Conrad, Rudi: „Zu den Beziehungen zwischen Arbitrarität und Motiviertheit in der Zeichenkonzeption F. DE SAUSSURES“. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 38, 2, 1985, S. 107.

- Namen, die von den Namen sozialer Schichten abgeleitet werden, z.B.: Jägerpastete,
 - familiäre Bezeichnungen, z.B.: Großmutterkuchen,
 - Namen, die zum Andenken an den Autor oder Patron des Gerichts gegründet wurden, z.B.: Stroganow.
- D. Sensorische Namen:
- positiv wertende Namen, z.B.: Luxuspastete,
 - Namen, welche sich auf die Geschmackseindrücke beziehen, z.B.: schmackhafter Braten,
 - Namen, welche sich auf die Sichteindrücke beziehen, z.B.: bunter Auflauf,
 - Namen, welche sich auf die Tasteindrücke beziehen, z.B.: gefrorene Schokolade,
 - Namen, welche sich auf die Geruchseindrücke beziehen, z.B.: duftender Tee,
 - Namen, welche sich auf die Gehöreindrücke beziehen, z.B.: knusprige Brötchen.
- E. Namen, welche die Funktion, Bestimmung und Verwendung eines Gerichts beschreiben:
- temporale und Gelegenheitsnamen, z.B.: Frühlingssuppe,
 - Funktionsnamen, z.B.: Spinat für Teigtaschen,
 - adresative Namen, z.B.: Lachs für Verliebte,
- F. Namen, welche die Wirkung des Gerichts auf den Konsumenten beschreiben, z.B.: *Salat für Jugendlichkeit*.

Bei SYBILLE RILEY – KÖHN¹⁴ findet man auch eine Reihe der Metaphern, die bei der Bildung der gastronomischen Namen gebraucht werden: Tiermetaphern, Pflanzenmetaphern, Körperteilmetaphern, Personenmetaphern oder Metaphern, die auf der Ähnlichkeit der Form und der Funktion/Eigenschaft basieren.

Den oben angeführten möglichen Aufteilungen der Speisennamen ist es zu entnehmen, dass sie wegen ihrer Komplexität einem große Schwierigkeiten beim Übersetzen in die andere Sprache bereiten können.

Strategien der Übersetzung im Bereich der kulinarischen Namen

Die oft vorkommende Kompliziertheit der kulinarischen Namen hat einen Einfluss darauf, dass man oft mit Übersetzungsschwierigkeiten zu tun hat. Die in den Speisekarten vieler Restaurants dargebotenen Übersetzungen sind mehr oder häufiger weniger gelungen. Daher ist es wichtig, sich eine Frage zu stellen: Wie soll man beim Übersetzen der Speisennamen in die andere Sprache verfahren? Welche As-

¹⁴ RILEY – KÖHN SYBILLE: Englische Kochrezepte und Speisekarten in Vergangenheit und Gegenwart. Eine linguistische Analyse zur Fachsprache der Gastronomie. Frankfurt am Main/ Berlin/ Bern/ New York/ Wien 1999. S. 315ff.

pekte sollen dabei berücksichtigt werden? Welche Rolle spielt dabei der Übersetzer und welche Aufgabe hat er zu leisten? Welche Ebenen der Übersetzung sollen berücksichtigt werden?

In der einschlägigen Forschungsliteratur werden folgende Strategien angeboten:¹⁵ Reproduktion ohne Erklärungen, Reproduktion mit Erklärungen, syntagmatische Übersetzung ohne Erklärungen, syntagmatische Übersetzung mit Erklärungen, Übersetzung mit Hilfe von anerkannten Äquivalenten, Übersetzung mit funktionalen Äquivalenten, Übersetzung mit Hyperonymen, Übersetzung mit Hilfe von beschreibenden Äquivalenten, Auslassung eines kulturellen Elements in der Übersetzung.

Es sollen dabei auch systematische Unterschiede zwischen Original und Übersetzung berücksichtigt werden:¹⁶ Inversionen, die durch die Normen der Zielsprache erzwungen werden, Substitutionen, Ergänzungen, Auslassungen.

Übersetzungsmuster der deutschen Wortbildungskonstruktionen ins Polnische

In der Relation Deutsch–Polnisch muss es angemerkt werden, dass „[...] bei der Wortbildung der Nomina im Deutschen die Komposition im Vordergrund steht [...]“¹⁷ und „im Deutschen die Komposition das wichtigste und produktivste Verfahren für die Bildung neuer Nomina ist“.¹⁸

In der deutschsprachigen Forschungsliteratur werden für die Übertragung der deutschen Komposita ins Polnische folgende Muster vorgeschlagen:¹⁹

- Deutsches Kompositum → polnische Nominalphrase mit Adjektiv, z.B.: *Orangentorte* → *tort pomarańczowy*, *Traubentörtchen* → *torcik winogronowy*, *Frühlingstorte* → *tort wiosenny* u.a.
- Deutsches Kompositum → polnische Nominalphrase mit Genitivattribut, z.B.: *Gunhildatorte* → *tort Gunhildy*, *Diplomatentorte* → *tort dyplomaty/dyplomatów*, *Großmutterstorte* → *tort babci*
- Deutsches Kompositum → polnische Nominalphrase mit präpositionalem Attribut, z.B.: *Ananastorte* → *tort z ananasem*²⁰
- Deutsches Kompositum → einfaches Wort im Polnischen – dieses Muster ist im gesammelten Korpus nicht vertreten
- Deutsches Kompositum → polnisches Kompositum – dieses Muster ist im gesammelten Korpus nicht vertreten.

Das Korpus der deutschen Tortennamen umfasst 350 Einheiten, die folgende Wortbildungsstrukturen aufweisen:

¹⁵ Vgl. Hejwowski Krzysztof: *Kognitywno – komunikacyjna teoria przekładu*. Warszawa 2006. S. 76.

¹⁶ Vgl. Lipiński Krzysztof: *Übersetzer's Vademecum*. Kraków 2004. S. 149ff.

¹⁷ Vgl. Engel Ulrich et al.: *Deutsch–polnische kontrastive Grammatik*. Warszawa 2000, S. 721.

¹⁸ Ebda, S. 745.

¹⁹ Ebda, S. 750ff.

²⁰ Obwohl in diesem Falle auch die Übersetzung mit ‚tort ananasowy‘ ganz korrekt wäre.

A. einfache (synthetische) Namen, die aus einer Komponente bestehen (Simplizia) – Ihr Vorkommen in dem Korpus wurde nicht festgestellt.

B. mehrgliedrige Namen:

Komposita:

- aus zwei Elementen:

Nomen + Nomen:

Ananastorte, Jägertorte, Fußballtorte, Affentorte

Nomen + Bindestrich + Nomen:

Krümelmonster-Torte, Zebra-Torte

Verb + Nomen:

Pfiffertorte

- aus drei Elementen:

Verb + Nomen + Nomen:

Brandteigtorte

Adjektiv + Nomen + Nomen:

Siebenschläfertorte

Nomen + Nomen + Nomen:

Weintraubentorte

Nomen + Bindestrich + Nomen + Bindestrich + Nomen:

Amarena-Kirsch-Torte, Kartoffel-Lachs-Torte

Nominalphrasen mit verschiedenen Attributen:

- Nomen (oft Kompositum) + Präpositionalphrase:

Ananastorte in der Salatschüssel, Nusstorte a la Oma, Reistorte aus Havanna,

- Adjektiv + Nomen (oft Kompositum):

bunte Obsttorte, fabelhafte Kirschtorte, weiße Mandeltorte,

- Adjektiv + Nomen (oft Kompositum) + Präpositionalphrase:

weiße Mandeltorte mit Birnen.

Im Lichte der dargestellten Aufteilung lassen sich folgende Möglichkeiten der Übersetzung ins Polnische unterscheiden:

A. Deutsches Kompositum:

- polnische Nominalphrase: Adjektiv + Nomen oder Nomen + Adjektiv:

Ananastorte → *ananasowy tort/ tort ananasowy*

Orangentorte → *pomarańczowy tort/ tort pomarańczowy*

Jägertorte → *tort myśliwski*

- polnische Präpositionalphrase:

Ananastorte → *tort z ananasem/ananasami*

Zebra-Torte → *tort o kształcie/ wyglądzie zebry?*

Orangentorte → *tort z pomarańczami*

- polnisches Genitivattribut:

Zebra-Torte → *tort zebry*

B. Deutsche Nominalphrase mit einer Präpositionalphrase:

- polnische Nominalphrase mit einer Präpositionalphrase:

Ananastorte in der Salatschüssel → *tort ananasowy w misce (salaterce)*

Reistorte aus Havanna → *tort ryżowy z Hawany*

C. Deutsches Kompositum mit einem Adjektiv:

- polnische Nominalphrase mit zwei Adjektiven:

weiße Mandeltorte → *biały tort migdalowy*

bunte Obsttorte → *kolorowy tort owocowy*

D. Deutsches Kompositum mit einem Adjektiv und einer Präpositionalphrase:

- polnische Nominalphrase mit einem Adjektiv und einer Präpositionalphrase:

weiße Mandeltorte mit Birnen → *biały tort migdalowy z gruszkami*

Im Falle der untersuchten Namen für Torten lässt sich eine deutliche Tendenz beobachten, die mit den systematischen Unterschieden zwischen der deutschen und polnischen Sprache zusammenhängt. Im Deutschen überwiegen nämlich Komposita aus zwei, drei und mehr Elementen, die auf eine kompakte Weise etwas bezeichnen. Die Wiedergabe deren ins Polnische ist eher nur mit umschreibenden Nominalphrasen möglich, wobei der erste Teil der Zusammensetzung zu einem Adjektiv wird, wie z.B.: *Mandeltorte* → *tort migdalowy*, *Jägertorte* → *tort myśliwski*, *Zitronentorte* → *tort cytrynowy*. Die Präpositionalphrasen als Bestandteile der deutschen Tortennamen lassen sich ohne größere Schwierigkeiten mit entsprechenden polnischen Präpositionalphrasen wiedergeben, z.B.: *Torte mit Ananas* → *tort z ananasm*, *Reistorte aus Havanna* → *tort ryżowy z Hawany*.

Es bleiben jedoch einige Namen, deren Übersetzung Probleme verursachen kann, z.B.: *Zebra-Torte*, *Fußball-Torte*, bei denen auf den ersten Blick schwer festzustellen ist, ob es sich dabei um die Gestalt, Farbe oder Bestimmung der Speise handelt. Man hätte z.B. folgende Möglichkeiten zur Verfügung:

Zebra-Torte:

- eine Torte, welche die Gestalt eines Zebras hat' (?)
- eine Torte, die aus Zebra (Zebrafleisch) gemacht wird' (*)
- eine Torte, deren Aussehen an das Zebra anknüpft' (Zebrastrreifen) oder

Fußball-Torte:

- eine Torte, welche die Gestalt eines Fußballs hat, rund wie ein Ball ist' (?)
- eine Torte, deren Aussehen an einen Fußball anknüpft'.

Andere Probleme hängen mit den systematischen Unterschieden zusammen. Ob man es z.B. im Falle der *Jägertorte* mit Singular oder Plural zu tun hat? Ist es *tort myśliwski* oder *tort myśliwego* oder vielleicht *tort myśliwych*?

Wenig Probleme bereiten die Tortennamen mit Komitativangaben, z.B.: *Brombeertorte mit Limettencreme* → *tort jeżynowy z kremem z limetki*.

Schlussfolgerungen

Die untersuchten Tortennamen im Deutschen weisen unterschiedliche Strukturen auf. Sie lassen sich im Polnischen mit bestimmten Entsprechungen wiedergeben, die sich aus dem System des Polnischen ergeben. Die überwiegende Zahl der Komposita im Deutschen wird mit analytischen Konstruktionen im Polnischen wiedergegeben, was aber zu keinem Bedeutungsverlust führt. Die Kompaktheit der deutschen Tortennamen in Form von Komposita lässt verschiedene Interpretationsmöglichkeiten zu, was seinen Niederschlag in der Vielfalt der Übersetzungs- und Interpretationsmöglichkeiten findet. Und in diesem Falle ist der Übersetzer auf sein Sprachgefühl und sein Wissen angewiesen, weil er die richtige Entscheidung unter vielen Möglichkeiten treffen muss. Die Schwierigkeiten bei der Übersetzung der kulinarischen Namen, hier der Tortennamen, in die andere Sprache können sich auch aus der Tatsache ergeben, dass diese in der Sprache verschiedene Funktionen zu erfüllen haben. Es geht ja um die nominative, expressive, persuasive Funktion²¹, sowie ihre Rolle als Werbung für eine bestimmte Speise. Daher haben sie folgende Aufgaben zu erfüllen:²²

- Appetit und die kulinarische Vorstellungskraft der Konsumenten zu erregen,
- die positiven Konnotationen mit dem Zuhause, der Kindheit, der Natürlichkeit, Jugendzeit und Gesundheit zu wecken,
- die pragmatischen Aspekte der Speisezubereitung zu unterstreichen,
- die Atmosphäre des Geheimnisvollen und der Originalität zu bilden.

Und in diesem Kontext besteht ja die Aufgabe des Übersetzers darin, bei der Übertragung des Namens diese Aspekte zu berücksichtigen.

Nicht zu übersehen ist ihre Funktion im Rahmen des Textes – Sie sind oft Überschriften von Kochrezepten. Daher müssen sie auch bestimmte Eigenschaften aufweisen und Kriterien erfüllen, die bei der Übersetzung in die Zielsprache beibehalten werden sollen.

Resümierend müssen also bei der Übertragung des jeweiligen kulinarischen Namens in die andere Sprache folgende Ebenen, die eng zusammenhängen, berücksichtigt werden:

- die Struktur – In diesem Falle müssen aber v.a. die Systemmöglichkeiten der jeweiligen Zielsprache beachtet werden. Im Idealfall decken sich die Struktur des Namens in der Ausgangssprache mit der in der Zielsprache. Wenn das nicht der Fall ist, soll man nach Möglichkeiten für die Wieder-

²¹ Vgl. WITASZEK – SAMBORSKA, MALGORZATA: *Studia...* a.a.O., S. 123.

²² Ebda, S. 165.

gabe suchen. Verglichen mit der deutschen Sprache sind es in den anderen, hier im Polnischen, eher analytische Konstruktionen.

- die Semantik und die Motiviertheit – Im Lichte der durchgeführten Analyse erkennt man, dass man es in diesem Falle mit keinen großen Schwierigkeiten zu tun hat. Es mögen sich dabei einige Interpretationsprobleme ergeben, aber der sprachliche Usus löst sie sofort.
- die Pragmatik und die Funktion des jeweiligen Namens – Hier geht es v.a. um denselben Gebrauch.

Die am Anfang des Beitrags formulierte These von der „Leichtigkeit“ bei der Übersetzung kulinarischer Namen aus dem Deutschen ins Polnische lässt sich mit Ja ein beantworten. Die Annahme, dass die Namen wegen ihrer Motiviertheit, die in vielen Fällen in verschiedenen Sprachen gleich ist, direkt und „reibungslös“ in die anderen Sprachen übersetzbar sind, scheint richtig zu sein. Andererseits aber können viele kulinarische Namen Träger der intrakulturellen Inhalte sein, die in den anderen Sprachen, Kulturen keinerlei Entsprechungen haben. Und in solchen Fällen muss man wissen, sich zu helfen und eine entsprechende Strategie anzuwenden. Es geht dabei v.a. um die Paraphrasen oder ergänzende Anmerkungen bei der Entsprechung in der Zielsprache.

LITERATUR

BESSER 1997

BESSER, K.: *Die hundert besten Rezepte der großen Köche Europas*. Frankfurt am Main – Berlin – Wien, 1997.

BOSSI 1983

BOSSI, B.: *Für Gäste das Beste*. Zürich, 1983.

CONRAD 1985

CONRAD, R.: „Zu den Beziehungen zwischen Arbitrarität und Motiviertheit in der Zeichenkonzeption F. de Saussures“. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 38, 2, 1985. 107–111.

DUCH 2003

DUCH, K.: *Leksykon sztuki kulinarnej. Międzynarodowa kuchnia hotelowa i restauracyjna*. 2003.

ENGEL 2000

ENGEL, U.: *Deutsch–polnische kontrastive Grammatik*. Warszawa, 2000.

FLEISCHER 1997

FLEISCHER, W.: *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen, 1997.

FLEISCHER – HELBIG – LERCHNER 2001

FLEISCHER, W. – HELBIG G. – LERCHNER G. (Hrsg.): *Kleine Enzyklopädie. Deutsche Sprache*. Frankfurt am Main – Berlin – Bern – Bruxelles – New York – Wien, 2001.

GLÜCK 2000

GLÜCK, H. (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart – Weimar, 2000.

HEJWOWSKI 2006

HEJWOWSKI, K.: *Kognitywno-komunkacyjna teoria przekładu*. Warszawa, 2006.

KNOBLOCH 1996

KNOBLOCH, Clemens: „Nomination: Anatomie des Begriffs”. In: KNOBLOCH, C. – SCHAEFER, B. (Hrsg.): *Nomination – fachsprachlich und gemeinsprachlich*. Opladen 1996. 21–53.

LIPIŃSKI 2004

LIPIŃSKI, K.: *Übersetzer's Vademecum*. Kraków, 2004.

MEDWETH 2007

MEDWETH: *Back Spass, Lieblingstorten*. Rheinfelden, 2007.

WILSON 2004

WILSON A.: *Italienische Küche*. Köln, 2004.

WITASZEK-SAMBORSKA 2005

WITASZEK-SAMBORSKA, M.: *Studia nad słownictwem kulinarnym we współczesnej polszczyźnie*. Poznań, 2005.

ŻARSKI 2003

ŻARSKI, W.: „Nazwy zup w języku polskim”. In: *Rozprawy Komisji Językowej XXIX*, Wrocław, 2003. 157–162.

WÖRTERBUCH

DUDEN 2001

Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim – Leipzig – Wien – Zürich, 2001.

GRENZÜBERSCHREITUNGEN: GOETHES BASSOMPIERRE-NOVELLE

LÁSZLÓ KOVÁCS

Kodolányi János Hochschule, Ungarn

Einleitung

Im Literaturunterricht erfreut sich Goethes Erzählung aus den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (1795) einer relativ großen Beliebtheit. Sowohl als Abiturstoff in Deutschland als auch als Pflichtlektüre im Germanistikstudium wird sie weltweit gelesen und interpretiert. Eine als Hypertext verarbeitete durch und quer suchbare elektronische Textfassung mit Konkordanzen ist im Internet jederzeit abrufbar.¹ Die germanistische Quellenforschung hat das meiste, was ihr möglich ist, schon geleistet, und auch an vergleichenden Analysen mit Hofmannsthals *Das Erlebnis des Marschalls von Bassompierre* fehlt es nicht.²

Die Einführung der Bachelor-Studiengänge im europäischen Hochschulwesen stellt die Germanistik vor neue Aufgaben. Schulischer und universitärer Unterricht sind nicht mehr so weit voneinander getrennt wie bisher, bestimmte methodische Überlegungen sind auch an den Universitäten notwendig, den neuen Herausforderungen in der Praxis gerecht zu werden. Der vorliegende Beitrag möchte einige „Verwendungsmöglichkeiten“ von Goethes Novelle zeigen, er versteht sich als Versuch einer literaturdidaktischen Annäherung an den Text, wobei – besonders im universitären Bereich – gleich auch die Vermittlung von Literaturtheorie und auch eine gewisse Entwicklung wissenschaftlicher Denkweise, das Kennenlernen von verschiedenen Standpunkten der Literaturwissenschaft als ein immanentes Ziel betrachtet wird. Entstehung, Kontext, Inhalt, Verstehen dieser Novelle enthalten jeweils „Grenzübergänge“, die im Literaturunterricht untersucht werden sollen.

Die Übersetzung als Grenzüberschreitung

Goethes Text ist eine mehr oder weniger stark überarbeitete Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche.³ Eine Sprachgrenze wird also überschritten, die gleichzeitig auch eine kulturelle Grenze ist. Die Frage nach der Originalität der Novelle kann nur in diesem Zusammenhang der sprachlich-kulturellen Translation beantwortet werden. Goethe übersetzt – sprachlich und kulturell –, aber darüber hinaus oder damit parallel verstärkt er das Novellistische, indem er bei der Translation genaue Ortsbezeichnungen des französischen Originals, aber auch konkrete Zeitangaben (wie z.B. „Juni 1605“) weglässt. Stilistische Verfeinerungen des Originals sollten dem Geschmack des etwas prüderen deutschen Publikums zuvorkommen. Aus Bordell wird so schändliches Haus, um nur ein Beispiel zu nennen. Die Originalfassung des folgenden Satzes bezieht sich bei Bassompierre eindeutig nur auf das physische Ermüdetsein des Mannes, bei Goethe schwebt eine Verallgemeinerung mit:

¹ GOETHE 1795

² Vgl. etwa NEUSE 1978; REMAK, 1983.

³ BASSOMPIERRE, 1666. Goethe hatte sich die „Memoiren“ im Winter 1794/95 in der Weimarer Bibliothek entliehen.

Ihr seid wohl meiner in diesem Augenblicke schon überdrüssig und wollt nun sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.⁴

Henry Remak schreibt in seiner ausgezeichneten Monographie folgendes: „Dieser goetheische Wortlaut wird Hofmannsthal und andere Interpreten in die Richtung eines bei Bassompierre garnicht existierenden Konfliktes zwischen Mann und Frau leiten oder verleiten.“⁵ Er meint, man kann nicht entscheiden, ob Goethes Übertragung auf Missverständnis des französischen Textes oder auf Absicht beruht. Der Zweifel von Remak ist, meiner Einschätzung nach, nicht sehr stark begründet. Wie auch Goethes Betonung des Pestmotivs – er wiederholt es dreimal, statt einmal im Original –, die Weglassung von Konkreta – Ortsbezeichnungen, Namen, Zeit –, passt diese Veränderung des Originals ebenfalls in die auch von Remak festgestellte Logik der Verstärkung der Literarizität des ursprünglich biographischen Textes mit Wirklichkeitsbezug. Literarizität bedeutet hier das Vorhandensein von Merkmalen, die einen Text in seiner Qualität literarisch werden lassen und dem Leser auch als solche erscheinen. Damit sind wir bei dem zweiten „Grenzübergang“ angekommen.

Realität und Fiktion

Es geht um die *Memoiren des Marschalls von Bassompierre*. Das gibt uns Anlass zur Frage, wie verhält sich Literatur zur Fiktion, was macht Literarizität in dieser Hinsicht aus? Die literaturtheoretische Grundfrage des Verhältnisses von Literatur und Fiktion kann am Beispiel von Goethes Novelle problematisiert werden. Die verschiedensten Standpunkte der Literaturwissenschaft an diesem konkreten Text zu verdeutlichen ist literaturdidaktisch ganz sicher fruchtbar. Goethes Novelle ist eine Übersetzung aus den *Memoiren des Marschalls von Bassompierre*. Man sollte also davon ausgehen, dass der Text einen unmittelbaren Wirklichkeitsbezug aufweist. Der Hauptheld kommt ja aus der Realität. Die Lesestrategie, die verwendet wird, muss diese Tatsache durchaus in Betracht ziehen. Der Leser erwartet vom Text Memoiren, also etwas Nicht-Fiktionales. Das alles scheint ja selbstverständlich zu sein, stimmt aber nur sehr bedingt. Liest man die Erzählung an sich, wie sie in verschiedenen Novellensammlungen oft gedruckt wird, dann hat man durch die einfache Benennung des Autors Goethe gleich die Verwirrung. Die Tatsache, dass der Text eine französische Quelle hatte, wird einfach nicht erwähnt. Somit befindet sich die Novelle im Zwischenbereich von Realität und Fiktion: zwischen Memoiren und Novelle.

Goethes Novellendefinition, „[d]enn was ist eine Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit.“⁶, wird durch dieses Beispiel sehr schön verdeutlicht. Durch den Ich-Erzähler und die Erwähnung des historisch belegbaren Namen Bassompierre erscheint die Geschichte als eine wirkliche, deren Geheimnishaftigkeit gerade durch den Wirklichkeitsbezug unerhört ist und nicht nach weiteren Auslegungen drängt, denn sie ist ein Stück Wirklichkeit und als solche hat sie keinen übertragenen Sinn, keine „Bedeutung“. Der Autorennamen Goethe verunsichert aber den Leser in seiner Entscheidung bezüglich seiner Perspektive. Liest er den Text aber als Fiktion, gerät er notwendigerweise in einen hermeneutischen Zirkel. Er sucht den Sinn. Er interpretiert. Gerade dies wird im Goethe-

⁴ GOETHE, 1960ff., 320.

⁵ REMAK, 1983, 80.

⁶ GOETHE, 1889ff., Bd. 6, 40. (Gespräche mit Eckermann, 29. Jan. 1827)

schen Text durch Auslassungen und Ergänzungen – Verfahren der Literarizität – verstärkt. Goethes Novelle lädt zur Interpretation ein, während Bassompierres Memoiren einen stärkeren direkten Wirklichkeitsbezug aufweisen.

Rahmenhandlung und Binnenerzählung

Diese zwei widersprüchlichen Möglichkeiten der Leserhaltung werden auch von den verschiedenen Erzählern der Rahmenhandlung autoreflexiv thematisiert. „Man soll keine meiner Geschichten deuten!“⁷ – meint der Alte an einer Stelle, und trotzdem will er „den Verstand angenehm beschäftigen“⁸ oder „manche angenehme Stunde verschaffen“⁹ und ist der Meinung, „[e]s kommt freilich vieles auf die Beobachter an und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß“¹⁰ – er lädt also seine Hörerschaft quasi ein, die Geschichten zu deuten,

die mir nur irgendeinen Charakter zu haben schienen, die meinen Verstand, die mein Gemüt berührten und beschäftigten und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.¹¹

Die Einladung zur Interpretation scheint viel stärker zu sein als das Verbot: gleich die erste Geschichte des Zyklus, *Die Sängerin Antonelli* wird mit dem Hinweis auf ihre Mehrdeutigkeit eingeführt, und die Gesellschaft beginnt sie gleich nach dem Hören zu besprechen. Auch die kurze *Geschichte von dem rätselhaften Pochen* wird ähnlich diskutiert. In diesem Kontext der geheimnisvollen unerhörten Begebenheiten wird die von uns behandelte Novelle nicht mehr vom Alten, sondern von Karl erzählt, er führt die Geschichte mit dem Hinweis darauf ein, dass sie „nicht minder interessant sei, ob sie sich gleich vielleicht eher erklären und begreifen lasse als die vorigen“.¹²

Die Deutung, die Erklärung wird im Rahmen einerseits verboten: „man soll keine meiner Geschichten deuten!“, andererseits als eine notwendige Herausforderung dargestellt, wie es sich aus der folgenden Szene zeigt, die in den *Unterhaltungen* gleich nach der Erzählung steht:

»Auch dieses Rätsel«, versetzte Fritz, »ist so leicht nicht zu lösen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hause mit an der Pest gestorben oder ob sie es nur dieses Umstands wegen vermieden habe.« »Hätte sie gelebt«, versetzte Karl, »so hätte sie ihren Geliebten gewiß auf der Gasse erwartet, und keine Gefahr hätte sie abgehalten, ihn wieder aufzusuchen. Ich fürchte immer, sie hat mit auf dem Tische gelegen.«¹³

Fritz und Karl sind zwei Rezipienten, die den Text als Literatur betrachten, die man verstehen und deuten soll. Darauf folgt aber gleich die Gegenreaktion, eine emotionale Wirkung, die durch den Wirklichkeitsbezug ausgelöst wird: „»Schweigt!« sagte Luise; »die Ge

⁷ GOETHE 1960ff., 303.

⁸ Ebd., 301.

⁹ Ebd., 299.

¹⁰ Ebd., 303.

¹¹ Ebd., 300.

¹² Ebd., 320.

¹³ Ebd., 323.

schichte ist gar zu schrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit solchen Bildern zu Bette legen!«¹⁴

Vom Lösen des Rätsels ist die Rede in der Rahmenhandlung. Der Leser wird eingeladen, an den Unterhaltungen teilzunehmen und auf seine Weise die Geschichte zu interpretieren.

Ist Literatur Fiktion? Ist eigentlich alles nur Fiktion? Diese allgemeinen Literatur- und erkenntnistheoretischen Fragen mit Studierenden zu diskutieren: dafür bietet Goethes Novelle eine ausgezeichnete Möglichkeit.

Die Grenze zwischen Leser und Text

Lesen lernen brauchen auch BA-Studierende immer mehr. Ein Interpretationsversuch als Demonstration verschiedener literaturtheoretischer Ansätze kann literaturdidaktisch sehr wirkungsvoll sein. Warum? Es handelt sich auf den ersten Blick um eine ziemlich alltägliche Geschichte. Man könnte die Story mit zwei-drei Sätzen zusammenfassen. Fragendes Verstehen als Grundhaltung der literarischen Deutung und Verwendung von bestimmten Aspekten der Analyse kann Studierenden aber sehr stark den Sinn der Literaturwissenschaft verdeutlichen. Es stellt sich auch ohne Kenntnis des Rahmens die Frage, wo die Frau am Ende ist. Im Rahmen diskutieren Fritz und Karl auch darüber. Welche sind die Möglichkeiten? Was begründet sie? Solche Fragen zu stellen sind Studierende kaum gewohnt. Die Suche nach der *begründeten* Antwort bringt ihnen bei, wie man argumentieren soll. Natürlich gibt es immer wieder auch Ideen, die im Text nicht begründet sind (wie. z.B. Sie ist einfach einkaufen gegangen oder hat das Rendezvous schlicht vergessen). Wegen der relativ einfachen Struktur der Erzählung kommt die Ablehnung von anderen Mitgliedern der Seminargruppe (einkaufen tut man nicht am Sonntagabend oder die emotionale Berührtheit der Krämerin macht es wenig wahrscheinlich, dass die den Marschall vergessen hat).

Die begründeten Erklärungen haben aber ihrerseits weitgehende Konsequenzen auf die Deutung der ganzen Geschichte. Ist die Frau tot und liegt mit auf dem Tisch wie Karl es befürchtet? Man kann für diese Hypothese viele Argumente im Text finden, aber auch viele Gegenargumente. Wenn sie tot ist, dann muss sie pestkrank gewesen sein. Es wird ja im Zimmer Bettstroh verbrannt. Wenn sie aber krank war, wie erklärt sich ihr Verhalten in der Liebesnacht im Bordell? Als Carpe-Diem-Motiv? Kann die sexuelle Sehnsucht als Motiv hier auftreten? Vielleicht. Die meisten Studierenden sind nach dem ersten Lesen der Novelle der Meinung, eine der beiden toten Körper auf dem Tisch soll die Frau selbst sein. Als magische Vorausdeutung interpretieren sie ihren Satz „Möge ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch irgend jemand zu Willen gewesen bin und nach irgendeinem andern verlange!“¹⁵ Sie fiel also einer göttlichen Strafe zum Opfer. Auch Karl, der Erzähler der Rahmenhandlung denkt ähnlich. Interessanterweise scheint gerade Bassompierre, der Ich-Erzähler der Novelle, überzeugt zu sein, dass die Krämerin nicht gestorben ist. Sonst hätte er sie später nicht gesucht. Darauf kann man erwidern: ja, aber er hat sie nicht gefunden. Sie fiel also doch der göttlichen Strafe zum Opfer: sie hat sich infiziert und starb.¹⁶

¹⁴ Ebd., 323f.

¹⁵ Ebd., 322.

¹⁶ Vgl. LOREY, 1995, 136.

Eine andere grundlegende Frage betrifft die Krämerin selbst, beziehungsweise die Natur ihrer Neigung zum Marschall. Ihre Sehnsucht ist nicht eindeutig erklärbar und wirft die Frage nach der sozialen Grenze zwischen dem Marschall und der Krämerin auf. Was motiviert die Frau, den Marschall kennen lernen zu wollen? Mögliche Antworten sind – etwas vereinfacht: körperliche Sehnsucht oder „echte“ Liebe. Die LeserInnen vertreten diese Thesen, es entstehen zwei Gruppen. Die Tatsache, dass die Krämerin in ein Bordell geht, um den Marschall zu treffen, und ihr Hinweis auf die „Leidenschaft“ als Motiv, zeigen, dass die Körperlichkeit die Hauptrolle spielt. Da fragt man aber gleich weiter: wäre es wirklich so, dann hätte sie nicht fünf oder sechs Monate auf den Marschall gewartet, sicher hätte sie viele Männer für sich gewinnen können, weil sie besonders schön ist. Auch ihr Satz von der doppelten Treue – „Möge ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch irgend jemand zu Willen gewesen bin und nach irgendeinem andern verlange!“ – macht dies eher unwahrscheinlich.

War der Grund also richtige Liebe? Die Argumente, die man gegen die reine sexuelle Motivation bringen kann, unterstützen gleichzeitig diese Annahme. Aber kann man jemanden lieben, den man nur aus der Ferne kennt? Nein, das kann keine Liebe sein, sagen einige Studierenden. Im Seminar prallen immer wieder Argumente und Gegenargumente aufeinander. Sehr wohl kann man jemanden aus der Ferne lieben – erwidert die andere Gruppe von Studierenden –, der Marschall ist ja eine Berühmtheit der damaligen Gesellschaft, ein Liebling der Damen, ein „Celebrity“. Dass sie ins Bordell geht, lässt sich dadurch erklären, dass sie einen Mann liebt, der sozial viel höher steht, der sie nicht zu sich selbst sondern in ein Bordell einladen lässt durch den Diener. Sie hat einfach keine andere Wahl, den ersehnten Mann anderswo und anderswie zu treffen. Dass sie zum zweiten Mal einen privaten Ort – das Haus der Tante – für das Stelldichein vorschlägt, zeigt, dass es sich um mehr handelt als nur reine Körperlichkeit. Und das stärkste Argument: sie sagt selbst: „Aber was täte man nicht für eine Person, die man liebt, und für einen Bassompierre?“¹⁷

Aber Verliebstein würde das ungewöhnlich direkte Verlangen der Frau, mit dem Marschall „zwischen zwei Leintüchern zu sein“¹⁸ nicht erklären. Ein Zeichen für die eindeutig körperliche Motivation. Findet man eine Erklärung, dann taucht gleich etwas auf, was gerade durch diese Erklärung erklärungsbedürftig wird. Im Sinne des hermeneutischen Zirkels erklären die Einzelheiten das Ganze, die Bedeutung der Einzelheiten wird aber aus dem Ganzen abgeleitet. Der Prozess des Lesens scheint also keine Grenzen zu haben.

Ein sozialer Grenzübergang?

Man kann Goethes Novelle auch als die Geschichte eines sozialen Grenzüberganges deuten. Dies führt zu weiteren Fragen: was für eine Rolle spielen die historischen Verhältnisse, der Klassenunterschied in der Novelle? Oder die Pest, die Goethe wesentlich mehr betont als das Original? Man soll diese Bereiche der Welt des Textes nur ein wenig überbetonen, um zu einer Interpretation zu gelangen, nach der die Krämerin eine Klassenkämpferin ist, die Pestkrank ist, und den Marschall bewusst infizieren will. Der Marschall vertritt die Aristokratie, sie ist eben nur eine Bürgerin. Die Art und Weise, wie er sie behandelt – er lässt den Diener sprechen, Einladung ins Bordell, usw. – legt nahe, dass sie nicht ohne

¹⁷ GOETHE 1960ff., 322.

¹⁸ Ebd., 321.

jeden Grund ist, die Aristokratie zu hassen. Wie aber, wenn es so wäre, ist die Tatsache zu erklären, dass sie seit fünf oder sechs Monaten schon den Kontakt zum Marschall sucht? Damals kann sie noch nicht krank gewesen sein. In der Liebesnacht schien sie auch sehr gesund zu sein. Die Einbeziehung von Realien wie Ort und Zeit und Weltwissen des Lesers: Paris vor der Revolution, kann den Sinn der textexternen Interpretation erleuchten.

Fazit

Geht es hier also um eine Liebesgeschichte, eine sexuelle Kurzbeziehung oder doch eher um eine politische Mordgeschichte? Durch Fragen lassen sich feste interpretatorische Positionen sehr leicht verunsichern. Die Unmöglichkeit allgemeingültiger Methoden der Textinterpretation wird gleichzeitig auch verdeutlicht. Durch Goethes Verstärkung der Literarizität des Originaltextes entsteht ein Leseprozess ohne Grenzen. Der Sog des Textes ist gewaltig: der Weg geht von naiver Erstannäherung, Meinungsbildung über Argumentationstechniken bis zur Entdeckung von Methoden und Annäherungsweisen der Literaturwissenschaft wie Hermeneutik, Close Reading, Positivismus, oder was man gerade für wichtig hält zu unterrichten. Auf die dargestellte verdeutlichende Weise können in BA-Studiengängen theoretische Inhalte vielleicht wirksamer kennen gelernt werden. Diesen Prozess bewusst und fundiert zu führen ist die Aufgabe der Einleitungsseminare, für die ich die Beschäftigung mit Goethes Novelle wärmstens empfehle.

LITERATUR

BASSOMPIERRE 1666

BASSOMPIERRE, François de: *Mémoires contenant l'histoire de sa vie*. Cologne, 1666.

GOETHE 1795

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON: Bassompierres Geschichte von der schönen Krämerin. Erzählung aus den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (1795). URL-Adresse: <http://www.intratext.com/IXT/DEU0343/> (eingesehen am 01. 02. 2009)

GOETHE 1889

Goethes Gespräche. Hg. v. Woldemar Freiherr von Biedermann, Band 1–10, Leipzig, 1889–1896.

GOETHE 1960

GOETHE, Johann Wolfgang von: *Berliner Ausgabe. Poetische Werke* [Band 1–16], Bd. 12, Berlin 1960ff.

LOREY 1995

LOREY, Christoph: *Die Ehe im klassischen Werk Goethes*. Rodopi, 1995.

NEUSE 1978

NEUSE, Erna: Hofmannsthals „Erlebnis des Marschalls von Bassompierre“, in: *Österreich in Geschichte und Literatur*, 22. Jahrgang, 1978, 113–121.

REMAK 1983

REMAK, Henry H. H. : *Novellistische Struktur: Der Marschall von Bassompierre und die schöne Krämerin (Bassompierre, Hofmannsthal, Goethe)*. Bern–Frankfurt am Main, 1983. (German Studies in America 46).

GRENZÜBERSCHREITUNGEN IN HUGO VON HOFMANNSTHALS ERZÄHLUNG DAS MÄRCHEN DER 672. NACHT

RITA IVÁNYI-SZABÓ
Eötvös-Loránd-Universität Budapest, Ungarn

Das erzählerische Werk von Hofmannsthal und die Überschreitung von Grenzen

Das erzählerische Werk von Hofmannsthal ist von der Überschreitung verschiedener Grenzen besonders geprägt. Unter anderen in den Erzählungen *Das Märchen der 672. Nacht*, *Die Frau ohne Schatten*, *Die verschleierte Frau* und *Der goldene Apfel* erfolgt der Akt der Übertretung einer Grenze. Die Grenze und ihre Überschreitung fungieren oft als Metaphern und können auf mehrere Weise gedeutet werden. In der Erzählung *Die Frau ohne Schatten* soll z.B. die Grenze zwischen der Zauberwelt und der menschlichen Welt übertreten werden, oder im *Goldenen Apfel* wird der Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart verwischt. Die Grenze ist aber nicht leicht erkennbar, oft enthüllt sich nach der Überschreitung eine Grenze überhaupt als Grenze. Die Grenze kommt immer im metaphorischen Sinne vor und bezieht sich immer auf etwas Sprachliches. Die Übertretung der Grenze erfolgt in der Sprache, die Grenze und die Grenzüberschreitung sind immer sprachlichen Charakters.

Die Rolle der Sprache

Die Vermittlerrolle der Sprache wurde um die Jahrhundertwende wiederum bezweifelt. Die Erschütterung des Glaubens an die Mitteilungskraft der Sprache erscheint auf prägnanteste Weise in dem essayistischen *Ein Brief*, der als das wichtigste literarische Dokument der Sprachkrise galt. Die Hervorhebung des metaphorischen Charakters der Sprache und als deren Folge die Unmöglichkeit der Kommunikation stehen im Mittelpunkt des Essays *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* von Nietzsche. Seines Erachtens sind die Wörter lauter Metaphern:

Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! Erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. Und jedes Mal vollständiges Ueberspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andere und neue. [...] Jeder Begriff entsteht durch *Gleichsetzen des Nicht-Gleichen*.¹

Der metaphorische Charakter der Sprache verhindert also von vornherein alle Versuche zur Erkenntnis der Welt. Die Sprachkrise hängt mit dem Tropencharakter der Sprache zusammen. Nietzsche stellt fest, dass die Sprache wegen seines Tropencharakters mit Hilfe lauter Grenzüberschreitungen entsteht.

ÁRPÁD BERNÁTH beschäftigt sich mit Blick auf Nietzsche mit dem Begriff der Metapher und zum Schlusse stellt er fest: „Das Phänomen 'Metapher' kann letztendlich überall beobachtet werden, wo zwei (strukturierte) Sphären vorhanden sind, die entweder durch raumzeitliche oder durch logische Verhältnisse definiert sind.“² Nimmt man die

¹ NIETZSCHE, 1980, 879 f. (Hervorhebung von R. I–Sz.)

² BERNÁTH, 2004, 48.

Ansichten von Nietzsche über die Sprache an, dann gibt es ausschließlich übertragene Bedeutungen, und die Sprache selbst ist „die kühnste Metapher“.³ BERNÁTH verwendet die Spiegel-Metapher für die Zusammenfassung des Gedankenganges von Nietzsche: „Die Sprache erscheint damit nicht nur als ein verzerrender Spiegel verzerrender Spiegelbilder der Welt, der sogar an den wichtigsten Stellen blind ist, sondern auch als ein Erzeuger von Bildern [...]“.⁴ Für die Sprache also, die als der Ort der ständigen Grenzüberschreitungen bezeichnet werden kann, lässt sich die Metapher des Spiegels verwenden. Im Falle der Metapher können wir ebenso über Grenzüberschreitungen sprechen, weil die Metapher „das Gleichsetzen des Nicht-Gleichen“⁵ ist, ebenso wie der Spiegel.

Die Sprache als Spiegel der Welt ist ein Grundgedanke der Sprachphilosophie. NORRIS weist RORTY folgend darauf hin, dass die Sprachphilosophie in seinen herrschenden Metaphern gefangen bleibt, unter denen die Spiegel-Metapher eine wichtige Position einnimmt.⁶ Nach JOEL WEINSHEIMER ist der Spiegel eine ideelle Kopie, das Abbild des Spiegels ist das Abbild des gespiegelten Gegenstandes. Das Ziel der Kopie ist es, auf etwas hinzuweisen, was nicht mit der Kopie identisch ist. Die Kopie verwischt sich in dem reinen Hinweis auf das Abgebildete. In dieser Hinsicht ist der Spiegel die ideelle Kopie, er besitzt keine wahre Existenz, er hat kein weiteres Abbild. Das Ding, das zu denken ist, ist kein Ding an sich, dem sich das Wort von außen gesellen sollte. In der Sprache erscheint das Ding selbst. Die Sprache ist das Erscheinen des Seins, das Abbild, die Selbst-Spiegelung des Seins. Es bedeutet aber nicht, dass das Wort und die Welt ähnlich sind; die menschliche Welt ist von vornherein eine sprachliche Welt, das Wort ist das Erscheinen der Welt. Das Wort ist also nicht das bloße Abbild der Welt, Welt und Wörter vereinen sich im Spiegelbild. Das Sein spiegelt sich in der Sprache.⁷ Deshalb wird durch den Spiegel (der selbst eine metaphorische Grenzüberschreitung ist) die Grenze zwischen Welt und Sprache verwischt, also übertreten.

Alle Elemente der Sprache sind voneinander abgegrenzt. Bereits SAUSSURE hat festgestellt, dass es in der Sprache keine positiven Elemente gibt, die Elemente sind durch ihre Unterschiede von anderen Elementen der Sprache geprägt.⁸ DERRIDA hat den Saussure'schen Begriff der Differenz übernommen, und in einer „differierten Form“ als Differenz (*différance*) verwendet.⁹ Das Wort trägt in sich selbst das Spiel der Unterschiede, weil der Unterschied nur in der schriftlichen Form des Wortes erkennbar ist. Der Unterschied erfolgt und verschiebt sich ständig. Die Derrida'sche Differenz kann also auch als Grenze angenommen werden, die sowohl den Unterschied als auch die Gleichheit erscheinen lässt. Die Differenz ist aber eine solche Grenze, die, wie die Sprache, sich selbst zu verwischen imstande ist.

Nietzsches sprachkritische Ansichten waren für Hofmannsthal nicht unbekannt, und er beschäftigte sich mit der Problematik der Metaphern sowohl in seinem Essay über

³ NIETZSCHE 1980, 879.

⁴ BERNÁTH, 2004, 51.

⁵ Nietzsche 1980, 888. Laut Bernáth bietet Nietzsche keine andere Lösung für die Sprachkrise „als die Wiederbelebung der Sprache der Mythen in der Kunst“, BERNÁTH, 2004, 50.

⁶ NORRIS, 1994, 154.

⁷ WEINSHEIMER, 1994, 240f.

⁸ SAUSSURE, 2001, 122f.

⁹ ZIMA, 1994, 52.

die *Tausendundeine Nacht*, als auch in dem *Chandos-Brief*. Hofmannsthal verwendet in seinen Erzählwerken eine mit Metaphern reich ausgestattete Sprache. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass der Spiegel eine feste Metapher der sprachphilosophischen Tradition ist, er kommt nicht nur bei Nietzsche – geschweige denn in der Sprachphilosophie von Platon – vor, sondern auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, etwa bei Gadamer und Derrida usw. Die Spiegel-Metapher ist die Grenze, die die Welt und die Sprache verbindet und trennt, oder die die Diskussion über die Sprache überhaupt ermöglicht. Deshalb ist es bemerkenswert, dass der Spiegel in der Hofmannsthal'schen Erzählung *Das Märchen der 672. Nacht* oft erscheint. Die zwei wichtigsten Motive sind die Spiegelung und die Stellvertretung (also die Metapherbildung), die ich anhand der Erzählung untersuchen möchte.

Hofmannsthals Spiegelbilder

In den Erzählungen von Hofmannsthal erscheint der Spiegel immer irgendwie verletzt, also das Spiegelbild ist schwer mit dem Abgebildeten zu verwechseln, der Spiegel ist immer blind, trüb oder geneigt. Der entstellte Spiegel ist keine ideelle Kopie, weil er mit seiner Gebrochenheit auf seine Materialität aufmerksam macht. Das Abbild des Spiegelbildes ist nicht mehr mit dem Abbild des gespiegelten Gegenstandes identisch, sie können sich nicht mehr im Spiegelbild vereinigen. Die Grenze zwischen Welt und Sprache kann im Spiegelbild nicht überschritten werden.

Im Essay *Tausendundeine Nacht* kommt die Metapher des Spiegels ebenso vor, dieser Spiegel ist auch nicht ganz intakt, sondern trüb. In diesem Essay teilt Hofmannsthal seine Gedanken über den metaphorischen Charakter der Sprache anhand des Beispiels der orientalischen Poesie mit:

Dies führt uns in die innerste Natur orientalischer Poesie, [...] denn dies Geheimnisvolle, [...] ist das tiefste Element morgenländischer Sprache und Dichtung zugleich: daß in ihr alles Trope ist, alles Ableitung aus uralten Wurzeln, alles mehrfach denkbar, alles schwebend. Die erste Wurzel ist sinnlich, primitiv, konzis, gewaltig; in leisen Überleitungen gehts von ihr weg zu neuen verwandten, kaum mehr verwandten Bedeutungen; aber auch in der entferntesten tönt noch etwas nach vom Urklang des Wortes, schattet noch wie in einem *trüben Spiegel* das Bild der ersten Empfindung.¹⁰

Die Sprache ist für die Sprechende vorgegeben, aber das bedeutet nicht, dass sie unabänderlich wäre. Die metaphorische Übertragung ergibt sich immer, wenn das gleiche Wort für verschiedene Sachverhalte gebraucht wird. Jede einzelne Verwendung hinterlässt ihre Spur auf dem Wort, deshalb wird die Sprache nicht nur verwendet, sondern immer gleichzeitig geschaffen.¹¹ Diese Situation, wenn die verhüllten Wörter vor dem Spiegel ihren ersten Sinn – zwar nicht klar – vermuten lassen, ähnelt jener Szene, als sich die kleine Protagonistin in der Erzählung *Der goldene Apfel* in einem fast erblindeten Spiegel betrachtet.¹²

¹⁰ HOFMANNSTHAL, 1979b, 364. (Hervorhebung von R. I–Sz.)

¹¹ WEINSHEIMER, 1994, 247. Hier könnte man eher von einer *Verwendung* im ursprünglichen Sinne des Wortes sprechen.

¹² HOFMANNSTHAL, 1988, 69.

Das andere Merkmal der Hofmannsthal'schen Spiegelbilder ist, dass in dem Spiegel nicht das Spiegelbild des Beobachters, sondern das Bild eines anderen Gegenstandes oder einer anderen Person erscheint: z. B. in der *Reitergeschichte* sieht Anton Lerch das Zimmer der schönen Vuic in einem Pfeilerspiegel.¹³ Die unmittelbare Erkenntnis der Welt ist also nicht möglich, nur mit Hilfe eines Mittels kann die Welt – oder eher nur das Abbild der Welt – wahrgenommen werden.

Der Spiegel, und zwar der blinde oder trübe Spiegel, kommt auch in dem *Märchen der 672. Nacht* häufig vor. Die Geschichte handelt von einem Kaufmannssohn, der mit drei Dienerinnen und einem Diener aufs Land zog. Sein einziger Diener wurde aber in einem anonymen Brief verdächtigt, deshalb reiste der Kaufmannssohn in die Stadt, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, aber in der Stadt starb er in einer Kaserne infolge eines Hufschlages. Am Anfang der Erzählung steht: „Denn oft schöpfte der Kaufmannssohn einen großen Stolz aus dem Spiegel, aus den Versen der Dichter, aus seinem Reichtum und seiner Klugheit.“¹⁴ Der Spiegel und die Verse der Dichter, als zwei Erscheinungsformen der Sprache, könnten miteinander in Zusammenhang gebracht werden. Laut Nietzsche sei allein die mythische Sprache der Kunst, die die Krise lösen könnte.¹⁵ Die Sprache der Kunst kommt im ersten Teil der Erzählung vor, außer den Versen liest der Protagonist: „[...] meist in einem Buch, in welchem die Kriege eines sehr großen Königs der Vergangenheit aufgezeichnet waren.“¹⁶ Als der Kaufmannssohn den drohenden Brief erhält, denkt er an den König, und als er in der Stadt eine Herberge sucht, erinnert er sich an die schönen Betten des großen Königs. Der Kaufmannssohn verwendet also das Buch als Spiegel, er identifiziert sich mit diesem König, also er überschreitet die Grenze zwischen einer Märchenfigur und der eigenen Person. Die Übertretung ist aber nur eine Scheinbare, weil der Kaufmannssohn selbst eine Märchenfigur ist. Diesem König, der in dem Buch dargestellt ist, kann ein anderer König in der Erzählung gegenübergestellt werden, ein persischer König, dessen Gesandte den verdächtigten Diener vorher angestellt hatte. Die Grenzüberschreitung erfolgt also in der Person des Königs, der nichts anderes als der König Schahriyâr, der Protagonist der *Tausendundeinen Nacht* ist. Borges macht darauf aufmerksam, dass in einer Nacht Schahrazâd die Geschichte ihres Mannes, des Königs Schahriyâr erzählt. Der König wurde aus dem Zuhörer plötzlich zu einer Figur seiner eigenen Geschichte, die Grenze ist zwischen Figur und Zuhörer fließend, alles kann vorkommen, auch das, dass der gegenwärtige Leser (Zuhörer) plötzlich zur Figur eines Märchens wird.¹⁷

Einmal erblickt der Kaufmannssohn seine ältere Dienerin in einem geneigten Spiegel: „[...] sie ging durch ein erhöhtes Nebenzimmer: in dem Spiegel aber kam sie aus der Tiefe entgegen.“¹⁸ Dieser Spiegel ist zwar nicht trüb, aber geneigt, kann also auf jeden Fall nur ein entstelltes Bild wiedergeben. In dem zweiten Teil der Erzählung wird dem Kaufmannssohn nicht mehr das Spiegelbild der Dienerin, sondern das Bild des Spiegelbildes gewahrt:

¹³ Ebd., 87.

¹⁴ HOFMANNSTHAL, 1988, 34.

¹⁵ Vgl. BERNÁTH, der betont, Nietzsche bietet keine andere Lösung für die Sprachkrise „als die Wiederbelebung der Sprache der Mythen in der Kunst“ (BERNÁTH, 2004, 58).

¹⁶ HOFMANNSTHAL, 1988, 38.

¹⁷ BORGES, 1987, 173f.

¹⁸ HOFMANNSTHAL, 1988, 40.

Gedankenlos betrachtete er über die Schulter des Juweliers hinwegsehend einen kleinen silbernen Handspiegel, der halb erblindet war. Da kam ihm aus einem anderen Spiegel im Innern das Bild des Mädchens entgegen [...] ¹⁹

Bemerkenswert ist, dass das Bild immer aus dem Tiefen, Inneren hervorkommt, der Spiegel fungiert nur als ein Medium, der das Bild vermittelt. Es kann vermutet werden, dass der Spiegel keinen festen Ort hat. Die Bilder der Welt werden im Inneren des Menschen erzeugt, auf die Oberfläche des Spiegels projiziert, und dann als Spiegelbilder der Welt wahrgenommen. Die Sprache ist zwar vorgegeben, aber veränderbar, eben durch die metaphorischen (also grenzüberschreitenden) Verwendungen des Wortes. Das zweite Spiegelbild ist eine Spur, das mit dem ersten Spiegelbild nicht völlig identifiziert werden kann, das Bild befindet sich im Spiel der Derrida'schen Differenz.

Die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart wird verwischt, der Kaufmannssohn vergegenwärtigt sich ein früheres Spiegelbild der Dienerin. Der Spiegel im Juwelierladen spiegelt das Bild eines inneren Spiegels wider. Es gibt kein Objekt mehr, nur das Labyrinth der Spiegelbilder. Die Erinnerung als Wiederholung kann mit dem Wiederholten nie völlig identisch sein, wie sich auch die verschiedenen Wiederholungen eines Wortes voneinander unterscheiden. Die Differenz hängt eng mit jeder Erscheinung der Wiederholung zusammen. Der Spiegel kann als eine differenzierte Wiederholung der Wahrheit aufgefasst werden. In dem Abbild vereinigen sich die Sachen mit ihren Interpretationen. Das Spiegelbild des Mädchens wird immer neu interpretiert, und das erneute Verstehen gibt sich zu dem ersten Bild hinzu. Ebenso wie bei den Metaphern der arabischen Sprache: „[...] auch in der entferntesten [Bedeutung] tönt noch etwas nach vom Urklang des Wortes, schattet noch wie in einem trüben Spiegel das Bild der ersten Empfindung.“ ²⁰ Bei der Verwendung eines Wortes schweben alle seinen früheren Verwendungen im Gedächtnis. Die Grenze zwischen Identität und Verschiedenheit wird also beseitigt, die Wiederholung ist Identität und Unterschied zugleich, also Differenz.

Außer dem Spiegel kommt auch die Glasscheibe im *Märchen der 672. Nacht* oft vor. Der Spiegel ist eine Scheibe, hinter die man nicht blicken kann, er funktioniert wie ein Schleier. Der Spiegel spiegelt nur das wider, was vor dem Spiegel ist, und deshalb fungiert er wie eine Grenze, die den Raum absperrt. Der Spiegel stellt eine scheinbare, bereits umgekehrte und fragmentarische Wirklichkeit vor; laut Nietzsche ermöglicht die tropenhafte Sprache die Erkenntnis der Welt nicht, also der Spiegel, als Metapher der Sprache, ist für die Erkenntnis der Welt nicht geeignet. Die Scheibe zeigt dagegen nicht das, was vor ihr, sondern eben das, was hinter ihr steckt, also den anderen (und nicht verstellten) Teil der Wirklichkeit. Der Spiegel und die Scheibe sind aus demselben Stoff angefertigt, besitzen aber verschiedene Funktionen. Der Spiegel und die Scheibe sind darin ähnlich, dass sich beide verwischen, indem sie auf einen anderen Gegenstand hinweisen. Der Unterschied zwischen Spiegel und Scheibe liegt darin, dass die Scheibe eine Grenze bildet, aber das Sichtbare enthüllt, der Spiegel jedoch die Grenze verwischt, aber das Sichtbare verhüllt. Die Dienerin sehen immer von oben, durch das Fenster den Kaufmannssohn an, der aber nur mit dem Spiegel zum Sehen fähig ist. Das Sehen der Dienerin ist jedoch auch kein ideelles Sehen, weil sie die Grenze der Scheibe niemals durchschreiten können.

¹⁹ Ebd., 46.

²⁰ HOFMANNSTHAL, 1979b, 496.

Die Eigenschaft des Spiegels und der Spiegelung ist, dass es keinen Durchgang durch den Spiegel gibt, die eine Seite des Spiegels stellt das Spiegelbild her, die andere Seite ist aber (jenseits der Grenze) leer und dunkel. Der Kaufmannssohn geht in die Stadt, um die Wahrheit zu erhellen, mit anderen Worten, um hinter die Wahrheit zu kommen. Die Wahrheit ist laut Nietzsche: „[...] ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Antropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen [...]“,²¹ und die Wahrheitssuche hängt nach Derrida mit der verdächtigen Tätigkeit der abendländischen Metaphysik zusammen.²² Die Wahrheit ist immer spiegelhaft, sie ist immer von sprachlicher Natur, deshalb ist sie nicht zu umgehen oder zu überholen, jenseits der Sprache liegt die Domäne des Vergessens, der Dunkelheit, des Todes. Die Sprache ist Grenzüberschreitung, aber die Sprache selbst kann nicht überschritten werden. In der Stadt gibt es einen Fluss, der ausgetrocknet ist, also nicht als Spiegel fungieren kann, aber er kann mit dem Fluss *Lethe* in Zusammenhang gebracht werden, denn nach dem Überschreiten des Flusses wird die Sprache vergessen, die ganze Stadt liegt totenstill, als die Stadt der Toten.²³

Die Erzählung besteht aus zwei Teilen, und die Grenze zwischen den Teilen kann als „böser“ Spiegel betrachtet werden, der alles, was im ersten Teil vorkommt, ins Gegensätzliche wendet. Der Kaufmannssohn verlässt sein bequemes Haus, um in der Stadt ohne Herberge herumzuirren, und am Ende stirbt er einen schrecklichen Tod in einer Kaserne. Die öde Gegend der Stadt ist der Gegensatz des schönen Landhauses und anstatt der Diener erscheinen ihre Doppelgänger. Die weiße Spalte auf dem Blatt funktioniert also wie ein Spiegel. Diese Auffassung könnte von der Beziehung der Zahlen, mit denen die Textteile beginnen, bestätigt werden. Die römische Zahl II entsteht dadurch, dass die römische Zahl I gespiegelt wird. Auf diese Weise entsteht eine Zahl, deren eine Hälfte als imaginär betrachtet werden kann. Außerdem sind die zwei Bestandteile der Zahl nur scheinbar identisch, weil das Spiegelbild immer entstellt ist. Die Grenze wurde zwar übertreten, weil der Text nicht verstummt, aber die Grenzüberschreitung ist nur eine scheinbare, weil die Grenze nichts anderes als ein Spiegel ist. Der zweite Teil der Erzählung ist ein Spiegelbild. Bemerkenswert ist, dass diese Grenze als Spiegel, der Spiegel aber als die Metapher der Sprache aufgefasst wird, die Spalte dennoch den Ort des totalen Verstummens darstellt. Wie bereits erwähnt, schafft der Spiegel seine Materialität in dem reinen Hinweis auf das Abgebildete ab, deshalb ist die Spalte leer.

In den Erzählwerken von Hofmannsthal kommt eine andere Grenzsituation auch vor, und zwar die Position, wenn man sich gerade an der Grenze befindet. Diese Position ist nach Hofmannsthal ideell für den Künstler. Dieser Ort ohne Ort, die weiße Spalte des Textes, diese Schwelle ist mit dem Ort unter der Treppe zu vergleichen, der nach Hofmannsthals Vortrag *Der Dichter und diese Zeit* der eigentliche Ort des Dichters sei. Dieser Ort ist aber ein bereits entwendeter Ort, eine Legende über einen Heiligen wurde in das Beispiel über den Dichter verwandelt.²⁴ Dieser Ort ist also ein von vornherein sprachlicher, wiederholter, metaphorischer Ort, der mit sich selbst nicht identisch ist. Der Heilige und der Dich-

²¹ NIETZSCHE, 1980, 880.

²² Vgl. z.B. DERRIDA, 1986.

²³ Vgl. BRION, 1966. Brion identifiziert in seiner allegorischen Interpretation den Fluss mit der Lethe, die Stadt mit der Hölle.

²⁴ HOFMANNSTHAL, 1979a, 54–81.

ter besitzen auf diesem entwendeten Ort die Position eines Empfängers, sie sind nur Beobachter und nehmen alles, was sie erfahren, in sich auf. Der Künstler als Medium verknüpft das Spiegelbild mit dem Gesehenen, er ermöglicht die Einheit der Welt und der Sprache. In Hofmannsthals Vortrag kommt der Einheit stiftende Blick des Künstlers vor, der die ganze zerfallene Welt in Einheit sehen kann, als ob der Dichter keine Augenlider hätte. Das Sehen ohne Blinzeln bedeutet eine grenzenlose Wahrnehmung der Welt. Mit dem „wahren“ und vereinigenden Sehen steht das unwahre Sehen mit Hilfe des Spiegels im Zusammenhang, der ein verzerrtes Bild der Wahrheit vermittelt. Die Lösung der Sprachkrise wäre also nach Hofmannsthal die visuelle und nicht die sprachliche Erkenntnis der Welt.

In der Erzählung gibt es keine Eigennamen, deshalb können die Figuren Vertreter sein. Die Benennung der Personen erhielt einen Sinn nur im Zusammenhang mit anderen Personen, z.B. Kaufmannssohn (Vater), Diener (Herr), Dienerin (Diener), Gesandte des persischen Königs (König). Es gibt keine Identitäten, die Grenze zwischen den Personen wird ständig verwischt und wieder neu gezogen.

Auch der Autor verdeckt seine Identität. Der Autor des Textes, der Unterzeichner ist nämlich nicht Hugo von Hofmannsthal, sondern die Märchenheldin der *Tausendundeinen Nacht*, Schahrazäd, deren Erzählung Hofmannsthal nacherzählt. Die Wiederholung ist aber umso problematischer, dass das zu der 672. Nacht gehörende Märchen in der Ausgabe Hofmannsthals eben fehlte. Der Hofmannsthal'sche Text (*Das Märchen der 672. Nacht*) versucht, ihre eigene Identität zu finden, aber dieser Versuch scheitert im zweiten Teil der Erzählung, als der Text sich in sein eigenes (verzerrtes) Spiegelbild verwandelt, und sich am Ende vernichtet. Der Text als Wiederholung, als Spiegelbild kann niemals mit dem Abgebildeten identisch sein, dann auf keinen Fall, wenn es keine Vorlage gibt. Der Text als Kopie löst sich in dem reinen Hinweis auf das Abgebildete auf, aber in diesem Fall gibt es kein Abgebildetes, der Text wird zum Labyrinth wechselseitiger Spiegelbilder.

Am Anfang der Erzählung sperrt der Kaufmannssohn sein städtisches Haus ab, und dieses Gesperrtsein wird nie mehr aufgelöst, sondern alle Häuser in der Stadt werden im zweiten Teil der Erzählung geschlossen für ihn bleiben. Die Gesperrtheit hängt auch mit dem Spiegel zusammen, dessen zweite Seite nicht erreichbar ist. Bei der Darstellung der Figuren spielt sowohl das Spiegel-Motiv als auch die Verschlussheit eine wichtige Rolle. Die Diener sind ebenso verschlossen, besonders die jüngere Dienerin, aber auch das ältere Mädchen: „[Die] trägen, freudlosen Bewegungen ihres schönen Leibes waren ihm die rätselhafteste Sprache einer verschlossenen und wundervollen Welt.“²⁵ Das Landhaus steht „[...] in einem engen, von dunklen Bergen umgebenen Tal.“²⁶

Abgrenzung und Verwechslung sind für die Erzählung kennzeichnend. Der Kaufmannssohn erkennt die Schönheit seiner älteren Dienerin mittels eines geneigten Spiegels. Dann sucht er etwas Stellvertretendes für das Mädchen, eine Blume oder ein Gewürz. Also etwas von vornherein Stellvertretendes, Metaphorisches und zwar das Spiegelbild des Mädchens möchte er noch einmal wechseln, und die ganze Situation wird am Ende stellvertretend, also metaphorisch, in den Zeilen eines namenlosen Dichters umwendet:

²⁵ HOFMANNSTHAL, 1988, 37.

²⁶ Ebd., 38.

In den Stielen der Nelken, die sich wiegten, im Duft des reifen Kornes erregtest du meine Sehnsucht; aber als ich dich fand, warst du es nicht, die ich gesucht hatte, sondern die Schwestern deiner Seele.²⁷

Die Welt des Kaufmannssohnes baut sich aus lauter Grenzziehungen und Verwechslungen auf, aber diese zwei Momente stehen im Widerspruch zueinander. Bei einer Stellvertretung, wie bei der Metapher, wird die Grenze zwischen zwei Dingen übertreten, aber auch die Unterschiede werden durch diese Gleichsetzungen hervorgehoben. Im Leben des Kaufmannssohnes ist eigentlich alles stellvertretend, metaphorisch. Dem Rahmen der Metaphern kann man nicht entkommen, die Diener sind verschlossen, das Haus in der Stadt ist gesperrt, das Landhaus ist aber vom Ring der hohen Berge von der Außenwelt abgegrenzt. Sogar der zweite Teil der Erzählung kann als Stellvertretendes für den ersten Teil angenommen werden. Die Sprache ist ursprünglich von metaphorischem Charakter, dem Kreislauf der Metaphern, der Sprache kann man sich also nicht entziehen. Die Grenzüberschreitung erfolgt sogar innerhalb der Sprache, aber man kann sich nicht außer der Sprache stellen.

Abschließende Gedanken

Das „Gleichsetzen des Nicht-Gleichen“ ist kennzeichnend für die Grenze und für die Metaphern zugleich. Eine Grenze, ebenso wie eine Metapher, bringt die Gemeinsamkeiten hervor, dadurch betont sie aber ebenso die Unterschiede. Nach Nietzsche und den Dekonstruktivisten hat die Sprache einen metaphorischen Charakter. Also eine solche Sprache zu sprechen, die Sprache selbst zu *ver-wenden* impliziert bereits ständige Grenzüberschreitungen.

LITERATUR

BERNÁTH 2004

BERNÁTH Árpád: Über Nietzsches Begriff der Metapher in seinem Essay Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: BERNÁTH Árpád: *Sprachliche Kunstwerke als Repräsentationen von möglichen Welten mit einem Anhang über die Geschichte der Germanistik in Ungarn*. Studiensammlung Szeged, Grimm 2004 (Acta Germanica 3.) 41–71.

BORGES 1987

BORGES, Jorge Luis: A Don Quijote apró csodái. In: *Az idő újabb cáfolata*. [Eine neue Widerlegung der Zeit] Budapest, Gondolat 1987. 171–174.

BRION 1966

BRION, Marcel: Versuch einer Interpretation der Symbole im „Märchen der 672. Nacht“ von Hugo von Hofmannsthal. In: SCHILLEMEIT, Jost (Hg.): *Interpretationen, Bd. 4. Deutsche Erzählungen von Wieland bis Kafka*. Frankfurt am Main–Hamburg 1966. 284–302.

DERRIDA 1986

DERRIDA, Jacques: Sporen. Die Stile Nietzsches. In: Hamacher, Werner (Hg.): *Nietzsche aus Frankreich*. Frankf./M., Berlin, 1986. 129–168.

²⁷ Ebd., 42.

HOFMANNSTHAL 1979A

HOFFMANNSTAHL, Hugo von: Der Dichter und seine Zeit. In: HOFFMANNSTAHL, Hugo von: *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, Bd. 8. Reden und Aufsätze. 1.* Hg. Bernd Schoeller und Rudolf Hirsch. Frankfurt am Main, Fischer Verlag 1979. 54–81.

HOFMANNSTHAL 1979B

HOFFMANNSTAHL, Hugo v.: Tausendundeine Nacht. In: HOFFMANNSTAHL, Hugo v.: *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, Bd. 8. Reden und Aufsätze 1.* Hg. Bernd Schoeller und Rudolf Hirsch. Frankfurt am Main, Fischer Verlag 1979. 362–369.

HOFMANNSTHAL 1988

HOFFMANNSTHAL, Hugo von: *Erzählungen*. Frankfurt am Main, Fischer Verlag 1988.

NIETZSCHE 1980

NIETZSCHE, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im außer-moralischen Sinne 2. In: NIETZSCHE, Friedrich: *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe Berlin–New York, 1980. 875–890.

NORRIS 1994

NORRIS, Christopher: Dekonstrukció, megnevezés és szükségszerűség: néhány logikai lehetőség. [Dekonstruktion, Benennung und Notwendigkeit: einige logische Möglichkeiten] In: *Helikon* 1–2. 1994. 149–164.

SAUSSURE 2001

SAUSSURE, Ferdinand de: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* Hg. v. Charles Bally u. Albert Sechehaye, übersetzt v. Heinirch Lommel. Berlin–New York, 32001.

WEINSHEIMER 1994.

WEINSHEIMER, Joel: *A szó nem jel [Das Wort ist kein Zeichen]* In: *Athenaeum II.* 2. 1994. 223–255.

ZIMA 1994

ZIMA, Peter V.: *Die Dekonstruktion*. Tübingen–Basel, Francke 1994.

**„DAS FREMDE UND DAS EIGENE“.
ZUM BEGRIFF DER INTERKULTURALITÄT IN DER EPIK
HERMANN HESSES**

MARIA BIELIKOVÁ
Matej-Bel-Universität, Slowakei

Einleitung

Für das Thema Interkulturalität ist ein Beitrag über den deutschen Schriftsteller Hermann Hesse (1877-1962) ein besonders dankbarer Stoff.

Hermann Hesse, der deutsche Nobelpreisträger für Literatur im Jahre 1946 gehört zusammen mit Thomas Mann zu den bekanntesten und beliebtesten deutschen Dichtern des 20. Jahrhunderts. Das Positive der verschiedenen Philosophien, Religionen und Literaturen zusammenzuführen war von jeher Hesses Anliegen. Gerade dieses Anliegen hat ihn in die Lage versetzt, ein Werk zu schaffen, das keine Trennung zwischen dem *Ethischen und Ästhetischen*, dem *Fremden und Eigenen* zuließ. Er respektierte die Autonomie der Nationen und lehrte uns die Achtung vor anderen Kulturen.

Kaum eine andere Person dieses Zeitraumes repräsentierte wie er den Vermittler fernöstlicher Weisheit im Westen und gleichzeitig die Ambivalenz, die die Beziehungen zwischen dem Westen und Osten geprägt hat. Kaum ein Schriftsteller hat so sehr die Zerrissenheit und die Gespaltenheit von Menschen und Kulturen beschrieben wie er.¹ Aus dieser Erfahrung heraus beginnt Hesse eine Suche nach einer Einheit, die aller Spaltung zugrunde liegt. Sein Werk von *Demian* bis *Glasperlenspiel* ist je ein neuer Versuch, nicht die Verschiedenheit der Kulturen - das Fremde - zu verharmlosen, wohl aber das herauszuheben, was den Menschen im Geistesleben gemeinsam ist.

Dieser Beitrag ist Bestandteil einer wissenschaftlichen Studie über die nicht-europäischen fernöstlichen Elemente im Werk Hermann Hesses – ganz genau über den Einfluss der chinesischen Geistigkeit auf sein Schaffen. Zu Beginn der Vorlesung noch ein paar Worte zum Begriff der Interkulturalität, bzw. zum Phänomen des Fremden.

Zur Deutung der Interkulturalität und Alterität in Forschung

Zum Begriff der Interkulturalität

Seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts ist Interkulturalität innerhalb der Germanistik zu einem forschungsleitenden Phänomen geworden. Eine Gesellschaft für interkulturelle Germanistik wurde gegründet, die mit ihren Konferenzen und Publikationen ein breites Spektrum an Themen und Methoden zur interkulturellen Literaturwissenschaft vorstellt. Diese Entwicklung innerhalb der Germanistik ist Teil eines disziplinenübergreifenden Forschungstrends, denn auch in anderen Geisteswissenschaften hat Interkulturalität als Forschungsparadigma Eingang gefunden. Interkulturalität steht nicht zuletzt auch im bildungs- und kulturpolitischen Bereich hoch im Kurs. Zurzeit ist sie nicht nur zu einem intensiv umwobenen Konzept wissenschaftlicher Diskurse geworden, sondern auch zu einem zent-

¹ Vgl. KUSCHEL 2002, 118-120.

ralen Begriff innerhalb der öffentlichen Diskussion. Interkulturalität ist somit auch als Ausdruck einer gesellschaftsspezifischen Aufmerksamkeitsverlagerung zu verstehen.

Die Interkulturalität, bzw. das Phänomen des Fremden im Schaffen Hermann Hesses bildet vor allem der alt-asiatische Geist. Im Mittelpunkt seines Interesses stehen erst die indischen, dann die chinesischen und zum Schluss auch die japanischen Denk- und Lebensarten.

Das Fremde als Grundbegriff Interkultureller Literaturwissenschaft

Wahrnehmung des Fremden ist innerhalb der letzten Jahrzehnte zu einem wichtigen Forschungsfeld der Interkulturellen Literaturwissenschaft geworden. Zum Thema wurden Alterität und Interkulturalität. Vor allem die Interkulturelle Literaturwissenschaft hat sich in der Entwicklung einer interkulturellen Hermeneutik sehr stark mit der Entgegensetzung von Fremdem und Eigenem beschäftigt. Alterität wird also wesentlich im Begriff Fremde gefasst. Fremde wurde zu einem forschungsleitenden Begriff, da er die Relation von Nähe und Distanz markiert. Er ist mit jener topografischen Veränderung konnotiert, die für Interkulturalität konstitutiv ist. Laut dem Grimmschen Wörterbuch verbinden sich mit dem Wort *fremd* zwei Hauptvorstellungen: das von *Fernher-Sein* und das *Nicht-Eigen-Sein, das Nicht-Angehören*.

Für die Untersuchung von literarischen Texten unter interkulturellen Fragestellungen ist die Differenzierung zwischen Eigenem und Fremdem in Kategorien des Raums und der Bewegung im Raum relevant. Das Fremde bezeichnet das Unerkennbare und Unfassbare, das transzendente Außen, das Metaphysische, Ekstatische, das, was dem Denken und Fühlen prinzipiell unzugänglich ist. Das Fremde als das noch Unbekannte bezieht sich auch auf die Möglichkeit des Wissens und Kennenlernens.

Viele Definitionen von Fremdheit rühren aus der prinzipiellen Unverfügbarkeit anderer Menschen. Stets vom kulturellen Verstehenskontext ist nämlich eine kommunikative Situation abhängig. In der Kommunikationssituation kann die Verstehensillusion nicht aufgebaut werden, weil Verstehen nur über einen interkulturellen explikativen Diskurs möglich ist.

Seit den 1980er Jahren entwickelte sich in den Literaturwissenschaften die Fragestellung nach den literarischen Konstitutionsbedingungen der Beschreibung fremder Kulturen. Dies untersuchte vor allem die narrativen Entwürfe der Begegnung mit dem Fremden in fiktionalen Texten. Das Schaffen Hermann Hesses bildet ein dankbares Beispiel dafür, dass unterschiedliche Mentalitäten unterschiedliche Wahrnehmungsformen von Kulturen präformieren.

Hermann Hesses Einstellung gegenüber fremden Kulturen

Hermann Hesses Werk ist von einer Relativierung des Eurozentrismus bestimmt. Er setzt sich mit dem Phänomen des Fremden ohne Überlegenheitskomplex auseinander. Sein literarischer Weg in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts führt ihn weg von der zeitgenössischen deutschnationalen Kultur, die das Eigene verherrlichte und das Fremde verteufelte. Nach dem Ausbruch des ersten Weltkriegs hat er die deutsche Intelligenz aufgefordert, Brücken zwischen verschiedenen Kulturen zu suchen. Im Klima der Verachtung für die fremden Kulturen bezieht Hesse eine eindeutige, aber isolierte Position, die er nie mehr in seinem Leben aufgegeben hat. Diese Stellungnahme bewirkte seine Isolation innerhalb der

deutschen Kultur, für die das Denken des Fremden unverständlich und unzugänglich war. Hesse hat das Unzugängliche zugänglich gemacht, er hat das Eigene in der Alterität erkannt und die in uns verborgene Fremde enthüllt.

Hesses Verarbeitung chinesischer Motive

Hermann Hesse gehört zu den Dichtern, die China zum Gegenstand einzelner Werke gemacht haben. Er ist aber einziger Schriftsteller, der chinesisches Denken und Philosophie, also eine adäquate Verarbeitung der chinesischen Denkart in das eigene literarische Werk eingeführt hat. Hesses lebenslange Beschäftigung mit der chinesischen Philosophie gehört zu den zentralen Elementen seines Lebens und Werkes und möglicherweise ist diese ein Schlüssel zu dessen Interpretation.

Hesses erste Begegnung mit China fällt in das Jahr 1905. Dieses fernöstliche Land bedeutete für ihn immer chinesische Literatur und Philosophie. Seine chinesischen Studien beschränken sich nicht nur auf die philosophische Literatur, sondern reichen in die Volksmärchen und Lyrik Chinas hinein. Nicht nur die Schriften der altchinesischen Denker (der Gedanke der Polarität), sondern auch die chinesische Literatur beeinflussten also sein künstlerisches Modell.

Chinesische Motive in der Epik Hesses

Das Besondere an der Verarbeitung Chinas in Hesses Werk ist, dass dies unterschwellig, sozusagen auf der zweiten Ebene erfolgt. So sind zwar in zahlreichen Werken direkte Bezüge zu China nachweisbar, doch ist der Einfluss der chinesischen Philosophie auch in anderen Dichtungen herauszulesen, in denen mit keinem Wort Bezug auf China genommen wird.

In unserem Beitrag werden wir uns mit den fremden Elementen und der Interkulturalität in folgenden zwei Werken Hesses befassen: *Siddhartha* und *Das Glasperlenspiel*.

Chinesische Einflüsse im Siddhartha

Hesse nennt *Siddhartha* zwar eine indische Dichtung, betont aber immer wieder, dass die darin transportierten Gedanken eher auf der chinesischen Philosophie beruhen. Einem Freund berichtet er 1922 von seiner Dichtung, die von Brahman und Buddha ausgeht und bei Dao endet. Das Buch *Siddhartha* bezeichnet Hesse schließlich gar als einen Ausdruck seiner Befreiung vom indischen Denken.

Siddharthas Erleuchtungsweg führt über Meditation, sinnliches Leben, zum Dao durch die wortlose Lehre des Flusses und des Fährmannes, nicht durch die theoretische Lehre Buddhas. Im alten Fährmann porträtiert Hesse unverkennbar den Typ des chinesischen Weisen nach dem Vorbild des Laozi. Fluss und Fährmann symbolisieren das daoistische Prinzip Wu-wei: Handeln durch Nicht-Handeln. Im zweiten Teil des Buches finden sich zahlreiche Anspielungen auf daoistische Sprüche und Anklänge an die Gedanken Laozi und Zhuangzi, z.B. der vergebliche Versuch Siddharthas, seinen Sohn an sich zu binden:

„Wer etwas festhält, verliert es.“ (DAODEJING 1996)

– Siddhartha: „...du weißt, dass Weich stärker ist als Hart, Wasser stärker als Fels.“ (DAODEJING 1996)

- Siddhartha: „...dass das, was eines Menschen Schatz und Weisheit ist, dem andern immer wie Narrheit klingt.“
„Wahre Worte klingen oft wie Gegensinn.“ (DAODEJING 1996)
- Siddhartha: „Weisheit, welcher ein Weiser mitzuteilen versucht, klingt immer wie Narrheit.“
„Was keiner verlacht, ist würdig nicht, dass man zum Weg es macht.“
(DAODEJING 199.)

Dies sind nur die offensichtlichsten Anklänge an Laozi und Zhuangzi, indirekte Bezüge lassen sich in noch größerer Zahl finden.

Dass der Daoismus, namentlich die Schriften des Laozi und Zhuangzi, Hesses *Siddhartha* stark beeinflusste, ist auch am Entstehungsprozess des Buches abzulesen. Für alle Bücher Hesses gilt, dass sie seelische und geistige Entwicklungen verarbeiten, die der Autor selbst zuvor durchlebt hat. Wie bei kaum einem zweiten Buch ist dies im *Siddhartha* abzulesen. Nachdem der erste Teil des Buches vollendet war, stockte der Schaffensprozess, weil „ein Stück Entwicklung darin gezeigt werden müsste, das ich selbst noch nicht zu Ende erlebt habe“, wie Hesse in einem Brief 1920 schrieb. Gerade in dieser Zeit beschäftigte sich Hesse intensiv mit dem *Daodejing* und anderen daoistischen Texten, was durch zahlreiche Äußerungen in den Jahren 1920 bis 1922 belegt ist. Erst nach dieser Beschäftigung und inneren Aneignung der daoistischen Gedankenwelt konnte er den zweiten Teil des Buches vollenden, der denn auch zahlreiche Anklänge an den Daoismus aufweist.

Vereinfachend könnte man sagen, der *Siddhartha* zerfällt in einen indischen ersten und einen chinesischen zweiten Teil. Gestützt wird diese Aussage auch durch die Widmungen, die Hesse beim Erscheinen des Buches vergab. Der erste Teil ist Romain Rolland gewidmet, dem französischen Schriftstellerfreund, dem Hesse eine seiner wertvollsten persönlichen Verbindungen mit dem modernen Indien verdankt. Der zweite Teil ist dem Vetter Wilhelm Gundert gewidmet, der als Japanologe und Chinakenner dem Dichter die geistige Welt Ostasiens nahegebracht hat.

Chinesische Einflüsse im Roman Das Glasperlenspiel

Da *Das Glasperlenspiel* vollkommen von den chinesischen Einflüssen durchwoben wird, möchten wir in diesem Aufsatz nur auf einige der Aspekte aufmerksam machen. Daoismus, Konfuzianismus und das Yi-jing werden gleichermaßen verarbeitet. Im Gegensatz zu früheren Schriften Hesses wird hier der Konfuzianismus stärker betont:

- nicht Weltflucht, sondern Betonung der Gemeinschaft;
- Einordnen der Einzelperson in die Hierarchie;
- Erziehung zum Edlen;
- Betonung des Wissens, des Lernens;
- Kastalien ist die Welt der humanistischen Geistigkeit, ohne konfessionelle Religion;
- Knechts erstes Spiel hat den chinesischen Hausbau zum Thema.²

Durch den Fortgang der Handlung (Abschied Knechts von Kastalien, Verlassen der Gemeinschaft) wird diese Betonung des Konfuzianismus jedoch wieder relativiert. Trotz der starken Verarbeitung Chinas ist *Das Glasperlenspiel* aber kein chinesisches Buch. Es ist ein

² Vgl. BIELIKOVÁ 2007, 67ff.

durch und durch europäisches Werk, in dem die geistigen Strömungen Europas, Indiens und Chinas zu einer Synthese verarbeitet werden. Hesse stellt hier dichterisch seinen Grundsatz dar, dass alle Kulturen auf die gleichen Erkenntnisse hinauslaufen.

Das Glasperlenspiel ist der Inbegriff des Geistigen, sublimer Kult und Dienst. Es ist ein geistiges Spiel mit Assoziationen. Die wesentlichen Grundlagen sind die Musik und die Mathematik. Hinzu kommen alle Künste und Philosophien. Der Sinn des Spiels ist die Erlangung der Einheit, des Dao; die Darstellung des Prinzips Dauer im Wechsel. Das Spiel stellt den Mikrokosmos dar, der den Makrokosmos enthält. Im Mittelpunkt des Spiels steht eine ideographische Universalsprache,

welche ähnlich der alten chinesischen Schrift es erlaubt, das Komplizierteste ohne Ausschaltung der persönlichen Phantasie und Erfinderkraft in einer Weise graphisch auszudrücken, welche allen Gelehrten der Welt verständlich wäre.³

Die Zeichen dieser Sprache sind: bildhaft, symbolhaft, analytisch, mit großem Bedeutungsspektrum, übertragbar auf verschiedene Wissensgebiete, musikalisch-klanglich. Alle dies sind die wesentlichen Merkmale der chinesischen Schrift. Das Spiel basiert auf den Wandlungsgesetzen des Yi-jing. Hesses Urteil über das Yi-jing: Ein System von Gleichnissen für die ganze Welt. Aus einem Symbol wird durch Verwandlung ein anderes, werden neue Verknüpfungen hergestellt. Eben dies ist das Prinzip des *Buchs der Wandlungen*.

Chinesische Stoffe und Motive in anderen Romanen Hesses

Schwer ist es, umfangreichere ostasiatische Einflüsse in den anderen bekannten Romanen, wie *Steppenwolf* und *Narziss und Goldmund*, nachzuweisen.

In *Der Steppenwolf* (1927) werden Hesses Erfahrungen mit der Psychoanalyse C.G. Jungs literarisch verarbeitet. Wenn auch Jung in mancher Hinsicht chinesischer – besonders daoistischer – Geistigkeit verpflichtet ist, und mit Richard Wilhelm einen alten buddhistisch-daoistischen Text unter dem Titel *Geheimnis der goldenen Blüte*⁴ herausgibt, so ist es jedoch zweifelhaft, von den psychoanalytischen Elementen im *Steppenwolf* Rückschlüsse auf daoistische Einflüsse zu ziehen, wie dies versucht worden ist. So weist Hsia auf Parallelen zwischen dem *Steppenwolf* und C. G. Jungs Kommentar im *Geheimnis der goldenen Blüte* hin. Doch dürfte dieser Kommentar kaum Einfluss auf mögliche ostasiatische Motive bei Hesses Konzeption des Romanes gehabt haben: Jungs Kommentar erscheint 1929, zwei Jahre nach dem *Steppenwolf*.⁵

In *Narziss und Goldmund* (1932) stellt Hesse die Pole von *vita activa* und *vita contemplativa* dar. Diese würden – mit dem Motiv der Urmutter – in der chinesischen Geistigkeit dem Dao mit den Polen von Yin und Yang entsprechen. Inwieweit dabei auch Verknüpfungen mit Motiven der Romantik vorhanden sind, lässt sich nicht eindeutig klären.

Transkultureller Ausblick

Die Hesse-Forschung bezüglich der fernöstlichen Geistigkeit

Über Hesses Verhältnis zu Ostasien gibt es mittlerweile verschiedene Veröffentlichungen. Während die frühere Forschung in Hesses Beziehung zum Osten vor allem die Einflüsse

³ HESSE 1976, 36

⁴ Vgl. WILHELM – JUNG 1986.

⁵ Vgl. HSIA 1981, 251f.

indischer Geistigkeit untersucht hatte, wobei chinesische Elemente nur am Rande erwähnt worden waren⁶, hat sich die spätere Forschung vermehrt diesem Thema gewidmet. Eine der ersten umfangreichen Untersuchungen dazu gibt der Koreaner Lee Inn-Ung in seiner Dissertation *Ostasiatische Anschauungen im Werk Hermann Hesses*.⁷ Lee kommt zu dem Ergebnis, „dass Hesse in sein Werk sehr viel Ostasiatisches aufgenommen und in ihm verarbeitet hat, und dass auch die in seiner Dichtung aufzufindende Lebens- und Weltanschauung stark vom ostasiatischen Geist beeinflusst ist“.⁸ Angesichts der zahlreichen Bekenntnisse Hesses zur ostasiatischen Geistigkeit erscheint es allerdings unverständlich, wenn Lee fortfährt:

Der durchschnittliche abendländische Leser steht Hesses Aufnahme der östlichen Geisteswelt zunächst recht hilflos gegenüber; Hesse unterlässt nämlich nicht nur alle Quellenangaben, sondern vermeidet in der Regel sorgfältig jeden Hinweis auf die Quelle seines Wissens und seiner Philosophie. So verfährt er aber nicht nur mit ostasiatischem Gedankengut, sondern auch mit all den Vorstellungen, denen er, der Vielbelesene, im Laufe seines Lebens begegnete.⁹

Zum Einfluss chinesischer Geistigkeit

Beachtung fand Lees Untersuchung in der weiteren Hesse-Forschung kaum, wurde erstaunlicherweise in weiteren Arbeiten zu diesem Thema auch nicht erwähnt. Die umfangreichste und bedeutendste Veröffentlichung, die Hesses Verhältnis zur ostasiatischen, v.a. zur chinesischen Geistigkeit untersucht, ist *Hermann Hesse und China* von Adrian Hsia.¹⁰ Der Autor gibt ausführliche Darstellungen und Interpretationen zum Einfluss chinesischer Geistigkeit auf Hesse, vertritt dabei jedoch einen betont chinesischen Standpunkt. Hsias Arbeit bleibt aber ohne Zweifel Ausgangspunkt für alle weiteren Untersuchungen zu diesem Thema. Auch Ursula Chi bezieht sich in ihrem Buch, das eine Vielzahl von chinesischen Einflüssen in Hesses *Glasperlenspiel* nachweist, auf Hsia.

In der Folge beriefen sich weitere Veröffentlichungen, die auf Ostasien zu sprechen kamen, dabei hauptsächlich auf die Arbeiten von Hsia und Chi, ohne diese allerdings kritisch hinterfragen zu können.¹¹ Hesses Beziehung zu Asien ist auch in anderen Werken ausführlich dokumentiert. So finden sich zahlreiche Selbstzeugnisse Hesses über ostasiatische Geistigkeit in den Materialienbänden zu *Siddhartha* und *Das Glasperlenspiel*.¹² In dem von Martin Pfeifer herausgegebenen Sammelband *Hermann Hesses weltweite Wirkung* wird die Hesse-Rezeption in Japan, Korea und dem chinesischen Sprachraum dargestellt. Eine detaillierte Dokumentation der in Hesses Leben und Werk erwähnten Personen und Gestalten ostasiatischer Geistigkeit findet sich in Ursula Apels umfangreichen Bänden *Hermann Hesse: Personen und Schlüsselfiguren in seinem Leben*.¹³ Wenn auch „Die Notwendigkeit zu beweisen, dass sich Hesse dem ostasiatischen Geist zuwandte, nicht mehr

⁶ Vgl. PANNWITZ 1957.

⁷ Vgl. LEE 1972.

⁸ Ebenda, 251.

⁹ Ebenda, 251.

¹⁰ Vgl. HSIA 1981.

¹¹ RÖTTGER 1980, 54 - 69.

¹² Vgl. MICHELS 1986.

¹³ Vgl. APEL 1989.

gegeben ist“¹⁴, so bleiben Aufgabe und Interesse, Hesses Beziehung zur ostasiatischen Geistigkeit zu untersuchen, in der Forschung weiterhin bestehen. Jüngstes Beispiel dafür ist die Arbeit von Liu Weijian, der Art und Umfang daoistischer Einflüsse in Werken von Hesse, Döblin und Brecht darstellt und vergleicht.¹⁵

Hesses Aufnahme chinesischer Kultur

Hesses Weg der Beschäftigung mit ostasiatischer Geistigkeit führt über Indien. Indien und China, später auch Japan, bilden für ihn den Geist des Ostens, hier bei diesen Kulturen fühlt er sich verpflichtet. Als Hesse beginnt, sich mit der chinesischen Geistigkeit zu befassen, ist er mit der indischen Kultur längst vertraut. Durch die umfangreiche Lektüre chinesischer Literatur vollzieht sich ein Wandel in Hesses geistiger Einstellung, das Chinesische wird ihm gegenüber dem Indischen immer wichtiger. Entscheidend dabei ist – neben der Lektüre – vor allem seine Reise nach Indien im Jahr 1911. Hesse ist zwar nie in China oder Japan gewesen, begegnet aber auf seiner dreimonatigen Reise, die ihn bis nach Singapur führt, den dort lebenden Chinesen, die großen Eindruck auf ihn machen:

Der erste und vielleicht stärkste äußere Eindruck, das sind die Chinesen. Was ein Volk eigentlich bedeute, wie sich eine Vielzahl von Menschen durch Rasse, Glaube, seelische Verwandtschaft und Gleichheit der Lebensideale zu einem Körper zusammenballe, in dem der Einzelne nur bedingt und als Zelle mitlebt wie die einzelne Biene im Bienenstaat, dass hatte ich noch nie wirklich erlebt.¹⁶

Was ihm im Osten allein imponiert, sind die Chinesen. An anderer Stelle schreibt Hesse über das ihm auf der Reise begegnende Völkergemisch: „Die Inder haben mir im ganzen wenig imponiert, sie sind wie die Malaien schwach und zukunftslos. Den Eindruck unbedingter Stärke und Zukunft machen nur die Chinesen und Engländer, die Holländer etc. nicht.“¹⁷ Dieser Eindruck von Stärke und Zukunft der Chinesen kommt noch an anderer Stelle zum Ausdruck:

Den Chinesen gegenüber war mein Gefühl zwar stets eine tiefe Sympathie, aber gemischt mit einer Ahnung von Rivalität, von Gefahr; mir schien, das Volk von China müssen wir studieren wie einen gleichwertigen Mitwerber, der uns ja nachdem Freund oder Feind werden, jedenfalls aber uns unendlich nützen oder schaden kann.¹⁸

Hsia datiert Hesses erste Begegnungen mit chinesischer Kultur auf das Jahr 1907, möglicherweise schon vier Jahre vorher. Hesses erste Rezension eines chinesischen Buches ist Hans Bethges *Übertragung chinesischer Lyrik*.¹⁹ Daneben gehört vor allem die Lektüre Laozis zu den frühesten Einflüssen, *möglicherweise liest Hesse dieses Buch schon 1903 in Alexander Ulars Nachdichtung*²⁰, doch auch schon in der Bibliothek des Vaters befindet

¹⁴ HSIA 1980, 61–75.

¹⁵ Vgl. WEIJIAN 1991.

¹⁶ HSIA 1980, 63.

¹⁷ HESSE 1973–1986, 201f.

¹⁸ HSIA 1980, 64.

¹⁹ Vgl. BETHGE 1907.

²⁰ Vgl. ULAR 1903.

sich ein Exemplar des *Daodejing*.²¹ Intensiv beschäftigt sich Hesse mit chinesischer Literatur ab 1910, als Richard Wilhelms Übersetzungen chinesischer Klassiker zu erscheinen beginnen, für die sich Hesse im Verlauf der nächsten 20 Jahre in zahlreichen Rezensionen und Aufsätzen einsetzt. Neben Laozi und Konfuzius liest Hesse vor allem chinesische und japanische Lyrik und Märchen.

Zum Einfluss japanischer Kultur

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat japanische Kunst allgemein in Deutschland Anerkennung gefunden, wenn auch nicht in Form gründlicher Auseinandersetzung und Aneignung, sondern eher als Mode – als Japonismus. Japanische Kunst wurde für ihre Ästhetik der Feinheit und Leichtigkeit bewundert. Diese verbreitete Auffassung kommt auch in Hesses Beschreibung eines Flugerlebnisses im Jahre 1912 zum Ausdruck, als er einen Eindecker mit den Formen japanischer Ästhetik assoziiert:

Als Spielzeug sah das Ganze entzückend aus, dass es aber zwei Menschen durch die Luft tragen sollte schien wunderbarlich, so leicht und liebenswürdig japanisch sahen die Stänglein und Drähtchen aus, und auch die Flügel waren so spielerisch und dünn und luftig gebaut, dass man sie nicht anzufassen wagt.²²

Derart oberflächlich war die Anschauungsweise der meisten Betrachter, wenn es um die Verückung durch diese exotischen Holzschnitte, Dekor – und Genremalereien, Teeschalen, Vasen usw. geht. Doch lässt es Hesse bei dieser Oberflächlichkeit keineswegs bewenden, bereits in dieser Zeit zeigt sich bei dem Vergleich östlicher und westlicher Weltanschauung seine Bemühung um ein tieferes Verständnis des Ostens. In dem Aufsatz *Ein Reisetag* schreibt er 1913:

Mir scheint, dass Unterwegssein auf Reisen ersetzt unser einem jene Betätigung des rein Ästhetischen Triebes, der unseren Völkern beinahe völlig abhanden gekommen ist den die Griechen und die Römer und die Italiener der großen Zeiten hatten und den man noch etwa in Japan findet, wo kluge und keines Wegs kindische Menschen es verstehen, am Betrachten eines Holzschnitts, eines Baumes oder Felsens, eines Gartens, einer einzelnen Blume die Übung, Reife und Kennerschaft eines Sinnes zu genießen, der bei uns selten und schwach ausgebildet erscheint.²³

Hesses Stellungnahme bedeutet jedoch keineswegs eine Absage an die ostasiatische Geistigkeit. In seinen letzten Lebensjahren befasst er sich nochmals intensiv mit dem Zen-Buddhismus. Nach Eindringen des indischen Buddhismus in China erfolge im 6.-7. Jh. eine Verschmelzung von buddhistischer Mystik und daoistischer Weltanschauung, deren Form des Buddhismus ihre höchste Blüte in Japan fand, dort auch heute noch praktiziert wird und so sehr in das Leben eingegangen ist, das Zen auch als der Charakter Japans bezeichnet worden ist.

Hesse ist mit dieser Form des Buddhismus bereits vertraut²⁴, als er durch seinen Vetter Wilhelm Gundert, und dessen epochale Übersetzung des Zen-Werkes *Biyānlú*, nochmals in enge Berührung mit dieser Geistigkeit kommt. Dieser Einfluss regt Hesse zu

²¹ HSIA 1980, 323ff.

²² HESSE 1996, 132–139, 135.

²³ HESSE 1996, 155 – 162.

²⁴ HESSE 1983, 107-112.

zahlreichen Aufsätzen und Gedichten an: so seine Rezension von Gunderts Übersetzung des *Byianlu*, die Gedichte *Junger Novize im Zen-Kloster*, *Chinesische Legende*, *Der erhobene Finger* und vor allem der offene Brief *Josef Knecht an Carlo Ferrromonte*, in dem Hesse in Gestalt seines Protagonisten aus dem *Glasperlenspiel* sein Verständnis des Zen-Buddhismus erläutert.²⁵

Schlusswort

Aus der bisherigen Darstellung der Aufnahme und Verarbeitung ostasiatischer Geistigkeit wird deutlich, welche Bedeutung Hesse gerade dem modernen Menschen beimisst. Dabei werden vor allem die alten chinesischen Denker als Lehrer und Erzieher dargestellt. Aus ihrer Weltanschauung ergibt sich für Hesse, dass eine pädagogische Provinz (Kastalien in *Das Glasperlenspiel*) in erster Linie eine Provinz des Menschen sein muss, wenn sie sich ihrer Aufgabe und geschichtlichen Relativität bewusst wird, und nicht starren Dogmen, sondern dem Menschen dienen will. Wie stellt sich nun für Hesse eine Erziehung dar, die sowohl für den Menschen verträglich ist, als auch auf die Verträglichkeit der Menschen untereinander abzielt?

Einige der jüngsten Forschungen über das Schaffen Hermann Hesses gehen heute gerade von der Darstellung der Interkulturalität aus, die uns der Autor in seinen Schriften dargelegt hat. Seine dichterische Schöpfung hat die intensive Auseinandersetzung mit dem fernöstlichen Gedankengut geprägt.

Mit seinem Werk gibt er uns die Aufgabe, hinter allem Trennenden vor allem das Gemeinsam-Universale zu suchen. Die interkulturelle Literaturwissenschaft sieht in diesem Europäer den frühen Exponenten eines globalen Bewusstseins. Hesse ist wirklich eine herausragende Orientierungsfigur, deren Denken und Schaffen wichtige Impulse zu einem interkulturell fundierten Ethos vermitteln.

LITERATUR

APEL 1989

APEL, Ursula: *Hermann Hesse: Personen und Schlüsselfiguren in seinem Leben*. München – London – New York – Paris, 1989.

BETHGE 1907

BETHGE, H.: *Die chinesische Flöte*, Leipzig, 1907.

BIELIKOVÁ 2007

BIELIKOVÁ, Maria: *Bipolarität der Gestalten in Hermann Hesses Prosa*. Hamburg, 2007.

BIELIKOVÁ 2007

BIELIKOVÁ, Maria: *Hermann Hesse und das Fremde. Teil I*. Banská Bystrica, 2007.

DAODEJING 1996

DAODEJING, Zürich, 1996.

²⁵ MICHELS 1986, 333ff.

- HESSE 1970
HESSE, Hermann: *Werkausgabe in 12 Bänden*. Bd. 9. Frankfurt am Main, 1970.
- HESSE 1973-1986
HESSE, Hermann: Brief an Konrad Haussmann vom November 1911, In: *Gesammelte Briefe*. Frankfurt am Main 1973–1986, Bd. 2.
- HESSE 1983
HESSE, Hermann: Briefe an Wilhelm Gundert, In: *Gesammelte Briefe*. Frankfurt am Main 1983, Bd. 3.
- HESSE 1996
HESSE, Hermann: Im Flugzeug. In: *Die Kunst des Müßiggangs*. Frankfurt am Main, 1996. 132–139.
- HESSE 1996
HESSE, Hermann: Ein Reisetag. in: *Die Kunst des Müßiggangs*. Frankfurt am Main, 1996, 155–162.
- HSIA 1981
HSIA, Adrian: *Hermann Hesse und China*. Frankfurt am Main, 1981.
- HSIA 1980
HSIA, Adrian: *Hermann Hesse und die orientalische Literatur*. Bonn, 1980.
- KUSCHEL 2002
KUSCHEL, Karl J.: *Hermann Hesses Suche nach einem Menschheitsethos*. Calw, 2002.
- LEE 1972
LEE, Inn-Ung: *Ostasiatische Anschauungen im Werk Hermann Hesses*. Würzburg, 1972.
- MICHELS 1986
MICHELS, Volker: *Materialien zu Hermann Hesses Siddhartha*. Frankfurt am Main, 1986.
- MICHELS 1986
MICHELS, Volker: *Materialien zu „Das Glasperlenspiel“*. Frankfurt am Main, 1986.
- PANNWITZ 1957
PANNWITZ, Rudolf: *Hermann Hesses West-Östliche Dichtung*. Frankfurt am Main, 1957.
- RÖTTGER 1980
RÖTTGER, Jürgen: *Die Gestalt des Weisen bei Hermann Hesse*. Bonn, 1980.
- ULAR 1903
ULAR, Alexander: *Die Bahn und der rechte Weg des Laose*. Leipzig, 1903.
- WEIJIAN 1991
WEIJIAN, Liu: *Die daoistische Philosophie im Werk von Hesse, Döblin und Brecht*. Bochum, 1991.
- WILHELM – JUNG 1986
WILHELM, Richard – JUNG, Carl Gustav: *Geheimnis der goldenen Blüte*. Köln, 1986.

„DIE DIGUE VON OSTENDE“ – GRENZORTE UND GRENZERSCHEINUNGEN IN ALFRED DÖBLINS ERZÄHLUNG *DIE SEGELFAHRT*

BÁLINT KOVÁCS

Eötvös-Loránd-Universität Budapest, Ungarn

Döblins Grenzorte

Alfred Döblins Leben wird von Grenzen, Grenzerscheinungen und deren Überschreiten bestimmt. Naturwissenschaftler – praktizierender Nervenarzt und hochgradig technikinteressiert – und Literat zugleich, operiert er in zwei grundverschiedenen kognitiven Feldern, jeweils mit eigenen Gedankenstrukturen und einer eigenen Herangehensweise an die Realität. Zwei Gebiete des menschlichen Fassungsvermögens also, die aber wegen ihrer gemeinsamen Geschichte und des konstanten beiderseitigen Interesses für einander – eben durch Denker wie Döblin selber – sich in ständigem Gedankenaustausch befinden. Besonders eindeutig erkennbar ist dieser Vorgang um die Jahrhundertwende. Technische Neuerungen – naturwissenschaftliche Errungenschaften – fangen an, überwältigende Ausmaße anzunehmen, die technische Revolution macht auch nicht vor dem alltäglichen Leben Halt. Die sich ausbildenden und verbreitenden Massenverkehrsmöglichkeiten, die immer breitere Bevölkerungsschichten erreichenden Massenmedien und einige Jahre später die automatisierte Kriegsführung sind nur einige Beispiele für Einflüsse, die die Weltauffassung des Menschen zerrütten und ihn zwingen, sich neue Wahrnehmungstechniken anzueignen. Solche Prozesse haben eine entscheidende Auswirkung auf die Literatur.

Wahrnehmungsveränderungen und Grenzerscheinungen

Alfred Döblins literarisches Schaffen ist von diesen Wahrnehmungsveränderungen geradezu durchwoben, die sich im Laufe seiner schriftstellerischen Tätigkeit bis zur Perfektion des Ausdrucks an die Beschleunigungsvorgänge des zwanzigsten Jahrhunderts anpassen. Sein Frühwerk, zu dem auch die hier zu untersuchende Kurzgeschichte mit dem Titel *Die Segelfahrt* zu zählen ist, ist eben auch deshalb für eine wissenschaftliche Untersuchung interessant, weil sie bereits von den Keimen dieser Grenzerscheinungen durchsetzt ist, die später zum distinktiven Alfred Döblin-Stil sprießen. Die Erzählung *Die Segelfahrt* ist im Jahre 1911 entstanden, und setzt sich mit dem Thema des Selbstmordes und des Irrwahnes auseinander. Um das Nachfolgende in einen nachvollziehbaren Kontext setzen zu können, soll vorerst die Handlung in Ansätzen umrissen werden. Die Kurzgeschichte erzählt den Selbstmord des Brasilianers Copetta, dessen kurze Ferienbekanntschaft, ein ‚altes‘ Mädchen, dessen Name nur soweit bekannt ist, als dass er den Buchstaben ‚L‘ enthält, während einer gemeinsamen Segelfahrt unfreiwillige Zeugin dieses Aktes wird. Das Geschehene zieht sie in seinen Bann, trotz ihres Fluchtversuches ereilt sie am Jahrestag der Segelfahrt – wohlgemerkt nicht unfreiwillig – das gleiche Schicksal.

Was die methodologischen Überlegungen betrifft, bietet die Narratologie äußerst geeignete Mittel, um eine Untersuchung derartiger Grenzgebiete vornehmen zu können. Sie verfügt nämlich nicht nur über einen verfeinerten Apparat für eine Analyse der Handlung in ihren kleinstmöglichen Einzelteilen, so die Möglichkeit schaffend, einzelne imaginäre

Räume zu definieren und sie am eindeutigsten von einander zu trennen, sondern sie präsentiert auch die Verfahren zur Bewertung dieser Räume anhand vorgegebener Parameter, und hilft somit, die Überschreitung zwischen den gebildeten Räumen auf Einzelelemente der Erzählung zurückzuführen. Aus diesen Gründen erscheint also eine erzählanalytische Vorgehensweise für eine derart angelegte Zielsetzung äußerst geeignet und wird im Laufe dieser Untersuchung möglichst konsequent angewandt. Im Beitrag sollen die verwendete Untersuchungsmethode und die ermittelten Ergebnisse in beinahe gleicher Gewichtung präsentiert werden.

Die erste Phase der diesem Beitrag zugrunde liegenden Untersuchung ist eine gründliche Zerlegung der Handlung in ihre Einzelelemente, in die kleinstmöglichen Handlungseinheiten, sie beinhaltet also die Ermittlung sämtlicher Ereignisse. Zur Klärung des verwendeten Begriffes: „Das Ereignis oder Motiv“ – beide Formen werden im Vortrag bedeutungsgleich verwendet – „ist die kleinste, elementare Einheit der Handlung“¹. Ereignisse haben „eine propositionale Struktur“ und sind „insofern (Behauptungs-)Sätzen analog [...]. Formal gesehen, sind sie nämlich aus Subjekt und Prädikat zusammengesetzt“². Zu unterscheiden sind dabei Ereignisse mit „dynamische[r] oder [...] statische[r] Funktion [...], je nachdem, ob sie die Situation verändern oder nicht“, beziehungsweise „verknüpfte und freie Motive, je nachdem, ob sie für den Fortgang der Haupthandlung unmittelbar kausal notwendig sind.“³ Die Klassifizierung der Motivkategorien ist bereits bei der Deonstruktion der Erzählung empfehlenswert, einerseits, um dem Überspringen von möglicher Weise relevanten Ereignissen vorzubeugen, andererseits, weil sich bereits bei diesem Arbeitsschritt Zusammenhänge und Grenzen zwischen Ereignisgruppen abzeichnen, die für den Fortgang der Untersuchung von Belang sind. Bei dem vorliegenden – wohlgermerkt eher kurzen – Werk kann auf diesem Wege die beachtliche Summe von 338 Ereignissen ermittelt werden. Die folgende Zwischenstation ist die Ermittlung der Ordnung dieser, wobei ebenfalls eine zweifache Bestimmung notwendig ist: Die erste ist die Reihenfolge der Ereignisse in der Erzählung, die zweite ist die chronologische Reihenfolge der Ereignisse im Geschehen. Damit erfolgt bereits die erste, grundlegendste Trennung der Untersuchung der Handlungsebene und der Darstellungsebene, zeichnen sich doch dabei bereits die Tendenzen in der Abweichung der Darstellung von der zeitlichen Chronologie ab, die gedeutet werden können. Andererseits besteht hiermit die Möglichkeit, die von Döblin in dieser Erzählung verwendeten zahlreichen und vielfältigen Ellipsen, Auslassungen aufzulösen und den von ihnen verhüllten Zeitraum in die Handlungsabfolge zu reintegrieren (die Rede ist selbstverständlich nur von ihrer Position). Hierbei ist allerdings zu bemerken, dass die Analyse und die Interpretation ihrer Ergebnisse zwei voneinander möglichst getrennte Vorgänge sein sollen. Ebenfalls Teil der Analyse ist die Bearbeitung der ermittelten Einzelelemente, im Laufe deren zwischen den Elementen verschiedene Verknüpfungen erstellt, dadurch Zusammenhänge ermittelt werden können. Demnach ist anhand der geordneten Ereignisse zu erkennen, dass *Die Segelfahrt* in beinahe chronologischer Abfolge erzählt wird. Markant sticht nur ein Detail hervor, die Pazifikreise, der Parisaufenthalt und die Bahnfahrt des Brasilianers Copetta nach Ostende, wo das Erzählen erst einsetzt, damit den

¹ MARTÍNEZ-SCHEFFEL, 2005, 108.

² Ebd.

³ Ebd., 109.

Grenzzortcharakter Ostendes unterstreichend (weiteres dazu folgt später bei der Skizzierung der Ortskonstellation). Nächster Schritt der Untersuchung ist bereits eine Synthese: die Zusammenstellung der Episoden, oder der ‚Subplots‘ der Erzählung. Dazu wieder eine Begriffsklärung: „Eine Episode ist eine in sich relativ abgeschlossene, in einen größeren narrativen Zusammenhang gehörende Teil- oder Nebenhandlung [...]“⁴ Bei der Ermittlung von Episoden können als Verbindungsfaktor verschiedene logische Kategorien angewendet werden, die die einzelnen Ereignisse einer Episode zusammenhalten und sie gleichermaßen von den anderen Episoden abgrenzen, je nachdem, in welchem Zusammenhang die Motivgruppen zu einander stehen. Die erste Möglichkeit ist die temporale, also eine zeitliche Abgrenzung, ein mit den vorangegangenen Motiven inkonsistenter zeitlicher Wechsel. Nach dem gleichen Muster kann das Regionale definiert werden, eine räumliche Abgrenzung, ein größerer Ortswechsel also. Schließlich bietet sich als dritter Ansatz die thematische, eine Abgrenzung, die auf eine thematisierte Veränderung einer in der Handlung teilnehmenden Entität basiert. Nach solchen Kriterien entsprechenden Ereignissen suchend, können in der vorliegenden Erzählung 31 separate Episoden unterschieden werden. Als letzter Schritt werden schließlich diese Episoden zu einer Geschichte kombiniert, wobei wiederum zwei Faktoren eine Rolle spielen: einerseits die zu diesem Zeitpunkt bereits ermittelte Chronologie des Geschehens, andererseits aber, und als eigentliches Ergebnis dieses Arbeitsschrittes, die Motivierung der Geschichte. Zur Erläuterung der benutzten Terminologie: „Wir wollen den Unterschied zwischen ‚story‘ (‚Geschehen‘) und ‚plot‘ (‚Geschichte‘) mit Hilfe des Begriffs der [...] Motivierung präzisieren. [...] Unter Motivierung verstehen wir den Inbegriff der Beweggründe für das in einem erzählenden oder dramatischen Text dargestellte Geschehen. Das Geschehen wird zur Geschichte, wenn die dargestellten Veränderungen motiviert sind.“⁵ Zu ermitteln ist also ein Kausalzusammenhang zwischen der Ganzheit zweier Episoden, zugleich aber auch der vorhin erklärte Grenzcharakter der zwei abgrenzenden Ereignisse, wodurch sich der ‚rote Faden‘, die Kausalverknüpfung des Plots abzeichnet. Die aus den logisch zusammenhängenden Einzelmotiven ermittelten diegetischen Räume können somit in sich charakterisiert und von einander getrennt werden. Die Grenzgebiete, deren Untersuchung die Zielsetzung dieses Vortrages bildet, befinden sich eben an der gemeinsamen Schnittstelle dieser Räume, ihr Übertreten kann somit in einzelnen verknüpften Ereignissen ermittelt und auf sie reduziert werden.

Bei der Bewertung der Darstellungsseite ist als erster Aspekt die Qualität der Erzählstimme, noch stärker eingeschränkt die Position des Erzählers in Relation zum Erzählten zu nennen. Döblin operiert in dieser Erzählung mit demselben, ihm konsequent eigenen kritisch-kommentierenden Erzählstil, der seinen Ursprung vor allem in der Erzählerinstanz hat. Der extradiegetisch-heterodiegetische Erzähler ist demnach, per definitionem, nicht Teil seiner Erzählung, in keinsten Weise an dem Geschehen beteiligt und verfügt über eine dem Geschehen übergeordnete, nullfokalisierte Position. Unvermittelte Figurenrede ist beinahe vollständig abwesend, nur vereinzelte Ausnahmen treten in Form von zitierter Rede auf, ohne jegliche in Kontext setzende Einleitung. Sämtliche anderen Instanzen erscheinen als erzählte Rede, das Gesprochene als Gesprächsbericht, die Gedanken als Bewusstseinsbericht. Dieser allwissende Status lässt sich auch bei der wichtigsten Erkenntnis

⁴ Ebd., 110.

⁵ MARTÍNEZ-SCHEFFEL 2005, 110.

der Untersuchung auf der Darstellungsseite ertappen, und zwar in der Eigenart der Erzähldauer. Zeitraffendes und zeitdehnendes Erzählen wechseln sich laufend ab: einigen Momenten werden mehrere Zeilen gewidmet, dann Stunden oder Tage in wenigen Worten geschildert. „[...] die Fragmentierungen und Montagen betreffen vor allem visuelle und akustische Wahrnehmungsdetails, die die Beziehungen zwischen den Menschen und ihrer Umwelt (re-)konstruieren.“⁶ Dieser von Alfred Döblin in seinem bekanntesten Roman *Berlin Alexanderplatz* zur Perfektion gebrachte montageartige Erzählstil ist bereits in der vorliegenden Erzählung zu entdecken: Die Episoden sind in sich kohärent und detailliert, stehen aber mit sehr wenigen explizit formulierten Verbindungselementen nebeneinander. Die Erzählung beinhaltet zahlreiche Ellipsen, einige mit Nennung der verstrichenen Zeitdauer gekennzeichnet, viele aber nur implizit zu ermitteln, wegen dem Nebeneinander von in keinem direkten Zusammenhang stehenden Ereignissen, eben deswegen als Grenzüberschreitung interessant, weil sie auf eine formulierte Überbrückung dieser Grenzen verzichtet. Auch die Erzählfrequenz unterstützt den filmähnlichen Charakter der Schreibweise Döblins, indem einzelne Handlungsabläufe über den Gang der Erzählung verdoppelt auftreten. Beide Protagonisten sind gezwungen, identische Situationen zu erleben (auf der Handlungsebene heißt das: zweimal Flucht nach Paris, zweimal Flucht aus Paris, zweimal „bestialische Tänze“, zwei Ausfahrten auf die See und als bestes Beispiel zu nennen, die zweimal gleichermaßen geschilderter Selbstmord Copettas).

Die Ortkonstellation der erzählten Welt dieser Kurzgeschichte ist eine dreifache. Dabei kann eine Linearität aufgezeigt werden, die drei größeren Ortseinheiten befinden sich auf einer Skala, die auf verschiedene Weise beschriftet werden kann, die aber immer konsistent mit der Ortseinteilung übereinstimmt. Diese Orte sind: am weiten Ende der Skala Paris, in der Mitte – und somit ein Grenzgebiet an sich – der Ferienort Ostende, an verbliebener Stelle das Meer. Dieser Linearität passt sich die stärkste Motivierung der Orte an, nämlich die Parallele von Leben und Tod zu den Orten Paris und das Meer. Ihre Charakterisierung ist dabei durchaus heterogen angelegt, somit den heterodiegetischen, nullfokalisierten Typus der Erzählinstanz untermauernd, sind sie doch jeweils sowohl mit positiv, wie auch mit negativ bewertenden Bezeichnungen belastet, die sich aber konsequent an die aufgestellte Prämisse halten. In diesem Hin und Her zwischen Leben und Tod repräsentiert Paris die Hochstätte des Lebens, wenn auch, in keineswegs ausschließlich positivem Sinne: Paris ist die Zufluchtsstätte beider Protagonisten, zu verschiedenen Zeitpunkten, jedoch für den gleichen Zweck. Der Drang nach Leben im Übermaß treibt Copetta aus seiner Heimat nach Paris, wie er auch L nach Paris zieht, nach dem traumatischen Erlebnis des Selbstmordes des Vorigen. Das Ziel der beiden ist das gleiche: „die Schwelgereien der Künste, die glatten Säle, die bestialischen Tänze“⁷. Dieser Drang hat aber auch seinen Preis: Copetta „warf [...] eine schwere Lungenentzündung hin“⁸, L „machte sich [...] zur Beute jeglicher Krankheit, die auf sie sprang“⁹. Die Ambiguität der Kategorie ‚Leben‘ sticht in diesem Falle also markant hervor, indem sie nicht eigenständig definiert wird, sondern eben ausschließlich als Gegenpol des Sterbens auftritt. Gleiches geschieht mit dem Akt des Ster-

⁶ PAECH, 1988, 145.

⁷ DÖBLIN, 1967, 5.f.

⁸ Ebd. 6.

⁹ Ebd. 10.

bens. Vorbereitet von der Segelfahrt, von der immer überwältigender auftretenden Kraft des Meeres, eine Reflexion des steigenden Überdrusses und der Unerträglichkeit des Lebens, ist es schließlich ein Ereignis, das durch den Inhalt des ‚zu Ruhe Kommens‘ motiviert ist. Wieder ganz in Kontrast zu den Motiven von Paris, den ‚bestialischen Tänzen‘, den ‚strahlenden Ballsälen‘, enthält der Vorgang des Sterbens eine ungewöhnliche Ruhe:

Boot schwankte steuerlos, Welle auf Welle rollte an. Copetta saß auf dem Bootsrand. Als eine hohe Wand gegen das Boot ging, hob er weit die Arme auf, legte sich wie auf ein Kissen mit dem Rücken gegen die Welle. Das Polster glitt zurück.¹⁰

Dieser Akt ist Abschluss und Höhepunkt eines Vorganges: Nach dem Verlassen der sonnenbestrahlten Digue nimmt die Kraft der Natur in steigendem Maße überhand, das Meer reflektiert den Sinneszustand der Protagonisten, dementsprechend kann der Höhepunkt nur ein zu Ruhe Kehren sein. Die von der Küstenstadt Ostende eingenommene Rolle ist in diesem Zusammenhang zu bewerten, bedeutet sie doch eine Vorstufe des Sterbens für beide Protagonisten. Ostende sticht demnach besonders als Grenzgebiet hervor: Zum ‚Sterben‘ ist sie nicht geeignet, denn dafür ist sie zu nahe am Leben. Denn Copetta, dessen erster Selbstmordversuch in seinem Hotelzimmer scheitert, kann sich nur am nächsten Tag, auf der Segelfahrt, erst nach bereits vollzogenem Ortswechsel von seinem Leben trennen. Auch für das ‚lebendig sein‘ besteht hier nicht die Möglichkeit, denn dafür ist sie zu nahe zum Tod, welcher umstand mit L’s Wahnvorstellungen und gezwungener Flucht nach Paris zu unterlegen ist.

Zusammenfassende und abschließende Gedanken

Wie oben bei der Darstellungsebene beschrieben, wird jeder Raum zweimal auf gleicher Art konzipiert und kann deshalb zweimal erlebt werden. Von beiden Protagonisten werden diese Übertretungen vorgenommen, die Inhalte der Ortskonstellation erneut unterstreichend. Die Proportionen von Realität und Phantasie sind ebenfalls entlang dieser Linie angesiedelt. Dieser Aspekt ist vor allem im Falle L’s ausschlaggebend, alle drei Orte sind für sie durch Wahnvorstellungen belastet, im Ausmaße der gleichen Formel folgend: Während diese sich in Paris nur in Form des ohnmachtsnahen Tanzes und des fehlinterpretierten Briefes zeigen, ist L vorher, in Ostende, nicht mal in der Lage, sich ihres Zustandes selber bewusst zu werden, was durch Döblins Entscheidung, diese Begebenheiten auch dem Leser nur aus Hörensagen mitzuteilen, eindeutig gemacht wird. Auf dem Meer nimmt das Delirium schließlich überhand, denn auf See werden die realitätsfernen Vorgänge unrelativiert beschrieben. Der Grenzgebiet–Charakter der Ortskonstellation ist somit auf eine mentale Ebene projiziert, der geistige Sturz ist parallel zur Reise im erzählten Raum angelehnt.

Wie es auch dieser kurzen Zusammenfassung zu entnehmen ist, ist *Die Segelfahrt* ein Spiel mit der Wahrnehmung auf mehreren Ebenen. Im Inhaltlichen operiert sie mit Sinnestäuschungen selber, bietet Kommentar, aber keine Erklärung. Was aber Alfred Döblin heute noch immer aktuell macht, ist seine zukunftsweisende Umstrukturierung der Darstellung: Im Erzählstil orientiert es sich nicht nur am Film, sondern zugleich an den allgemeinen, umfassenden Sinnesbeschleunigungen der Jahrhundertwende.

¹⁰ Ebd.

LITERATUR

DÖBLIN 1967

DÖBLIN, Alfred: *Erzählungen*. Hg. von Roland LINKS. Leipzig, 1967.

MARTÍNEZ – SCHEFFEL 2005

MARTINEZ, Matias – SCHEFFEL, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. München, 2005.

PAECH 1988

PAECH, Joachim: *Literatur und Film*. Stuttgart, 1988.

„WORTE LASSEN SICH IN VERSCHIEDENER WEISE AUSLEGEN“. ARTHUR SCHNITZLERS SPRACHKRITIK

MAGDOLNA OROSZ

Eötvös-Loránd-Universität Budapest/Universität Miskolc, Ungarn

Sprachkritik um die Jahrhundertwende

Die Problematik der Sprache und des sprachlichen Ausdrucks bildet einen wichtigen Aspekt literarischer Selbstreflexion, sie äußert sich in bestimmten Epochen besonders vehement und führt zu neuen Ausdrucksmöglichkeiten bzw. ihrer Reflexion oder zur skeptischen Resignation. Die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ist eine Zeit, in der das Nachdenken über Sprache und Sprachlichkeit sich in der Philosophie¹ und auch in der Literatur als eines der dominantesten Probleme artikuliert: Literarische Texte exemplifizieren philosophische Probleme, indem z.B. das Problem der Sprache auf spezifische Weise thematisiert und zum selbstreflexiven poetischen Grundprinzip mancher Texte gemacht wird. Aufgegriffen und literarisch „verarbeitet“ werden die Bedingungen und die Möglichkeiten der Bezeichnung sowie der Erkenntnis durch Sprache sowie der Sprachlichkeit von Erkenntnis, die Fragen des Gebrauchs von Sprache und der Mitteilbarkeit individueller Selbst- und Welterfahrung durch Sprache. Es werden die Grundbedingungen nicht nur menschlichen Sprachgebrauchs im Allgemeinen, sondern auch des künstlerischen im Besonderen thematisiert und problematisiert. Die Werke von Hugo von Hofmannsthal, dessen kurzer Text *Ein Brief* vielfach als fiktionalisiertes Dokument der Sprachkrise gelesen worden ist, liefern verschiedene Belege für die Unfähigkeit und Unmöglichkeit sprachlicher Verständigung, aber auch Erzählungen von Leopold von Andrian oder Richard Beer-Hofmann lassen sich als narrative Ausgestaltungen vielfacher Verständigungs- und Kommunikationsstörungen interpretieren und führen auch zum Nachdenken über die Mitteilungsfähigkeit von Sprache in den verschiedensten Formen.²

Arthur Schnitzlers Erzählen

Arthur Schnitzler, der sowohl als Dramatiker als auch als Erzähler ein wichtiger Repräsentant der Frühen Moderne war³ und auch bedeutend zu bestimmten Veränderungen des Erzählens in dieser Zeit beigetragen hatte (vgl. z.B. die Verwendung des inneren Monologs⁴, der erlebten Rede und der vielfach gefächerten Figurenperspektive), gilt für einen

¹ Vgl. Nietzsches Beschäftigung mit der Metaphorizität der Sprache sowie Mauthners Sprachkritik.

² Die uneigentliche Sprachverwendung wird, wie Titzmann betont, für das Erzählen um die Jahrhundertwende immer charakteristischer, sie soll den Verlust an erzählbarer Geschichte kompensieren (vgl. TITZMANN 1989).

³ Zu seiner Einordnung vgl. Lukas, der feststellt, dass „Schnitzler dieser Epoche [= der Frühen Moderne] gänzlich angehört. Schnitzler hat [...] kein einziges »realistisches« (Erzähl)Werk verfaßt, auch wenn sich in einigen früheren Werken wie z.B. *Frau Berta Garlan* der Übergang vom Realismus zur Frühen Moderne noch greifen läßt“ (LUKAS 1996: 14). Zur Frage der Unterscheidung und der Unterschiede von „Realismus“ und „Früher Moderne“ vgl. u.a. TITZMANN 2002.

⁴ Vgl. die Analyse des inneren Monologs in zwei Erzählungen von Schnitzler in MORRIS 1998. Hier wird die erzähltechnische Analyse vor dem Hintergrund der Autorintention motiviert. Vgl. außerdem KUTTENBERG 2007.

großen Teil der Literaturgeschichtsschreibung als ein Autor, der seinen eigenen historischen, gesellschaftlichen, örtlichen Kontext mehr oder weniger unverhüllt, beinahe direkt in seinen Textwelten thematisiert. Le Rider stellt diesbezüglich fest, „[m]an findet nur wenige Darstellungen der Wiener Gesellschaft und der österreichischen Kultur, die ähnlich subtil und fesselnd sind wie die im Werk Schnitzlers. Mit großer Genauigkeit werden in seinen Erzählungen, Romanen und Theaterstücken die Topographie und Soziologie der habsburgischen Hauptstadt rekonstruiert.“⁵ Neben dieser scheinbaren Verankerung im real gegebenen Kontext wird auch angemerkt, dass Schnitzler zwar keine theoretisch angelegten ästhetischen Schriften verfasste, sich aber in der sich verändernden Welt der Wiener Moderne mit Fragen der Kunst und Literatur intensiv auseinandersetzte, mit der Frage vor allem, „[w]as Kunst noch sein kann, wenn alle ästhetischen Traditionen abreißen; woran sie festzuhalten und was sie aufzugeben hat“.⁶ Diese Auseinandersetzung wird in die Werke verlegt, denn (so Le Rider) „[i]nnerhalb der europäischen Literatur seiner Zeit unterscheidet sich Schnitzler dadurch, daß er zu keiner Zeit eine Theorie seiner literarischen Praxis formulieren wollte.“⁷ Für die Schnitzlerschen Werke sind jedoch solche Konstruktionsverfahren charakteristisch, die die tieferliegende poetologisch-sprachliche Bedingtheit und den Vermittlungsaspekt literarischer Textwelten durch besondere Momente der Texte/Textwelten hervorkehren.

Die dominierenden Themen von Schnitzler in den Erzählungen wie Liebe, Erotik, Begierde, Betrug, Täuschung (auch Selbsttäuschung) und Tod werden meist in Textwelten thematisiert, die eine scheinbar einfache „Geschichte“ haben und eher durch – im Erzähldiskurs vielfach perspektivierten – innere Vorgänge der Figuren bzw. ihrer Konstellationen hervortreten. Dabei lassen sich auf einer tieferen (Deutungs)Ebene bestimmte Vorgänge erkennen, die die Problematik von Wahrnehmungs- und Interpretationsprozessen, bzw. die Deutbarkeit von Zeichen als „konkrete“ bzw. als „übertragene“/„metaphorische“ aufwerfen und ihr Gelingen oder Misslingen zum zentralen Problem der erzählten Welt sowie ihrer (jeweils von der Perspektive des Interpreten abhängigen) Interpretation machen und somit eine gewisse Sprachreflexion etablieren.

Zeichenhaftigkeit der Welt und Bezeichnungskrisen

Das vieldiskutierte Sprachproblem bzw. die Sprachkritik taucht bei Schnitzler nicht direkt thematisiert, aber in einigen kleineren Texten auf, die dadurch viel bedeutender werden. Die kurze Erzählung *Die grüne Krawatte*, die 1901 entstand und 1903 im „Neuen Wiener Journal“ veröffentlicht wurde, ließe sich demnach als Schnitzlers Chandos-Briefes lesen, denn es steht nicht nur in zeitlicher Nähe des Chandos-Briefes, sondern sie wirft ebenfalls – in erzählerischer und zugleich etwas spielerischer Form – die Problematik der Sprache auf: indem hier die Geschichte eines jungen Mannes erzählt wird, der durch seine Krawatte(n) erkannt und anerkannt wird, erscheint dahinter auch die sich in mehreren Schritten ablaufende „Geschichte“ einer Bezeichnung sowie einer Kommunikationsstörung und einer damit einhergehenden (moralischen) Urteilsbildung.

⁵ LE RIDER 2007: 13.

⁶ FLIEDL 2005: 13.

⁷ LE RIDER 2007: 19.

Der Bezeichnungsprozess, nämlich wie die Figur die Bezeichnung „der Herr mit der grünen Krawatte“ erhält, veranschaulicht die Trennbarkeit des Bezeichneten vom Bezeichnenden und ihre Konventionalität sowie Willkürlichkeit. Der Bezeichnungsprozess läuft in mehreren Schritten ab, wobei die Verbindung von den Farbbezeichnungen mit dem Individuum sowie die qualitativen Urteile, die auf Grund dieser Verbindung gefällt werden, eine besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Im ersten Schritt vollzieht sich die Kenntnisnahme der Farbe bzw. der Qualität der Krawatte, die Herr Cleophas trägt, was als die Identifikation des Individuums durch eine „ausgezeichnete“ Eigenschaft betrachtet werden könnte. Außerdem verbindet sich die Kenntnisnahme „mit viel Anerkennung“, so dass andere Individuen auch versuchen, „es ihm gleichzutun, und legten grüne Krawatten an wie er.“⁸ Zugleich tut sich eine Spaltung zwischen dem Individuum namens Cleophas und den anderen auf, ebenfalls wegen der das Individuum kennzeichnenden Krawatte, denn die der anderen „waren [...] aus gemeinerem Stoff und ohne Anmut geknüpft“ (gK, 274). Darauf folgend festigt sich die Verbindung von Individuum und dem es kennzeichnenden Objekt: „in einem neuen Gewand, aber mit der gleichen grünen Krawatte“ (gK, 274). Diese Festigung führt zur Änderung der Einstellung der Anderen, die Anerkennung wird zur Irritation: „Er wird uns noch zur Verzweiflung bringen mit seiner grünen Krawatte!“ (gK, 274). Im dritten Schritt vollzieht sich die Trennung von Individuum und Bezeichnung, die Bezeichnung „x mit der grünen Krawatte“ dient zur Identifikation des Individuums, unabhängig von seiner veränderten Eigenschaft (seine Krawatte ist in diesem Fall blau): Die Referenz verfehlt das Referenzobjekt, mehr noch, die definite Deskription trennt sich vom Referenzobjekt und verselbständigt sich sozusagen durch ihren Gebrauch: „Ah, uns wird er nicht einreden, dass diese Krawatte blau ist. Herr Cleophas trägt sie, und daher ist sie grün“ (gK, 274). Die in diesem Satz zum Ausdruck kommende Bezeichnung enthält zugleich ein Moment der vom konkreten Umstand unabhängigen Urteilsbildung. Im vierten Schritt festigt sich die Trennung des Bezeichneten vom Bezeichnenden, indem das Individuum, das „eine Krawatte vom schönsten Violett“ trägt, konsequent nur noch „der Herr mit der grünen Krawatte“ genannt wird, und der Benennungsakt wird mit negativen emotionalen Faktoren verbunden: „riefen die Leute höhnisch aus“ (gK, 274). Danach wird der Unterschied zwischen Cleophas und den anderen⁹ noch ausgeprägter, der emotive und moralische Aspekt der Bezeichnung wird dominant, indem die auf die beschriebene Weise gefestigte Benennung „x mit der grünen Krawatte“ in das verallgemeinernde moralische Urteil „Die Herren mit der grünen Krawatte sind Wüstlinge!“ (gK, 275) überführt wird. Im nächsten Schritt vertieft sich der Gegensatz zwischen Cleophas und den anderen, denn nicht nur „der laute Herr“ äußert die Verurteilung „Die Herren mit der grünen Krawatte sind Diebe!“ (gK, 275), sondern auch „manche schrien mit“ (gK, 275). Um so mehr sticht das Benehmen des so verurteilten von den anderen ab: „Cleophas zuckte die Achseln“ (gK, 275), da er die im Urteil enthaltene Bezeichnung ernst nimmt und so nicht auf sich selbst bezieht. Demnach erreicht das Urteil der anderen, als letzte Stufe der Klimax „Wüstlinge“–„Diebe“–„Meuchelmörder“, seinen Höhepunkt und auch seine höchste Ausdehnung: „schrie die ganze Menge“ (gK, 275). Der Konflikt löst

⁸ SCHNITZLER 1977a: 274 (im Weiteren zitiert im Text als gK und mit der Seitenzahl).

⁹ Dies geschieht auf Grund des Gegensatzes „Krawatte“ vs. „Zwirnsfäden“ sowie des Verhaltens („sich nicht darum kümmernd“ vs. „haßerfüllt“).

sich durch die Rückbeziehung der Bezeichnung „x mit der grünen Krawatte“ auf ihre Referenz, die im gegebenen Falle nicht das verurteilte Individuum sein kann: „Wen meinen Sie denn eigentlich?“ [...] Sie tragen doch gar keine grüne Krawatte!“ (gK, 275). Damit entleert sich auch das negative Urteil und die negative Einstellung zum Gebrandmarkten muss sich auch ändern: „versicherte ihn seiner Hochachtung“ (gK, 275). Die glückliche Lösung bleibt aber nur eine Scheinlösung, die gefestigte Bezeichnung und ihre moralische Auswirkung sind nicht zu tilgen, das Urteil, das die früheren in ein einziges gesteigert zusammenfaßt, bleibt am Individuum haften: „Wer darf jetzt noch daran zweifeln, daß Cleophas ein Wüstling, Dieb und Meuchelmörder ist?!“ (gK, 275)

In der erzählten Geschichte wird die Fragwürdigkeit eines durch die willkürliche Bezeichnung bestimmten Sprachgebrauchs gezeigt, in dem die Verwendung solcher Bezeichnungen auch von einer Beliebigkeit bedingt ist, die zur eigenmächtigen Abstempelung des Anderen führen kann, und zwar mit weitreichenden Folgen. Es wird in moderner, profaner Form die Gefahr des Schuldigmachens eines Unschuldigen aufgezeigt, und mit der Verbindung des allgemeinen Prozesses der Bezeichnung¹⁰ und des moralischen Urteilens wird eine von aktueller zeitlicher Bindung unabhängige „ewige“ Geschichte erzählt, die auch aus der in intertextueller Inversion hereingespielten biblischen Allusion der Verurteilung, bei der die Menge den Mörder Barabbas und nicht den unschuldigen Jesus freispricht (wiederum als Beispiel für die Macht des Wortes), einleuchtend hervorgeht.¹¹ Die biblische Passionsgeschichte erhält eine profane Variante und damit enthält sie Elemente einer Inversion, sie wird aber auf einer tieferen Ebene bestätigt: Das Moment der Transformation der biblischen Geschichte bekräftigt letzten Endes die welterschaffende Macht des Wortes, die die Bibel ebenfalls thematisiert: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“¹² Das menschliche Wort verliert aber diese Ureinheit, die Moderne erlebt die Beliebigkeit der Bezeichnung, der Benennung der Person, die Vertauschbarkeit von Bezeichnetem und Bezeichnendem, die Arbitrarität ethischer Urteile – die biblischen Bezugnahmen führen den Schnitzlerschen Text in das Umfeld der Sprachkrise zurück.

In der etwa anderthalb Jahrzehnte späteren und Fragment gebliebenen Novelle *Ich*, die auf eine Tagebuchnotiz Schnitzlers aus dem Jahre 1917 zurückgeht und Jahre später 1927 wiederaufgegriffen wird, sind ebenfalls die Folgen der Sprachkritik und der Sprachkrise der Jahrhundertwende nachzuspüren. Das Erlebnis des Funktionierens der Sprache und der Relativität menschlicher Begriffe zur Erfassung zeitlicher und räumlicher Koordinaten der Welt verleitet die Figur zum Nachdenken über die Selbstverständlichkeit seines Daseins, und dadurch geht eben diese Selbstverständlichkeit zugrunde, indem Herr Huber gerade das „Sprachspiel“ des Bezeichnens und Benennens wortwörtlich nachvoll-

¹⁰ Das Moment der Bezeichnung, der Namensgebung kommt in der Bibel auch vor, indem Pilatus Jesus „der Juden König“ nennt (vgl. Joh 19: 19: „Pilatus aber schrieb eine Überschrift und setzte sie auf das Kreuz: und war geschrieben: Jesus von Nazareth, der Juden König“) und sich von dieser Bezeichnung, unabhängig von dem Wahrheitsgehalt, nicht abbringen lässt: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben“ (Joh 19: 22).

¹¹ Vgl. Luk 23: 18: „Da schrie die ganze Haufe und sprach: Hinweg mit diesem und gib uns Barabbas los!“. Die biblische Allusion wird auch durch den Namen Cleophas verstärkt, indem Kleopas einer von denjenigen ist, die Jesus nach seiner Auferstehung in Emmaus erkannten (vgl. Luk 24: 18). Zu einer intertextuell angelegten Interpretation der Erzählung vgl. OROSZ 2005: 228–236.

¹² Joh 1: 1.

zieht, als repräsentierte er *avant la lettre*¹³ Wittgensteins Überlegungen über die verschiedenen Sprachspiele, die unseren Sprachgebrauch ausmachen: „Etwas benennen, das ist etwas Ähnliches, wie einem Ding ein Namenstäfelchen anheften.“¹⁴ Die Verwirrung Hubers angesichts der Vermitteltheit nimmt schrittweise zu: „Er sah nichts als gedruckte Buchstaben. [...] Er atmete auf, wenn er an die hölzerne Tafel dachte. ›Park‹.“¹⁵ Mit der individuellen Rückkehr zur quasi-atavistischen Reduktion der Sprache auf die Bezeichnung der Dinge, d.h. auf ihre Referenz, den puren Objektbezug, bleibt er letztendlich beim Sprachspiel des Bezeichnens stecken, und dieser Rückgang zu den Ursprüngen der Sprache, der für ihn in ein symbolhaftes Ich-Finden mündet, indem er den Zettel sich selbst anheftet, d.h. sich selbst benennt, wird von der diesen Prozess nicht nachvollziehenden Umwelt als Ich-Verlust (Krankheit, Wahnsinn) interpretiert.

Sprache und Bild: mediale (Un)Möglichkeiten

Im folgenden konzentriere ich mich auf eine kürzere Erzählung, die bestimmte Fragen der Zeichenhaftigkeit und der Interpretation durch die Auseinandersetzung mit der Medialität der Sprache und des Bildes bzw. ihrer Untauglichkeit zur „Festigung“ von Bedeutungen in einer als phantastisch interpretierbaren erzählten Geschichte¹⁶ narrativ umsetzt.

Die Erzählung *Die Weissagung*, die 1902 entstanden und 1905 erschienen ist, ordnet Fliedl den „Schicksalsnovellen“ zu, indem es hier darum geht, „[o]b alle Ereignisse durch endlose Kausalketten längst determiniert sind, ob alles vorherbestimmt ist, ob womöglich geheime oder gar unheimliche Mächte das Leben des Einzelnen in der Hand haben“.¹⁷ Zugleich aber geht es m.E. in der *Weissagung* um ein Interpretationsproblem, das durch entsprechende Zeichendeutung gelöst werden sollte, die durch die Medialität der Zeichen (Sprache vs. Bild) auch beeinflusst werden dürfte.

In der Erzählung wird eine mehrfach verschachtelte, auf zwei Erzähler verteilte Geschichte erzählt, die durch ein Nachwort des Herausgebers abgeschlossen wird, das das Erzählte sowie den Rahmenerzähler mehrfach verrückt, indem der Ich-Erzähler dem Herausgeber „persönlich nicht gekannt“¹⁸ war, und obwohl er „zu seiner Zeit ein ziemlich bekannter Schriftsteller“ (W, 443) gewesen sein soll, gilt er nach seinem Tod „so gut wie verschollen“ (W, 443), da er sowieso – mit zeitlicher Verschiebung der Ereignisse – „vor etwa zehn Jahren starb“ (W, 443). Der namenlose Ich-Erzähler und Dramenautor funktioniert als Erzähler der Rahmengeschichte, die einerseits einen Rückblick auf die Vorgeschichte gibt und den Hintergrund der ein Jahr später stattfindenden Ereignisse sowie die

¹³ Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen* entstanden nämlich Ende der 1940er Jahre.

¹⁴ WITTGENSTEIN 1984: 244.

¹⁵ SCHNITZLER 1977b: 447.

¹⁶ Wünsch betrachtet die Erzählung als phantastisch (WÜNSCH 1991: 73). Wünsch kommt zur Folgerung, die auch auf Schnitzler zutreffen kann: „[i]n der Zeit 1890–1930 bilden die Texte mit fantastischen Elementen und die realitätskompatiblen Texte nicht zwei scharf abgegrenzte Klassen von Literatur mit kategorial verschiedenen Strukturen, sondern stehen beide in einem *Kontinuum der Formen*, dessen gemeinsamer Nenner die in der Epoche von Anfang an manifestierte Tendenz zur Abweichung von der Normalität ist“ (ebd., 73f.).

¹⁷ FLIEDL 2005: 168.

¹⁸ SCHNITZLER 2004: 443. Im Folgenden wird der Text mit der Sigle W und der entsprechenden Seitenzahl zitiert.

Aufführung „des kleinen Stückes“ (W, 422), das der Ich-Erzähler für die Laienaufführung verfasste, einschließt. Der Erzähler der Binnengeschichte, der Ereignisse „vor zehn Jahren – heute vor zehn Jahren“ (W, 424) ist Franz von Umprecht, der in der Rahmengeschichte als Schauspieler im Stück des Ich-Erzählers in der Laienaufführung auftreten und dadurch ein rätselhaftes Ereignis der Vergangenheit auf eine befriedigende Erklärung und Auflösung zurückführen soll. Die Rahmengeschichte funktioniert damit als Fortsetzung der Binnengeschichte, des Vorfalls vor zehn Jahren.

Damit werden mehrere Ebenen/Weltsegmente einer mit wenigen Zügen ziemlich „realistisch“ ausgestatteten erzählten Welt geschaffen, die einander stark gegenüberstehen: während die „Gesellschaft [...] im Schlosse“ (W, 420) mit einer „zwangslosen Zusammensetzung“ (W, 420) hervortritt, „die durch die dort geübte Kunst genügend gerechtfertigt schien“ (W, 420) und „eine höhere Art von Gesellschaftsspiel“ (W, 421) betreibt und damit „ein höchst anmutiges Erlebnis“ (W, 421) hinterläßt, ist die Gesellschaft in der Kaserne „in einem öden polnischen Nest“ (W, 424) auf „Trunk und Spiel“ (W, 425) als Gesellschaftsspiel reduziert und entfaltet statt geselliges Sichvertragen rassistische Hassgefühle.¹⁹ Hier wie dort, in der Rahmen- wie der Binnengeschichte gibt es jedoch das verbindende Element der „Aufführung“, des theatralischen Spiels, einerseits die Laienaufführung des Stückes des Ich-Erzählers, andererseits die „Aufführung“ der Kunststücke Marco Polos, der in dieser Hinsicht als Autor und Regisseur funktionierend betrachtet werden könnte. Das einen Augenblick aus dem künftigen Leben von Umprecht herbeizaubernde traumhafte „Bild“, das dann in einer Zeichnung festgehalten wird, könnte als dritte Ebene der Verschachtelung betrachtet werden, die die Zeitebenen von Vorher und Nachher in einer Art *mise en abîme* vereinigt bzw. aufeinander projiziert:

Und schon war er fort ... aber auch die Kaserne war fort, [...] und ich sah mich selbst, wie man sich manchmal im Traume selber sieht ... sah mich um zehn Jahre gealtert, mit einem braunen Vollbart, einer Narbe auf der Stirn, auf einer Bahre hingestreckt, mitten auf einer Wiese – an meiner Seite kniend eine schöne Frau mit rotem Haar, die Hand vor dem Antlitz, einen Knaben und ein Mädchen neben mir, dunklen Wald im Hintergrund und zwei Jagdleute mit Fackeln in der Nähe... (W, 429)

Das projizierte Bild nimmt sogar die Fiktion in der Fiktion, d.h. die Abschlusszene des aufzuführenden Dramas vorweg und etabliert zugleich eine Spannung zwischen den Zeichensystemen „Wort“ und „Bild“, denn – wie die Figur von Umprecht betont – „Worte lassen sich in verschiedener Weise auslegen“ (W, 428), wogegen das Bild „etwas Bestimmteres“ (W, 428) (Konkreteres/Greifbareres) repräsentieren sollte. Das Interpretationsproblem wird damit selbst als symbolhaftes Element in die Geschichte eingeführt und gleichzeitig zum wesentlichen Handlungsmoment gemacht: Obwohl Umprecht alles tut, um einerseits das Bild von seinem Visionscharakter zu befreien (er lässt ein notariell versiegeltes

¹⁹ Die antisemitischen Gefühle werden in der erzählten Geschichte für die Handlung so funktioniert, dass „gerade diese Laune des Prinzen mich mit demjenigen Menschen zusammengeführt hätte, der in so geheimnisvoller Weise die Verbindung zwischen Ihnen und mir [d.h. die vermeintliche Lösung des Rätsels in dem aufzuführenden Stück der Rahmengeschichte] herzustellen berufen war“ (W, 425f.); außerdem ließe sich die Figur von Marco Polo als eine Variante des zu ewiger Wanderung verurteilten Juden Ahasverus interpretieren, wodurch weitere Bedeutungsnuancen und Interpretationsmöglichkeiten angespielt werden.

Bild anfertigen), andererseits um seinem in der Vision projizierten Tod und den Umständen zwischen dem Gefühl, sein „Schicksal vollkommen in der Hand“ (W, 432) zu haben und dem „Bewußtsein [s]einer Wehrlosigkeit“ (W, 434) schwankend vorzubeugen, erfüllt sich alles, in einer Kette sonst zufälliger Geschehnisse, haargenau nach der Vision und doch nicht in der lebensrettenden Weise des Dramenspiels: das Schicksal wird vom Zufall regiert, das Rätsel „löst [sich], ohne sich aufzuklären“ (W, 430). Die Zeichen für die Unsicherheit oder Unzuverlässigkeit aller Erzählinstanzen werden von nicht erklärbaren Momenten verstärkt (das Verschwinden von Marco Polo, des Flötenspielers) und lassen die Interpretation des Erzählten – damit das fantastische Element verstärkend – für den Rezipienten in der Schwebe, jedoch im metaphorischen Feld von „Leben als Theater“ [theatrum mundi]. Für die Interpretation sowohl der Binnen- als auch der Rahmengeschichte erweisen sich aber beide Zeichensysteme als untauglich: das Drama bzw. seine Aufführung, d.h. das Zeichensystem der Sprache scheint genau das darzustellen, was in der von Marco Polo veranlassten Vision von Umprecht geschieht und im Bild festgehalten wird, wodurch eine mediale Übereinstimmung von Sprache und Bild entsteht. Ihre Übereinstimmung besteht aber in ihrer gleichmäßigen Untauglichkeit: das Drama verfehlt letzten Endes das tatsächliche Geschehen, das Bild aber verschwindet vom Blatt: es bleibt in beiden Fällen die Leere, das ungelöste Interpretationsproblem zurück, das auch (wegen der „phantastischen“ Verankerung der erzählten Welt mit den unaufgelösten Ambivalenzen) auf der Rezipientenebene nicht auflösbar ist.²⁰

Schnitzlers metaphorisches Erzählen

Die Eigenart Schnitzlerschen Erzählens könnte darin gesehen werden, dass die referenzialisierbaren („konkreten“) Kulissen seiner Textwelten zugleich eine Reflexion der Zeichenhaftigkeit, der Vermittlung und der Interpretation selbst voraussetzen und hinter der Oberfläche grundlegende Probleme der Epoche, der Welt- und Selbstinterpretation und der Konzeption des Individuums narrativ darlegen.

In den analysierten Erzählungen von Schnitzler sind solche Konstruktionsverfahren sichtbar, die die Wahrnehmungs- und Interpretationsprozesse von Zeichen auf mehreren Ebenen – der Figuren, der Erzählinstanz(en), des Rezipienten – in den Mittelpunkt stellen. Die in den Textwelten eine besondere Bedeutung und Funktion erlangenden Momente, Gegenstände oder Handlungen werden dadurch auf einer anderen, symbolhaften Ebene deutbar, indem sie ihre konkrete Bedeutung zwar behaltend, eine (immerhin von der Interpretation und der Perspektive des Interpreten abhängige) metaphorische Bedeutung erhalten. Schnitzlers Erzählen inszeniert somit grundlegende Zeichenprozesse und schließt sich der Diskussion um die Metaphorizität der Sprache²¹ und der Fallen des Sprachgebrauchs in einer besonderen Form an, indem die ganze Problematik in ihrer Komplexität narrativ gestaltet und mit anderen Diskursen der Epoche vielfach verlinkt wird, und die Brüchigkeit der Welt- und Selbsterfahrung sowie der Welt- und Selbstinterpretation für das die alten Nor-

²⁰ Eine Auflösung des Bezeichnungs- und Interpretationsproblems wäre erst möglich, wenn Sprache völlig ausgeschaltet wird, wie in der frühen Erzählung *Blumen*, in der die Lösung durch sprachloses Handeln herbeigeführt wird.

²¹ Vgl. NIETZSCHE, MAUTHNER – beide lassen der Literatur einen Freiraum zu, in ihrer Metaphorizität ihr eigenes Mittel zu erblicken.

mensysteme verlassende und seine eigene Vielschichtigkeit erlebende Individuum aufzeigt.²² Damit repräsentiert Schnitzler auch den „Epochenwandel vom Realismus zur Frühen Moderne“²³ – dass dies außerdem vielfache zeichentheoretische Folgerungen zulässt, zeugt ebenfalls von Schnitzlers Modernität.

LITERATUR

FLIEDL 2005

FLIEDL, Konstanze: *Arthur Schnitzler*. Stuttgart, 2005.

LE RIDER 2007

LE RIDER, Jacques: *Arthur Schnitzler oder Die Wiener Belle Époque*. Wien, 2007.

KUTTENBERG 2007

KUTTENBERG, Eva: Soma, Psyche, Corpse, and Gaze: Perception and Vision in Arthur Schnitzler's Early Prose Fiction. In: *Modern Austrian Literature*, Vol. 40, No. 2. 2007. 21–42.

LUKAS 1996

LUKAS, Wolfgang: *Das Selbst und das Fremde. Epochale Lebenskrisen und ihre Lösung im Werk Arthur Schnitzlers*. München, 1996.

MORRIS 1998

MORRIS, Craig: Der vollständige innere Monolog: eine erzählerlose Erzählung? Eine Untersuchung am Beispiel von „Leutnant Gustl“ und „Fräulein Else“. In: *Modern Austrian Literature* Vol. 31, Nr. 2. 1998. 30–51.

OROSZ 2005

OROSZ Magdolna: Literarische Bibellektüre(n). Aspekte einer semiotischen Intertextualitätskonzeption und intertextueller Textanalyse. In: ALKIER, Stefan – HAYS, Richard B. (Hg.): *Die Bibel im Dialog der Schriften. Konzepte intertextueller Bibellektüre*. Tübingen, 2005. 217–236.

SCHNITZLER 1977

SCHNITZLER, Arthur: Die grüne Krawatte. In: SCHNITZLER, Arthur: *Leutnant Gustl und andere Erzählungen*. Das erzählerische Werk, Bd. 2. Frankfurt/M., 1977. 274–275.

SCHNITZLER 1977

SCHNITZLER, Arthur: Ich. In: SCHNITZLER, Arthur: *Entworfenes und Verworfenes. Aus dem Nachlaß*. Hg. v. URBACH, Reinhard. Frankfurt/M., 1977. 442–448.

SCHNITZLER 2004

SCHNITZLER, Arthur: Die Weissagung. In: SCHNITZLER, Arthur: *Leutnant Gustl. Erzählungen 1892–1907. Mit einem Nachwort von Michael SCHEFFEL*. Frankfurt/M., 2004. 419–443.

TITZMANN 1989

TITZMANN, Michael: Das Konzept der ‚Person‘ und ihrer ‚Identität‘ in der deutschen Literatur um 1900. In: Pfister, Manfred (Hg.): *Die Modernisierung des Ich. Studien zur Subjektkonstitution in der Vor- und Frühmoderne*. Passau, 1989. 36–52.

²² Zu Schnitzlers Personkonzept vgl. WÜNSCH 1991: 247.

²³ LUKAS 1996: 121.

TITZMANN 2002

TITZMANN, Michael: ‚Grenzziehung‘ vs. ‚Grenztilgung‘. Zu einer fundamentalen Differenz der Literatursysteme ‚Realismus‘ und ‚Frühe Moderne‘. In: KRAH, Hans – ORT, Klaus-Michael (Hg.): *Weltentwürfe in Literatur und Medien. Phantastische Wirklichkeiten – realistische Imaginationen. Festschrift für Marianne Wünsch*. Kiel, 2002. 181–209.

TITZMANN 2003

TITZMANN, Michael: The systematic place of Narratology in Literary Theory and Textual Theory. In: KINDT, Tom – MÜLLER, Hans-Harald (eds.): *What is Narratology? Questions and Answers Regarding the Status of a Theory*. Berlin – New York, 2003. 175–219.

WITTGENSTEIN 1984

WITTGENSTEIN, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen. Werkausg. Bd. 1*. Stuttgart, 1984. 225–580.

WÜNSCH 1991

WÜNSCH, Marianne: *Die Fantastische Literatur der Frühen Moderne*. München, 1991.

„DIE KEHRSEITE DES SPIEGELS“. HORIZONTALE UND VERTIKALE GRENZÜBERSCHREITUNGEN IN DER „WAHNSINNSNOVELLE“ VON ARTHUR SCHNITZLER

ILDIKÓ TÓTH

Eötvös-Loránd-Universität Budapest, Ungarn

Einleitung

Noch während des Ersten Weltkrieges entstanden, erst 1931 erschienen, bewegt sich die Novelle *Flucht in die Finsternis* von Arthur Schnitzler¹ vermehrt in den trüben Grauzonen von verschiedensten Grenzen bzw. Grenzgebieten. Einer klinischen Exaktheit ähnlich, ohne irgendwelche Oberflächenhandlung werden unterschwellige Bewusstseinsprozesse im Rahmen eines Quasi-Gedankenstroms bis zu den kleinsten Details gezeigt. Der magnetische Wahn samt seinen Tiefen und Höhen wird in seiner genuinen Anziehungskraft geschildert. Die minutiöse Darstellung des psychologischen Zerfalls eines (oder zweier) Menschen geht dabei an die äußersten Grenzen und dessen narrative Lösung wird zum wichtigsten Motiv der Novelle. Das permanente Ineinander von surrealen traumähnlichen Zuständen und einer geahnten Wachrealität bzw. die leitmotivisch eingesetzte Lichtmetaphorik bieten ein ausgezeichnetes Experimentierfeld für die analytische Erläuterung der Grenzen (bzw. ihrer jeweiligen Überschreitungen) zwischen Innen und Außen, Dunkelheit und Helle, Krankheit und Gesundheit, Tod und Leben, Metapher und Nicht-Metapher.

Schnitzlers Novelle stellt somit aus vielen Hinsichten eine Art Grenzerscheinung dar, die nicht nur zwei grundverschiedene Diskurstypen – den medizinisch-psychiatrischen und den poetisch-literarischen – miteinander konfrontiert, sondern auch das ewige Klufterlebnis zwischen dem inneren und dem äußeren Menschen auszuloten versucht. Der Vortrag möchte diese grenzverletzenden horizontalen und vertikalen Bewegungen der Novelle, die einerseits die Figurenkonstellation konstituieren, andererseits die ganze narrative Struktur markieren, näher untersuchen.

Flucht in die Finsternis

Das 1931 veröffentlichte Werk von Arthur Schnitzler *Flucht in die Finsternis* ist eigentlich der umformulierte Titel der 1917 entstandenen „Wahnsinnsnovelle“, in der – vereinfacht gesagt – „die Grauzonen zwischen Nervosität und Geistesstörung“ beschrieben werden.² Was hier eigentlich erzählt wird, dazu kann Folgendes gesagt werden: „Ein an neurasthenischen Krisen leidender Sektionsrat stürzt sich und seinen Bruder, der als Nervenarzt vergeblich versucht, dessen Angst vor einer unheilbaren Geisteskrankheit abzuwenden, ins Unglück.“³

Schnitzlers Novelle konzentriert sich auf das Bild, genauer auf das erzählte Bild einer Geisteskrankheit, das trotz seiner Bildhaftigkeit nur mit Vorbehalt Metapher genannt werden kann. Das erste Grenzphänomen fokussiert von diesen Überlegungen ausgehend auf

¹ SCHNITZLER 1981 (im Text kursiviert zitiert mit Seitenzahlen in Klammern).

² Vgl. HOFER 2004, 103.

³ Ebd.

die eventuelle Metaphorizität der „Wahnsinnsnovelle“.

Obwohl die besagte Novelle aus mehreren Gesichtspunkten betrachtet ein eigenartiges Grenzphänomen darstellt, bezieht sich die kardinale Fragestellung darauf, inwiefern sich die Krankheit in der sog. „Wahnsinnsnovelle“ tatsächlich als Krankheit interpretieren lässt. Um einen möglichst eindringlichen Zugang zum Phänomen der psychischen Krankheit in einem literarischen Text bekommen zu können, sollten im Spiegel der Figurenkonstellation die Art und Weise der Schnitzler'schen Krankheitsdarstellung und darüber hinaus die Figurenkonstellation konstituierenden, tiefenpsychologisch geprägten, horizontalen und vertikalen Bewegungen der Novelle *Flucht in die Finsternis* betrachtet werden. In diesem Zusammenhang verfügt die Metaphorisierung über eine Sonderstelle. Die Grundproblematik, ob es in der Novelle tatsächlich um eine Krankheitsmetapher handele, lässt nämlich weitere Türen offen.

Laut Aristoteles' *Poetik* lässt sich vereinfacht sagen, Metapher bedeute so viel, einer Sache einen anderen Namen zu geben.⁴ Aristoteles geht mit einem weiten Definitionsversuch vor und hebt zwei grundlegende Funktionen der Metapher hervor: die rhetorische und die poetische. Die neueren Forschungen zur Metapher, insbesondere die kognitiven Metaphertheorien, gehen demgegenüber weiter, denn sie betrachten die Metapher nicht nur als eine Übertragung oder eine Art Eigenschaft der Wörter und sprachlicher Ausdrücke, sondern auch als Charakterzug des jeweiligen Begriffsystems und der menschlichen Denkweise überhaupt.⁵ Die Metapher fungiert dementsprechend als ein wertvolles kognitives Mittel des Alltags.⁶ Obwohl die Metapher definitorisch gesehen ein ziemlich problematisches Phänomen darstellt und begrifflich nicht einmal umrissen werden kann, wird sie jedoch überaus oft – insbesondere für die Erklärung kultureller, sozialer usw. Unbestimmtheiten – verwendet.

Anhand dieser Überlegungen kann Schnitzlers Krankheitsdarstellung in der Novelle *Flucht in die Finsternis* weder eine exakte klinische Reflexion einer Krankheit noch eine Fallstudie, höchstens eine Art Metapher sein – wir haben keinen besseren Begriff für die bildlichen Verfahrensweisen des Textes. Wenn wir aber bedenken, dass die Metapher an und für sich überaus plastisch ist und keine klaren Begriffsgrenzen aufweisen kann, bleibt es ohnehin fragwürdig, ob wir tatsächlich mit einer Metapher – oder falls nicht, dann womit – zu tun haben. Was ist eigentlich eine Metapher und inwiefern kann die – bezüglich der Krankheitsmetapher immer zitierte, trotzdem – vage Definition von SUSAN SONTAG hinsichtlich des Schnitzler'schen Textes überhaupt von Nutzen sein?

SUSAN SONTAG setzt sich in ihrem Essay *Krankheit als Metapher* mit der fast tendenziösen Art der metaphorisierenden Krankheitsdarstellung in der Literatur auseinander.⁷ Thomas Anz denkt in seinem Werk *Gesund oder krank? Medizin, Moral und Ästhetik in der deutschen Gegenwartsliteratur* die Überlegungen von Sontag weiter und stellt Folgendes fest, was ansonst in unserem Falle auch absolut axiomatisch klingen mag: „Über Krankheiten im Zusammenhang mit psychischen Befindlichkeiten, kulturellen Normen

⁴ Vgl. ARISTOTELES 1979, 77. (Poetik, 1457b).

⁵ Vgl. KÖVECSÉS 2005, 17.

⁶ Wenn es um kognitive Metaphertheorien geht, sollten die Namen von George Lakoff und Mark Johnson Erwähnung finden, die in ihrem 1980 erschienenen Werk *Metaphors We Live By* die Grundlagen der kognitiven Metaphertheorien ablegten. Vgl. dazu LAKOFF – JOHNSON 1980.

⁷ Vgl. SONTAG 1990.

oder gesellschaftlichen Verhältnissen zu reden heißt [...], sie zu metaphorisieren.”⁸

Dieser Definitionsversuch legitimiert zwar die Metaphorisierung im Falle der Schnitzler’schen Novelle, da es sich in der „Wahnsinnsnovelle“ um eine Art Krankheit geht, die vor allem psychisch oder psychosomatisch zu deuten ist, die aber eben auf diese Art und Weise die Grenzen des Begriffes *Metapher* aufzeigt. Diese Krankheiten sind nämlich solche, „deren Ursachen relativ ungeklärt sind, deren Heilung wenig gesichert ist, die mit großen Ängsten vielfältigen Spekulationen und Mystifikationen besetzt sind.“⁹ Dabei ist es klar, dass nur die Spekulationen bleiben, (psychische) Krankheiten literarischer Art zu interpretieren. Da Literatur aber keinen exakten Zugang zum Phänomen psychischer Krankheit bieten und darüber hinaus keine Diagnose erstellen kann, bleibt ihre Funktion höchstens die Kritik der von einer näher unbestimmten Distanz geahnten Diagnose.

Die mit literarischen Mitteln angenäherte Krankheitsform stellt in Schnitzlers Novelle keine bloße Metapher, sondern eher eine Art ins Gewand einer Metapher gehüllte Metamorphose dar. Um dies näher erklären zu können, sollten die die eigenartige Dynamik des Textes gewährleistenden horizontalen und vertikalen Bewegungen innerhalb der Novelle betrachtet werden. Schnitzlers Krankheitsmetapher entfaltet sich nämlich in der Figuren-, besser gesagt in der Bruderkonstellation.

Wie die Metapher, so die Figurenkonstellation (eig. Bruderkonstellation) ist bipolar zu nennen. Die Metapher konzentriert sich auf die zwei Brüder, die von vornherein für zwei entgegengesetzte Welten stehen: den „musisch begabten, labilen Robert“¹⁰ und den „wissenschaftlich orientierten, robusten Bruder“¹¹ Otto. Die Metapher operiert offensichtlich mit diesen zwei deutlichen Polen, die in der Motivstruktur der Novelle als Parallelen fungieren, und deren Wege auf ungewöhnliche Art und Weise in der fast dramatischen Struktur der Novelle einander zu kreuzen scheinen. Ihr Anknüpfungspunkt fällt zudem mit dem Origo der Krankheitsmetapher zusammen, was konkreter in den leitmotivisch wiederkehrenden Spiegel-Szenen der Novelle zum Ausdruck kommt.

Da es in der Novelle keine Handlung in herkömmlichem Sinne, d.h. keine Oberflächenhandlung präsent ist, vielmehr unterschwellige Prozesse im Rahmen eines Quasi-Gedankenstroms angedeutet werden, konzentriert sich die Metapher auch auf eine Metaebene, die in diesem Falle die Krankheit von Robert (?) bildet.¹²

Das Fragezeichen nach dem Namen von Robert verfügt zweifelsohne über eine Existenzberechtigung. Im Falle Roberts geht es nämlich um scheinbar unbeeinflussbare hypochondrische Wahngelüste, die letztendlich in eine Phobie oder vielmehr in eine Angsthysterie münden. Robert hat – wie aus den „Geschehnissen“ der fiktiven Welt der Novelle ersichtlich ist – Angst davor, wahnsinnig zu werden. Es verdient unbedingt eine Erwähnung, dass sich der dominante Bereich seiner Angsthysterie auf seine Augen, besser gesagt auf die

⁸ ANZ 1989, 14.

⁹ Ebd., 58.

¹⁰ PERLMANN 1987, S. 141.

¹¹ Ebd.

¹² Es kann nicht eindeutig behauptet werden, dass (nur) Robert als der einzige Protagonist des zweifellos einzigartigen Performanzaktes des Wahnsinns angesehen werden kann, obwohl sich die Nervenkrankheitsmetapher in überwiegendem Maße aus seinen diffusen Erinnerungsbildern konstituiert.

Augenlider konzentriert und seine Krankheit derart die Mediatorrolle des Auges vor dem Spiegel entfaltet. Seine hypochondrischen Irrvorstellungen werden nämlich durch die Spiegel-Szenen explizit zum Ausdruck gebracht, wie es zum ersten Mal im 3. Kapitel heißt:

[...] Schon wollte er sich befriedigt abwenden, als aus dem trüben Glas in rätselhafter Weise ein fremdes Auge ihn anzublicken schien. Er beugte sich vor und glaubte zu bemerken, daß das linke Lid tiefer herabsinke als das rechte. Er erschrak ein wenig, prüfte mit den Fingern nach, zwinkerte, preßte die Lider fest aneinander und öffnete sie wieder – doch der Unterschied gegenüber der rechten Seite blieb bestehen. Er kleidete sich rasch an, trat vor den großen Wandspiegel zwischen den beiden Fenstern, öffnete die Lider, so weit er vermochte, und mußte feststellen, daß das linke Lid seinem Willen nicht so rasch gehorchte wie das rechte. [...] (908)

Der Spiegel und der damit verbundene Selbstentfremdungsprozess durch das eigene Auge stehen in der Motivstruktur der Novelle vor allem für eine Art Grenzüberschreitung, die schon als erstes Anzeichen einer Wahnsinnskarriere interpretiert werden könnte. Der Spiegel wird fast zum Leitmotiv der Novelle, da er immer wieder im Laufe des Textes zurückkehrt. Die mentale Unausgeglichenheit von Robert scheint nämlich nicht einmal chemischer, sondern vielmehr semiotischer Natur zu sein. Die Wurzel aller Probleme ist sein ständiges rastloses Denken, das eine endlose Reihe von Selbstanalyse bedeutet. Die topologischen und semantischen Gegensätze werden im Sinne Lotmans auch durch *topographische* Kontraste ergänzt¹³, die ihre markanteste Erscheinungsform in dem Schwellensymbol ‚Spiegel‘ erhalten. Der Spiegel fungiert als eine Tür zwischen Welten, zwischen Innen und Außen, zwischen Gesundheit und Krankheit und zwischen Tiefe und Oberfläche.

Sich selbst in dem Spiegel sezierend entfernt sich Robert immer mehr von seinem Selbst, das sogar für seine Augen als ein Fremder erscheint. Auf einer semantischen Ebene erfolgt der symbolische Ich-Verlust. Naher betrachtet ist hier die Rede eigentlich nicht einmal von einem Ich-Verlust, sondern vielmehr von einer Art Grenzüberschreitung. Wenn Robert nämlich vor dem Spiegel zum Außenseiter des eigenen Selbst wird, haben seine Ängste keine Macht mehr über ihn. Er bleibt zwar vor der Tür draußen, er wird sich selbst fremd, trotzdem wird er eben dadurch frei werden.

Wie wandelt sich aber die Selbstentfremdung in persönliche Freiheit um? Wie kann man die Welt jenseits des Spiegels erreichen? Kapitel 13 liefert einige Antwortmöglichkeiten:

Von plötzlicher Unruhe gepackt, schaltete Robert das Licht ein, sprang aus dem Bett und trat vor den Spiegel. Das Antlitz, das ihm entgegensah, mit fahlen Wangen, weitaufgerissenen Augen und zerrautem Haar, einen fremden Zug um die Lippen, erschreckte ihn tief. *War das überhaupt sein eigenes Gesicht?* Ja, das war es wohl, aber so, wie es sich einem offenbaren mußte, dem es gegeben war, hinter den gepflegten Masken des Alltags das echte, das wahrhaftige zu erkennen, in das die Spuren all der Ängste eingegraben waren, die ihn sein halbes Leben lang verfolgt und endlich durch die Welt gejagt hatten. [...] und es war sehr naheliegend, daß Otto, der seit Jahren eine ernstere Nervenerkrankung, vielleicht den Ausbruch

¹³ Zu den topologischen und semantischen Teilräumen narrativer Texte vgl. Lotmans Überlegungen in MARTÍNEZ – SCHEFFEL, 2005, 140ff.

einer Geistesstörung bei ihm befürchtet hatte, ihn fortdauernd beobachtete und beobachten ließ. (955f. – Hervorh. I. T.)

Der leitmotivisch eingesetzte Spiegel verfügt zusehends über eine Schwellenfunktion, weil er wie eine Tür zwischen zwei Welten einer Person vermittelt, indem er eine Mediatorrolle zwischen dem Ich und dem wohl (v)erkannten Fremden des eigenen Selbst einnimmt. Die Krankheitsmetapher ernährt sich aber nicht nur ausschließlich von den mentalen Belastungserscheinungen von Robert, sondern sie hat auch einen anderen Pol, nämlich das Otto-Phänomen¹⁴, das auch als organischer Teil der ganzen Metapher angesehen werden kann. Die Metapher schwebt zwischen komplementären Gegensätzen, die sich grundlegend innerhalb eines imaginären Kreises bewegen, dessen Ränder sie durch Grenzverletzung überschreiten. So die Metapher, wie der Kreis, den sie bildet, haben zwei einander entgegengesetzte Pole: Robert und Otto. Roberts Wahnsinn erscheint zwar evident, ist aber keineswegs markanter als der von Otto. Obwohl in der Geschichte Robert als wahnsinnig angesehen wird, scheint Otto ebenso krank, wenn nicht kränker zu sein. Die Pointe des Ganzen ist die Gegebenheit, dass es eben Robert ist, der das Urteil über die vermutete Geisteskrankheit von Otto ausspricht. Robert ist nämlich in der Lage, sich über Ottos Zustand zu äußern, weil er aus einer anderen Perspektive – eigentlich vor der Tür, d.h. jenseits der Grenze – die ganze Debatte über Gesundheit und Krankheit sieht. In Bezug auf Robert geht es nicht nur um die ständige Furcht der Neurotiker, geisteskrank zu werden, sondern er überschreitet sogar die Konturen seines eigenen Selbst, wenn er anfängt, sein wohlverdientes Hypochonder-Dasein widerlegend, statt sich selbst Otto für wahnsinnig zu halten, wie dies die durch die Erzählstimme teils indirekt vermittelten teils verlauteten Gedanken von Robert belegen:

Er war nicht wahnsinnig; er war gesund. Aber was half ihm das, wenn ihn andere für wahnsinnig hielten? Was half es ihm, wenn am Ende der eigene Bruder ihn für wahnsinnig hielt? Konnte es nicht geschehen, daß grade die wundersame Veränderung seines Seelenzustandes, dieses Aufschweben, diese Gelöstheit, diese Heiterkeit seines Wesens, einem getrübbten Blick die Anzeichen einer herannahenden Geistesstörung vortäuschten? Vor wenigen Tagen erst hatte sich Marianne ihm gegenüber mit wachsender Besorgnis über ihres Gatten blasses und abgespanntes Aussehen geäußert; [...] und in der Erinnerung schien ihm sogar, als hätte in der letzten Zeit Ottos Gang und Haltung einen eigentümlich veränderten Charakter angenommen. *Sollte er kränker sein als ich, dachte Robert? – Er – der Kranke – er allein?* (953f. – Hervorh. I. T.)

Wie es aus der zitierten Passage hervorgeht, werden die fließenden Grenzen innerhalb dieser bipolaren Störung, worauf sich die Krankheitsmetapher von Schnitzler bezieht, mit einem besonderen Akzent betont. Wir wissen nicht einmal, wer in der Novelle gesund und wer tatsächlich krank ist. Die abstrakten Begriffe Krankheit und Gesundheit und die Metapher als solche stehen für etwas, was sich nicht an der Oberfläche, sondern tief unter-schwellig materialisiert.

Diese unterschweligen Prozesse stecken hinter den grenzverletzenden Akten der

¹⁴ In der Novelle von Arthur Schnitzler *Flucht in die Finsternis* wird nebst den sich zwischen Nervosität und Geistesstörung manifestierenden Grauzonen eines Wahnsinnigen auch der Typus des Nervenarztes beschrieben, der selbst an seiner fremd gewordenen Seele leidet.

Novelle, die sich auch visuell materialisieren. Folglich sollte die leitmotivisch verwendete Lichtmetaphorik in Schnitzlers Novelle näher untersucht werden.

Die Lichtverhältnisse innerhalb der – sagen wir 'mal – Metapher sind paradoxerweise völlig unabsehbar, welche Tatsache grundlegend in der Narration wurzelt: Der Erzähler legitimiert und potenziert nämlich die Undurchsichtigkeit der Novelle. Die Erzählstimme sieht zwar mit den Augen der Figuren, aber eben deshalb ist dieses Sehen wackelig zu nennen, weil die Figuren selbst im psychischen Sinne des Wortes augenschwach sind. Innen ist es nämlich dunkel. Außen gibt es zwar Licht, aber auch eine andere Wirklichkeit.

Was sind aber diese Begriffe: Innen und Außen? Worauf beziehen sie sich? Und wie sind sie mit der Erzählstimme in Verbindung zu bringen? Und darüber hinaus: was ist die Wirklichkeit, und wo ist sie zu finden? Gibt es eigentlich eine einzige Wirklichkeit? Und noch etwas: Wer löscht das Licht innen aus?

Die Lichtverhältnisse der Novelle reflektieren die implizierten vertikalen Bewegungen, die überaus psychisch geprägt sind und eigentlich dazu berufen sind, die Instabilität des Ichs zu veranschaulichen. Die Lichtmetaphorik der Novelle *Flucht in die Finsternis* unterstützt auch die postulierte Bipolarität der zu analysierenden seelischen Störungserscheinung, die außer der sozialen Neurose als Beweggrund auch endogene Ursachen überlagert, wie es Theodor W. Alexander implizit auch festsetzt: Die leitmotivisch eingesetzte Lichtmetaphorik signalisiert, dass es bei den Verständigungsschwierigkeiten zwischen Gesunden und Kranken nicht allein um gesellschaftliche Außenseiter geht. Angesprochen ist vielmehr der allgegenwärtige Kampf zwischen den hellen, rationalen nachvollziehbaren Prozessen des Bewusstseins und den aus dem Dunkel des Unbewussten kommenden Regungen, ein Kampf, in dem der Held der Erzählung durch seine Hingabe an die Kräfte der Finsternis unterliegt.¹⁵

Die *Wahnsinnsnovelle* operiert von Anfang an mit dieser Lichtmetaphorik, die mit ihren Dichotomien innen-außen bzw. dunkel-hell offensichtlich auf den Tiefenpsychologismus anspielt. Tiefenpsychisch ist diese Lichtmetaphorik in dem Sinne, dass die thematisch behandelte Dunkelheit für die Tiefe des Unterbewusstseins und die mal aufblitzenden, mal untergehenden Lichteffekte für das Helle des Bewusstseins stehen.

Was Robert betrifft, ist der Grund für die Instabilität seines Ichs und für die Auflösung seiner Ich-Grenzen die eigene Dunkelheit. Er lebt nämlich in einer inneren Isolation. Er lebt in scheinbarem Glanz, aber er hat zu niemandem Kontakt, er lebt in seiner eigenen Welt, er verhält sich wie ein schizophreses Genie, das eine neue Welt schafft, aber eben daran zugrunde geht. In der eigenen Welt von Robert ist der „totale[...] Verlust rational-distanzierter Urteilsfähigkeit“¹⁶ das wichtigste Motiv. Und in dem Kranksein von Robert sind darüber hinaus die Zeichen der allgemeinen Ruhelosigkeit der Psyche zu ertappen. So ist beispielsweise seine Komplottheorie, die kein Fünkchen von rationaler Urteilsfähigkeit hat und ihre markanteste Form im 15. Kapitel zeigt:

Robert, auch im Überzieher, den Hut in der Hand, stand hinter ihm und hielt den Blick auf Ottos gesenkten grauen Kopf geheftet, der sich aus dem Pelzkragen hervorhob und ihm nun sonderbar fremd erschien, wie der eines müden alten Mannes,

¹⁵ Vgl. dazu PERLMANN 1987, 142.

¹⁶ Ebd.

den er nicht kannte. Was hat dieser Besuch zu bedeuten? fragte er sich. Was will er hier? *Flüchtig fuhr ihm durch den Sinn, ob Otto nicht etwa ein giftiges Pulver mitgebracht hätte, das sich im Raum verbreiten und später seine verderbliche Wirkung entfalten sollte; und er nahm sich vor, für alle Fälle nachher das Fenster zu öffnen.* Plötzlich wandte Otto sich um, Robert verlieh seinem eigenen Blick einen unbefangenen Ausdruck und bemerkte, daß Ottos Augen sich leicht umschleierten. (969, Hervorh. I. T.)

Wie die mosaiksteinartig zitierte Komplottheorie darauf hindeuten wollte, besteht das Problem hier nicht darin, dass in dieser Erzählung alles bis zum Kernsinn wahnsinnig ist, sondern darin, dass in diesem Wahnsinn ein System zu finden ist. Eben diese präzise aufgebaute Komplottheorie legitimiert die Feststellung, dass die ganze Novelle nichts anderes ist, als die Geschichte einer Wanderung, wo der Raum von Roberts Wanderungen zusehends sein eigenes Bewusstsein und Unterbewusstsein wird, in dessen Tiefe er im Rahmen einer irrationalen Seelenreise runtergeht. Die Darstellung des psychologischen Zerfallsvorganges geht zu den allerletzten Grenzen. Obwohl der Text eben dann beginnt, als die Krankheit bereits vorhanden ist, werden die einzelnen Stationen des (latenten) Wahnsinns bis zum tödlichen Ausgang detailliert dargestellt.

Das permanente Ineinanderspielen von surrealen traumähnlichen Zuständen und stabil geahnter Wachrealität schafft eine Art Ambivalenz, die Schnitzlers ganze Novelle durchzieht. Jenseits des diffusen Bilderstroms von Robert ist nämlich eine andere Welt, die eigentlich seine Krankheit generiert. Seine Störung psychischer Natur, die sich in erster Linie in seiner „Denkerfahrenheit als Symptom der Krankheit“¹⁷ materialisiert, kann nämlich als ein komplexes Phänomen von sowohl endogenen, als auch exogenen Einflüssen betrachtet werden. Im Rahmen der erzählten Welt können aber mit Hilfe der Aufdeckung der Figurenkonstellation nur die exogenen Grundlagen der Krankheit von Robert untersucht werden. Da das Kranksein immer von der äußeren sozialen Beurteilung abhängt sind die Begriffe wie ‚normal‘ und ‚abnorm‘, ‚gesund‘ und ‚krank‘ erst in gesellschaftlichem Kontext zu verstehen.

Abschließende Gedanken

Die diffusen und gleichzeitig absurden Bilder im Kopf von Robert konstituieren aber seine eigene Welt. Sein privates Universum ist dementsprechend nichts anderes, als eine Schar von Statisten, die seinem Krankheitsverlauf mehr oder minder beiwohnen. Robert nimmt zwar tatsächlich an einer Flucht teil, die jede Gegebenheit nach seiner Lust und Laune fom(ier)t, aber der wirkliche Raum seiner Wanderungen bleibt vielmehr sein eigenes Bewusstsein (das für das Außengebiet und für Helligkeit steht und eigentlich den Kontakt mit der Außenwelt sichert) und sein Unbewusstsein (das für das Innengebiet seiner Seele und für die Dunkelheit steht und Robert begibt sich auf dessen Tiefe, auf eine irrationale Seelenfahrt)..

Das sich entlang der Grenzen materialisierende Fluchterlebnis wird zusehends zum wichtigsten Motiv der unbeeinflussbaren hypochondrischen Wahngelbte, denen „der Gang der Ereignisse [...] am Ende recht gegeben [hat]“ (985):

¹⁷ LINDKEN 1982, 347.

Der Fall in all seiner Dürsterkeit lag so klar wie möglich: *Verfolgungswahn*, wer konnte daran zweifeln? Doktor Leinbach aber hatte seine eigenen Gedanken darüber, und er zögerte nicht, sie seinem mit Sorgfalt geführten Tagebuch anzuvertrauen. »Mein armer Freund«, schrieb er, »hat an der fixen Idee gelitten, so heißt es ja wohl, daß er durch seinen Bruder sterben müsse; und *der Gang der Ereignisse hat ihm am Ende recht gegeben*. [...] Aber die Ahnung war in ihm gewesen, das läßt sich nicht abstreiten. *Und was sind Ahnungen? Doch nur Gedankenfolgen innerhalb des Unbewußten*. Die Logik im Metaphysischen, könnte man vielleicht sagen. Wir aber reden von Zwangsvorstellungen! Ob wir dazu berechtigt sind, ob dieses Wort – wie so manche andere – nicht eigentlich eine Ausflucht bedeutet – eine Flucht ins System aus der friedlosen Vielfältigkeit der Einzelfälle –, das ist eine andere Frage. Und ein Fall, wie der meines armen Freundes – –« (1985, Hervorh. I. T.)

LITERATUR

- ANZ 1989
ANZ, Thomas: *Gesund oder krank? Medizin, Moral und Ästhetik in der deutschen Gegenwartsliteratur*. Stuttgart, 1989.
- ARISTOTELES 1979
ARISZTOTELES: *Poetik*. Griechisch und deutsch. Aus d. Griech. Übers. V. Walter Schönherr. Leipzig, 1979.
- BOHNEN – BAUER 1982
BOHNEN, K.–BAUER, C. (Hg.): *Arthur Schnitzler*. Kopenhagen–München, 1982.
- HOFER 2004
HOFER, Hans-Georg: *Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880–1920)*. Wien/Köln/Weimar, 2004.
- KÖVECSES 2005
KÖVECSES, Zoltán: *A metafora. Gyakorlati bevezetés a kognitív metaforaelméletbe*. Budapest, 2005.
- LAKOFF – JOHNSON 1980
LAKOFF, George – JOHNSON, Mark: *Metaphors We Live By*. Chicago, 1980.
- LINDKEN 1982
LINDKEN, Hans-Ulrich: Zur Ätiologie und Semiotik des 'Wahns' in Schnitzlers 'Flucht in die Finsternis'. In.: BOHNEN – BAUER 1982. 344–354.
- MARTÍNEZ – SCHEFFEL 2005
MARTÍNEZ, M.–SCHEFFEL, M.: *Einführung in die Erzähltheorie*. München, 2005.
- PERLMANN 1987
PERLMANN, Michaela L.: *Arthur Schnitzler*. Stuttgart, 1987.
- SCHNITZLER 1981
SCHNITZLER, Arthur: *Flucht in die Finsternis*. In: DERS.: *Gesammelte Werke*. Bd. 2. Die Erzählenden Schriften. Frankfurt/M., 1981. 902–985.
- SONTAG 1990
SONTAG, Susan: *Illness as Metaphor and AIDS and Its Metaphors*. New York, London, Toronto, Sydney, Auckland, 1990.

DIE SPUR DES PFADES. DIE MEDIALITÄT(EN) DER SCHRIFT IN FRANZ KAFKAS *IN DER STRAFKOLONIE*

LEHEL SATA
Universität Pécs, Ungarn

„Alle Medien massieren uns gründlich durch. Sie sind dermaßen durchgreifend in ihren persönlichen, politischen, ökonomischen, moralischen ethischen und sozialen Auswirkungen, daß sie keinen Teil von uns unberührt, unbeeinflusst, unverändert lassen. Das Medium ist Massage.“¹

Einleitung

Die bildliche Nähe und Verwandtschaft zwischen McLuhans „Massage“ und Kafkas „eigentümlichem Apparat“² mit seinem zitternden Bett, mit den auf der Haut tanzenden Nadeln und der auf und ab schwebenden Egge, macht es einem nicht leicht, der Versuchung zu widerstehen, die Erzählung *In der Strafkolonie* als eine metaphorisch umgesetzte Medientheorie, den beschriebenen Apparat als eine gewaltige Metapher eines Dispositionsmediums anzusehen. Trotzdem gibt es mindestens zwei Aspekte, die in dieser Hinsicht Vorsicht gebieten. Die schlichte Behauptung einer literarisch verkleideten Medientheorie kann sehr schnell in eine Tautologie münden, indem eine solche Lesart bloß die in der Forschung stets wiederkehrende These von der prinzipiellen Offenheit und der gleichzeitigen hermetischen Verslossenheit der Kafka-Texte gegenüber jeglichem Deutungsversuch zu wiederholen vermag. Andererseits – und dies scheint für den Ansatz dieses Beitrags interessanter zu sein – sollte man bedenken, dass die beiden Formen der Einwirkung auf den menschlichen Körper einen wesentlichen Unterschied aufweisen: Während die „Massage“ keine im materiellen Sinne sichtbaren – zumindest nicht auf die Dauer – Spuren hinterlässt, trägt der bezeichnete Körper die bleibende Spur eines Hinrichtungs- und gleichzeitig Erkenntnisprozesses. Die Aufgabe dieses Beitrags soll sein, den „Spuren“³ – im Sinne von „Figuration“ – der Materialität bzw. Medialität der Schrift im Kafkaschen Text nachzugehen. Bezüglich dieser Spuren könnte man selbstverständlich auch über Figuren oder Metaphern sprechen. Jedoch eignet sich die Semantik des von Augustinus⁴ geprägten rhetorisch-theologischen Begriffs „Figuration“ – sie bedeutet ursprünglich „Fleischwerdung des Wortes“ – am besten, um den verschiedenen Bedeutungsebenen der Kafkaschen Metaphern nachzukommen.

¹ MCLUHAN – FIORE, 1969, 26.

² KAFKA, 1983, 151.

³ Dieser Aufsatz stellt sich nicht die Aufgabe, auf die aktuelle theoretische Diskussion zum weit gefächerten und in vielen Disziplinen zum grundlegend erklärten Begriff „Spur“ einzugehen. Vgl. dazu z.B. KRÄMER – GRUBE – KOGGE, 2007.

⁴ „Vetus enim Testamentum est promissio *figurata*, novum Testamentum est promissio spiritualiter intellecta.“ (AUGUSTINUS, Sermon. 4.9 Vgl. <http://www.sant-agostino.it/latino/discorsi/index2.htm> – Stand vom 3.1.2009)

Motive, Bildkomplexe und Metaphern

Das Motiv des Schreibens bzw. der Schrift erscheint in Kafkas Erzählung in mehreren Bildkomplexen: als in die menschliche Haut eingeritztes Urteil, als Handzeichnung, als Inschrift auf dem Grabstein des alten Kommandanten oder im Bild des „eigentümlichen Apparats“. Diese Artefakte geben dem Autor den Anlass, auf der Metaebene des Textes auch den eigenen literarischen Schaffensprozess mitzureflektieren. Die Hervorhebung des Materialcharakters der schrifttragenden Oberflächen zeugt gleichzeitig davon, dass diese Reflexion von einem starken Bewusstsein von der Medialität der literarischen Texte geprägt ist.

Der vorliegende Beitrag wurde durch einige Erkenntnisse der Medientheorie inspiriert. So können sich z.B. die Begriffe „Spur“ bzw. „Pfad“, die u.a. von Aleida Assmann zum Zweck der Beschreibung der Formen medialer Fixierung von Inhalten in oralen- bzw. Schriftkulturen neu interpretiert worden sind, auch im Zusammenhang mit dem Kafka-Text als besonders fruchtbar erweisen. In Analogie zur „Plötzlichkeit“ bzw. zur „Dauer“ deuten sie auf einen Schreibprozess hin, der von der gleichzeitigen Präsenz beider Aspekte determiniert ist. Die Frage, die sich dabei stellt, lautet: In wie weit werden die Botschaft oder die kommunikative Intention durch die Medien (Haut, Stein, Papier) transformiert? Außerdem soll in Anlehnung etwa an Vilém Flussers Theorie des Apparatischen untersucht werden, welche Störungen in der Übertragung von Botschaften auftreten können, wodurch das Medium selbstreflexiv und sogar zu einem Hindernis wird.

Der Beitrag versucht auch die Grenzen bzw. die Übergänge aufzuspüren, an denen die Botschaft die Funktion eines Mediums – oder umgekehrt – übernimmt. Die Tatsache, dass die verschiedenen 'Schriften' als Zeichensysteme auch ineinander übergehen können, führt zur Entstehung eines komplexen Schriftwerkes, welches den Leser – trotz seiner Kürze (wie z.B. der Inschrift auf der Haut des Verurteilten, „Ehre deinen Vorgesetzten“⁵) oder der angeblichen Deutlichkeit und Einfachheit (z.B. der literarischen Sprache Kafkas) – zu einem wiederholtem und vertieften Lesen zwingt. Dieser letztere Aspekt – Lektüre als Bewusstmachung des medialen Charakters des Textes – soll mit Hilfe der von Barthes eingeführten Dichotomie vom „lesbarem“ und „schreibbarem“ Text erläutert werden. Dabei handelt es sich nicht um die Absicht, eine vollständige Interpretation der Erzählung darzulegen. Statt dessen wird auf einige Textstellen fokussiert, in denen die Problematik der Medialität akzentuiert erscheint.

Als erster Schritt soll der Apparat selbst näher untersucht werden. Der Offizier bestimmt seine Funktion in der Durchführung einer „maschinellen Hinrichtungsart“⁶, die aufgrund eines vorherbestimmten Programms erfolgen soll. Eine für einen Außenstehenden kaum lesbare Handzeichnung wird in den Zeichner eingebettet, die dann vom Apparat auf – genauer gesagt – in die Haut des Verurteilten überträgt. In diesem Sinne erfüllt der Apparat die Rolle eines Mediums, indem er zwischen zwei Sphären schriftlicher Fixiertheit vermittelt. Doch dieser Aspekt wirft einige Probleme auf, die in erster Linie das Verständnis vom Medium betreffen. Zahlreiche Medientheorien – nicht weniger diejenigen, die die Medialität des literarischen Textes durch die Betonung seines Materialcharakters begründen – definieren das Medium entweder als einen „materiellen Übergang zwischen zwei immate-

⁵ KAFKA, 155.

⁶ Ebd., 165.

riellen Sphären”⁷ oder heben den paradoxen Zug des Mediums hervor, dass während es sichtbare Formen prozessiert, es selbst latent und sogar unsichtbar bleibe.⁸

In Kafkas Erzählung scheint die Sachlage völlig umgekehrt zu sein: Der fiktionalen Gestalt des Reisenden – des Fremden – und so auch dem nicht-fiktionalen Leser wird eine Optik aufgezwungen, der von einem Apparat dominiert wird, dessen Funktionieren und dadurch auch dessen Daseinsberechtigung als Medium von einer ständigen Störungsgefahr in Frage gestellt wird. Noch problematischer erscheint die Tatsache, dass die vom Apparat aktualisierten Formen zwar sichtbar, aber nicht zu entziffern sind. So ergibt sich, dass nicht der Apparat das Stabile und nicht die hervorgebrachten Sichtbarkeiten das Variable darstellen, sondern umgekehrt. Soll sich aus diesen Überlegungen notwendigerweise die – ebenfalls paradox klingende – Schlussfolgerung ergeben, dass der Kafkasche Apparat den eigenen Mediumcharakter negiert?

Weitere Aufklärung kann man sich erhoffen, wenn man beim Adjektiv „maschinell“ verweilt. Wenn man ihn nicht als einen Hinrichtungsmechanismus, sondern als eine ‚Schreib-‘ oder ‚Zeichenmaschine‘ betrachtet, handelt es sich um einen „eigentümlichen“ Apparat, der technische Bilder nicht produziert, sondern reproduziert. Die „Zeichnungen des früheren Kommandanten“⁹, diese „labyrinthartige, einander vielfach kreuzende Linien, die so dicht das Papier bedeckten, daß man nur mit Mühe die weißen Zwischenräume erkannte“¹⁰ werden auf bzw. in der Rückenhaut verdoppelt, vervielfacht.

Vilém Flusser spricht vom Apparat als von einer technischen Vorrichtung, wobei Technik die Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse auf Phänomene bedeutet. Im Unterschied zu den traditionellen Bildern stellen die technisch erzeugten Bilder Abstraktionen dritten Grades dar.¹¹ Das bedeutet soviel, dass im Prozess der Hervorbringung eine mehrfache Kodierung bzw. Umkodierung stattfindet. Das technische Bild ist das indirekte Produkt von wissenschaftlichen „Texten“ oder Codes, das man auch Programm nennen kann. Aufgrund des Programms findet im „black box“, d. h. im Apparat eine Neukodierung statt, deshalb die Behauptung Flussers, dass die technischen Bilder einen Metakode von „Texten“ darstellen. Sie haben einen symbolischen Charakter, weil sie keine direkte und neutrale Wiedergabe der Außenwelt sind, sondern deren neuartig kodierte „Begriffe“ und „Texturen“.¹² Es findet also eine besondere Wechselwirkung zwischen Text und Bild statt, indem im Prozess der Umkodierung die Bilder einen textuellen, die Texte einen ikonographischen, einen imaginativen Charakter erhalten. Bild und Text werden gegenseitig zum Metacode des anderen.

Überträgt man nun diese Erkenntnisse auf den Kafkaschen Apparat, erkennt man

⁷ KREMER, 2004, 9.

⁸ So z.B. McLuhans These von der konstitutionellen Blindheit der Medien, ihrer „Unerkennbarkeit“, denn „Wirkung ist immer ein verborgener Grund und niemals ein Teil der Figur. Das, was man sieht, ist die Figur, das, was die Wirkung ausmacht, der Grund. Das ist der Sinn von: Das Medium ist die Botschaft. Das Medium ist verborgen, der Inhalt offensichtlich.“ Vgl. MERSCH, 2006, 115ff.

⁹ KAFKA, 1983, 155.

¹⁰ Ebd., 159.

¹¹ FLUSSER, 1999, 13ff.

¹² Flusser nennt sowohl die traditionellen wie auch die technisch erzeugten Bilder „bedeutende Flächen“ (ebd., 8).

im dort beschriebenen medialen Transformationsprozess ebenfalls eine Dreiteilung. Eine Handzeichnung wird aufgrund eines Programms bearbeitet und weitergegeben, wodurch die menschliche Haut zu einem ikonisch-symbolischen Raum der Bedeutsamkeit verwandelt wird. Gleichzeitig kann man sich hier auch der erwähnten Latenz des Mediums bewusst werden, wenn man die Frage nach dem Sinn und Zweck einer Wiederholung eines ikonisch-textuellen Systems auf einer anderen Oberfläche stellt. Gerade, weil die auf die Haut projizierte Zeichnung scheinbar mit dem Original identisch ist, ist es nicht einfach, die Art und Weise der Geprägtheit der Reproduktion durch das Medium auszumachen. Denn der Apparat selbst ist zwar sichtbar, seine Wirkung bleibt aber transzendental.¹³

Die Frage nach der medialen Geprägtheit der Reproduktion lenkt die Aufmerksamkeit auf den – von Flusser ontologisch – genannten Unterschied zwischen den beiden Bilderformen. Die Handzeichnung des alten Kommandanten ist ein traditionelles Bild, gekennzeichnet von Singularität, Echtheit und Originalität, also von dem, was Walter Benjamin „Aura“¹⁴ nennt. Außerdem wird diese Handzeichnung vom Offizier mehrmals auch als „Schrift“ bezeichnet („keine Schönschrift für Schulkinder“, „keine einfache Schrift“¹⁵) und es wird gesagt, dass „viele Zieraten die eigentliche Schrift umgeben“¹⁶ würden. Dieser multimediale Charakter erfordert eine entsprechende Wahrnehmung und Dekodierung, sowohl eine imaginative (hin- und herschwebende, von Punkt zu Punkt springende, auch zirkulare) wie auch eine begriffliche, linear entziffernde Denkweise. Man kann auch von einer „Spur“ im Sinne Aleida Assmanns sprechen, die als „statische“ „Sicherungsform der Dauer“ durch die „Intensität“ einer einmaligen Einprägungs- und Gravierungsbewegung gekennzeichnet ist.¹⁷

Die Übertragung dieses plurimedialen Zeichensystems auf die Haut transformiert diese in eine technisch erzeugte Oberfläche, auf der eine Trennung des begrifflichen von der bildlich-imaginativen Systems beabsichtigt wird, die dann – nach der sechsten Stunde der ununterbrochenen Beschriftung bzw. Be-Zeichnung der Haut – zur Erkenntnis der eigenen Schuld und des daraus folgenden Urteils führen sollte. In der Erzählung heißt es: „es ist nicht leicht, die Schrift mit den Augen zu entziffern; unser Mann entziffert sie aber mit seinen Wunden“. In diesem Sinne vermittelt also der „eigentümliche“ Apparat zwischen zwei ihrerseits ebenfalls Medien, im Sinne von „Zeichenträgern“.¹⁸ Deshalb kann man den gesamten Prozess als ein Dialog von Medien bezeichnen, in dem sich die Schrift, dank der unterschiedlichen Materialität und Medialität, in verschiedenen Arten und Weisen artikuliert, ohne auf den ersten Blick transformiert zu werden. Diese besondere Form der Dialogizität bestätigt die McLuhmannsche These, nach der „jedes Medium immer der Inhalt eines anderen Mediums“¹⁹ sei. Doch im Fall der *Strafkolonie* soll das angebliche Ziel dieser Verschränkung und gegenseitigen Interpretation der Medien nicht im Erreichen „einer

¹³ Vgl. MERSCH, 2006, 117.

¹⁴ BENJAMIN, 2002. Zu Benjamins Aura-Begriff vgl. auch FÜRNKÁS, 2000.

¹⁵ KAFKA, 1983, 159.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Vgl. ASSMANN, 2006, 62ff.

¹⁸ Ebd., 60.

¹⁹ Zitiert nach MERSCH, 2006, 116.

höheren Komplexität“²⁰ bestehen, wie es McLuhan allgemein feststellt, sondern gerade in der Desambiguierung und der eindeutigen Fixierung einer einzig gültigen Bedeutung: „die wirkliche Schrift umzieht den Leib nur in einem schmalen Gürtel; der übrige Körper ist für Verzierungen bestimmt.“²¹

Deshalb ist die auf Papier fixierte Schrift, die mit dem Kode des apparatischen Programms in Interaktion tretende Schrift bzw. die in die Haut eingravierte Schrift die materielle Verkörperung und mehrfache Transposition einer Botschaft, die aus irgendeinem Grund nicht mehr in der Lage ist, in der traditionellen medialen Form den Rezipienten zu erreichen:

»Lesen Sie«, sagte er. »Ich kann nicht«, sagte der Reisende, »ich sagte schon, ich kann diese Blätter nicht lesen.« »Sehen Sie das Blatt doch genau an«, sagte der Offizier und trat neben den Reisenden, um mit ihm zu lesen. Als auch das nichts half, fuhr er mit dem kleinen Finger in großer Höhe, als dürfe das Blatt auf keinen Fall berührt werden, über das Papier hin, um auf diese Weise dem Reisenden das Lesen zu erleichtern. Der Reisende gab sich auch, Mühe, um wenigstens darin dem Offizier gefällig sein zu können, aber es war ihm unmöglich.²²

Rezipient, Medium und Botschaften

Liegt es also am Rezipienten, am Medium oder an der Botschaft selbst, dass das Blatt mit der Handzeichnung aufhört, alleiniger materieller Vermittler zwischen zwei immateriellen Sphären – diesmal dem Gebot „Ehre deine Vorgesetzten!“ – zu sein?

Eine mögliche Antwort erhält man, wenn man zu den Begriffen „studium“ und „punctum“ greift, die Roland Barthes in Bezug auf die Fotografie erarbeitet hat. Sie beziehen sich sowohl auf Rezeptionsmodi wie auch auf die Formen und Gründe der Wirkung, die ein fotografisches Bild auf den Betrachter ausüben kann. Das „studium“ ist eine Art allgemeine Beteiligung und höfliches Interesse, welches auf das Bild projiziert wird und durch das Erkennen der Intentionen des Produzenten einen „durchschnittlichen Affekt“²³ im Betrachter hervorruft. Das „punctum“ dagegen ist eine Wirkung, die vom Bild selbst ausgeht und eine Schockwirkung provoziert. Nach Barthes handelt es sich um etwas Unbenennbares, Nicht-Kodiertes, Zufälliges am Foto, das „wie ein Pfeil aus seinem Zusammenhang hervor[schießt], um mich zu durchbohren“, ein Element, „das mich besticht“.²⁴ Nicht nur die Wundenmetaphorik in Barthes' Ausführungen stellt den Bezug zu den von den Nadeln eröffneten „wundbeschriebenen Stellen“ in der *Strafkolonie* her, sondern auch das Vokabular, mit dem die ähnliche Ausrichtung der beiden Wahrnehmungsprozesse bezeichnet wird. Während Barthes von einem „satori“²⁵, also von einer plötzlichen Erleuchtung

²⁰ Ebd., 117.

²¹ KAFKA, 1983, 159.

²² Ebd., 171.

²³ BARTHES, 1985, 35.

²⁴ Ebd., 36.

²⁵ Ebd., 60. An einer anderen Stelle, wo Barthes über das Rätsel des Haikus nachdenkt, liest man zum Begriff „satori“ folgendes: „Und vielleicht ist das, was im Zen *Satori* genannt wird und das sich im Westen nur durch Ausdrücke mit vage christlicher Konnotation übersetzen lässt (Erleuchtung, Offenbarung, Schau), nur ein panischer Schwebestand der Sprache, die Leerstelle, die in uns die

oder von einem Aufblitzen einer Art Wahrheit im Sinne des Erleuchtungserlebnisses im Zen-Buddhismus spricht, was sich manchmal trotz ihrer Deutlichkeit erst im nachhinein offenbart, fasst der Offizier der *Strafkolonie* den Ausgang der Folterung apodiktisch zusammen: „Verstand geht dem Blödesten auf“.²⁶

Unter diesen Bedingungen liegt es nahe, im „eigentümlichen Apparat“ das Sinnbild einer – auch die literarische betreffende – Kommunikationssituation zu sehen, in der konventionelle Methoden der Chiffrierung und auch der Dechiffrierung ungültig und traditionelle Perzeptionsmodi fragwürdig geworden sind. Barthes' Aufforderung, dass man die Augen schließen soll, wenn man ein Foto betrachten will, reimt sich ebenfalls mit dem bereits zitierten Satz, nach dem die Schrift mit den Wunden entziffert wird. Dieselbe Metaphorik kehrt auch in einem Brief von Kafka wieder, in dem er über die Aufgabe des literarischen Schaffens meditiert und der als ein außertextueller Bezug zur *Strafkolonie* gelesen werden kann:

Ich glaube, man sollte überhaupt nur solche Bücher lesen, die einen *beißen* und *stechen*. Wenn das Buch, das wir lesen, uns nicht mit einem Faustschlag auf den Schädel weckt, wozu lesen wir dann das Buch? Damit es uns glücklich macht, wie Du schreibst? Mein Gott, glücklich wären wir eben auch, wenn wir keine Bücher hätten, und solche Bücher, die uns glücklich machen, könnten wir zur Not selber schreiben. Wir brauchen aber die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns sehr schmerzt, wie der Tod eines, den wir lieber hatten als uns, wie wenn wir in Wälder vorstoßen würden, von allen Menschen weg, wie ein Selbstmord, ein Buch muß die *Axt* sein für das gefrorene Meer in uns.²⁷

Aus dieser Perspektive erweist sich die in die Haut eingravierte Schriftzeichnung als eine gewaltige Metapher für einen Idealtyp von literarischem Text, der im Sinne Kafkas die Schranken der Rezeption zu durchbrechen vermag.

Doch was charakterisiert diesen Text auf der Rückenhaut des Verurteilten? Aus den Erklärungen des Offiziers zur Schreibprozedur stellt sich heraus, dass nachdem die Egge „mit der ersten Anlage der Schrift auf dem Rücken des Mannes fertig“ ist, eine Wateschicht die Blutung stillt und auf diese Weise den Körper zu einer neuen „Vertiefung der Schrift vorbereitet“. „So schreibt sie immer tiefer die zwölf Stunden lang“²⁸ – heißt es lakonisch. Diese Form der Schreibtechnologie ruft den Begriff des „Pfades“ in die Erinnerung, der in der kulturwissenschaftlichen Annäherung zu den Medien das Pendant der „Spur“ darstellt. Der Metapher des Pfades bedient man sich, um die Aufbewahrungstechnik oraler Kulturen zu kennzeichnen, in denen der menschliche Körper als das eigentliche Medium des Gedächtnisses funktioniert. Nach Assmann handelt es sich um eine „dynamische Speichertechnik“, in der die „Frequenz der Wiederholung“²⁹ die Voraussetzung der Einprägung von Inhalten im Gedächtnis ist. Durch die allmähliche Vertiefung und Wiederholung der Schrift ergibt sich in Kafkas *Strafkolonie* ein palimpsestartiger Text, der die beiden

Herrschaft des Codes auslöscht, der Bruch in unserem inneren Monolog, der für unsere Person konstitutiv ist.“ (BARTHES, 1981, 102.)

²⁶ KAFKA, 1983, 160.

²⁷ KAFKA, 1998, 27ff. (Hervorhebungen von mir, L. S.)

²⁸ Alle Zitate: KAFKA, 1983, 160.

²⁹ Beide Begriffe bei ASSMANN, 2006, 58.

Formen der medialen Speicherung in sich vereinigt. Es ist Pfad und Spur zugleich, oder anders formuliert, es ist die Spur des Pfades. Betrachtet man also nur die Schrift selbst und nicht auch die Verzierungen, die die Lektüre des Urteils fast unmöglich machen, kann man den Apparat als ein Übertragungsmedium betrachten, welches eine Botschaft von einem Zeichenträger in den anderen, d.h. von einem Kontext in ein anderes, so umsetzt, dass die Botschaft selbst intakt bleibt. In diesem Fall kann man wirklich von einer Wiederholung oder Reproduktion sprechen, die dazu berufen sein soll, die Botschaft evident und wieder eindeutig zu machen. Die Strafkolonie bildet nach den Worten des Offiziers so ein geschlossenes System, dass man fast „nichts von dem Alten wird ändern können“.³⁰ Dies bedeutet auch, dass der Apparat das Mittel darstellt, durch das man versucht, diese alte, für immerwährend bestimmte Ordnung wie auch die Texte, in denen diese Ordnung kodifiziert ist, trotz der Re-Kontextualisierungen vor Verschiebungen zu bewahren. Der Pfad erlaubt nur die Vertiefung, aber nicht die Verschiebung der Botschaft.

In diesem Zusammenhang bereichert sich die Todesmetaphorik des Textes mit einem besonderen Aspekt. „Dann aber spießt ihn die Egge vollständig auf und wirft ihn in die Grube, wo er auf das Blutwasser und die Watte niederklatscht. Dann ist das Gericht zu Ende“³¹ – heißt es in der Erzählung. Der Tod des Verurteilten soll verhindern, dass der Originaltext, die Handzeichnung des alten Kommandanten, durch die technische Reproduzierbarkeit seine einmalige Aura verliert. Wenn man durch die Vermittlung dieser Begriffe Walter Benjamins Essay *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* auf indirekte Weise als Deutungshorizont des Kafka-Textes herbeizitiert, lässt sich der letztere als das Dokument eines Versuchs lesen, im Zeitalter der Technik traditionelle Schreib- und Lektüremuster auf ihre Haltbarkeit hin zu überprüfen. Beide Werke sind von einer Melancholie durchtränkt, deren Quelle das Bewusstwerden der Unmöglichkeit ist, die neuen Wahrnehmungs- und Darstellungsformen mit Begriffen der traditionellen Ästhetik zu beschreiben. Das vielleicht einzig Positive, was Benjamin bezüglich des Films als damals neuen Mediums festhält, kann auch für den „eigentümlichen Apparat“ geltend gemacht werden. Für Benjamin bedeutet der Film keine bloße Erweiterung des menschlichen Wahrnehmungsvermögens, sondern er eröffnet die Möglichkeit von sog. Tiefenschichtungen im Bild, wodurch die Grenzen der Sichtbarkeit und der Unsichtbarkeit erweitert werden.

Dass der Ruf nach der Sichtbarkeit oder nach der Klarheit und Eindeutigkeit des Wortes aus einer Krisensituation erwächst, soll nicht besonders ausgeführt werden. Die „labyrinthartige(n), einander vielfach kreuzende(n) Linien“ erscheinen auch auf der beschrifteten Haut, denn „die wirkliche Schrift umzieht den Leib nur in einem schmalen Gürtel; der übrige Körper ist für Verzierungen bestimmt“. Diese Hindernisse der Dekodierung sind absichtlich einprogrammiert, um die Entzifferungsdauer, die auch die Lebensdauer bestimmt, zu verlängern: Es soll „keine einfache Schrift sein; sie soll ja nicht sofort töten“³²

³⁰ KAFKA, 1983, 152.

³¹ Ebd., 161.

³² Alle drei Zitate ebd., 159.

Eine neue Lektürentechnik

Das Neben- – genauer gesagt das Auf- und Ineinander – der „labyrinthartige(n), einander vielfach kreuzende(n) Linien“ sollte theoretisch eine Lektürentechnik ermöglichen, die auf dem Prinzip der Digression beruht. Nach diesem Prinzip unterscheidet Barthes den sog. „lesbaren“ vom sog. „schreibbaren“ Text. Demnach sei ein lesbarer Text „das, was gelesen, aber nicht geschrieben werden kann“³³, der dem „Prinzip des Nichtwiderspruchs“³⁴ folge, ein schreibbarer Text mache dagegen eine „produktive Neu-Konstruktion“³⁵, eine „imaginative Neuschreibung“³⁶ möglich, „die die Zerstreung [...] des rezipierten Textes zur Voraussetzung hat.“³⁷ Auch die Textzeichnung auf der Haut scheint auf der Oberfläche diese „Pluralität“ im Sinne Barthes' von der papiernen Vorlage nicht nur zu kopieren, sondern durch die Zitterbewegungen statt einer Fixierung eine Art Verflüssigung zu vollbringen. In seiner Tiefe jedoch folgt diese technisch bedingte Relektüre der originalen Handzeichnung dem von dieser „vorgegebenen, fixierten Lektürepfaden“³⁸ und kann Pluralität nur in Gestalt von „Anlage(n) der Schrift auf dem Rücken des Mannes“³⁹ herstellen. Dabei sollte man bemerken, dass es sich sowohl um eine formale als auch semantische Fixierung handelt. Es ist gerade das Medium, das diese Fixierung vollbringt, und das von einem Apparat verkörpert wird, der auf den zum „Text“ erstarrten menschlichen Körper zugeschnitten ist: „Wie Sie sehen, entspricht die Egge der Form des Menschen; hier ist die Egge für den Oberkörper, hier sind die Eggen für die Beine. Für den Kopf ist nur dieser kleine Stichel bestimmt.“⁴⁰

³³ BARTHES, 1976, 8; II, 558.

³⁴ Ebd., 156; II, 660.

³⁵ KREMER, 2004, 90.

³⁶ BRUNE, 2003, 153.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd.

³⁹ KAFKA, 1983, 160.

⁴⁰ Ebd., 157.

LITERATUR

- ASSMANN 2006
ASSMANN, Aleida: *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*. 1. Aufl. Berlin, 2006.
- BARTHES 1976
BARTHES, Roland: *S/Z*. Frankfurt am Main 1976.
- BARTHES 1985
BARTHES, Roland: *Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie*. Übersetzt von Dietrich Leube. Frankfurt am Main, 1985.
- BARTHES 1998
BARTHES, Roland: *Das Reich der Zeichen*. Frankfurt am Main 1981.
- BENJAMIN 2002
BENJAMIN, Walter: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (1936/39). In: Benjamin, Walter: *Medienästhetische Schriften*. Mit einem Nachwort von Detlef Schöttker. Frankfurt am Main, 2002. 351–383.
- BRUNE 2003
BRUNE, Carlo: *Roland Barthes. Literatursemiologie und literarisches Schreiben*. Würzburg, 2003.
- FLUSSER 1999
FLUSSER, Vilém: *Für eine Philosophie der Photographie*. Göttingen, 1999.
- KAFKA 1983
KAFKA, Franz: Erzählungen. In: *Gesammelte Werke*. Hg.v. BROD, Max. Frankfurt am Main, 1983.
- KAFKA 1998
KAFKA, Franz: *Briefe 1902–1924*. Frankfurt am Main. 1998.
- KREMER 2006
KREMER, Detlef: *Literaturwissenschaft als Medientheorie*. Münster, 2004.
- MCLUHAN – FIORE 1969
MCLUHAN, Marshall – FIORE, Quentin: *Das Medium ist Massage*. Berlin – Frankfurt am Main, 1969.
- MERSCH 2006
MERSCH, Dieter: *Medientheorien zur Einführung*. Hamburg, 2006

IDENTITÄTSFRAGE UND DOPPELGÄNGERMOTIV IN INGEBORG BACHMANNS „MALINA“

JUDIT SZÜCS

Katholische Universität Partium, Rumänien

Genese des „Todesarten“-Zyklus und die Entstehung des Romans *Malina*

Unter dem Titel „Todesarten“ plante Ingeborg Bachmann einen Romanzyklus, der über verschiedene Methoden der Vernichtung berichtet. Es handelt sich im keinen Fall um gewöhnliche Kriminalgeschichten, sondern um unterschiedliche Formen von geistiger, sozialer und psychischer Gewalt, die der Einzelne und nicht zuletzt die Frau in der modernen Gesellschaft erfährt. Diese „Morde“ finden „innerhalb des Erlaubten und der Sitten“¹ statt. Die Schauplätze der Zerstörung liegen im Denken: „(...)einmal in dem Denken, das zum Verbrechen führt, und einmal in dem, das zum Sterben führt.“ (III, 342)

Bachmann wollte damit das Fortleben des Krieges beweisen. Das „Virus Verbrechen“ konnte nicht einfach verschwinden:

Die Massaker sind zwar vorbei, die Mörder noch unter uns. [...] Die Existenz dieser Mörder ist uns allen bewußt gemacht worden, nicht durch mehr oder minder verschämte Berichterstattung, sondern eben auch durch die Literatur. (III, 341)

– steht im Entwurf der Vorrede zum *Fall Franza*.

Der 1971 erschienene Roman *Malina* sollte den Zyklus öffnen. *Malina* ist die „Ouverture“ dieses Zyklus und der einzige vollendete, zu Lebzeiten veröffentlichte Teil. *Der Fall Franza* und *Requiem für Fanny Goldmann* waren von Ingeborg Bachmann in der hinterlassenen Form nicht als endgültige Fassungen gemeint. Sie befanden sich im literarischen Nachlaß der Autorin und wurden nach ihrem Tod rekonstruiert und herausgegeben.

Ursprünglich wollte sie ihr mehrbändiges Romanwerk mit *Der Fall Franza* (damals unter dem Titel *Todesarten*) beginnen, aus diesem Roman las sie das erste und dritte Kapitel auf einer Lesereise im Jahr 1966. Damals befand sich der Roman in einem Entwurfsstadium. Im selben Jahr hat sie die Konzeption des geplanten Romanzyklus geändert und mit dem Beginn der Arbeit an dem Roman *Malina*, hat sie den Franza-Roman zurückgestellt.

In einem Interview von 1971 berichtete sie, daß erst *Malina* ihr den Zugang zu den *Todesarten* ermöglicht habe:

Ich habe ja fast 1000 Seiten vor diesem Buch geschrieben, und diese letzten 400 Seiten aus den allerletzten Jahren sind dann erst der Anfang geworden, der mir immer gefehlt hat.²

Ein weiteres Romanfragment, *Requiem für Fanny Goldmann* hat die Todesart einer Schauspielerin zum Thema. Es war als zweiter Roman innerhalb des Zyklus gedacht und Bachmann arbeitete daran seit Mitte der sechziger Jahre.

¹ BACHMANN, 1982. Nach dieser Ausgabe wird im Text zitiert. Römische Ziffern bezeichnen Band-, arabische Ziffern Seitenangaben. Hier: III, 342.

² BACHMANN, 1983, 96. Fortan wird im Text mit der Sigle W und der Seitenzahl zitiert.

Im Nachlass finden sich noch weitere Bruchstücke zum *Fall Franza* und die *Ekka-Kottwitz* Todesart, die bisher von der Forschung noch kaum ausgewertet sind.

Die bisherigen Werkausgaben bieten uns ein verfälschendes Bild über die Chronologie und Dimension der zum *Todesarten-Zyklus* gehörigen Texte. 1995 wurde eine kritische Ausgabe mit dem Titel *Todesarten-Projekt*³ veröffentlicht, die bisher nicht „entzifferbare“ Textstellen enthält. Aus dem literarischen Nachlass von insgesamt 10.000 Manuskriptseiten rekonstruiert diese Edition die Vorgeschichte, die Entwicklung und einen gesicherten Text dieses einzigartigen Projekts. Gesonderte Sachkommentare bieten in konzentrierter Form Erläuterungen, Zitatnachweise, Querverweise, Informationen zum Bestand von Ingeborg Bachmanns Bibliothek und anderes mehr. Damit liegt erstmals eine vollständige und zuverlässige Ausgabe jener Romane und Erzählungen vor, die seit 1962/63 im Mittelpunkt von Ingeborg Bachmanns literarischem Werk standen.

Zur Identität der Romanprotagonisten

Die drei Protagonisten von *Malina* sind: das erzählende Ich, Malina und Ivan. Nur wenige Personen treten als Handelnde auf, die meisten sind fiktive Gestalten, über die gesprochen oder geschrieben, von ihnen geträumt, an sie gedacht oder geschrieben wird. Zu den fiktiven Personen zählen zum Beispiel der Vater, die Mutter, Eleonore, die Schwester des Ich, einige Personen der Wiener Gesellschaft.

Von Ivan erfährt man, dass er, gebürtiger Ungar, in einem „Institut für äußerst notwendige Angelegenheiten“⁴, das sich mit Geld befasst und sich am Kärntnerring befindet, „einer geregelten Arbeit“ (Mal, 7) nachgeht, und dass er zwei Kinder hat.

Malina wird als ein vergessener Schriftsteller präsentiert, der wenig Erfolg hatte, und der als hochrangiger Staatsbeamter im Österreichischen Heeresmuseum seine kunstgeschichtlich-historische Ausbildung erwarb.

Über das Ich kann man aus der Personenbeschreibung nur entnehmen, dass es um eine Person geht, die geschlechtsneutral ist, die sowohl ein Mann als auch eine Frau sein kann:

Österreichischer Paß, ausgestellt vom Innenministerium. Beglaubigter Staatsbürgerschaftsnachweis. Augen br., Haare bl., geboren in Klagenfurt, [...] wohnhaft Ungargasse 6., Wien III. (Mal, 8)

Sie existiert momentan nur amtlich, ist mit keinem Charakter und keiner Geschichte versehen: „Nur die Zeitangabe mußte ich mir lange überlegen...“ (Mal, 8). Dieser Satz lässt uns darauf kommen, dass die Erzählerfigur Ich identisch mit dem im Personenregister auftauchenden Ich ist. Wenige Seiten später wird die Vermutung bestätigt, dass es sich um eine Frau handelt: „Auszuschließen ist es nicht, daß Malina Frauen gekannt hat vor mir...“ (Mal, 18)

Alle Anzeichen sprechen dafür, dass die Ich-Erzählerin mit der Autorin Ingeborg Bachmann identisch ist: die Personenbeschreibung, der Geburtsort Klagenfurt, der Beruf Schriftstellerin und die Wohnung in Wien.

³ BACHMANN, 1995.

⁴ BACHMANN, 1980. Fortan wird im Text mit der Sigle „Mal“ und der entsprechenden Seitenzahl zitiert. Hier Mal, 7.

Malina als Doppelgänger

Die Zweideutigkeit der Figur Malinas fällt schon in den ersten Beschreibungen über ihn auf. Einerseits wird in realistischer Art von den ersten Begegnungen mit ihm erzählt, dann folgen Sätze wie:

Ich war allerdings von Anfang an unter ihn gestellt, und ich muß früh gewußt haben, daß er mir zum Verhängnis werden müsse, daß Malinas Platz schon von Malina besetzt war, ehe er sich in meinem Leben einstellte. (Mal, 14)

Einige Seiten später stellt sich dann mehr und mehr heraus, dass Malina eigentlich der männliche Teil (Doppelgänger) der Ich-Erzählerin ist, „der jede Situation objektiviert und alles, was an ihr wirr und subjektiv ist, wieder zurechtrückt.“ (W, 74)

Vor allem das aus der Romantik bekannte Doppelgängermotiv, das mit der Thematik des gespaltenen Ich verbunden ist, bestimmt auch das Gestaltungsprinzip von *Malina*. Zu diesem Thema äußert sich Ingeborg Bachmann selbst:

Das Doppelgängermotiv habe ja nicht ich erfunden. Es ist uralt. Nur meine Variation ist anders: Das Ich, weiblich, hat ein männliches Gegenüber. (W, 74)

In der Literaturtheorie wird der Begriff des Doppelgängers auch als „Ich-Spaltung“ bezeichnet.⁵ Es lassen sich in der Behandlung von Doppelgängerfiguren zwei Tendenzen nachweisen: „Die Motivation der Handlung“ und „die Motivation von subjektbezogenen Reaktionen“.⁶ Bei der ersten Motivation dient die Figur dazu, wirkungsvolle Situationen entstehen zu lassen, in denen „verblüffend ähnliche Personen die Rolle anderer übernehmen“.⁷ Im zweiten Fall werden Doppelgänger ins Geschehen eingeführt, um „sowohl innere Zustände als auch individuelle Vorstellungen von Personen zu beleuchten.“⁸

Diese Figuren können entweder im Text den Vorstellungswert einer realen Person haben, oder in ihrer Substanz als Spiegelungen des Unbewussten einer Figur erkennbar werden. Mit Hilfe von Doppelfiguren können Gefühle, Ahnungen, Befürchtungen, Wünsche artikuliert werden, welche die Person sonst nicht ausdrücken kann.

In der Literatur spielt das Motiv des Doppelgängers schon in der Antike eine große Rolle, aber am stärksten tritt es in der Romantik auf. E.T.A. Hoffman gestaltet in seinem Werk *Traum, Halluzination, Magnetismus und Doppelgängertum*. Im Unterbewusstsein seiner Helden herrschen dämonische Gewalten.⁹ In seinem Roman *Die Elixiere des Teufels* vermischen sich Wahnsinn und Realität. Medardus, der Mönch sucht nach seiner Identität, aber er ist in seinem Innersten bis zur Schizophrenie hin gespalten:

Mein eigenes Ich, zum grausamen Spiel eines launenhaften Zufalls geworden und in fremdartige Gestalten zerfließend, schwamm ohne Halt wie in einem Meer all der Ereignisse, [...] Ich bin das, was ich scheine, und scheine das nicht, was ich bin, mir selbst ein unerklärlich Rätsel, bin ich entzweit mit meinem Ich.¹⁰

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, durch die Entwicklung der Psychoanalyse wächst in der Literatur das Interesse an dem Motiv des Doppelgängers. Wie gut Psychoanalyse mit Lite-

⁵ DAEMMRICH–DAEMMRICH, 1987.

⁶ Ebd.

⁷ Ebd.

⁸ Ebd.

⁹ KITTLER, 1980, 324.

¹⁰ HOFFMANN, 1969, 59.

ratur verknüpfbar ist, beweist Ingeborg Bachmann, indem sie das Motiv des Doppelgängers bewusst als Gestaltungsprinzip ihres Romans verwendet. Malina dient als ein Therapeut des Ich, das wird vor allem im *Traumkapitel* erkennbar, wo Malina durch das Entziffern der Träume das Ich zur „Selbstfindung“ hilft. Das Verschwinden des Ich in der Wand bedeutet, dass in ihrem Fall die „Selbstfindung“ mit der „Selbstvernichtung“ identisch ist, sie muß untergehen, ihr Über-Ich (nach Freud) oder Animus überlebt.

Ich-Malina: konvergierende Welt – Ich-Ivan: divergierende Welt

Schon im Prolog ist die Beziehung Ich-Malina rätselhaft. Ich fühlt sich von Anfang an „unter ihn gestellt“ (Mal, 14), diese Hierarchie zwischen den Beiden herrscht wie bei Adam und Eva:

[...] weil ich ein zu unwichtiges und bekanntes Ich für ihn bin, als hätte er mich ausgeschieden, einen Abfall, eine überflüssige Menschwerdung, als wäre ich nur aus seiner Rippe gemacht... (Mal, 19)

Sie ist ihm untergeordnet, aber auch von ihm untrennbar, obwohl es so scheint, als gingen sie ständig aneinander vorbei: „Malina und ich, weil wir eins sind: die divergierende Welt.“ (Mal, 129).

Im ersten Kapitel mit der Überschrift *Glücklich mit Ivan*, in dem die extatische Liebe des Ich zu Ivan im Mittelpunkt steht, bleibt Malina zurückgezogen. Dort, wo Ich nur in Ivan lebt, ist kein Platz für Malina übrig.

Er wohnt in derselben Wohnung, kommt aber selten bei ihr vorbei, nur um sich zu vergewissern, ob bei ihr alles in Ordnung ist. Sein unsichtbarer Einfluss auf ihr Denken ist groß, er kommt immer wieder in Monologen des Ich hervor. Als Ich Verständigungsschwierigkeiten mit Ivan hat, meint sie: „Malina hätte längst verstanden, erraten, erfasst, und er kann mich doch weder denken noch reden hören.“ (Mal, 33)

Im Unterschied zum Ich, die nur in der Welt der Liebe lebt, und der alles andere bedeutungslos und sinnlos vorkommt, verkörpert Malina mit seinem kühlen und nüchternen Denken das Ordnungsprinzip, die Rationalität.

Er ist ihr allwissender Gesprächspartner, der nie spontan und unreflektiert spricht oder handelt, er ist durch seine „tadellose Beherrschung, Überlegungsfähigkeit, Höflichkeit“ (Mal, 16) und sein „korrektes, anständiges Verhalten“ (Mal, 26) gekennzeichnet.

Malina nimmt die Anwesenheit von Ivan nicht wahr. Er trinkt nie aus Ivans Glas, rührt nichts an, was Ivan berührt hat (Mal, 128). Er ist wie ein gleichgültiger Beobachter, der nie an der „Geschichte“ des Ich mit Ivan interessiert ist. Seine beurteilende Kritik ist nicht sichtlich, in Gesprächen mit dem Ich wirkt er wie ein Psychoanalytiker. Er bringt Ich, die durch die falsche Liebe verblendet ist, und die Wahrheit nicht wahrnehmen will, zum objektiven Nachdenken.

Das Ignorieren des Anderen ist gegenseitig, Ivan fragt einmal ohne Zusammenhang, wer Malina ist, aber Antwort darauf erwartet er eigentlich nicht. Die Ich-Erzählerin erklärt dann dem Leser: „[...] ich will Ivan nicht in die Irre führen, aber für ihn wird nie sichtbar, daß ich doppelt bin. Ich bin auch Malinas Geschöpf.“ (Mal, 105)

Wenn der Leser bisher den Verdacht hatte, dass es bald zu einer Eifersuchtstragödie kommt, muss jetzt enttäuscht sein, weil es sich hier um keine konventionelle Dreiecksgeschichte handelt. Ich lebt zwar mit Malina zusammen, aber er ist als Teil der Ich-Figur zu verstehen, als ihr männliches Leitbild, ihr Animus.

Weil Ivan sich für die Person des Ich nie interessierte, er hat sie nur für ein Objekt gehalten, so wird er nie das Wesen Malinas begreifen:

[...] und es ist ein Anderer in mir, der nie einverstanden war und der sich nie Antworten abzwängen ließ auf aufgezwungene Fragen.

Soll es nicht heißen, die Andere in dir?

Nein, der Andere, ich bringe das nicht durcheinander. Ein Anderer. Wenn ich sage, der Andere, dann mußt du mir schon glauben. (Mal, 144)

Nach der Trennung von der „Ivan-Welt“, als Ich geistig völlig zerstört ist und unfähig, mit der äußeren Welt zu kommunizieren, flüchtet sie zu Malina, der ihr hilft, in das „normale“ Leben zurückzufinden:

Malina ist ins Zimmer gekommen. Er hält mich. Ich kann ihn wieder halten. Ich hänge an ihm, hänge mich fester an ihn... Malina hält mich, bis ich ruhiger bin, ich habe mich beruhigt... (Mal, 178)

In dem zweiten Kapitel „Der dritte Mann“ spielt Malina eine größere Rolle. Er ist immer anwesend, wenn Ich aus den Alpträumen aufwacht, und hilft ihr, den sich hinter der Vaterfigur verbergenden „Mörder“ zu erkennen.

Er beteiligt sich ohne Emotion am Leiden des Ich, und ist in ihrem unüberwindbaren Wahnzustand ihr einziger Halt:

[...] ich verliere den Verstand, ich bin ohne Trost, ich werde wahnsinnig, aber Malina sagt noch einmal: Sei ganz ruhig, laß dich ganz fallen. (Mal, 204)

Er kümmert sich um das Ich, er hört aufmerksam zu, stellt Fragen, die zum Nachdenken zwingen. Er will erreichen, dass das Ich ihre verschwiegene Geschichte begreift, ihren „Mörder“ aufdeckt, nur dadurch kann sie gerettet werden:

Malina: Wer ist es? [nämlich der Mörder]

Ich: Ich werde nie reden. Ich könnte doch nicht, denn ich weiß es nicht.

Malina: Du weißt es. Schwöre, daß du es nicht weißt.

Ich: Ich schwöre nie.

Malina: Dann werde ich es dir sagen, hörst du mich, ich werde es dir sagen, wer es ist.

Ich: Nein. Nein. Nie. Sag es mir nie. (Mal, 187)

Indem Malina dem Ich hilft, die Realität zu erkennen und Sensibilität und Gefühl zu bekämpfen, kommt sie darauf, sich selbst zu vernichten.

Als die Ich-Figur sich ihr Horoskop lesen lässt, stellt sich wieder heraus, dass diese zwei Personen, die das Ganze ausmachen „in einem äußersten Gegensatz zueinander“ (Mal, 261) stehen, was „eine dauernde Zerreißprobe“ (Mal, 261) für das Ich bedeutet. Die Wahrsagerin meint, „getrennt wäre das lebbar, aber so, wie es sei, kaum, auch das Männliche und das Weibliche, der Verstand und das Gefühl, die Produktivität und die Selbstzerstörung.“ (Mal, 261)

Hier ist es klar geworden, dass Malina im Selbstverständnis der Schriftstellerin ihre literarische „Produktivität“, Gestaltungsfähigkeit bedeutet.

Das Ich wollte schon immer erzählen, ein „schönes Buch“ zu schreiben, wie es sich Ivan gewünscht hat. Malina aber unterbricht sie ständig, er erzählt nie, denn er hat „im besten Sinn nichts zu sagen“ (Mal 299) und gleichzeitig ist er der Allwissende.

„Es ist Malina, der mich nicht erzählen läßt.“ (Mal, 265) – zieht das Ich die Folgerung, aber dann steht diese Feststellung im Widerspruch zu dem vorher Gesagten.

Wie kann Malina die literarische Produktivität des Ich bedeuten, und gleichzeitig das Schreiben verhindernde Element sein? Erklären kann man das mit dem Verschwinden des Ich am Ende des Romans.

Das Ich fühlt sich zum Schreiben veranlasst, aber sie kann nur aus einer männlichen, also aus Malinas Position aus erzählen. Das Ich kämpft mit ihrem männlichen Gegenüber, (weil sie sich beim Schreiben verhindert fühlt) aber sie weiß, dass sie untergehen muss, und sie „übergibt die Geschichte“ (Mal, 350) Malina.

Ich geht durch den Spalt in die Wand, die sehr alt und stark ist, „aus der niemand fallen kann, die niemand aufbrechen kann, aus der nie mehr etwas laut werden kann.“ (Mal, 337)

Es bleibt Malina und seine „trockene, heitere gute Stimme“, aber „kein schönes Wort“ mehr von ihr. „Es war Mord.“ (Mal, 356) – steht da als Schlusssatz.

War der Tod des Ich notwendig? War es die Voraussetzung des Schreibens? Die Antwort Ingeborg Bachmanns darauf: „Einer muß untergehen, und in dem Fall ist es das weibliche Ich.“ (W, 87)

Zusammenfassung

Bachmann verwendet in ihrem Roman *Malina* zur Darstellung der Identitätskrise des Ichs das aus der Romantik bekannte Doppelgängermotiv, das mit der Thematik des gespaltenen Ich verbunden ist. Das Motiv wird bewusst als Gestaltungsprinzip des Romans eingesetzt, um die Selbstfindung des Ich-Erzählers zu helfen. Es zeigt sich aber, dass in der Schreibfähigkeit und in dem Bewusstwerdungsprozess die Doppelexistenz Ich – Malina (Emotionalität – Rationalität) nicht aufrechtzuerhalten ist. Die Ermordung des epischen Ichs bleibt eine recht sonderbare Todesart.

LITERATUR

BACHMANN 1980

BACHMANN, Ingeborg: *Malina*. Frankfurt/Main, 1980.

BACHMANN 1982

BACHMANN, Ingeborg: *Werke I–IV*. Hg. v. KOSCHEL, Christine – WEIDENBAUM, Inge von-MÜNSTER, Clemens. München, 1982. (Sonderausgabe)

BACHMANN 1983

BACHMANN, Ingeborg: *Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews*. Hg. v. KOSCHEL, Christine – WEIDENBAUM, Inge von. München, 1983.

BACHMANN 1995

BACHMANN, Ingeborg: „Todesarten“-Projekt. *Kritische Ausgabe*. Unter Leitung von PICHL, Robert hg. v. ALBRECHT, Monika – GÖTTSCHE, Dirk. München, 1995.

DAEMMRICH–DAEMMRICH 1987

DAEMMRICH, H.–DAEMMRICH, I.: *Themen und Motive in der Literatur*. Tübingen, 1987.

HOFFMANN 1969

HOFFMANN, E.T.A.: *Die Elixiere des Teufels*. Darmstadt, 1969.

KITTLER 1980

KITTLER, Friedrich A.: *Das Phantom unseres Ichs und die Literaturpsychologie: E. T. A. Hoffmann – Freud – Lacan*. In: *Romantikforschung seit 1945*, hg. PETER, K, Königstein, 1980.

**INTERKULTURELLE BEGEGNUNGEN IN STEN NADOLNYS
ROMAN
*DIE ENTDECKUNG DER LANGSAMKEIT***

HILDA SCHAUER
Universität Pécs, Ungarn

Die Ästhetik des Fremden

Sten Nadolny, der seit den 1980er Jahren Romane veröffentlicht, wendet sich von der subjektiven Richtung der deutschen Gegenwartsliteratur ab und schickt seine Helden auf Reisen, damit sie sich in der Fremde suchen und entdecken.

In Bezug auf die Ästhetik des Fremden ist in der Literatur der frühen Postmoderne eine Verschiebung hin zum stärker Befremdenden zu beobachten. Die Relativierung der literarischen Traditionen zeigte sich in ironisierenden, parodisierenden oder travestierenden Umschreibungen des Bekannten. Bei Nadolny ist der selbstironische Gestus eng verknüpft mit dem autoreflexiven Kommentar, der zu metafictionalen Reflexionen in seinen Werken führt. Die Reflexionen des Erzählers und der Figuren über das Schreiben heben den Prozess- und Konstruktcharakter der Werke hervor. Ein weiteres Merkmal seiner Romane ist die Mischung und Kombination unterschiedlicher Stile und Genres, die in der literarischen Tradition unvereinbar waren. Die Verbreitung der neuen Medien und die Begegnung mit fremden Kulturen werden in allen seinen Romanen zum Ausdruck gebracht. *Die Entdeckung der Langsamkeit* kann aufgrund der Mischung von Fiktion und Geschichtsdarstellung als fiktionale Biographie des John Franklin betrachtet werden – eine Art Bildungsroman, der die psychosozialen Bedingungen seiner Reifung schildert.

Die Adaption des historischen Romans als Gattungsmuster geschieht in der Form, dass eine konstruierte Geschichte in die bekannte Historie eingebettet wird, und der Autor der offiziellen Geschichtsschreibung und der Selbstdeutung des 19. Jahrhunderts widerspricht, indem er den wachsenden Nationalstaatsgedanken und dessen Schwärmen für bedeutende historische Persönlichkeiten in Frage stellt und den politisch-ökonomischen Aufschwung Großbritanniens zur Zeit der Industriellen Revolution zivilisationskritisch konnotiert. Der Roman kann auch als Reisebericht der Entdeckungsreisen Franklins gelesen werden, wobei Nadolny Franklins authentische Expeditionsberichte aufgegriffen und für seine poetischen Ziele umgeschrieben hat.¹ Die erwähnten, für postmoderne Autoren typischen Innovationsstrategien bedeuten die Hinwendung zu einer Ästhetik der abgemilderten Alterität, der subtilen Differenz, die die Entfaltung kreativer Kompetenzen ermöglicht.² So geht es dem Leser statt der Überwindung einer radikalen Fremdheit nur um die Entdeckung des Andersartigen im vermeintlich Vertrauten und die Erhöhung seiner Sensibilität für Differenzierungen.³

¹ Vgl. BRIX 2008, 141. Ulrike Landfester arbeitet in ihrer Studie die Unterschiede zwischen dem Leben des historischen John Franklin und dem der fiktiven Figur John Franklin bzw. die zwischen den realen historischen Ereignissen und denen in dem Roman aus. Vgl.: LANDFESTER 1996.

² Vgl. GRABES 2004, 115.

³ Vgl. ebenda. 130.

Die Idee der Fremdheit zu verdeutlichen, dies beabsichtigt Nadolny schon im Titel. Der Titel ist mehrdeutig, der Leser erkennt Widersprüchlichkeiten und das alles führt zur Befremdung. Laut Ziko drückt der Titel aus, dass die Langsamkeit als Qualität einen neuen Ausdruck bekommt, er erhält ein dem Gewohnten widersprechendes Gewicht und den Anschein des Neuartigen und Fremden.⁴ Brix zufolge kündigt der Titel die Ästhetisierung des menschlichen Raum- und Zeiterlebens als besonderes Programm an.⁵

Das Franklinsche System

Die Grundlage der Romanhandlung ist die Biographie des britischen Entdeckers John Franklin, der zur Zeit der Anfänge der Industriellen Revolution, bis zum Jahre 1845 vier Arktisexpeditionen führte. Die fiktive Figur Franklin unterscheidet sich von der realen historischen Person durch ihre auffallende Langsamkeit, die ihn von Geburt an kennzeichnet: „John Franklin war schon zehn Jahre alt und noch immer so langsam, daß er keinen Ball fangen konnte.“ (9)⁶ Er wird von seinem Vater und seinen Mitschülern verspottet und die einzige Hoffnung ist für ihn sein Onkel Matthew Flinders, der Seefahrer gewesen war und die nördliche Landschaft gesehen hatte, „so weit weg, daß die Sonne nicht unterging und die Zeit nicht abließ.“ (12) Seine erste Reaktion auf die Nichtakzeptanz seiner Langsamkeit war, dass er so werden wollte wie die Anderen: „Er mußte jetzt Schnelligkeit studieren. [...] Eines Tages würde er schneller sein als alle, die ihm jetzt noch überlegen waren.“ (16)

In seiner Abhandlung „Die Entstehung des Individuums durch Geschwindigkeit“ schreibt der Lehrer Dr. Orme über John: „Seine scheinbare Begriffsstutzigkeit und Trägheit ist nichts anderes als eine übergroße Sorgfalt des Gehirns gegenüber Einzelheiten aller Art.“ (55) Er meint, John opfere die Vollständigkeit zugunsten der Einzelheit und so könne er alles Einzigartige und die Entwicklungen besser erfassen. Dr. Orme schreibt wie fatal die Beschleunigung der Zeit ist. Er unterscheidet Berufe für Langsame und Schnelle, womit John nach Jahren nicht mehr einverstanden ist, denn er als Langsamer schaffte es, mit einem schnellen Beruf zu leben und so war er besser als die anderen. Johns Langsamkeit erweist sich in ihrer Verbindung mit einer besonderen Beobachtungsgabe und Gründlichkeit auf See zunehmend als Vorteil. Er wendet sich bewusst seinem „Franklinschen System“ zu, das er in vielen Jahren vervollständigt und durch das er an Selbstvertrauen gewinnt und sich selbst findet:

Ich bin der Kommandant und lasse daran nie einen Zweifel, vor allem nicht bei mir selbst. Meiner Geschwindigkeit müssen sie, weil sie die langsamste ist, alle anderen anpassen. Erst wenn in diesem Punkt Respekt geschaffen ist, können Sicherheit und Aufmerksamkeit einkehren. Ich bin mir selbst ein Freund. Ich nehme ernst, was ich denke und empfinde. Die Zeit, die ich dafür brauche, ist nie vertan. (209)

Einer der wichtigsten Sätze lautet: „Die langsame Arbeit ist die wichtigere. Alle normalen, schnellen Entscheidungen trifft der Erste Offizier.“ (209) Diese Sätze zeugen von seiner Selbstakzeptanz und davon, dass er sich von seiner hektischen Umwelt nicht beeinflussen

⁴ Vgl. ZIKO 2004, 42.

⁵ Vgl. BRIX 2008, 129.

⁶ Die Zitate stammen aus der folgenden Ausgabe: NADOLNY 2005.

lässt. Er ist imstande, seine Überlegenheit und intellektuelle Unabhängigkeit zu beweisen und so die Orientierung seiner Zeit am Prinzip der Beschleunigung in Zweifel zu ziehen.

Er sagt zu, als ihm ein Gouverneursposten in Tasmanien angeboten wird. Zu seiner Entscheidung hat beigetragen, dass er vor seinen Augen nicht nur eine Strafkolonie sah, sondern auch die Landschaft am Südpol: „Ewige Gletscher und in ihrem Licht warme Seen mit Fischen und Pinguinen, vielleicht sogar ein Land mit Menschstämmen, die keine Eile kannten.“ (293) In Tasmanien versucht er als Gouverneur sein Franklinsches System in die Politik einzubringen: „Er glaubte, zumindest theoretisch, die richtige Methode des Lebens, Entdeckens und Regierens gefunden zu haben.“ (308) Sein Verständnis für Menschlichkeit basiert auf Langsamkeit. In Tasmanien sieht er aber die Grenzen seines Systems. Das Leben in der tasmanischen Kolonie verläuft viel schneller als auf der See, und obwohl er Gouverneur ist, ist er dort keine absolute Autorität wie auf dem Meer. Er muss erkennen, dass sein Versuch, sein System auf die Politik auszuweiten, scheitert. Er ist aber nicht bereit, seine moralischen Prinzipien der Politik und dem Erfolg zuliebe aufzugeben.

Während seiner letzten Reise ins Polarmeer findet die Mannschaft das Gebiet der Nordwestpassage, deren Entdeckung nicht die erhoffte Möglichkeit eines schnelleren Verkehrs bringt: „Die Nordwestpassage war gefunden, und sie war in der Tat wegen des Eises vollkommen nutzlos, wie jedermann bereits geahnt hatte.“ (350) So ist sie der eigentliche Ort der Langsamkeit und damit Zielort von Franklins Weltreise: „Der Eismeister sprengte eine Graböffnung ins Packeis.“ (351) Hier wurde er begraben.⁷

Er stirbt mit dem Gedanken, sein Ziel erreicht zu haben, denn er denkt: „Das Ziel war wichtig gewesen, um den Weg zu erreichen.“ (197) Sein System der Langsamkeit möchte er nicht für sich behalten, sondern auch seinen Mitmenschen als Methode des Lebens weitergeben. Franklins Tod bedeutet nur das Ende eines Vertreters der Langsamkeit. Er hofft, dass sein System auch ohne ihn weiterleben kann: „Was von mir übrigbleibt, muß nicht jedesmal ich selbst sein.“ (344)

Durch seine Langsamkeit wird Franklin von den anderen als Fremder gesehen und andererseits hat er den fremden Blick eines langsam Wahrnehmenden. Die Gegenwart wird mit einem gesteigerten Zeitbewusstsein wahrgenommen, wobei vor allem das Auge als wichtiges Wahrnehmungsorgan fungiert. Neben der Gegenwärtigkeit seiner Seinsweise spielen das Erinnern früherer Erlebnisse sowie seine Zukunftsvorstellungen eine große Rolle. Franklin wirkt durch seine Langsamkeit nicht nur im zeitgenössischen Großbritannien fremd, sondern auch in unserer Zeit, denn in beiden Zeitaltern dominiert das Streben nach Schnelligkeit.⁸

Der Roman thematisiert eine anachronistische, vorkinematographische Mechanisierung des Blicks in einem Vorgänger des Kinos, in dem von Dr. Orme entdeckten Bildwälzer, der als Vorläufer des Kinos betrachtet werden kann. Damit ist ein postmoderner Diskurs des Romans genannt, denn es geht hier um den mediengeschichtlichen Vorläufer des Kinos, und dadurch um die Beschleunigung der menschlichen Kommunikation.⁹

Kohpeiß verweist in seiner Interpretation darauf, dass alle Rezensenten neben der thematischen Aktualität auch Nadolnys Stilkunst hervorheben. Der besondere künstlerische

⁷ Vgl. LANDFESTER 1996, 113.

⁸ Vgl. BRIX 2008, 142.

⁹ Vgl. MOTTEL 1996, 73.

Rang des Werkes ergebe sich auch daraus, dass Nadolny das Franklinsche System auch auf das Schreiben ausbreite. Auch im Schreibprozess sei die Zeit ein vernachlässigbarer Faktor, denn der Autor könne Vorgänge zeitdehnend beschreiben und Einzelbilder beliebig oft abrufen.¹⁰

Zivilisationskritik

Nach seiner ersten misslungenen Reise kehrt Franklin nach England zurück, aber er ist nicht resigniert, sondern versucht seine Expedition durch das Verfassen eines Reiseberichtes zu rechtfertigen. *Das Zentrum* England, seine Heimat, ist durch steigenden Zeitverlust und Hektik gekennzeichnet. Zu dieser Zeit war England die Mitte der Welt, hier begann das Industriezeitalter, das mit der Beschleunigung der Geschwindigkeit verbunden war, wofür die Erfindung der Dampfmaschine und der Ausbau der Eisenbahnlinien standen. Die Beschleunigung des Verkehrs und die Ausbreitung des Handels steigerte auch das Interesse für die Entdeckung und Eroberung neuer Welten.¹¹ Zu den neuesten Erfindungen gehören die Sekundenzeiger an den Uhren. Diese technische Erneuerung ist aber mit der Abschaffung des Grüßens begleitet bzw. mit zunehmender Entfremdung: „Der Griff zur Urkette war häufiger geworden als der zum Hut [...]: „Keine Zeit“ (266)¹²

Die Peripherie, die Fremde: hier herrscht Zeitlosigkeit und Ruhe des fernen Reisens. Franklin will den Nordpol erreichen, denn in der Natur lohnt es sich nicht, die Zeit zu messen, weil das Eismeer für die absolute Gegenwärtigkeit steht: „Es war sicher, daß es dort, weil im Sommer die Sonne nicht unterging, zweierlei gab: offenes Wasser, und eine Zeit ohne Stunden und Tage.“ (159) Reinhold Frigge zufolge durchsetzt Nadolny die Handlung des Romans mit Bildentwürfen zur Langsamkeit seines Helden, vergräbt Diskurse und Reflexionen zur Langsamkeit wie ein Wurzelwerk unter die Geschichte. Die geographische Entdeckungsreise verwandelt sich für den Leser in eine Entdeckungsreise zur Langsamkeit.¹³ Franklins romantische Sehnsucht gilt einem Seinszustand, in dem er sich selbst durch die Aufhebung der Zeit finden kann. Er findet eine romantische Erfüllung seiner Sehnsucht doch nicht, denn er irrt nie ziellos in der Welt, sein Talent des langsamen Beobachtens muss er jeden Tag in der Auseinandersetzung mit der Welt auf die Probe stellen. Es ist Nadolny gelungen, Franklins eigene Geschwindigkeit für die Leser als allgemeingültigen Maßstab glaubhaft zu machen. Ein Mittel dafür ist, dass der Leser die Welt mit Franklins Augen sieht und so an dessen verlangsamten Zeitempfinden teilhaben kann. Die beschleunigte Welt macht es dem Menschen unmöglich, in die Abläufe einzugreifen.¹⁴

Das Reisen ist ein Mittel, aus der Perspektive des Heimkehrers die Heimat verfremdet zu sehen. Die fremde Welt besitzt nicht nur das Attribut der unentdeckten, bisher unbekanntem Welt. Sie vertritt auch ein früheres Stadium der Entwicklung der Zivilisation, die sich noch nicht von dem Fortschrittswahn seiner Heimat anstecken ließ. Wenn sich also Franklin nach der Fremde und Ferne sehnt, sehnt er sich nach einer Welt, die noch nicht vom Geschwindigkeitswahn bestimmt ist.¹⁵ Das Meer, das Polargebiet sind menschen-

¹⁰ Vgl. KOHPEIB 1999, 10.

¹¹ Vgl. ZIKO 2004, 70.

¹² Vgl. ELM 2004, 123.

¹³ Vgl. FRIGGE 2003, 347.

¹⁴ Vgl. ebenda, 349.f.

¹⁵ Vgl. ZIKO 2004, 88.

freundlicher als London, jedenfalls bis zu einer gewissen Grenze, denn hier erleben Franklin und seine Männer die Ohnmacht des mit den modernsten Geräten ausgerüsteten Menschen.

In zunehmendem Maße wird ihm die Heimat fremd, weil dort Zeitmangel und Hektik herrschen, und das Polargebiet heimatlich, weil es ein Ort der Ruhe ist. Im Gespräch mit dem Maler William Westall äußert er seine Meinung über die Ästhetik, die eigentlich eine Ästhetik des Fremden ist: „Sogleich ging es wieder um die Frage, ob man das Schöne und Gute erst schaffen müsse, oder ob es schon in der Welt sei. John glaubte als Entdecker an das zweite“ (335) Es bedeutet, dass man das Schöne in der Fremde suchen soll oder selbst das Fremde das Schöne sein kann. Seinem Konzept über das Wesen des Fremden verdankt er auch seine Toleranz anderen Völkern, den so genannten „Wilden“ gegenüber.¹⁶ Langsamkeit wird zur Methode der zwischenmenschlichen Beziehungen, sie ermöglicht die Akzeptanz der Anderen, in den meisten Fällen die der Langsamen, mit denen er Mitgefühl hat, er gehört ja auch zu ihnen.

Sein Franklinsches System wird dem Fortschrittsdogma gegenübergestellt, das das Prinzip der Schnelligkeit, der permanenten Beschleunigung der Welt bedeutet. Laut Ziko ergibt sich aus dieser Einstellung ein Sozialdarwinismus. Die Schnellen, Agressiven und die an die frühindustrielle Gesellschaft Angepassten setzten sich durch, während die Langsamen, Alten und Nachdenklichen auf der Strecke blieben. Relevant vor diesem Hintergrund scheine die Behandlung des Fremden und des Außenseiters.¹⁷

Nadolny, der zu den Anfängen der modernen Industriekultur zurückgeht, zeigt an Franklins Beispiel, wie sich das Prinzip Geschwindigkeit zur Zeit der Industriellen Revolution in Großbritannien durchsetzt. Seine Kritik an einer einseitig technisch-ökonomischen Konzeption stützt sich in seiner Argumentationsstrategie auf Max Horkheimers und Theodor W. Adornos *Dialektik der Aufklärung* (1944).¹⁸ Auch Mottel zufolge dient die Vergangenheit nur der Vor- und Einführung des gegenwärtigen Problems. Aus der postmodernen Kulturkritik an der Ausbildung westlicher Rationalität zur Zeit der Industriellen Revolution bezuhere Nadolny die textinternen Wertungsperspektiven. Pazifismus, Feminismus, Schutz ethnischer und sexueller Minderheiten und Multikulturalität lieferten das Netzwerk, das den Romanstoff für den heutigen Leser interessant machte.¹⁹

Theo Elm vertritt eine interessante und radikale Meinung in der Forschung, denn er meint, Franklin kehre wegen seines individuellen Zeitmaßes von der anbrechenden Fortschrittsära nicht ab, die Langsamkeit werde vom Autor zur Erfolgsbedingung erhoben. Franklin komme mit Hilfe der modernsten Navigationsgeräte als erster zur Nordwestpassage, so sei der Langsamste doch der Schnellste. Sogar fielen die Toten einem Zeitungsphotographen anheim, der sie als schnelle Mediennachricht mit einem Photo auf die Platte banne (355). Elm leugnet, dass hier Langsamkeit wirklich stattfinden würde, sie würde nur simuliert, sie stehe sogar im Dienst einer unumgänglichen Beschleunigung. Langsamkeit sei nur Kult.²⁰

¹⁶ Vgl. ebenda., 92.

¹⁷ Vgl. ebenda, 147.f.

¹⁸ Vgl. KOHPIEB 1999, 7.

¹⁹ Vgl. MOTTEL 1996, 76.

²⁰ Vgl. ELM 2004, 125.

Interkulturelle Begegnungen

Die interkulturellen Begegnungen in *Die Entdeckung der Langsamkeit* werden aufgrund der von Aglaia Blioumi genannten Kriterien der literarischen Interkulturalität untersucht. Sie überträgt Lothar Krappmanns sozialpsychologisches Konzept auf die Analyse literarischer Werke.²¹ Von ihr werden außerhalb der Literaturwissenschaft entwickelte Kriterien für das Verstehen interkultureller textueller Konstruktionen gebraucht.²²

Im Folgenden werden die vier Fähigkeiten des Menschen kurz dargestellt, die als Kriterien interkultureller Eigenschaften im Roman angewandt werden können. Die erste ist die *Rollendistanz*. Dies bedeutet, dass das Eigene von außen und mit Selbstkritik betrachtet wird. Bei der Textdeutung wird dabei die Frage geklärt, wie der fremde Blick auf das Eigene dargestellt wird. *Empathie* bedeutet auch Perspektivwechsel, der darin besteht, dass der Erzähler oder die Figur sich anstatt auf das Vertraute auf das Fremde oder Fremdkulturelle konzentriert und es zu verstehen versucht. Eine weitere Fähigkeit ist *Ambiguitätstoleranz*, sie kann als Duldung einander widerstrebender Motivationsstrukturen, als Duldung des Anderen verstanden werden. Für literarische Texte bedeutet *Identitätsdarstellung* die Frage, ob bei der Beschreibung der eigenen Identität Vorurteile dominieren, oder ob man bereit ist, das Selbstbild aufgrund interkultureller Erfahrungen zu korrigieren.²³

Die erste interkulturelle Begegnung wird im siebten Kapitel *Terra australis* beschrieben. Die *Investigator* erreicht Terra australis an einem bereits bekannten Punkt, dem Kap Leeuwin. John dient auf dem Schiff unter dem Kapitän Matthew Flinders. Für den Roman ist die monoperspektivische Darstellung charakteristisch, man sieht alles aus Franklins Perspektive. Nadolnys Ziel damit ist, wie oben schon erörtert wurde, dass dem Leser Franklins Langsamkeit als Maßstab der Wahrnehmung natürlich erscheine. Um aber die Begegnung mit den australischen Einheimischen beschreiben zu können, benutzt der Autor eine Multiperspektivik, so ergibt sich die Perspektivstruktur in dieser Szene aus der Wechselwirkung der verschiedenen Figurenperspektiven und der Erzählerperspektive.

John versucht sich die „Wilden“ schon vor ihrer Ankunft vorzustellen: „Er dachte daran, daß für die Wilden ein Weißer ein wunderbarer Mensch sein mußte, weil er von so weit her kam. Sie würden einem Weißen immer lange zuhören, auch wenn sie kein Wort verstanden.“ (88) Die Einheimischen sind ablehnend und versuchen die Weißen mit Handbewegungen zum Schiff zurückzudrängen. Ein weniger langsamer Mensch wie Olof Kirkeby kann sie nicht unterscheiden, weil sie untereinander „tierisch ähnlich“ (92) aussehen. John aber kann die Australier gut auseinanderhalten, denn er beobachtet sie sehr lange und sehr aufmerksam. Er kann als Erster ihr Lachen deuten, weil er am längsten hinsieht: „Sie wissen jetzt, daß wir ihre Sprache nicht verstehen. Darum reden sie absichtlich Unsinn und lachen darüber.“ (92) John entdeckt, dass sich seine Landsleute anders benehmen als sonst. Er kann die Situation gut verstehen, denn er wurde mehrmals wegen seiner Langsamkeit und seiner Andersartigkeit ausgelacht und verspottet. Das für seine Mitmenschen Fremde an seiner Person hilft ihm die Einstellung der Engländer den Australiern gegenüber zu verstehen:

²¹ Vgl. KRAPPMANN 2000.

²² Vgl. BLIOUMI 2004.

²³ Vgl. ebenda, 50-52.

Plötzlich wußte John, wie es war: alle glaubten, die Wilden seien noch zu wenig darüber belehrt, wen sie vor sich hätten. Die Weißen fühlten sich noch nicht ausreichend respektiert. Sie warteten darauf, daß dieser Fehler korrigiert würde. (93)

Aus Johns Perspektive wird wahrgenommen, dass die Engländer Vorurteile haben. Sie bewerten das Fremde negativ, um die Überlegenheit des Eigenen zu demonstrieren. John ist also fähig, das Eigene, d.h. seine Seekameraden aus einer entsprechenden Distanz, mit „fremder Brille“ zu sehen und so das eigene Bild zu korrigieren. Der Kapitän wollte die Überlegenheit der Engländer unter anderem dadurch zeigen, dass auch ein langsamer Engländer mit dem Gewehr Veränderungen bewirken konnte. Die Engländer missdeuten das aus Befremdung hervorgerufene Lachen der Australier, weil sie keine Empathie mit ihnen haben: „Immerhin waren jetzt die Weißen der Ansicht, sie würden von den Wilden in ihrer Überlegenheit anerkannt, und so hatten sie auch selbst wieder mehr Respekt vor ihrem Kapitän.“ (95) John kann die Australier und seine Landsleute aus einer Distanz beobachten, die auch als konkrete räumliche Distanz beschrieben wird, denn er saß „lange im Gipfel eines Baums“ (95). Dr. Brown betrieb Ethnographie, weil er als Forscher die „Wilden“ von Kopf bis Fuß vermaß. Aber John muss feststellen, dass auch die Australier „Ethnographie betrieben“, weil sie die Weißen „beäugten und betasteten“ (95), um sich zu versichern, dass es sich bei den Neuangekommenen nicht um Frauen handle.

Im dreizehnten Kapitel mit dem Titel *Flußfahrt zur arktischen Küste* werden die Begegnungen mit den Indianern beschrieben. Franklin ist Befehlshaber der Expedition, nicht aber eines Schiffes, denn diesmal geht es um eine Landreise. Die Expedition soll die Nordküste erreichen, wo ein Kapitän Parry mit seinem Schiff und seiner Mannschaft auf sie wartet. Von diesem Unternehmen hängt der Erfolg der Expedition ab, die endlich zur Nordwestpassage führen und so Europas zwei Jahrhunderte alten Traum (und auch Franklins Traum) realisieren könnte. Der Erzähler lässt keinen Zweifel daran, dass die Admiralität die Indianer und die Eskimos braucht, um neue Gebiete und die Nordwestpassage in ihren Besitz zu nehmen, eigentlich zu Kolonisationszwecken:

Die Admiralität erwartete zusätzlich die sorgfältige Beschreibung aller vorfindbaren Indianer- und Eskimostämme. Freundliche Haltung erwünscht, Tauschhandel Alkohol gegen Pelze möglich, Feuerwaffen nein. Wichtig war, daß die Wilden sich daran gewöhnten, den etwa festgefahrenen Passageschiffen notfalls mit Nahrung auszuhelfen – es sollte ihr Schaden nicht sein. (213)

Sie treffen einen lutherischen Missionar, der mit der Christianisierung der Eskimos schon angefangen hat. Richardsons Meinung dazu klingt wie die Meinung eines Eroberers: „die Segnungen der Religion seien bereits zu erkennen, man sehe es an den Augen“. (214) Der Erfolg der Expedition hängt von dem Häuptling der Kupferminenindianer ab, denn nur die Indianer verstehen sich auf die Jagd so gut, dass sie die Expedition ernähren können. Die Indianer stehen nicht im guten Ruf, denn vor fünfzig Jahren sollen sie in der Begleitung eines Pelzhändlers unter den Eskimos ein Massaker angerichtet haben. Ihr Häuptling Akaitcho trägt beim ersten Treffen keinen Federschmuck ebenso wie auch Franklin auf das Tragen seiner Auszeichnungen verzichtet. John versucht in der Metaphernsprache der Indianer zu sprechen. Trotz aller Achtung des Erzählers vor Franklin wird Franklins Rede aus postkolonialer Sicht als die Rede eines Eroberers dargeboten:

Mich schickt der größte Häuptling, den es auf der bewohnten Erde gibt, denn alle Völker der Welt, weiße, rote, schwarze und gelbe, sind seine Kinder, die ihn lieben und verehren. Er ist voller Güte, aber er hat auch die Macht, die Menschen zu zwingen. Das ist niemals nötig, denn alle kennen seine Größe und Weisheit. (225)

und so geht es auch weiter:

Der oberste weiße Häuptling wolle seinen indianischen Kindern noch mehr schöne Dinge zukommen lassen als bisher, und deshalb solle am Eismeer ein Platz gefunden werden, an dem die größten Kanus der Erde landen könnten. Auch wolle der oberste Häuptling mehr über das Land, über die Indianer und Eskimos erfahren. Es schmerze ihn sehr, daß die Indianer mit den letzteren, die er ebenfalls als seine Kinder ansehe, nicht immer in Frieden lebten. (226)

Als die Indianer nicht genügend Wild liefern, schäumt Back vor Wut über die „wortbrüchigen Wilden“ (230). Auch Richardson bemängelt die Abwesenheit der christlichen Kultur, „die diesen Primitiven so not tue“. (230) Backs und Richardsons Äußerungen erinnern an das ethnozentrische Dichotomiemodell, bei dem der höher bewertete Pol (die Engländer und die Christen) mit Identität, die abgewertete Eigenschaft (Fremde, Primitive, Indianer) diskursiv mit Alterität markiert wird. Der koloniale Andere wird als barbarisch, unzivilisiert, primitiv und irrational konstruiert. Diese Eigenschaften der Fremden dienen der Legitimation der Eroberungen, die auf dieser Grundlage als zivilisatorische Mission gedeutet werden²⁴.

Im vierzehnten Kapitel *Hunger und Sterben* kommt es zu Begegnungen mit den Eskimos. Hier geht es nicht mehr um Franklins Schwärmen für die Naturvölker, sondern eher darum, dass er sie braucht. Auch hier bewährt sich Franklins Langsamkeit. Er weiß, dass das Schicksal der Expedition von ihm abhängt und wenn er Unruhe zeigte, geriete das Leben vieler Expeditionsteilnehmer in Gefahr. Die Eskimos betrachten ihn als Expeditionsleiter und wegen seiner Besonnenheit glauben sie ihm, dass er mit friedlichen Absichten gekommen ist. Es stellt sich aber heraus, dass die Eskimos mit den Weißen nichts zu tun haben wollen: „Sie haben schon öfters Weiße gesehen und schlechte Erfahrungen mit ihnen gemacht.“ (244) Franklin ist nicht mehr imstande, sich und die Anderen zu retten. Allein Back und die Indianer können die Überlebenden retten.

Resümee

Resümierend kann festgestellt werden, dass seine Art und Weise des Selbstverständnisses, die Entdeckung des Fremden in sich Franklin hilft, die Fremdheit anderer Volksgruppen zu verstehen. Auf der anderen Seite kann man aber während der Begegnungen mit den Indianern und den Eskimos den Zweifel an Franklins Aufrichtigkeit beim Umgang mit diesen Völkern nicht unterdrücken. Im Unterschied zu der Begegnung mit den Australiern zeigt er neben den beschriebenen interkulturellen Eigenschaften auch die Eigenschaften eines Eroberers, der im Dienst der Admiralität steht. Diese Ambivalenz seiner Einstellung kann auf zweierlei Weise begründet werden. Es ist möglich, dass Nadolny sein Prinzip der Langsamkeit nicht bis zum Ende des Romans konsequent durchsetzen konnte. Er wollte nämlich sowohl die wichtigsten Phasen von Franklins Leben und seiner Expeditionen beibehalten, als auch das Franklinsche System gelten lassen. Es kann angenommen werden, dass das

²⁴ Vgl. BIRK-NEUMANN 2002, 124.f.

Leben eines Entdeckers, der eigentlich im Dienste des Fortschritts steht, nicht immer für das Franklinsche System instrumentalisiert werden konnte. Eine andere Deutungsmöglichkeit ist, dass Franklin sein System auf individueller Ebene realisieren konnte, es aber inmitten einer beschleunigten Welt auf die Politik (Tasmanien) und auf mit Eroberungszielen verbundenen Expeditionen nicht übertragen konnte.

LITERATUR

BIRK – NEUMANN 2002

BIRK, Hanne – NEUMANN, Birgit: Go-Between: Postkoloniale Erzähltheorie. In: *Neue Ansätze in der Narratologie*. Hg. NÜNNING, Ansgar – NÜNNING, Vera. Trier, Wissenschaftlicher Verlag, 2002. 115–152.

BLIOUMI 2004

BLIOUMI, Aglaia: Kulturwissenschaft, Interkulturalität und Interdisziplinarität Beispiele. deutschsprachiger Migrationsliteratur. In: *Neohelicon* XXXI. 2004/ I. 43–59.

BRIX 2008

BRIX, Birgit: *Sten Nadolny und die Postmoderne*. Frankfurt am Main, Peter Lang, 2008.

ELM 2004

ELM, Theo: Kult der Langsamkeit. Peter Handke, Hermann Lenz, W. G. Sebald, Sten Nadolny. In: *Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder*. Hg. ZYMNER, Rüdiger – ENGEL, Manfred. Paderborn, Meutis, 2004. 102–117.

FRIGGE 2003

FRIGGE, Reinhold: Die Entdeckung der Langsamkeit. Reflexionen zu einem Denkbild der Moderne. In: *Lust am Kanon. Denkbilder in Literatur und Unterricht*. Hg. KNOCH, Susanne – KOCH, Lennart – KÖHNEN, Ralph. Frankfurt am Main, Peter Lang, 2003. 345–358.

GRABES 2004

GRABES, Herbert: *Einführung in die Literatur und Kunst der Moderne und Postmoderne. Die Ästhetik des Fremden*. Tübingen, Francke, 2004.

KOHPEIß 1999

KOHPEIß, Ralph: *Sten Nadolny: Die Entdeckung der Langsamkeit. Oldenbourg Interpretation*. Band 77. München, Oldenbourg, 1999.

KRAPPMANN 2000

KRAPPMANN, Lothar: *Soziologische Dimension der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*. Stuttgart, Klett-Cotta, 2000.

LANDFESTER 1996

LANDFESTER, Ulrike: Spiegel Geschichte. Experimente mit der Optik des historischen Romans in „Die Entdeckung der Langsamkeit“. In: *Sten Nadolny. Porträt 6*. Hg. BUNZEL, Wolfgang. Eggingen, Edition Isele, 1996. 79–120.

MOTTEL 1996

MOTTEL, Helmut: „Die Entdeckung der Langsamkeit“ – ein postmoderner Erfolgsroman. In: *Sten Nadolny. Porträt 6*. Hg. BUNZEL, Wolfgang. Eggingen, Edition Isele, 1996. 62–78.

NADOLNY 2005

NADOLNY, Sten: *Die Entdeckung der Langsamkeit*. Roman. München, Piper, 2005.

ZIKO 2004

ZIKO, Lamyaa Abdelmohsen Osman: *Interkulturalität – Erzählformen in den Werken von Sten Nadolny*. Trier, 2004.

ZUM VERHÄLTNIS ZWISCHEN MANN UND FRAU IN DER NEUZEITLICHEN PHILOSOPHIE – DIE KANT’SCHER (HALB)WENDUNG

JUDIT HELL
Universität Miskolc, Ungarn

Einleitung

Eine der Grundthesen der feministischen Kritik in der Philosophiegeschichte behauptet, dass die klassischen Theorien bzw. Texte in der Philosophiegeschichte *androzentrisch* zu bezeichnen sind: obschon in ihnen behauptet wird, dass die philosophischen Fragestellungen allgemein vom Gesichtspunkt des Menschen untersucht werden, geht es in Wirklichkeit aber um den Gesichtspunkt des Mannes. Diese These kann durch ein Neulesen des philosophischen Kanons unter feministischem Blick belegt werden, und dieses Vorhaben hat ja von der feministischen Wissenschaftstheorie bis zur feministischen Ethik vielerlei Bezüge. Zahlreiche Vertreterinnen der feministischen Philosophiekritik halten die Verfahrensweise für besonders verwerflich und verurteilungswürdig, mit der zahlreiche noch so bedeutende und ausgezeichnete Philosophen das rationale Wesen der Frau abgestritten haben, wenigstens ihr, dem Mann gleichrangiges rationales Wesen – und somit wurde eigentlich auch das menschliche Wesen der Frau hinterfragt, da die Bestimmung des Menschen schließlich mit Bezugnahme auf seine Veranlagung zur Rationalität üblich war. Unter den prämodernen gesellschaftlichen Verhältnissen (im Altertum und im Mittelalter) wurde die These über die intellektuelle und moralische Minderwertigkeit der Frau vor aller Öffentlichkeit verkündet, dementsprechend wurden auch die entsprechenden rechtlichen Konsequenzen in Bezug auf die gesellschaftliche Hierarchie gezogen. In der modernen Gesellschaft (in der Neuzeit) sind aber alle Menschen – und so auch die Frauen – moralisch und geistig gleichgestellt, da jedoch die asymmetrische Ordnung der Geschlechter auch in dieser Zeit erhalten geblieben ist, hatten sich die Vertreter der neuzeitlichen Philosophie in dieser Hinsicht mit der Falschheit des humanistischen Universalismus auseinanderzusetzen, womit aber auch sie selbst nicht endgültig abzurechnen vermochten. Im Folgenden werden die Ansichten mancher bedeutender und großen Einfluss ausübender neuzeitlicher Philosophen erläutert, die sich in ihren Schriften mit dem Verhältnis zwischen Mann und Frau des Näheren beschäftigen und mit dem genannten Problem gekämpft haben, wobei das Ziel verfolgt wird, belegen zu können, dass:

- die androzentrische Sichtweise trotz aller denkerischer Ehrlichkeit auch bei ihnen erkannt werden kann;
- diese Sichtweise sich nicht aus einer böswilligen Annäherung des Problems ernährt, sondern einfach aus einer Hinnahme der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse, wobei sie in dieser Hinsicht den irreführenden Erscheinungen der Empirie zum Opfer fielen;
- wegen der Langlebigkeit des Anscheins in der philosophischen Denkweise eine Wendung erst mit der Herausbildung moderner gesellschaftlicher Verhältnisse am Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgen konnte – aber Kants an einer Zeitaltergrenze stehende Philosophie, die bestimmte frühere Tendenzen zusammen-

fasst und manch anderen vorangeht, bedeutete schon auch in dieser Hinsicht eine Wendung, wenn auch keine „kopernikanische“, weil nicht konsequent genug durchgeführte, wenigstens aber eine Halbwendung.

Entwicklungstendenzen in der neuzeitlichen Philosophie

In der Entwicklung der neuzeitlichen Philosophie bedeuten die Epochen des 18. und des 19. Jahrhunderts die Herausbildung großer wissenschaftlicher Systeme, das ist das Zeitalter der Aufklärung und der klassischen Philosophien. Auch in diesen Zeiten leben aber die klassisch-patriarchalischen Vorstellungen über das Verhältnis beider Geschlechter fort, jedoch nicht mit einer religiösen oder metaphysischen Argumentation, sondern sie wurden sozusagen mit einer Berufung auf die Gesetze der Natur begründet, und eben diese Tatsache kann eigentlich am deutlichsten zeigen, in wie weit wir es hier mit angewurzelten Vorurteilen zu tun haben. Es geht hier nämlich um absolut falsche prinzipielle Stellungnahmen solch großer Denker und um eine totale Missdeutung der Tatsachen seitens derer, denen eigentlich überhaupt keine Böswilligkeit zugemutet werden darf, ihr denkerischer Misserfolg in Bezug auf dieses spezielle Problem darf jedoch als total bezeichnet werden. Spinoza, der einer der Begründer des philosophischen Denkens jenes Zeitalters, und – wie bekannt – zugleich einer der reinsten und moralischsten Denker war, schreibt zum Beispiel in seiner *Politischen Abhandlung*:

Wären die Frauen von Natur in Festigkeit und Schärfe des Geistes den Männern gleich, so würden sie, da hierauf die Macht der Menschen und das Recht hauptsächlich beruht, auch ebenso viel gelten, und man würde unter so vielen und verschiedenen Völkern sicherlich einzelne finden, wo beide Geschlechter eine gleiche Herrschaft führten, und andere, wo die Männer von den Frauen regiert und so erzogen würden, dass sie ihnen an Bildung nachständen. Allein dies ist nirgends der Fall, und so kann man behaupten, dass die Frauen von Natur kein gleiches Recht mit den Männern haben, sondern den Männern nachstehen. Deshalb ist eine gleiche Herrschaft beider Geschlechter unmöglich, und noch weniger eine Herrschaft der Frauen über die Männer. (SPINOZA 1871, 150f.)

Es ist verwunderlich, dass es Spinoza gar nicht einfällt, ob es außer den von ihm in Betracht gezogenen Tatsachen auch noch andere geben könnte. Er ruft z. B. die von ihm wohl bekannten matriarchalischen Muster der griechischen Mythologie auch nicht in Erinnerung (was später Bachofen tun wird). Tatsächlich ist es aber noch merkwürdiger, dass er aus der Tatsache, dass Frauen an der Regierung keinen Anteil haben, auf direkte Weise auf die schwächere Seelenkraft sowie den schwächeren Geist und Verstand der Frau schließt. Außerdem sei noch anzumerken, dass sich Spinoza nicht auf metaphysische Prinzipien beruft, „*more geometrico demonstrata*“, sondern auf empirische Tatsachen, seien sie auch noch so verbreitet, aber trotzdem immer nur eventuell. Es mag also darum die Rede sein, dass der bis zum Letzten ehrliche Spinoza um jeden Preis erklären wollte, warum sich die Frau allen Fakten nach in ihrer gegebenen Lage befinde und warum ihre Lage mit der des Mannes nicht gleichgestellt werden kann. Aus diesem Grunde musste er solche – sozusagen allgemein – verbreiteten empirischen Tatsachen finden, die er auch für sich selbst als das „Gesetz der Natur“ darstellen konnte.

Rousseau, der einer der Begründer der modernen Gesellschaftsphilosophie sowie Pädagogik und einer der größten Vertreter der Aufklärung ist, bestimmt den Mann und die

Frau als Gefährten und für einander bestimmte Wesen und er stellt zwischen ihnen im juristischen Sinne des Wortes keine traditionelle Hierarchie (ein über- oder untergeordnetes Verhältnis) auf, trotzdem betrachtet er die Frau ihren intellektuellen Fähigkeiten nach als minderwertig. Nach Rousseau sind Frauen unfähig, sich mit abstrakten und spekulativen Theorien bzw. mit wissenschaftlichen Thesen zu beschäftigen. In seinem grundlegenden Werk *Emile* schreibt er: „Ihre Studien müssen sich auf das Praktische beziehen. Ihre Sache ist es, die Prinzipien anzuwenden, die der Mann gefunden hat.“ (ROUSSEAU 1978, 420.) Rousseau war – wie wohl bekannt ist – ein grundsätzlich und leidenschaftlich demokratischer Denker, aber die von ihm zitierten Gedanken, die theoretisch die Unterdrückung der Frau gutheißen, können nicht nur die bürgerliche bzw. kleinbürgerliche Einstellung ihres Verfassers punktuell zum Ausdruck bringen, sondern im Grunde genommen auch die Grundeinstellung (den in der Tat falschen Universalismus) der Hochaufklärung, was das Verhältnis beider Geschlechter betrifft. Außerdem mochten diese Gedanken die führenden Persönlichkeiten der französischen Revolution, vor allem aber Robespierre offensichtlich beeinflusst haben, der ihm in allem folgte. Diese Wirkung ist nicht nur darin wieder zu erkennen, dass die Frauen von der Ausübung des Wahlrechts ausgeschlossen wurden, obwohl der liberale Entwurf von Condorcet eindeutig für das Wahlrecht der Frauen eintrat, sondern auch im Verbot der Frauenclubs oder im Todesurteil von Olympe de Gouges, der Vorkämpferin der Frauenrechte. Vielmehr ist es aber von Bedeutung, dass die Rousseau'schen Gedanken auf alle weiteren, auf die Ideen der Aufklärung gründenden Denkweisen moderner Zeiten eine grundlegende Wirkung ausüben konnten, und so auch auf Kant, der bei der Entwicklung der neuzeitlichen Philosophie eine zentrale Rolle spielte.

Um die Wende des 19. Jahrhunderts werden die Ideen der Aufklärung in den klassischen Philosophien kritisch synthetisiert. Aus den Gesetzen der Natur deduziert Kant zuerst die Tatsache, dass Frau und Mann aufeinander angewiesen sind, da die Ehe im privatrechtlichen Teil seines Werkes *Die Metaphysik der Sitten* so gekennzeichnet wird, dass sie der natürlichen sexuellen Gemeinschaft des Menschen bzw. des Mannes und der Frau einen gesetzlichen Hintergrund sichert. Letztendlich ist deren Ziel und Zweck die Zeugung, Geburt und Erziehung von Kindern, was auch mit dem Ziel der Natur gleichgesetzt werden dürfte, was aber noch keineswegs bedeuten müsste, dass ohne die Zeugung von Kindern eine Ehe nicht existieren bzw. nach der Vollbringung der erzieherischen Aufgaben des Weiteren nicht bestehen könnte. Dieses Verhältnis beruht auf einer *Gegenseitigkeit* zwischen den Verehelichten, sogar auch darin, was die sexuelle Lust betrifft, da es gilt: „als rechtliche Folge aus der Verbindlichkeit, in eine Geschlechtsverbindung nicht anders, als vermitteltst des wechselseitigen Besitzes der Personen, als welcher nur durch den gleichfalls wechselseitigen Gebrauch ihrer Geschlechtseigentümlichkeiten seine Wirklichkeit erhält, zu treten“ (KANT 1983b, 393). Es sei jedoch in Betracht gezogen, dass nach der traditionellen Auffassung der Mann der Frau überzuordnen sei, wodurch sich Kant verpflichtet fühlt, auch dies zu erwägen:

Wenn daher die Frage ist: ob es auch der Gleichheit der Verehelichten, als solcher widerstreite, wenn das Gesetz von dem Manne in Verhältnis auf das Weib sagt: er soll dein Herr (er der befehlende, sie der gehorchende Teil) sein: so kann dieses nicht als der natürlichen Gleichheit eines Menschenpaares widerstreitend angesehen werden, wenn dieser Herrschaft nur die natürliche Überlegenheit des Vermögens des Mannes über das weibliche, in Bewirkung des gemeinschaftlichen Inte-

resses des Hauswesens und des darauf gegründeten Rechts zum Befehl zum Grunde liegt, welches daher selbst aus der Pflicht der Einheit und Gleichheit in Ansehung des Zwecks abgeleitet werden kann. (KANT 1983b, 392.)

Die natürliche Überlegenheit und das Befehlsrecht des Mannes, welche Kant im Sinne der obigen Zeilen selbstverständlich zu sein scheinen, wurden theoretisch eigentlich in einer noch in der vorkritischen Periode, im Jahre 1764 entstandenen Schrift begründet, in der sich offensichtlich auf Rousseaus Spuren mit der Problematik der Geschlechter beschäftigt. (Es darf hier nicht vergessen werden, dass *Emile* zwei Jahre früher erschien.) In den *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* handelt es sich um das Verhältnis zwischen den Geschlechtern im Dritten Abschnitt, der die Überschrift trägt: „Von dem Unterschiede des Erhabenen und Schönen in dem Gegenverhältnis beider Geschlechter“. (Es muss aber bemerkt werden, dass Kant den Begriff des Schönen und des Erhabenen in dieser Schrift noch nicht in dem Sinne erörtert, wie später im ästhetischen Teil der *Kritik der Urteilskraft*, da „das Erhabene“ in seinem früheren Werk noch mit dem Begriff „des Edlen“ gleichzusetzen ist, während das Erhabene im späteren Buch durch seine Mächtigkeit oder Furchtbarkeit in solch einer Überwältigung erscheint, was das Normale entweder im qualitativen oder im quantitativen Sinne überschreitet.) Kant erklärt hier die Frau für ein ebenso und ebensolch intellektuelles, d. h. rationelles und dadurch vollwertiges Wesen, wie der Mann es ist, jedoch unterscheidet er nach deren Beschaffenheit die Rationalität des Mannes und die der Frau: „Das schöne Geschlecht hat eben sowohl Verstand als das männliche, nur es ist ein schöner Verstand, der unsrige soll ein tiefer Verstand sein, welches ein Ausdruck ist, der einerlei mit dem Erhabenen bedeutet.“ (KANT 1983a, 851.) Der „schöne“ Geist der Frau wird von Kant mit den folgenden Tugenden charakterisiert:

Sie sind reinlich und sehr zärtlich in Ansehung alles dessen, was Ekel verursacht. Sie lieben den Scherz, und können durch Kleinigkeiten, wenn sie nur munter und lachend sein, unterhalten werden. Sie haben sehr früh ein sittsames Wesen an sich, wissen sich einen feinen Anstand zu geben und besitzen sich selbst; und dieses in einem Alter, wenn unsere wohlgezogene männliche Jugend noch unbändig, tölpisch und verlegen ist. Sie haben viel teilnehmende Empfindungen, Gutherzigkeit und Mitleiden [...]. [...] Sie sind von sehr zärtlicher Empfindung in Ansehung der mindesten Beleidigung, und überaus fein, den geringsten Mangel der Aufmerksamkeit und Achtung gegen sie zu bemerken. Kurz, sie enthalten in der menschlichen Natur den Hauptgrund der Abstechung der schönen Eigenschaften mit den edelen und verfeinern selbst das männliche Geschlecht. (KANT 1983a, 851.)

All das sei eine schöne Charakterisierung, könnte man behaupten – abgesehen davon, dass es offenkundig eine theoretische Generalisierung der Verhältnisse des vom Verfasser gekannten gesellschaftlichen Milieus ist. Die Frauen könnten sich damit auch zufrieden zeigen, jedoch nur im ersten Augenblick und in einer ersten Annäherung, da Kant des Weiteren auch die Grenzen des „schönen“ Geistes der Frau beschreibt, im Gegenteil zum „tiefen“ (oder „erhabenen“) Geiste des Mannes. All dies verfolgend leitet er – ganz im Geiste von Rousseau – die Eigentümlichkeiten ihrer gewünschten Erziehung ab.

Aufgrund der Begrenztheit der geistigen Fähigkeiten der Frau wird nämlich behauptet:

Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers ist vielmehr der Mensch und unter den Menschen der Mann. Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, son-

dern Empfinden. Bei der Gelegenheit, die man ihnen geben will, ihre schöne Natur auszubilden, muß man dieses Verhältnis jederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesamtes moralisches Gefühl und nicht ihr Gedächtnis zu erweitern suchen, und zwar nicht durch allgemeine Regeln, sondern durch einiges Urteil über das Betragen, welches sie um sich sehen. (KANT 1983a, 853.)

In der zitierten Schrift von Kant werden mehrere Beispiele für die Erziehung der Frau angeführt: so brauchen die Frauen zum Beispiel gar keine Kenntnisse davon zu haben, wie die Länder der Welt eingerichtet sind und wie die Ereignisse in der ganzen und großen Welt einhergehen, es sei genug und befriedigend, wenn sie über alles so viel wissen, dass sie dadurch emotionell beeinflusst werden usw. Nach diesen und ähnlichen Beispielen wird von Kant noch die Bemerkung gemacht, dass bei den Frauen, wenn sie schon in die Jahre kommen, auch all das sich verändern wird, wie es von ihm wie folgt auch beschrieben wird, „und es müssen, wenn es nach der natürlichen Ordnung gehen soll, allmählich die erhabenen und edlen Eigenschaften die Stelle der schönen einnehmen, um eine Person, so wie sie nachläßt, liebenswürdig zu sein, immer einer größeren Achtung wert zu machen. [...] Allmählich, so wie die Ansprüche auf Reizungen nachlassen, könnte das Lesen der Bücher und die Erweiterung der Einsicht unvermerkt die erledigte Stelle der Grazien durch die Musen ersetzen, und der Ehemann sollte der erste Lehrmeister sein“ (KANT 1983a, 864f.). So kann die Frau sich den Anforderungen des „tiefen“ oder „edlen“ Verstandes ruhig zukehren – sie muss ihnen immerhin doch gewachsen sein! – wenn es von dem Mann nicht mehr beansprucht wird, dass sie mit ihrem „schönen“ Geist auf ihn eine erotische Wirkung ausübt. Kant schreibt: „Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigentümlich sind, und können dieselbe wohl um der Seltenheit willen zum Gegenstande einer kalten Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht ausüben.“ (KANT 1983a, 852.) Schließlich wurden von Kant in den oben – aller Wahrscheinlichkeit nach mit gutem Willen – festgelegten begrifflichen Rahmen, die Geschlechtsrollen seiner Zeit, aber aufgrund derer auch die Forderungen den Frauen gegenüber festgesetzt. Verglichen mit der Entwicklung früherer Epochen bedeuteten seine Ansichten jedoch eine gewisse Wendung, auch wenn Kant sie nicht konsequent vollführte. Es geht hier um eine Wendung, besser gesagt um eine Halbwendung, da Kant einerseits stark verleugnet, dass die Frau geistig minderwertiger als der Mann wäre, andererseits aber behauptet er genauso stark, dass die Rationalität der Frau anders ist und auch anders zu sein hat als die des Mannes. Auch nach Kant soll die Frau die für sie bestimmte Geschlechtsrolle übernehmen, mittels derer (nämlich mittels ihres erotischen Reizes) sie über den Mann schließlich auch noch eine Gewalt ausüben kann, und wenn sie nicht diese Rolle spiele, sondern sich wie ein Mann sozialisiert, verliert sie ihren weiblichen Reiz, sozusagen ihre weibliche Beschaffenheit. Im Prinzip ist es aber mehr von Belang, dass nach Kant die Frau auch Männerrollen zu spielen vermag, obzwar diese ihr der Beschaffenheit nach ungeziemend, genauer gesagt ihr nur in den höheren Jahren, also in ihrem nicht mehr reizenden Alter geziemend sind.

Im Vergleich zu der Kantschen (Halb)Wendung bringt Hegels Philosophie nichts Neues, bedeutet sogar in manchen Fragen einen Rückschritt (wenigstens in Hegels späterer Periode). Wie bekannt, betrachtete Hegel die Familie als die Zelle der bürgerlichen Gesellschaft, deren Oberhaupt und Vertreter nach außen der Mann ist. Aber Hegel schrieb über

die Rolle der Frau innerhalb der Familie äußerst schön. Schon der junge Hegel beruft sich auf den Seiten seines Werkes *Phänomenologie des Geistes* auf die Vertreterin der Weiblichkeit, Antigone. Antigones Rolle (die Rolle der Frau im Allgemeinen) analysierend wird darauf hingewiesen, dass eine Gemeinschaft dem Einzelnen gegenüber nicht gerecht sein kann, denn „[d]er der Familie eigentümliche, positive Zweck ist der Einzelne als solcher“ (HEGEL 1988, 294). Die Familie und dadurch die Sphäre der Frau erscheinen als der Ort des Widerstands den unterdrückenden Tendenzen der Gemeinschaft gegenüber. Hegel stellt aber an Antigones Beispiel gleichzeitig dar, dass der Einzelne, mit dem die Familie zu tun hat, „wie er nicht Bürger ist, und der Familie angehört, nur der Unwirkliche marklose Schatten“ (HEGEL 1988, 295): so zeigt sich die besondere Leistung der Familie dem Einzelnen gegenüber erst in der Trauer und Ehrfurcht. Einerseits bekennt Antigone selber, dass sie nach den menschlich-staatlichen Gesetzen schuldig sei, da sie nach den göttlich-sittlichen Gesetzen handelte: „es muß seine Schuld anerkennen; weil wir leiden, anerkennen wir, daß wir gefehlt – Dies Anerkennen drückt [...] die Rückkehr zur sittlichen Gesinnung aus, die weiß, daß nichts gilt, als das Rechte.“ (HEGEL 1988, 310.) Andererseits ist aber auch zu sehen, dass die zwei Seiten, die gemeinschaftlich-staatliche und die einzeln-familiäre in gleichem Maße eine (rechtliche oder sittliche) Berechtigung beanspruchen: „Indem das Gemeinwesen sich nur durch die Störung der Familienglückseligkeit und die Auflösung des Selbstbewusstseins in das allgemeine sein Bestehen gibt, erzeugt es sich an dem, was es unterdrückt und was ihm zugleich wesentlich ist, an der Weiblichkeit überhaupt seinen innern Feind.“ (HEGEL 1988, 314.) So bleibt die Weiblichkeit „die ewige Ironie des Gemeinwesens“ (HEGEL 1988, 314) und so vertritt das natürliche Gepräge der Weiblichkeit in der Familie aufgehoben eine ewige Kritik den vergegenständlichten und verfremdeten gesellschaftlich-staatlichen Verhältnissen gegenüber. Obwohl bei dem alten Hegel die Kritik unschärfer wird, betrachtet er in den *Grundlinien der Philosophie des Rechts* (HEGEL 1986, § 166) die Ehe weiterhin als gegenseitiges moralisches Verhältnis zwischen Mann und Frau, stellt sie aber nicht als ein Gleichheitsverhältnis dar:

[...] jenes im Verhältnis nach außen das Mächtige und Betätigende, dieses das Passive und Subjektive. Der Mann hat daher sein wirkliches substantielles Leben im Staate, der Wissenschaft und dergleichen, und sonst im Kampfe und Arbeit mit der Außenwelt und mit sich selbst, so daß er nur aus seiner Entzweiung die selbständige Einigkeit mit sich erkämpft, deren ruhige Anschauung und die empfindende subjektive Sittlichkeit er in der Familie hat, in welcher die Frau ihre substantielle Bestimmung und in dieser Pietät ihre sittliche Gesinnung hat.

Die Pietät wird daher in einer der erhabensten Darstellungen derselben, der Sophokleischen Antigone, vorzugsweise als das Gesetz des Weibes ausgesprochen [...]. (HEGEL 1986, 318f.)

Wie es diesen Zeilen zu entnehmen ist, bleibt die Charakterisierung der Weiblichkeit in der Hinsicht der Familie weiterhin positiv, aber nur mit beschränkter Gültigkeit. Obendrein scheint Hegel – eigentlich ein wenig unerwartet – an den bei Rousseau begründeten (aber bei Kant einigermaßen schon in den Hintergrund gedrängten) allgemeinen Vorurteilen Frauen gegenüber Anteil zu haben:

Frauen können wohl gebildet sein, aber für die höheren Wissenschaften, die Philosophie und für gewisse Produktionen der Kunst, die ein Allgemeines fordern, sind sie nicht gemacht. Frauen können Einfälle, Geschmack, Zierlichkeit haben, aber

das Ideale haben sie nicht. Der Unterschied zwischen Mann und Frau ist der des Tieres und der Pflanze: das Tier entspricht mehr dem Charakter des Mannes, die Pflanze mehr dem der Frau, denn sie ist mehr ruhiges Entfalten, das die unbestimmtere Einigkeit der Empfindung zu seinem Prinzip erhält. Stehen Frauen an der Spitze der Regierung, so ist der Staat in Gefahr, denn sie handeln nicht nach den Anforderungen der Allgemeinenheit, sondern nach zufälliger Neigung und Meinung. (HEGEL 1986, § 166, Zusatz, 319f.)

Wie der eigentlich so realistisch denkende Hegel den letzten Satz niederschreiben konnte – da er sich über die Regierung der Königin Elisabeth von England, der Königin Maria Theresia von Böhmen und Ungarn und der Kaiserin Katharina der Großen von Russland mit Sicherheit Kenntnis zu verschaffen vermochte –, kann nicht anders erklärt werden, als mit dem hartnäckigen Fortleben der sich vor Jahrhunderten herausgebildeten und unverändert vererbten, mit dem anti-aufklärerischen Einfluss der Zeit der Restauration noch verstärkten Vorurteilen über die Geschlechterrollen. Hegel tut hier eigentlich einen Schritt zurück, indem er statt der nebenordnenden Andersartigkeit im Verhältnis zwischen Mann und Frau im Kantschen Sinne die Aristoteles'sche Hierarchie der Geschlechter präferiert.

Nach der Epoche der aufgeklärten, klassischen Philosophie erfolgte in der Gedankenwelt zahlreicher – in anderen Bezügen für ihre hervorragenden Leistungen anerkannter – Denker des 19. Jahrhunderts eine harte Abwertung, sogar theoretische Herabsetzung der Frauen. Die Gründe dafür sind offensichtlich im Epochenwechsel nach der englischen industriellen und französischen politischen Revolution sowie im Prozess der sich immer intensiver entwickelnden Modernisierung zu suchen: infolge dieser Prozesse veränderte sich die Lage der Frauen radikal. Alle, die diese Prozesse nicht willkommen hießen, ließen sich mit der früheren, anscheinend harmlos einfachen und „wissenschaftlich objektiven“ Bezugnahme auf die Gesetze der Natur nicht mehr zufrieden stellen, sondern sie traten als vehemente Gegner der Veränderungen der Emanzipationsprozesse auf, indem sie die „Naturgesetze“, die angeblich die Frauen den Männern unterordnen, mit bisher nicht gekannter Kampflust und Vehemenz zu verteidigen bzw. zu beweisen beanspruchten. Es sei kaum ein Zufall, dass es hier nicht nur um Denker weniger entwickelter Länder geht, sondern auch um deutsche Denker, es soll hier zum Beispiel vor allem an Schopenhauer und Nietzsche gedacht werden. (Ich möchte mich im Rahmen dieses Artikels mit ihren extremen Ansichten, die im Späteren bei WEININGER zu ganz bizarren Schlussfolgerungen führten, nicht beschäftigen, schon wegen des beschränkten Ausmaßes des Artikels.) Im 20. Jahrhundert kamen aber die philosophischen Ansichten, genauer gesagt die bedeutenderen philosophischen Ansichten auf der Grundlage der Auswirkung der eigentlich schon abgeschlossenen gesellschaftlichen Frauenemanzipation zu Stande. Hier soll in erster Linie die Kulturphilosophie von Georg Simmel erwähnt werden, die sich im Rahmen einer sich immer weiter verbreitenden Modernität entwickelte und in einem großen Maße unter dem Einfluss der Kantschen Philosophie entstand. Es blieb aber fragwürdig, in wie weit und wie genau GEORG SIMMEL – eigentlich auch für sich selbst – das historisch entstandene Verhältnis zwischen Frau und Mann im Rahmen der von ihm zu Stande gebrachten kulturkritischen Theorie klären konnte. Einerseits spricht er in Bezug auf das Verhalten und die Psychologie des Mannes und der Frau in seinem bekanntesten dieses Thema behandelnden Essay mit dem Titel *Die Koketterie* fortwährend und konsequent über das Verhalten und die Psychologie „des“ Mannes und „der“ Frau und in diesem Geist beschreibt er auch die Begierden und das

Streben des Mannes mit den Kategorien des Besitzes bzw. Nicht-Besitzes, die versteckten Motivationen und Verhaltensweisen der Frau aber mit den Kategorien der Hingabe und Verleugnung. Andererseits behauptet er über das von ihm analysierte „Weibliche“ sehr deutlich: „Allein von dieser [,Differenziertheit‘ des Mannes] aus gesehen, erscheint jene [,Undifferenziertheit‘ der Frau] doch als ein Noch-Nicht, ein uneingelöstes Versprechen, eine ungeborene Fülle dunkler Möglichkeiten, die sich von ihrem seelischen Standort noch nicht so weit auseinander- und emporgerankt haben, um sichtbar und darbietbar zu werden.“ (SIMMEL 1923, 121.) In einer anderen und anspruchsvolleren Abhandlung mit dem Titel *Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem* formuliert Simmel noch schärfer. Eigentlich schreibt er so scharf, dass er – in sich und allein – von jeder radikalfeministischen Philosophin hätte beneidet werden können: „Wir messen die Leistung und die Gesinnung, die Intensität und die Ausgestaltungsformen des männlichen und des weiblichen Wesens an bestimmten Normen solcher Werte; aber diese Normen sind nicht neutral, dem Gegensatz der Geschlechter enthoben, sondern sie selbst sind männlichen Wesens.“ (SIMMEL 1923, 65.)

Auf der folgenden Seite des Werkes fährt er wie folgt fort: „Daß das männliche Geschlecht nicht einfach dem weiblichen relativ überlegen ist, sondern zum Allgemein-Menschlichen wird, das die Erscheinungen des einzelnen Männlichen und des einzelnen Weiblichen gleichmäßig normiert – dies wird, in mannigfachen Vermittlungen, von der Machtstellung der Männer getragen.“ (SIMMEL 1923, 66.) Genau das wird von allen feministischen Philosophie-, Logik- und Wissenschaftskritiken sowohl ausgesagt als auch bewiesen; genau diese Ansichten werden als *falscher* Universalismus bezeichnet und mit dem Attribut *androzentrisch* beschrieben, da unter diesem Gesichtspunkt und mit dieser Sichtweise die Frau wirklich dazu wird, wozu sie durch die männliche Sichtweise und den männlichen Gesichtspunkt gemacht wird und sie kann wirklich nur das und so sein, wie sie durch die männliche Betrachtungsweise definiert wird. Simmel fügt unter seinem kulturpsychologisch feinen Blick noch hinzu:

[S]o setzt sich dem zugleich ein relativer [Maßstab] zur Seite oder gegenüber, der nicht weniger aus der Prärogative der Männer stammt und oft die genau gegenteiligen Forderungen stellt. Denn der Mann fordert von der Frau doch auch, was ihm, nun gleichsam als einseitiger Partei, in seiner polaren Beziehung zu ihr wünschenswert ist, das im traditionellen Sinne Weibliche, das aber nicht eine selbstgenugsame, in sich zentrierende Eigenart bedeutet, sondern das auf den Mann Orientierte, das ihm gefallen, ihm dienen, ihn ergänzen soll. (SIMMEL 1923, 68.)

Um ein leider allzu bekanntes Beispiel dafür zu bringen: eine offensichtlich gemeinsame Meinung, sogar die feste Überzeugung der Männer ist, dass die Frauen im Allgemeinen dümmer seien als sie; aber wenn es sich zufälligerweise herausstellt, dass eine Frau klug bzw. klüger sei als die Männer, wird es von den meisten Männern als unerträglich empfunden, demgemäß wird die Frau für weniger weiblich bzw. unweiblich gehalten.

Da sich Simmel aber mit einer kulturkritischen Analyse durchaus nicht zufrieden zeigt, transferiert er die beschriebenen Erscheinungen auf eine metaphysische Ebene, was von einer feministischen Philosophin bestimmt nicht vorgenommen worden wäre. Wenn aber Simmel den Rahmen der sachlichen Kulturkritik auch nicht überschritt und in seine Analysen auch ein wenig Metaphysik hineinmischte, konnte er zu bedeutenden Erkenntnissen kommen. So wird von ihm in seiner Schrift *Weibliche Kultur* aufgeworfen: „Arbeitstei-

lung aber ist, wie die ganze Geschichte der Arbeit zeigt, offenbar dem männlichen Wesen unvergleichlich viel adäquater als dem weiblichen. [...] Denn wenn deren seelische Besonderheit überhaupt mit einem Symbol auszusprechen ist, so ist es dieses: daß ihre Peripherie enger mit ihrem Zentrum verbunden ist, die Teile mehr mit dem Ganzen solidarisch sind, als in der männlichen Natur." (SIMMEL 1923, 273.) Wenn über diesen Gedanken gründlicher nachgedacht wird, sei es nicht schwer zu erkennen, dass der Zusammenhang auch umgekehrt gedeutet werden kann (sogar umgekehrt zu deuten ist): die weibliche Seele steht nicht aus metaphysischen Gründen der Natur näher, vielmehr deswegen, weil ihr im System der Arbeitsverteilung ein solcher Platz zugeordnet wurde. Von Simmel wird ja nachdrücklich betont, dass unser System zur Arbeitsaufteilung sowie unsere Kultur im Ganzen maskulin bestimmt ist, und den Frauen sind in diesem System der Arbeitsverteilung und der Kultur die Mutterschaft sowie hausfrauliche Tätigkeiten als spezifisch Weibliches bestimmt. Wenn die weibliche Sichtweise nicht sachlich genug ist, mag es damit erklärt werden, dass weibliche Tätigkeiten dieser Art keine (wirklichen) Sachen schaffen oder schaffen können: was die Hausfrau den ganzen Vormittag gekocht hat, wird von der Familie in einer halben Stunde verzehrt – bemerkt er ironisch. Im Zusammenhang mit den Frauenbewegungen seines Zeitalters stellt Simmel die tiefgehende Frage, welche neuen kulturellen Werte die Frauen eigentlich (d.h. welche Werte weltgeschichtlichen Charakters) zu schaffen vermögen, außer dass sie die Lage einer jeden Frau wie wohl auch die aller Frauen verbessern wollen. Auf diese Frage wird die Antwort gegeben, dass in dem gegebenen System der Arbeitsverteilung von den Frauen zukünftig nicht nur Männerrollen bekleidet werden können (und sie werden diese Rollen in mancher Hinsicht vielleicht auch besser bekleiden können als die Männer, in mancher Hinsicht aber wieder schlechter, wenn zum Beispiel die verrichtende Arbeit physische Kraft erfordert), sondern es wird bestimmt auch solche Tätigkeiten geben, in denen mithilfe weiblicher Eigenschaften wie zum Beispiel der besseren empathischen Fähigkeit der Frauen zukünftig absolut neuartige, die Tätigkeit der Männer vermutlich überragende Leistungen hervorgebracht werden können. Solche Tätigkeiten können zum Beispiel die ärztlichen (von weiblichen Ärzten aufgestellten) Diagnosen oder bestimmte geschichtswissenschaftliche Analysen bedeuten, die besondere empathische Fähigkeiten benötigen. Ähnliche Leistungen können wir auch auf dem Gebiet der Lyrik und der bildenden Kunst antreffen. So ist es auch als etwas Ähnliches zu betrachten, wie es in einer Fußnote bei Simmel bemerkt wird, wenn die Frauen durch die Erziehung heranwachsender Generationen die menschliche Seele (und in diesem Sinne auch die männliche Seele) ausbilden – ein Gedanke, der eine eindeutige Fortsetzung des Kantschen Gedankens ist, der in den obigen Zeilen schon zitiert wurde.

Simmel wirft in diesen Analysen solche Themen auf, die sich später in der feministischen Psychologie, Ethik und Gesellschaftsphilosophie entfalten: so zum Beispiel in der Analyse der seelischen Auswirkungen der Unterschiede zwischen der männlichen und weiblichen Arbeit, und daraus folgend in der Erkämpfung und Rehabilitation des weiblichen „Fürsorge-Prinzips" und natürlich nicht zuletzt in der Einsicht, dass feministische Bestrebungen nicht allein den Interessen der Frauen nachkommen wollen. Ihr weltgeschichtliches Gewicht und ihre Bedeutung, Faktoren die von Simmel gefordert wurden, liegen darin, dass sie die Prinzipien der allgemeinen menschlichen Rechte, der Emanzipation und der Gleichheit entschlossen und konsequent durchführen. Simmels kulturkritische Theorie ist auch dafür ein gutes Beispiel, was die Maß haltenden und maßgebenden Vertre-

ter der feministischen Philosophie immer schon betonten: die feministische Philosophie ist viel mehr als eine über Frauen, von Frauen und für Frauen geschriebene bloße Ideologie.

Die feministische Philosophie

Die sich im 20. Jahrhundert entfaltete feministische Philosophie machte die oben zitierten Gedanken von SPINOZA, ROUSSEAU, KANT UND HEGEL zum Gegenstand einer scharfen Kritik, erklärte sie sogar zum Skandal des Verstandes (dazu sind im Buch von Annemarie Pieper aus dem Jahre 1998 zahlreiche Erläuterungen zu lesen, vgl. Pieper 1998, 8, 38, 124). Die radikalen Vertreter der feministischen Philosophie haben sogar Kants Ideen über den Gesellschaftsvertrag und den kategorischen Imperativ abgelehnt, indem sie behaupteten, dass auch Kant – eigentlich auf androzentrische Weise – im Grunde genommen nur über den Mann spricht, wenn er vom Menschen sprach. In diesem Zusammenhang wies aber eine der bedeutendsten Vertreterinnen der universalistischen Richtung der feministischen Philosophie, HERTA NAGL-DOCEKAL darauf hin, dass dies eine radikalfeministische Übertreibung und ein grundlegender theoretischer Fehlschlag sei, da Kant in seiner Ethik – wie wir es teilweise auch im oberen Teil dieses Artikels sehen konnten – alle Menschen als gleichwertig ansah, ohne Unterscheidung zwischen Frau und Mann. Die berühmte Forderung des kategorischen Imperativs, wonach kein einziger Mensch als bloßes Mittel betrachtet werden darf, sondern immer auch als ein Ziel betrachtet werden soll – so gesehen und so gewertet – kann die Bestrebungen der feministischen Bewegung fördern, deren Ziel es ist, dass die Frauen in keinerlei Hinsicht als bloßes Mittel betrachtet und in ihrer menschlichen Beschaffenheit nicht erniedrigt werden dürfen (NAGL-DOCEKAL 2000, 191–192).

LITERATUR

HEGEL 1988

HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich (1988, zuerst 1807): *Phänomenologie des Geistes*. Neu herausgegeben von Hans-Friedrich Wessels und Heinrich Clairmont, mit einer Einleitung von Wolfgang Bonsiepen. Hamburg, Felix Meiner Verlag, 1988. (Philosophische Bibliothek Bd. 414)

HEGEL 1986

HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich (1986, zuerst 1821): *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse*. Werke 7. Mit Hegels eigenhändigen Notizen und den mündlichen Zusätzen. Suhrkamp (Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845, neu edierte Ausgabe. Redaktion E. Moldenhauer und K. M. Michel.

KANT 1983

KANT, Immanuel (1983a, zuerst 1764): *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen*. Werke in zehn Bänden, herausgeg. von W. Weischedel. Sonderausgabe 1983, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt. (Bd. 2: Vorkritische Schriften bis 1768. Zweiter Teil.

KANT 1983

KANT, Immanuel (1983b, zuerst 1797): *Die Metaphysik der Sitten*. Werke in zehn Bänden, herausgegeben von W. Weischedel. Sonderausgabe 1983, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt. Bd. 7: Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie. Zweiter Teil.

NAGL–DOCEKAL 2000

NAGL–DOCEKAL, Herta: *Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven*. Frankfurt am Main, Fischer Verlagsgesellschaft.

PIEPER 1998

PIEPER, Annemarie: *Gibt es eine feministische Ethik?* München, Fink.

ROUSSEAU 1978

ROUSSEAU, Jean–Jacques (1978, zuerst französisch 1762): *Emil*, Paderborn, 1978.

SIMMEL 1923

SIMMEL, Georg: *Philosophische Kultur – Gesammelte Essays*. Dritte Auflage. Potsdam, Gustav Kiepenhauer Verlag, 1923.

SPINOZA 1871

SPINOZA, Benedictus (1871, zuerst lateinisch 1675–77): Politische Abhandlung. In: *Abhandlung über die Verbesserung des Verstandes und Politische Abhandlung*. Uebersetzt und erläutert von KIRCHMANN, J. H. v. Verlag von Heimann, L., Berlin, 1871.

DIE FRAU IM SPIEGEL DES GOLDENEN AUGES: ANNEMARIE SCHWARZENBACH

ÁGNES HUSZÁR
Universität Pécs, Ungarn

Ein Leben auf der Schwelle

Vor etwa hundert Jahren, am 23. Mai 1908 kam Annemarie Schwarzenbach auf die Welt. In ihrem kurzen Leben hat sie viel erreicht: sie war promovierte Historikerin, berühmte Schriftstellerin, Photographin und Reporterin. 1942 verstarb sie bereits. Ihre Mutter – in der Absicht den Ruf der Tochter schützen zu wollen – hat einen großen Teil des Nachlasses vernichtet, aber eine treue Freundin hat viele Schriften und rund 5.000 Negative gerettet. Nach ihrem frühen Tod ist Schwarzenbachs Leben und Werk in Vergessenheit geraten. In den neunziger Jahren aber erfolgte ihre Wiederentdeckung: sie ist zu einer regelrechten Kultfigur des feministischen Künstlertums geworden. Im Jahre 2008, zu ihrem 100. Geburtstag, erschienen gleich vier Biografien über das Leben und Werk dieser außergewöhnlichen Frau.

Eine der vier, von ihrem Großneffen, dem Historiker Alexis Schwarzenbach geschrieben, trägt den Titel: *Auf der Schwelle des Fremden*. Der Titel stammt aus ihrem lange als verschollen gegoltenen *Coming out*-Roman. Der Titel thematisiert zutreffend das Grunderlebnis dieser ungewöhnlichen Frau: das der Grenzüberschreitung. Schwarzenbach hat die Grenze zwischen dem großbürgerlichen Dasein und künstlerischen Schaffen schon recht früh überschritten. Sie stammte aus einer angesehenen und reichen Familie: der Vater war ein reicher Textilfabrikant, vielleicht der reichste in der Schweiz, der Großvater mütterlicherseits der Oberbefehlshaber der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg, die Großmutter eine Gräfin von Bismarck. Annemarie war schön, künstlerisch veranlagt, reich und hochbegabt: sie tanzte und spielte leidenschaftlich gern Klavier. Im Alter von 23 Jahren promovierte sie als Historikerin. Kurz danach erschien ihr erster Roman: *Freunde um Bernhard*. Eine akademische Laufbahn hatte sich für sie eröffnet, aber sie entschied sich dafür, als freie Schriftstellerin ein Bohème-Dasein zu fristen. Sie verließ die friedliche Schweiz, um sich im „großen und dreckbespritzten Berlin“ niederzulassen.

Die erste Schwelle, die sie bereits überschritten hatte, war die Schwelle zwischen der heterosexuellen und gleichgeschlechtlichen Liebe. Das Erlebnis, das sie mit einundzwanzig Jahren durchleben musste, erschütterte sie zutiefst: Das der unüberwindbaren Begierde und Sehnsucht nach einer Frau.

Eine Frau zu sehen: nur eine Sekunde lang, nur im kurzen Raum eines Blickes, um sie dann wieder zu verlieren, irgendwo im Dunkel eines Ganges, hinter einer Türe, die ich nicht öffnen darf – aber eine Frau zu sehen, und im selben Augenblick zu fühlen, dass auch sie mich gesehen hat, dass ihre Augen fragend an mir hängen, als müssten wir uns begegnen auf der Schwelle des Fremden, dieser dunkeln und schwermütigen Grenze des Bewusstseins.¹

¹ SCHWARZENBACH 2008, 5.

Diesen Coming out-Text, aus dem das Zitat stammt, schrieb sie 1929, sie wollte ihn wahrscheinlich nie publizieren. Der Großneffe, Alexis Schwarzenbach hat ihn im Frühjahr 2008 veröffentlicht. Damit hat der Text seinen Platz in der Reihe von Meilensteinen der Frauen- und Lesbenliteratur, neben dem *The Well of Loneliness* von Radclyffe Hall und dem *Orlando* von Virginia Woolf (Entstehungsjahr der beiden 1928) gefunden.

Annemarie Schwarzenbach geriet in den Bann und er ließ sie nie mehr los. Sie wusste nun, dass sie anders war, und fand sich damit ab. Als bekennende Homosexuelle befand sie sich recht früh im Niemandsland der Geschlechter.

Im Herbst 1930 traf Annemarie Schwarzenbach Erika und Klaus Mann. Es war eine entscheidende Begegnung. Zu Erika fühlte sie lebenslang tiefe Zuneigung und Leidenschaft. Erika erwiderte ihre Freundschaft, aber mehr wollte sie nicht. Später wurde ihr sogar „das Unglückskind, die wirre, irre, grauslige Annemarie“ mit ihrer ewigen Schwärmerei lästig. Klaus, ihr „seelischer Ehemann“ blieb aber bis ans Lebensende Annemaries engster Vertrauter. Ihm gestand sie ihre tiefsten Geheimnisse, sogar die Qualen der unerwiderten Leidenschaft zu Erika. Als Freundin wurde Schwarzenbach von der Familie Mann liebevoll aufgenommen. Sie blieben für sie ihr kurzes Leben lang treue Freunde und die heiß ersehnte „Adoptivfamilie“. Aber die Beziehung hatte auch Schattenseiten. Durch die Geschwister Mann fing Annemarie an mit Drogen, vor allem mit Morphium, zu experimentieren. Was aber für die Manns gelegentliches Herumexperimentieren blieb, wurde bei Annemarie regelrechte Sucht. Damit ist die Grenzüberschreitung für Annemarie unwiderruflich geworden: von einer Hitler-Fanatiker-Familie zu Antifaschisten, von Bürgern zu Bohèmen, von strenger Lebensdisziplin zur unausgeglichenen Lebensweise der Drogensüchtigen.

Sie war sehr schön - auf eine kühle, androgyne Weise. Thomas Mann – selber ein Grenzgänger zwischen den Geschlechtern – sagte ihr bei ihrer ersten Begegnung: „Merkwürdig, wenn Sie ein Junge wären, dann müßten Sie doch als ungewöhnlich hübsch gelten“. Sie übte sowohl auf Frauen als auch auf Männer eine starke Anziehungskraft aus, sie waren fasziniert von ihrer Schönheit, Intelligenz, von ihrer eigenartigen, schillernden Persönlichkeit. Eine von den Faszinierten war die amerikanische Schriftstellerin, Carson McCullers. Als sie sich 1940 trafen, begann ein leidenschaftliches Liebesverhältnis zwischen den beiden Frauen, wobei McCullers die treibende Kraft war. Bei ihrer ersten Begegnung empfand sie wie der Romanheld Dostojewskis Fürst Myschkin für Nastasja Filippovna „Entsetzen, tiefes Bedauern und Liebe... Sie hatte ein Gesicht, von dem ich wußte: Er würde mich ein Leben lang verfolgen.“² McCullers hat ihre Erinnerungen und diese Liebe in ihre Erzählungen *The Ballad of the Sad Café* (1943) und *Die Member of the Wedding* (1946) eingearbeitet. Sie widmete ihr außerdem ihren berühmten Roman *Im Spiegel eines goldenen Auges* (*Reflections in a Golden Eye*).

Die Frau mit dem „schönen Gesicht eines untröstlichen Engels“ (Roger Martin du Gard) war auch in dem herkömmlichen Sinne recht mobil: sie bereiste vier Kontinente. Viermal reiste sie nach Persien, viermal in die Vereinigten Staaten und 1939 in Begleitung der Genfer Ethnologin Ella Maillart nach Afghanistan. Ihre letzte Reise führte sie nach Afrika. Auf Reisen dokumentierte sie in Reportagen und Fotografien das Leben der Ärmsten der Armen, der Minenarbeiter, der Lastenträger. Schwarzenbachs von krassen Gegensätzen bestimmtes Leben endete in ihrer geliebten Schweiz an den fatalen Folgen eines

² McCULLERS 1999, 21.

Fahrradsunglücks. Eine emblematische Figur der feministischen Kultur wurde sie erst in den letzten Jahren.

Das Schaffen

Das Werk von Annemarie Schwarzenbach ist ebenso verwirrend wie ihr Leben. Ein Teil von dem, was sie erlebte, worüber sie träumte, sollte für immer ihr tiefes Geheimnis bleiben. Dazu gehörten die Schriften über die Faszination der gleichgeschlechtlichen Liebe. Ihr erster Roman *Eine Frau zu sehen*, ein Coming-out-Text erschien erst 2008, fast 80 Jahre nach seiner Entstehung. In der Tatsache, dass der Text geheim blieb, sieht man zu Recht nicht unbedingt die persönliche Entscheidung der Autorin, sondern den Druck der Familie, die die Zurschaustellung der Homosexualität eines Familienmitglieds unbedingt vermeiden wollte. Und das in den 20er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, wo Homosexualität, auch weibliche eigentlich frei ausgelebt werden konnte. Das Berliner Nachtleben war berühmt für seine lesbische Subkultur. Damenbars und Damenklubs gaben Frauen Gelegenheit, sich zu treffen und untereinander zu sein. Dass lesbische Erlebniswelt in den zwanziger Jahren kein öffentliches Tabuthema mehr war, beweisen zahlreiche Kunstwerke dieser Zeit, darunter G. W. Pabsts Stummfilm *Die Büchse von Pandora*. In dem Film hat die gefährliche *femme fatale*, die verführerische Kindsfrau Lulu nicht nur männliche Verehrer, sondern auch weibliche. In der Person der Gräfin Gerschwitz mit ihrem „männlichen“ Kostüm und hartem Gesicht tritt eine selbstbewusste und starke Homosexuelle auf.³

Da die Familie Annemarie ihr Leben lang finanziell unterstützte, musste sie ihre Wünsche und Verbote akzeptieren. Sie lebte ihre Homosexualität frei aus, aber die Texte, in denen sie darüber schrieb, korrigierte sie dementsprechend oder ließ sie nicht veröffentlichen.

Ihr zweites Geheimnis: die Drogensucht brachte sie in ihren Werken aber recht deutlich zum Ausdruck. Das Gefühl, allein und verlassen zu sein, der ewige Durst nach Liebe und Geborgenheit trieb sie immer wieder zu Drogen. Aber sie wusste ganz genau, dass sie ihr nicht wirklich helfen können. Doch sie greift immer wieder zu den „Giften“, wenn sie „von der namenlosen Furcht heimgesucht wird.“⁴ Ein Beispiel:

(...) in meiner Not wandte ich mich zur verbotenen Magie. Ich versuchte, mich ihrer Fähigkeiten zu erinnern. Sie war wirksam, ich konnte wieder atmen. Aber sie heilte nicht, verwandelte nicht, befreite nicht. Sie verlieh keine Kräfte, spendete keine Freude und war gnadenlos wie Wasser und Feuer. Sie betäubte nicht wie schwerer Wein und wußte nicht zu berauschen wie Wind und Ähre. Sie legte die Sinne bloß und machte den Herzschlag empfindlich. Sie vertrieb den Schlaf und bediente sich der Ermattung, um mich das Schweigen zu lehren, den Verzicht. Sie stillte keinen Hunger, löschte keinen Durst; aber ich begehrte nicht mehr zu essen, zu trinken. Sie stimmte dieses fremde Land nicht milder; aber in ihrem Bann wußte ich, daß ich das heimatliche Seeufer nie wieder erreichen würde. Sie ließ die Fluten der Schwäche steigen und ertränkte das Verlangen. Die Seele schwebte

³ LEHNERT 1997, 128.

⁴ SCHWARZENBACH 1995, 66.

über dem Wasser, friedlich, wie über dem Todesspiegel, den kein Hauch mehr trübt.⁵

Die Passagen in ihren Werken, in denen sie das Verlangen nach Entspannung, das Hin und Her der Gefühle, die beschämende Niederlage beschreibt, gehören wohl zu den eindrucksvollsten, die jemals über das Alltagsleben eines Drogensüchtigen geschrieben worden sind.

Schlüsselbegriffe

Der wichtigste Begriff in ihren Werken ist vor allem: *das Auge* und das damit semantisch verbundene: *Sehen, Gesicht*. Die sind Wörter, die auch über ihre Person des Öfteren gebraucht worden sind.

Als literarisches Ich verstand sie sich als ein *Mensch, der sieht*. Wie in ihrem Coming-out-Roman (*Eine Frau zu sehen*) sieht sie vor allem das Objekt der Begierde: die Frau. In ihrer belletristischen Tätigkeit versucht sie das Erlebnis des Anders-Seins aufzuarbeiten, sich mit dem Auge eines anderen zu sehen.

Auf ihren Reisen sieht sie Armut und Elend, Ohnmacht und Verzweiflung. Als Reporterin versucht sie fremde Schicksale zu beschreiben. Und das tut sie mit Worten und Bildern. Sie sieht durch das Objektiv des Fotoapparates und verewigt Bilder der Einsamkeit, ihrer persönlichen und die der anderen. Damit verstand sie sich selbst als *Auge*, das sieht und das Gesehene vermittelt.

Für sie zählte nur „die Tätigkeit des Schreibens“. Sie wollte vor allem als Journalistin, als über fremde Schicksale berichtende Reporterin in Erscheinung treten und in der Erinnerung der Menschen bleiben.

Der andere Begriff ist *der Engel*. Die Person von Annemarie Schwarzenbach wurde auch mit einem (untröstlichen) „Engel“ (Roger Martin du Gard), „störrischem Unglücksengel“ (Erika Mann) assoziiert. Damit wurde etwas über ihr geschlechtsloses, knabenhaftes Aussehen ausgedrückt. Annemarie nennt sich in ihren Schriften immer „Mädchen“. Damit bezieht sie auf sich etwas Unreifes, Undefinites. Die Liebe führt sie zu anderen engelhaften Wesen (*Jalé*), aber auch zu gefährlichen Verführern, „den schmalen Kopf (...) herben und männlich klaren Züge Ena Bernsteins“.⁶

Der Engel ist auch die dramaturgische Schlüsselfigur der beiden Texte über Persien.

Die Engelsbotschaft vom Tod und Glück – komparative Analyse von zwei Textfragmenten

Annemarie Schwarzenbach wurde vielfach vom „Fernweh“ gepackt, unternahm vier Reisen nach Persien. 1934, bei ihrem zweiten Aufenthalt in Persien nahm sie an den Ausgrabungen der amerikanischen „Joint Expedition to Persia“ teil. Dort lernte sie den französischen Diplomaten Claude Achille Clarac kennen, den sie – obwohl weder ihre Familie noch ihre Freunde den Heiratsplan billigten – 1935 heiratete. Die Eheleute nahmen zu Beginn der zweiten Julihälfte 1935 an einem Sommerlager teil, das Mitglieder der englischen Gesandtschaft im 2500 Meter über Meer gelegenen Lahr-Tal am Fuße des Vulkans Demawend veranstalteten. In den Flitterwochen geriet Annemarie in tiefste Depression. Wie so

⁵ SCHWARZENBACH 1987, 126.

⁶ SCHWARZENBACH 2008, 17.

oft versucht sie ihre Not schriftstellerisch zu kompensieren. Sie beginnt eine Art Tagebuch zu führen, um den Selbstheilungsprozess herbeizuführen.

Manchmal frage ich mich, warum ich alle diese Erinnerungen aufschreibe. Würde ich sie fremden Menschen zu lesen geben wollen? Würde ich mich in ihre Hand geben wollen oder, wenn ich nicht ihnen, auch nur Nahestehenden, guten Freunden? Aber was gebe ich hier schon aus der Hand! Ich bin mir auch klar darüber, dass dieses Buch keine vertraulichen Mitteilungen enthält. Meine englischen Bekannten fragen mich zuweilen, was ich schreibe. Ich antworte: „Ein unpersönliches Tagebuch“.⁷

Aus diesen Notizen entstanden zwei Werke: der *Tod in Persien* (1935/36), das in durchgearbeiteter Form den Titel *Das glückliche Tal* (1940) trug. Die paradoxe Bezeichnung „unpersönliches Tagebuch“ trifft sehr genau zu. In den beiden Texten kommen konkrete Reiseerlebnisse und Tagebucheintragungen, Träume und Visionen vor. Reales und Fiktion ist stets eng miteinander verbunden.

Als Erste ist die Wortbedeutung des *Todes* in dem Titel des ersten Textes zu klären. *Tod* steht zuerst für *Persien*, für die unerbittliche Gewalt der *Natur*. In einer der in *Persien* spielenden Erzählungen von Schwarzenbach sagt eine Amerikanerin:

Die Natur ist hier so stark, daß sie einen tötet. Man müßte aufhören, ein Mensch zu sein, an die menschlichen Bedingungen gebunden. Man müßte ein Stück Wüste und ein Stück Gebirge werden können und ein Streifen Abendhimmel. Man müßte sich dem Land anvertrauen und darin aufgehen. *Dagegen* zu leben ist ein solches Wagnis, daß man vor Angst umkommt.⁸

Die zweite Bedeutung des Wortes ist der ersehnte, erwartete und gefürchtete Tod der Protagonistin. Die dritte ist wohl der tatsächlich stattgefunden Tod von Jalé. Die vierte Bedeutung des Todes ist als die (ersehnte) Erfüllung und Vereinigung mit der Geliebten zu verstehen.

Der Titel des zweiten Textes nennt den Ort des Geschehens „Das glückliche Tal“. Damit stehen *der Tod* und *das Glück*, *Ableben* und *Freude* als Synonyme füreinander. *Glück* bedeutet in diesem Zusammenhang Entbunden-Sein von Kummer und Sorge des irdischen Lebens.

Das *Persien*-Erlebnis beeindruckte Annemarie Schwarzenbach lange und stark. Wie sie Klaus Mann schrieb:

In *Persien*, im verlorenen Hochtal, am Ende der Welt, hatte ich zum ersten Mal einen der seltenen Augenblicke fast hellseherische Klarheit, wobei man sich plötzlich deutlich im komplizierten Netz der Umwelt und seines Schicksals sieht und dieses Netz mit Ursachen und Folgen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft begreift.⁹

Die erste Version entstand noch zu sehr unter der Wirkung der Geschehnisse und des Drogenkonsums. Annemarie betrachtete sie wohl zu als intim, um sie einem Verlag zur Veröffentlichung anzubieten. Im Winter 1938/39 während eines Klinikaufenthalts begann sie an dem Text zu arbeiten. „Meine orientalischen Erinnerungen werden darin gewissermaßen

⁷ SCHWARZENBACH 1995, 73.

⁸ PERRET 1995, 126.

⁹ LINSMAYER 1987, 201.

abgeklärt, gedeutet, symbolisch umgewandelt.“¹⁰ Die Arbeit an dem „sonderbaren Werkchen“ – wie sie es nennt – macht ihr viel Freude und übt auch eine heilende Wirkung auf sie aus.

Worin die zwei Texte voneinander am schärfsten abweichen, ist wohl die Person des Protagonisten. In dem Text *Tod in Persien* erscheint die Ich-Erzählerin zweifelsohne als Frau, als „Mädchen“: „Deshalb begriff der Russe Bibenski nicht, dass ich mich fürchtete, er hielt mich für ein mutiges Mädchen.“¹¹ Damit ist die Liebe der Protagonistin im ersten Text zweifelsohne als eine lesbische zu erkennen:

Ich will hier eine Begebenheit erzählen, die schön und gewöhnlich war, welche die Worte „Liebe“ und „Glück“ enthalten wird, und die deshalb uns, ein anderes Mädchen und mich, beinahe dem Verhängnis entrissen hätte, dem sie bald darauf erlag. Dass ich sie nicht davor bewahren konnte, obwohl sie in mich einige Hoffnung gesetzt hatte, trug dann sehr viel zu meiner endgültigen Entmutigung bei.¹²

In dem späteren Werk umhüllt den Protagonisten der Schleier der Androgynität. Damit kann der Leser die Liebe zu Jalé, dem todkranken türkischen Mädchen als eine gewöhnliche heterosexuelle Leidenschaft interpretieren. Die Schilderung der Liebesbeziehung beruht auf wahren Begebenheiten. Schwarzenbach traf Jalé, die todkranke Tochter eines türkischen Diplomaten in Teheran. Der Korrespondenz mit Klaus Mann zufolge ist der wirkliche Name des Mädchens Janine Auzépy.¹³

Die Struktur der beiden Texte unterscheidet sich auch hinsichtlich anderer Elemente. Der Unterschied besteht vor allem in dem Vorhandensein bzw. in der Verschleierung autobiographischer Elemente. Der Ehemann der Erzählerin wird in dem „Tod in Persien“ flüchtig namentlich erwähnt – nicht als Ehepartner nur als ein Reisegefährte – in *Dem glücklichen Tal* kommt er nicht mehr vor. Der Aufenthalt der Protagonistin im Tal wird durch einen längeren Besuch in Teheran unterbrochen, wo eine Operation an ihrem Fuß vorgenommen wird und die Begegnung mit Jalé stattfindet.

In *Dem glücklichen Tal* findet die Liebesepisode mit Jalé in der Vergangenheit statt. In diesem Text ist der Protagonist recht passiv, bleibt in dem Tal, leidet und schwelgt in Erinnerungen. Die Liebe zu Jalé durchlebt ihn immer wieder. Der Protagonist ist bereit zum Sterben, aber auch zum Leben. In seiner Bewegungslosigkeit ist er beiden ausgeliefert. Aber er bricht auf, flüchtet, verlässt das Tal, dessen Epitheton: *glücklich* in diesem Zusammenhang mit dem *Leben* in einer Assoziationskette verbunden ist.

Der zustande gekommene Text, *Das glückliche Tal* ist der beste, den Annemarie Schwarzenbach je geschrieben hat. Wir können Linsmayers Urteil zustimmen:

„In einem feingewobenen orientalischen Teppich [...] hat sie all jene Themen und Motive, mit denen sie ihr ganzes Leben lang immer wieder neu und schmerzlich konfrontiert war, eingearbeitet, zu Bildern geformt und zu hinreißender Klage verdichtet: die Einsamkeit und das Alleinsein, die grundlose Traurigkeit, die Erschöp-

¹⁰ LINSMAYER 1987, 202.

¹¹ SCHWARZENBACH 1995, 63.

¹² SCHWARZENBACH 1995, 79.

¹³ LINSMAYER 1987, 193.

fung, die Krankheit und die Hoffnungslosigkeit, die Angst vor dem Leben und dem Tod (...)”¹⁴

Die Begegnung mit dem Engel ist ein wichtiger Bestandteil beider Texte. Aber sie kommen in verschiedener Form und Reihenfolge der Geschehnisse vor –, und das hat Auswirkungen auf die Komposition beider Texte.

In dem *Tod in Persien* steht das Kapitel *Der Engel* am Drittel des Werkes. Die Begegnung der Protagonistin mit dem Engel steht damit in der Reihe anderer Begegnungen. Schon der erste Satz:

„In derselben Nacht betrat der Engel mein Zelt” suggeriert die Alltäglichkeit dieses Geschehens. Das nächste Kapitel – *Erinnerung: Persepolis* – enthält einen Dialog zwischen der Protagonistin und Barbara über den Tod, über den sie auch mit dem Engel sprach: „Ich sagte zu Barbara, die neben mir im Wagen saß. ‚Wir werden niemals nach Persepolis kommen’, sagte ich, ‚wir werden diese Fahrt nicht überstehen’. ‚Vierhundert Kilometer’, sagte sie, ‚du hast es doch schon einmal überstanden?’”

Damit ist die Begegnung mit dem Engel in den üblichen Alltagstrott eingereiht.

Tod und Leben, Leben und Tod

In *Dem glücklichen Tal* steht die Begegnung mit dem Engel kurz vor dem Ende der Erzählung. Damit wird das Gespräch des Protagonisten mit dem Engel zum Wendepunkt des Geschehens, zum Höhepunkt der Erzählung. Der erste Satz: „Eines Nachts betrat der Engel mein Zelt” beweist schon, dass dem Erzähler diesmal gelingt, die Geschehnisse symbolisch umzuwandeln. Die Wortwahl des Kapitels, vor allem die des Engels ist eloquent und erhaben, ohne kitschig zu wirken. „Er trug kein Diadem, aber seine Stirne leuchtete im Mondlicht: seine Gestalt war umflossen von der gleichen sanft wallenden Reinheit wie der Demawend, um seine Schultern lag eine Wolke, sein Blick, hinter durchscheinenden Lidern, war gelassen.”¹⁵

Die Botschaft des Engels ist eindeutig die eines Todesengels. Er beschuldigt den Protagonisten nichts gegen die Selbstzerstörung seiner Freunde getan zu haben: „Jan Bibenski: gestorben an den Glocken von Kiew. Warum hast Du seine Pfeife nicht zerbrochen, den Plunder seiner Uniform nicht verbrannt und das Haschisch nicht in alle Winde zerstreut?”¹⁶ Er berichtet auch über Jalés Tod. Dem Protagonisten bleibt nichts erspart. „In ihrer letzten Stunde wollte sie Dich sehen. Es ist zu spät.”¹⁷

Aber eben diese Worte erwecken den Protagonisten aus seiner Lethargie. Der Todesengel eröffnet die Perspektive des Lebens, zeigt den Weg zum Glück und zur Heilung. Der Protagonist bricht auf: „Da beugte ich mich auf dem Sattel vor und lauschte. In weiter Ferne vernahm ich Karawanenglocken. Meine Augen suchten. – Freunde! Freunde, seht! Über den rauchenden Elendshügeln, am Horizont, bewegen sich wunderbare Segel!”¹⁸

¹⁴ LINSMAYER 1987, 204.

¹⁵ SCHWARZENBACH 1987, 150.

¹⁶ SCHWARZENBACH 1987, 154.

¹⁷ SCHWARZENBACH 1987, 154.

¹⁸ SCHWARZENBACH 1987, 157.

LITERATUR

LEHNERT 1997

LEHNERT, Gertrud: *Wenn Frauen Männerkleider tragen. Geschlecht und Masquerade in Literatur und Geschichte*. München, Deutscher Taschenbuch Verlag, 1997.

LINSMAYER 1987

LINSMAYER, Charles: Leben und Werk Annemarie Schwarzenbachs. Ein tragisches Kapitel Schweizer Literaturgeschichte In: SCHWARZENBACH: *Das glückliche Tal*. Frauenfeld, Verlag Huber, 1987⁵. 159–223.

MCCULLERS 1999

MCCULLERS, Carson: *Illumination and Night Glare. The Unfinished Autobiography of Carson McCullers*. DEWS, Carlos L. (ed.) Madison, Wisconsin, Wisconsin University Press, 1999.

PERRET 1995

PERRET, Roger: Persien oder die „himmelweite, weltumspannende Fremde“. In: SCHWARZENBACH: *Tod in Persien*. Basel, Lenos Verlag, 1995. 125-141.

SCHWARZENBACH 1987

SCHWARZENBACH, Annemarie: *Das glückliche Tal. Roman*. Frauenfeld, Verlag Huber, 1987.

SCHWARZENBACH 1995

SCHWARZENBACH, Annemarie: *Tod in Persien*. Basel, Lenos Verlag, 1995.

SCHWARZENBACH 2008

SCHWARZENBACH, Annemarie: *Eine Frau zu sehen*. Zürich, Klein & Aber AG, 2008.

FAUSTA, FAUSTINA UND DER WEIBLICHE MEPHISTO

ERIKA KEGYES

Universität Miskolc, Ungarn

Problemaufriss und gender-methodische Vorüberlegungen

Viele Figuren aus der Literatur sind weiblich, auch in solchen Werken, die zum Kanon und zur interkulturellen Basis menschlichen Wissens gehören. Diese Frauenfiguren sind „im kulturellen Gedächtnis“ (GYMNICH in NÜNNING/NÜNNING 2004:129) verankert. Sie sind altbekannte und altbewährte Muster unserer Weiblichkeitsbilder. Die Weiblichkeitsbilder sind konzeptualisierte Vorstellungen über die Frauen bzw. über das weibliche Geschlecht im Allgemeinen, die zeit- und kulturspezifisch all die Konnotationen innehaben, die das Wesen der Weiblichkeit mit essentialistischer Vorgehensweise zu bestimmen versuchen.

Zum Teil werden die Weiblichkeitsbilder durch die Konstruierung literarischer Figuren und Gestalten herausgearbeitet, zum Teil werden sie durch literarische Werke verschiedenster Form im Gedächtnis aktiviert, neu konzipiert, re- oder dekonstruiert. Das ist aber am wenigsten der Fall, die Weiblichkeitskonzepte sind stabile, konservierte und zementierte festgeschriebene Bilder, die die funktionale Charakteristik der Frau in sich zu beschreiben haben. Diese Vorbilder aufzulösen wird versucht, wenn ein Spiel des Rollentausches vorgenommen wird, d.h. Frauen kommen in Männerkleidern vor. Bereist die Vorläuferin der feministischen Literatur- und Genderkritik WOOLF hat in ihren Werken und Essays darauf hingewiesen, dass den Frauen ihre Rollen auch durch die literarische Bildproduktion zugewiesen werden, und der Frau, in dem sie zum bevorzugten Objekt der literarischen Bildproduktion gemacht wird, werden die Rollen zugeteilt. Gerade diese Zuteilung kann nachgefragt werden, wenn in einem literarischen Text durch die Mittel der Masquerade und Performance einer Frau männliche Eigenschaften zugeschrieben werden.

Die literarischen Repräsentationen der Weiblichkeit sind zwar vielfältig, aber es wird durchaus nur selten der Versuch unternommen, dass in einem Film, in einem Lustspiel oder Drama die männlichen Rollen von einer Frau gespielt werden. Auf diese Weise kann aber das einseitige und beschränkte Rollenrepertoire der Frau nachgewiesen werden (vgl. BOVENSCHEN 1979). Eben durch die Invariabilität des Rollenrepertoires werden bestimmte Grundmuster der Weiblichkeit fest- und fortgeschrieben. BEAUVOIR (1949) hob damit im Zusammenhang hervor, dass durch die männliche Imagination geschaffene Bilder der Weiblichkeit sich sehr oft an größere, mythische Bilderwelten anknüpfen, wie zum Beispiel der Mythos von Ariadne, der schönen Helena und Persephone. Gerade weibliche Autoren nehmen des Öfteren den Weg, Frauen in männliche Figuren umzuwandeln oder Frauen in typisch männliche Rollen schlüpfen zu lassen.

BOVENSCHEN (1979) unterscheidet in ihrem Buch *Die imaginierte Weiblichkeit* zwei Grundtypen der Bildprojektion: Reduktionstheorien und Ergänzungstheorien. Reduktionstheoretische Bildprojektionen stellen die weiblichen Figuren so dar, dass bei der Beschreibung ihrer Gestalt nur ein, maximal zwei wesentliche Charakterzüge in den Vordergrund treten, und das Frauenbild wird dadurch im Wesentlichen reduziert, und gar nicht in seiner Komplexität gezeigt. Ergänzungstheoretische Annäherungen gehen davon aus, dass die Frau als ein Gegenpol des Mannes darzustellen, wobei ihre Eigenschaften in ihrer Komplementarität zu denen des Mannes dargelegt werden. Die kulturelle bzw. interkultu-

relle Repräsentation der Weiblichkeit ist – so BOVENSCHEN (1979) weiter, immer eine imaginäre Bildproduktion, die soziale, sprachliche, psychologische, literatur- und zeitgeschichtliche, imagologische und semiotische Komponente hat. Manche Bilder der Weiblichkeit treffen aufeinander, sind sehr ähnlich und miteinander verwoben, wodurch die so genannten, universalen Weiblichkeitsmythen geboren werden.

Die patriarchalische Kultur versucht in das Weiblichkeitsbild solche praktischen Vorstellungen, Wünsche, Sehnsüchte und Ängste hineinzuprojizieren, dass man schließlich den Eindruck habe, kein reales, sondern ein ideales Frauenbild konzipiert zu haben. Und dieses Ideale verändert sich nicht, obwohl sie eines der paradoxesten „Bilder in unseren Köpfen“ ist: einerseits wird das Frauenbild sexualisiert, dämonisiert und „böse gemacht“, andererseits ist die Frau das Ebenbild der Gottesmutter, heilig und wird noch „heiliger gemacht“. Wenn wir nur die altbewährte Muster und Paradebeispiele der Weiblichkeitsbilder wie Maria, Madonna, Gretchen, und die Komponenten der Metaphern Hure, Hexe, Femme Fatale usw. in Erinnerung rufen, soll deutlich sein, dass es keine Übergänge in den Weiblichkeitsbildern vorzustellen sind, wie auch das Sprichwort sagt: die Frau ist entweder ein Engel, oder der Teufel selbst. Diesen Prozess können wir als die Aufspaltung des Weiblichen, in das idealisierte und stereotypisierte Bild der Weiblichkeit nennen (vgl. LINDHOFF 1995: 17-21).

In den letzten Jahrzehnten verstärkte sich die Auseinandersetzung mit der obigen binären Spaltung des Weiblichen, und innerhalb der genderkritisch ausgerichteten Literatur- und Sprachwissenschaft kristallisierte sich demnach ein Schwerpunkt heraus, die Analyse solcher literarischer Figuren, die sich entweder als Mann verkleiden, oder als Frau die Gegenpendanten von bekannten männlichen Figuren auf die Bühne bringen. Dies kommt im Forschungsansatz Frauenbildforschung (Images of Women Criticism) besonders stark zur Artikulierung. Im Mittelpunkt steht die Erforschung eines bestimmten Motivs, wie zum Beispiel weibliche Faustgestalten in der Literatur. Mit einem konstruktivistischen Ansatz wird hier der Frage nachgegangen, wie der Prozess des Rollenwechsels zum Prozess der Konstruierung von Weiblichkeit auf der Erzählebene und auf der Ebene der Sprache beitragen kann.

Als Grundkategorien einer solchen Analyse gelten die Figuren- und Figurenkonstruktionsanalysen. Die Verfahrensweise, wie wird aus einer Frau ein Mann oder kann eine Frau eine männliche Rolle spielen, und welche Darstellungs- bzw. Performanceverfahren kommen hier zu Tage „mittels derer in literarischen Texten Figuren konstruiert und figurenbezogene Themen umgesetzt werden“ (GYMNICH in NÜNNING/NÜNNING 2004: 123). Mit diesem Ansatz findet man einen unmittelbaren Zugang zum Konstruktionsmodell der Figur, und kommt man auch der These entgegen, dass Gender kein konstantes Konstrukt sei, sondern erst in Dialogen, in Diskursen, in Gesprächen in der Tiefenstruktur der Sprache zu Stande gebracht, und erst dann auch auf der Oberfläche des Textes repräsentiert wird.

Cross-dressing, gendering und die performativen Akte

Der Ausdruck cross-dressing bedeutet so viel, wie sich überkreuz kleiden, d.h. eine andersgeschlechtliche Verkleidung (vgl. KROLL 2002: 53). In vielen Filmen ist ein springender Punkt der Geschehnisse, dass sich die Frauen in Männerkleidern oder die Männer in Frauenkleidern in einen so genannten Rollenwechsel hineinlassen. Diese spiegeln schon voraus, dass die Modifikation unserer traditioneller Vorstellungen über die Geschlechter nicht nur

ein Kunstgriff des Films sei, obwohl eben die Filme wie *Miss' Doubfeuer* zum Kassenschlager werden konnten. Eine mögliche Methode der Dekonstruktion traditioneller Geschlechtsrollen kann auch der künstlerische Griff sein, performance im Butlerschen Sinne des Wortes auf die Bühne und zur Schau zu stellen. Dies kann die These beweisen, dass geschlechtliche Identität nicht alleine und ausschließlich „aus den in der Sozialisation erworbenen Geschlechterrollen“ abgeleitet werden kann (in KROLL 2002: 145). Solche Persönlichkeiten wie George Sand zeigen, dass die Grenzen zwischen den Identitäten fließend sind, und dass die Opposition Frau und Mann aufgelöst werden soll. Nach den Essentialismen, die durchaus ausgrenzend sind, ist es unvorstellbar, dass Frauen in Männerrollen auftauchen, obwohl das Beispiel des griechischen Theaters – wenn auch einem anderen Blinkwinkel – eindeutig dagegen spricht. Im griechischen Theater wurden allbekanntlich alle Rollen von Männern gespielt, sogar im Fall, wenn nach dem Text der ganze Chor aus weiblichen Akteuren bestand. Der Begriff *gendering* kann einerseits auch darauf deuten, dass Männer auch Frauenrollen spielen können, und Frauen auch Männerrollen spielen können. Dieser Begriff betont die Prozesshaftigkeit der Herstellung des Geschlechts (vgl. KROLL 2002: 145). Um den Konstruktionsprozess und den konstruktivistischen Charakter des Begriffs Gender in den Vordergrund zu stellen, operierte BUTLER (1990) mit dem Begriff performance. „Gemeint ist damit eine nicht abschließbare Serie von performativen Akten und Stilisierungen des Körpers“ (in KROLL 2002: 145). Dies kann zum Beispiel einerseits in parodistischen Darstellungen von Geschlechtsidentität nachvollzogen werden, andererseits in Fällen, in denen in performativen, mit den Traditionen brechenden Theaterstücken Frauenrollen Männern, Männerrollen aber von Frauen gespielt werden. Der Effekt der künstlichen Glaubwürdigkeit kann durch bedeutungskonstituierenden Praktiken erreicht werden, durch die Inszenierung des eigenen bzw. des anderen Geschlechts. In der Theorie von LACAN wird dies in dem so genannten „Spiegelstadium“ beschrieben, welches eine imaginäre Identifizierung mit den sprachlich-kulturellen Merkmalen eines Geschlechts bedeutet, aber nur teils von sich selbst ausgehend, viel mehr durch das Lernen bestimmter Sprech- und Verhaltensweisen.

Aus diesem Grunde wurde in der modernen Genderforschung ein linguistischer Begriff performativer Akt in den Mittelpunkt gestellt. Dabei wird eben darauf verwiesen, dass sich das Sprechen als eine kreative Aktualisierung von sprachlicher Kompetenz vollziehe. Es geht hier nicht einfach um Kostümierung, sondern dadurch, dass ein soziales Konstrukt wie *gender* durch sprachliches Tun als Resultat performativer Akte zustande gebracht wird. Performance und Performativität ist vor allem mit dem englischen Ausdruck *to perform* in Zusammenhang zu bringen, und dabei werden Tätigkeiten wie tun, vollbringen, durchführen, darstellen und ein Theaterstück aufführen assoziiert. Die theatralischen Performanzen haben auch die Aufgabe, die aktuellen Konstruierungsverfahren des Geschlechts darzustellen. Aber herkömmliche Begriffe wie Amazone oder Mannsweib explizieren, dass „in jedem Weib auch ein Mann ist“. Solche Mythen wie kriegerische Jungfrauen, unerbittliche Herrscherinnen unterstützen das Bild des Mann-Weiblichen. Viele Königinnen ließen sich mit männlichen Zügen porträtieren, aber auch bedeutende Frauengestalten ließen sich in Männerkleidung fotografieren. Aber auch männliche Herrscher wie zum Beispiel Franz I. ließen sich in Amazonengewand porträtieren, um einem Ideal des Übergeschlechtlichen nahe zu kommen. Das Bild des Mannweibs ist jedoch negativ konnotiert und mit dem Kunstwort Androgynie in Zusammenhang gebracht, welches letztend-

lich ein Fachwort der Medizin sei (in der Bed. mannweiblich). Ein feministisches Androgynie-Ideal vertrat Woolf in ihren Romanen (wie zum Beispiel *Orlando* 1928), bei ihr wird der Begriff von seiner negativen Konnotation befreit, und wir werden Zeugen eines Prozesses, dass die Grenzen zwischen den Geschlechtern zu übertreten sind, wenn auch nicht zu fließend gemacht. Seit Woolf wurden die so genannten androgynen, d.h. die Geschlechtergrenzen überschreitenden Praktiken immer wieder in literarischen Werken und in Inszenierungen von Theaterstücken neu diskutiert. Wenn Faust oder Mephisto von einer Frau gespielt wird, kann repräsentiert werden, dass die Grenzen zwischen den Geschlechtern auflösbar sind, und „die Nichtnatürlichkeit geschlechtlicher Identität“ (BUTLER 1990), dadurch dass es sichtbar gemacht wird, kann eine eindeutige Prägung erhalten. In diesem Sinne kann Androgynität so verstanden werden, dass es eine Praktik sei, um die Geschlechtergrenzen verschwinden zu lassen (in Anlehnung an BOCK 1999).

Mimesis, Maskerade und die Mannsweiber

Es könnte jetzt als Gegenargument vorbehalten werden, dass gerade auf der Bühne ginge es eigentlich nur um Maskerade. Wenn aber der Begriff der Maskerade aus dem Aspekt der aktuellen Genderforschung verstanden wird, kann es behauptet werden, dass es hier um wesentlich mehr ginge, als „ein zu kultischen Zwecken vor dem Gesicht getragenes plastisches Gebilde“ (KROLL 2002: 288). Mit der Technik, dass man hinter die Maske schaut, können genderspezifische Muster der Verhaltensformen herauskristallisiert, sowie eine Maskerade-Konzeption formuliert werden, „die auf der Ebene der Repräsentation, auf der kulturellen Akt der Herstellung und Darstellung von Gender verweise und Geschlecht als Diskursprodukt profiliere“ (in KROLL 2002: 255-256). In einer anderen Auffassung der Maskerade-Konzeption, die vor allem von den Psychoanalytiker geprägt wurde, kann in der Definition der Weiblichkeit auch ein Aspekt sein, dass die Frauen sich eben dadurch auf den Weg der Emanzipation treten konnten, dass die Tätigkeiten ausprobierten, die vorwiegend Männerdomänen waren, wie zum Beispiel eine Zigarre rauchen. All das gehörte zur Symbolik des Widerstandes, der Emanzipation. Hier soll aber darauf hingewiesen werden, wo die Grenzen der stereotypisch belegten Weiblichkeit liegen und wo sie der emanzipierten beginnen. Anders formuliert: Wo man die Grenzen der „echten Weiblichkeit“ und der „Maskerade“ ziehe (in Anlehnung an einen Gedanken von WEISSBERG 1994, so ähnlich aber auch SIMMEL und das scharfer Kritik unterzogene Buch von WEININGER: *Geschlecht und Charakter* 1903). Nach einigen Theoretikern (vor allem LACAN) gehöre es zum „Rätsel der Weiblichkeit“ sich hinter einer Maske zu verhüllen. Aus dieser Position wird die Weiblichkeit zu einer Performanz erklärt (vgl. in KROLL 2002: 256). Bloß es darf nicht vergessen werden, dass diese Performanz nicht immer und ausschließlich als ein Wegbereiter der Emanzipation der Frau aufgefasst wird, da wie es auch WEININGER (1903) und unter den Linguisten JESPERSEN (1922) behaupteten, dass die Maskerade der Frau und dadurch die Weiblichkeit in sich eine Fälschung, ganz konkret eine Lüge sei, welche „ganz der Immanenz verfallen, ohne Bezug zur Wahrheit“ (in KROLL 2002: 245) ist. Neue Definitionsversuche für Weiblichkeit haben eine revidierte Auffassung des Konzepts Frau, und gehen davon aus, dass über die Weiblichkeit selbst mehr zu erfahren ist, wenn Frauen in Männerrollen auftreten. Das ist eigentlich als Performanz bzw. Performativität der Kategorie Geschlechts aufzufassen. Diese Art und Weise der Performanz dekonstruiert die traditionelle Auffassung der Weiblichkeit und öffnet den Raum zur Neu- bzw. Redefinierung des Beg-

riffs Frau. So entwickelte BUTLER (1990) in ihren Büchern *Gender Trouble* (1990, dt. 1991 *Das Unbehagen der Geschlechter*, ung.) und *Bodies that Matter* (1993, dt. *Körper von Gewicht* 1995, ung. Jelentős testek 2005) eine performative Theorie des Geschlechts, „das nicht etwas sei, was man habe, sondern etwas, das man tue“ (in KRÖLL 2002: 256). Butler führt aus, dass die Begriffe Weiblichkeit und Männlichkeit Resultate von Inszenierungen und performativen Akten sind, und solche Äußerlichkeiten wie Kleidung, Gesten, Sprechweisen und nonverbale Kommunikationsformen generieren sie.

Vom Begriff der Maskerade ist Mimesis nicht zu trennen. Mimesis geht auf ein griechisches Wort *mimēomai* zurück, welches nachahmen und nachbilden bedeutet, ganz so „wie es die Schauspieler und Schauspielerinnen machen“ (vgl. Wörterbuch der deutschen Sprache). Aus feministischer Sicht geht es hier um die Frage, wie weit die Frauen die Männer nachzuahmen haben, um sich emanzipieren zu können. Diese Frage stellte schon BEAUVOIR (1949) in seinem weltbekannten Buch *Das zweite Geschlecht*. IRIGARAY (1977) ergänzte diese Fragenstellung so: Was bedeutet es für eine Frau, so zu handeln und so zu sprechen wie ein Mann? Von LACAN wird die Theorie der Mimesis neu konzipiert, indem er die Aristoteles'sche Grundgedanke, dass jede Form der Nachahmung erst in einem kreativen Moment geboren wird, auf die Geschlechterrollen transferiert und davon ausgeht, dass – obwohl der sprechende Organ der Mann ist und die nicht sprechende die Frau – es möglich ist, dass eine Frau wie ein Mann spricht.

Fausta und Faustina

Fausta und Faustina in der Literatur

Der Begriff der weiblichen Faustgestalten ist doppeldeutig. In den Auslegungen von DOERING (2001) geht es um literarische Werke, die das Goethesche Werk mit Beibehaltung der Faustschen Stofftradition in einem weiblichen Umfeld neu geschrieben haben. Hier geht es um Figuren, die Fausta oder Faustina heißen und uns an den Teufelsbündler erinnern, indem sie sich auf dem Wege einer Selbstverwirklichung rast- und manchmal ratlos zeigen. In den vergangenen 200 Jahren avancierte sich die Darstellung weiblicher Faustgestalten auch zur einer literarischen Tradition (vgl. LÖCHEL 2002). Diese weiblichen Gestalten werden von DOERING (2001) die Schwestern von Doktor Faust genannt und wie es DOERING gar nicht leichthin bemerkt, die Familie ist schwesterreich. Diese weiblichen Gestalten sind mal Verderben bringende Teufelsbündlerinnen, mal verführende Dämonen, oder sie suchen nach einer weiblichen Art der Vervollkommnung des eigenen Wesens, wie es zuletzt im Roman von Mandelkern auch repräsentiert wird. Die weiblichen Faustgestalten haben mal Autoren, mal Autorinnen entworfen. Die Reihe der weiblichen Faustgestalten wird mit dem Werk *Gräfin Faustina* von Ida Hahn-Hahn eröffnet, welche als gesellschaftskritisches Arrangement einer schreibenden Adelsfrau in den literarischen Strom des 19. Jahrhunderts eintrat. Wedekinds Bühnenstück *Franziska* wird auch als die Schicksalsdarstellung eines weiblichen Fausts interpretiert. Die modernste weibliche Faustgestalt ist im Roman *Mandelkern* von Lea Singer dargestellt. Diese weibliche literarische Faustgestalt wurde von der Kritik mit Vorbehalt aufgenommen.

Fausta und Faustina auf der Bühne

Faust als Frau auf die Bühne zu stellen, dies kann mit der Gefahr gleichgesetzt werden, dass den Zuschauern ein all zu stilisiertes Bild entgegentreten wird, wodurch die so genannte faustische Weiblichkeit ganz in den Hintergrund verdrängt wird. Es geht hier nicht um eine Frau in Männerkleidung auf der Bühne, sondern um eine Verwandlung des Bildes, aber selbstverständlich nicht in Richtung der weiblichen Dämonisierung der Faustschen Figur. Sonst könnte gleich eine Faustparodie auf die Bühne gestellt werden, ganz im Sinne von Wilhelm Schäfers eng an Goethes Werk orientierter im Jahre 1898 geschriebene Faustparodie, in der Faustine alles als „emanzipierte“ Frau durchzieht, und zum Beispiel sich in der Kneipenszene mit ihren Freundinnen bei einer Tasse süßen Tee lachend amüsiert. Es kann auf der Bühne irritierend lächerlich wirken, wenn nur ein weiblicher Lebenslauf nach dem Vorbild des Doktor Faustus aufgeführt wird. Das Stück von Schäfer wurde letztes Mal in Wien in der Regie von Klaus Karbbauer 1992 aufgeführt.

1997 wurde in Berlin eine Faust-Produktion auf die Bühne gebracht, die keineswegs als Faustparodie zu verstehen ist. Damit im Zusammenhang schrieb die Berliner Zeitung: „Das Theater unterm Dach müht sich um Off-Produktionen hoher literarischer und schauspielerischer Qualität und hat jetzt eine Collage der Serbin Mira Erceg auf die Bühne gebracht: „Auf den Lippen Schnee“ nach Texten von Inge und Heiner Müller. Ein schauspielerisch überzeugender Abend“. Auch deshalb, da hier ein weiblicher Faust uraufgeführt wird. In dieser Gestalt vereinigt sich das Mütterliche und das Männliche. Jona, die Hauptfigur ist ein weiblicher Faust, durch diese Gestalt wird erforscht, wie und wohin die Welt geht, wenn sie von der zu Grunde gehenden Psyche gesteuert wird. Die gescheiterte weibliche Faustgestalt wird von einem Wal ausgespuckt. „Mit der Autorin sieht Mira Erceg im Ausgespucktwerden die Chance eines freien Erforschens der Welt, gleich einer weiblichen Faust-Figur. Das ist die Spur, der das Ensemble an diesem Abend folgen will“ (Theaterkritik von Michael FREUNDT, www.berlinerzeitung.de).

Auf der Bühne des Gymnasiums der Stadt Neutraubling wurde Frau Doktor Faust. Ein Experiment im Jahre 2005 inszeniert. Saskia Deschan und Julia Hildebrand spielten die Titelrollen. Dies verrät schon, dass hier sowohl Faust Rolle als auch die von Mephisto von Frauen gespielt wird. Julia Hildebrand brachte eine Faustfigur auf die Bühne, die voller Energie ist und das Porträt einer Wissenschaftlerin in ihrem weißen Kittel perfekt vermittelt. Was die weiteren Kostüme betrifft, steht Frau Doktor Faust in Rock und Rollkragenpullover auf der Bühne, während Mephisto einen roten Hosenanzug trägt.

Mephista und Mephistophela

Mephista und Mephistophela in der Literatur

„Der Teufel hat uns auf die Idee gebracht und der Teufel ist eine Frau“ – wir kennen diese beiden Behauptungen, die als eine Synekdoche aufzufassen ist, all zu gut. Nur mit einem Beispiel untermauert: Jacques Cazottes, ein spanischer Romancier aus dem 18. Jahrhundert (1772, überarbeitet 1776) schrieb einen Kleinroman mit dem Titel Der verliebte Teufel. Die Frau Teufel kokettiert, ist faszinierend in der Gestalt, manipuliert mit weiblichem Druck, suggeriert die Entscheidungen des Mannes. Die Frau Teufel erscheint in der Gestalt von einer reichen und außerordentlichen hübschen jungen Frau, namens Biondetta. Diese Figur reizt das Spiel mit den Menschen, der Reiz des Risikos am meisten. Sie ist ironisch, manchmal auch zynisch, raffiniert und klatschsüchtig, einfach sie wird durch die Verfüh-

rung pur fasziniert. So ist es kein Wunder, dass sich der Teufel in der Rolle der verführerischen und verführten jungen Frau sehr wohl fühlt. Der Text von diesem Kleinroman wurde in deutscher Sprache 2007 neu editiert und war ein Kaufschlager auf dem deutschen Büchermarkt geworden.

Mephista und Mephistophela auf der Bühne

1977 spielte auf der Bühne einer Münchner Faust-Inszenierung den Mephisto eine Frau, Maria Becker. Sie war auf der deutschen Bühnenlandschaft die erste Frau in dieser klassischen Rolle, die bisher ausschließlich Männern vorbehalten war (so auch Sager im Zeit-Magazin). Die Schauspielerin bekam in mehreren Interviews den gar nicht schmeichelnden Beinamen Maria Mephisto oder Mephista Maria. Diese wagen Art des Rollentausches haben viele mit Empörung empfangen, andere haben als Karnevalscherz tituliert, wieder andere als Emanzipationsübung degradiert. Einen Mann in so großartiger Rolle, wie dies des Mephistos ist, kann keine Frau „mimen“ – stand auch in der zeitgenössischen Theaterkritik. Die talentierte Tragödin Maria Becker war aber überzeugt, dass ihr Mephisto kein Mann ist, oder keine Frau, die mit Faust eine Beziehung haben will, sondern er ist ein Geist, der seine Seele haben will (vgl. www.zeit.de/online/48/30-jahre-magazin). Maria Becker führte Mephisto gar nicht karikierend oder so auf, im dem Rollentausch selbst sah sie keine emanzipatorische Überlegung des Regisseurs, sondern es ging ihr nur um einen Verfremdungseffekt, ganz im Sinne des Brechtschen Theaters.

Im Burgtheater Schwarzenfels spielte 2007 Dorothee Müller in einer genialen Regie die Figur von Mephisto, sie meisterte ihren Part als Frau auch wunderbar, jedoch ganz anders, als es noch im Jahre 1977 Maria Becker spielte. Dorothee Müllers Mephisto ist ganz Frau und ganz Mann, je nachdem, welche Seite von Mephisto die Prägnanz hat. „Und aus dem weiblichen Mephisto wird mit Keim ein männlicher, der fortan mit Bravour schmeichelnd, fordern, flunkernd und intrigierend auf Fausts Seele scharf ist. Mit strahlender Präsenz meistert Dorothee Müller ihren Part. Es ist ein phänomenaler Kunstgriff „Mephisto“ bis zur Hexenküche durch eine Frau darzustellen. Dorothee Müller gibt ihn/sie als bildschöne Verkörperung des Bösen, nuanciert mit starker Ausdruckskraft, wandelbarer Stimme und differenzierter Mimik und dem Wissen, um Abgründe und menschliche Eitelkeiten. Mit einer Handbewegung sprengt sie die Grenzen des Möglichen. Kein Wunder, dass der alte Gelehrte ihrer überzeugenden Klugheit zum Opfer fällt. Im Nu kehrte sie jedes Argument um“ (vgl. Online-Kritik zur Aufführung). Dorothee Müller wurde trotz alledem vorgeworfen, dass sie sich wie ein Hermaphrodit auf der Bühne verhielte. Andere Kritiker konnten in ihr nur das klassische Bild der Teufelin sehen und kritisierten die elementare Weiblichkeit ihrer Imagination.

Seit 2000 spielt Elisabeth Meixner in der Produktion der Spielgemeinschaft ODYSSEE die Titelrolle von Mephisto. Wie der Regisseur Wolfgang Peter es behauptet, dadurch entstehen auf der Bühne imaginäre bzw. imaginative Bilder, die den geistigen Gehalt von Fausts Tragödie unter anderem dadurch enthüllen, dass die traditionellen Rollen aufgebrochen werden. Der Grundgedanke liegt darin, dass Mephisto vom Herrn eine freie Hand bekommt, Faust zu versuchen. Warum könnte er dann nicht in der Gestalt einer Frau erscheinen, warum darf es nicht behauptet werden, dass das Er ein Sie war? Der Mensch selbst ist ein sehr ambivalentes Wesen – betont Peter, dies kann auch so inszeniert werden, dass Mephisto von einer Frau gespielt wird, da auf diese Weise das in Mephisto verkörperte

Böse lebendiger dargestellt werden kann.

2007 spielte die Schauspielerin Ulrike Mahr Mephisto in einer Jubiläumsaufführung des Performance-Theaters in Limburg. Nach der Aufführung wurde es in der Presse annotiert, dass es eine unterhaltsame Inszenierung war. Die Schauspielerin trug ein rotes Gewand und formte eine Mephistofigur mit weiblichem Raffinesse. Sie war charmant und witzig, provozierend, trotzdem sehr weiblich.

Unter den neuesten textgetreuen Faust-Inszenierungen ist eine Produktion der Erfurter Waidspeicher Theater in der Regie von Michael Kliefert zu erwähnen, in der die Puppenspielerin Annika Pielstl Mephistoteles spielt. Die Kritik hat nach dem Premiere am 01. 02. 2008 über ein Skandalum gesprochen, und nicht nur wegen des Rollentausches.

Doch was steckt dahinter, wenn Mephisto eine Frau spielt oder aus Mephisto eine Mephisto wird? Einerseits kann die Frau als verführende Wegbegleiterin des Lebens eines Mannes assoziiert werden, andererseits aber lässt den Gedanken aufkommen, dass Gretchen aus der Perspektive und mit den Praktiken einer Frau wirklich gerettet werden kann, d.h. sie kann am Leben bleiben, und das Verhalten von Faust ihr gegenüber wird verändert, sie heiraten vielleicht, und Ende gut, alles gut, wie in einem Märchen.

Wirklich nur Maskerade? Grenzüberschreitung und Grenzauflösung

Von den späten 1960er Jahren versuchten Künstler und Künstlerinnen die Grenzen des Theaters zu sprengen. Als ein solcher Versuch ist zu verstehen, wenn in Adaptationen weltberühmter literarischer Werke die Geschlechterrollen gesprengt werden, und zum Beispiel Mephisto und Faust als Frau auf die Bühne gestellt werden. Dabei wird der Prozesscharakter der Geschlechts-Inszenierungen deutlich. Diese Performativität der Rollenausführungen kann das Nachdenken über die Gerechtigkeit bzw. Berechtigung traditioneller geschlechtlich fixierten Rollen fördern. Wenn Männerrollen von Frauen gespielt werden, ist es ein performativer Turn, mit der Folge, dass die Begriffe Frau und Weiblichkeit aufgelöst werden. Hier geht aber auch eine Verwandlung vor, indem sich Frauen auf der Bühne zu Männern durch die Nachahmung männlicher Rituale und Zeremonien verwandeln.

Die Frauen in Hosenrollen, die Vertauschung der Rollen, androgyne Schauspielerinnen stehen auf der Bühne in Männerrollen – „Mimisches Genie kennt keine Grenzen, schon gar keine Grenzen des Geschlechts“ (Sager, Zeit-Magazin, 1977, www.zeit.de/online/48/30-jahre-magazin). Faustas und Faustinen, Mephistas und Mephistophelas – diese Figuren sind nicht nur künstlerische Imaginationen, sondern auch Transformationen, die die Grenzen der Geschlechtlichkeit nachfragen und ganz aufzulösen versuchen.

Unter den Beispielen, die Grenzen ganz aufzulösen gibt es zwei, die in den letzten Jahren auf den deutschen Bühnen um Aufsehen gesorgt hatten. Einerseits das Schüler-Schauspieler Theater des Gymnasiums der Stadt Neutraubling, wo Frau Doktor Faust. Ein Experiment im Jahre 2005 inszeniert wurde. Der originelle Text von Goethe wurde so umgeschrieben, dass für die beiden Schauspielerinnen, die Mephisto und Faust spielten, alle Zeilen stimmten, d.h. für sie und in diesem experimentellen Theater ging es nicht mehr darum, dass Männerrollen von Frauen in Hosen gespielt waren, und die Schauspielerinnen ein männliches Aussehen durch Schminke und Maske bekamen, sondern Mephisto und Fausta standen auf der Bühne, die als Frau Frauenrollen spielten, indem sie es nicht versuchten eine klassische Männerrolle zu imitieren, sondern sie machten wirklich es Experi-

ment, was wäre wenn, Faust und Mephisto Frauen gewesen wären ...

Als ein ungewöhnliches und grenzübertretendes Beispiel ist die Produktion der Performance-Künstlerin Bridge Markland zu nennen, die beiden Rollen selbst und in eigener Inszenierung spielt. Auch sie hat den Text ganz geändert, besser gesagt Liedtexten ergänzt. Die *taz* hat im Mai 2008 ein Interview mit ihr gemacht, und hier hat sie erklärt, dass sie gern androgyne Figuren spielt, betonte, dass Mephisto nicht unbedingt ein Mann ist, er könnte auch eine Frau sein (vgl. www.taz.de), und Markland mag es, „zwischen den Geschlechtern zu stehen“ (www.taz.de, 10. 05. 2008).

Zusammenfassung

In einer Rezensionsschrift wird von RILEY (2003) erläutert, warum die weiblichen Faustgestalten zwangsläufig als gescheitert zu gelten haben. Auf der Bühne sind sie aber performative Figuren, die von Schauspielerinnen sehr erfolgreich gespielt werden, obwohl es der Mythos der Weiblichkeit nicht unbedingt zulässt. Im Mythos der Weiblichkeit ist es aber eine fast natürlich wirkende Komponente, dass Frauen als Teufelinnen metaphorisiert werden. Als literarische Figuren treten Frauen in der Verbildlichung des Teufels weniger oft vor, während es ein performativer theaterkünstlerischer Griff geworden ist, Mephisto von einer Frau spielen zu lassen. Auch diese Darstellungen können sehr erfolgreich sein. Die Versuche sind heute nicht mehr so störend, wie die ganz neuen Performance-Versuchen, in denen Faust und Mephisto gleichzeitig von Frauen gespielt werden, oder solche Schreibprojekte, in denen der ursprüngliche Text von Goethe auch umgeschrieben wird, wie zum Beispiel von

Manche warnen auch noch heute vor Grenzüberschreitungen und vor einem Spiel des Grenzübergangs zwischen den Geschlechtern, obwohl es seit langem bekannt ist, in jedem Mann wohnt eine Frau, in jeder Frau ein Mann inne, es gibt Ying und Yang, Anima und Animus, den weiblichen und männlichen Teil des Menschen. Wir brauen die weiblichen Faust- und Mephistogestalten, um die Grenzen der Weiblichkeit und Männlichkeit erfahren zu können, und die Grenzen zwischen Mann und Frau überwinden zu können. Wie es auch von DOERING (2001) behauptet wird, „Doktor Faust ist keineswegs immer ein Mann“ (www.forschung.aktuell.de).

LITERATUR

BETTINGER – FUNK 1995

BETTINGER, E. – FUNK, J.: *Maskeraden. Geschlechterdifferenzen in der literarischen Inszenierung*. Berlin, 1995

BEAUVOIR 1949 (dt. 1968)

BEAUVOIR, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg, 1968

BOCK – ALFERMANN 2003

BOCK, U. – ALFERMANN D. (Hg): *Die Vielfalt der Möglichkeiten*. In: *Querelles* 4.

BOVENSCHEN 1975

BOVENSCHEN, Silvia: *Die imaginierte Weiblichkeit*. Frankfurt am Main, 1979.

- BUTLER 1990 (dt. 1991)
BUTLER, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main, 1991.
- DOERING 2001
DOERING, Sabine: *Die Schwestern des Doktor Faust. Eine Geschichte der weiblichen Faustgestalten*. Göttingen, Wallstein Verlag, 2001.
- DOERING 2001B
DOERING, Sabine: Weibliche Faustgestalten. In: *Forschung aktuell* (www.forschung.aktuell.de).
- GYMNICH 2004
GYMNICH, Marion: Konzepte literarischer Figuren und Figurenanalyse. In: NÜNNING, Vera – NÜNNING, Ansgar (Hrsg): *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart. 2004. 122–140.
- IRIGARAY 1977
IRIGARAY, Luce: *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin, 1977.
- KROLL 2002
KROLL, Renate (Hg.): *Metzler Lexikon. Gender Studies – Geschlechterforschung*. Stuttgart. 2002.
- LACAN 1973
LACAN, Jacques: *Schriften II*. Olten. 1973.
- LEHNERT 1994
LEHNERT, G.: *Maskeraden und Metamorphosen. Als Männer verkleidete Frauen in der Literatur*. Würzburg, 1994.
- LINDHOFF 1995
LINDHOFF, Linda: *Einführung in die feministische Literaturtheorie*. Stuttgart, METZLER, 1995.
- LÖCHEL 2002
LÖCHEL, R.: Familie Faust. Sabine Doering legt eine brillante Geschichte weiblicher Faustgestalten vor. In: *literaturkritik.de* Nr. 4. 2002.
- NÜNNING – NÜNNING 2004
NÜNNING, Vera – NÜNNING, Ansgar (Hrsg): *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart. 2004.
- RILEY 2003
RILEY, M. Helene: Rezension zu Doering *Die Schwestern des Doktor Faust*. In: *seminar. A Journal of Germanic Studies*. 2003.
- SAGER 1999
SAGER, P.: „Einmal die Hosen anhaben“ – warum Frauen auf der Bühne immer häufiger Männerrollen spielen (www.zeit.de/online/48/30-jahre-magazin), 1999.
- WEISSBERG 1994
WEISSBERG, Liliane (Hg.): *Weiblichkeit als Maskerade*. Frankfurt a. M., 1994.

KOMMUNIKATION ALS MITTEL DER KONFLIKTAUSTRAGUNG IM MONODRAMA VON LYDIA SCHEUERMANN HODAK *MARIJAS BILDER*

KATALIN KUKORELLI
Hochschule Dunaujváros, Ungarn

Einführung

Lydia Scheuermann Hodak wuchs in Slawonien, in der Puszta Vrbik an der Vuka auf. Sie zog nach der Absolvierung der Wirtschaftsfakultät der Universität nach Osijek. Sie verdiente ihr Brot am Anfang ihres Berufslebens als Informatikerin in der Wirtschaft, später als Lehrerin in der Mittelschule. Seit dem Krieg lebt sie als Dolmetscherin und freie Schriftstellerin. Sie hat mehrere Theaterstücke, Erzählungen, eine Komödie und drei Romane geschrieben.¹

Das Monodrama *Marijas Bilder* handelt von dem Grauen ethnischer Säuberung, Vertreibung und Erniedrigung. Die Realität dieses Krieges hat die Schriftstellerin hautnah miterlebt, sie ist in ihrem Haus in der Nähe der Front in Osijek geblieben. Im Mittelpunkt der Geschichte stehen zwei Frauen, die während des Kroatienkrieges vergewaltigt wurden: Marija und ihre Tochter Lucija. Sie wurden beide schwanger. Die Mutter hatte eine Fehlgeburt gehabt, die Tochter starb bei der Geburt des Kindes. Die Großmutter steht vor der Wahl, ihr Enkelkind zur Adoption freizugeben oder es großzuziehen. Sie kann zunächst noch keine Entscheidung treffen. Sie braucht Zeit, um das Ganze aufzuarbeiten.

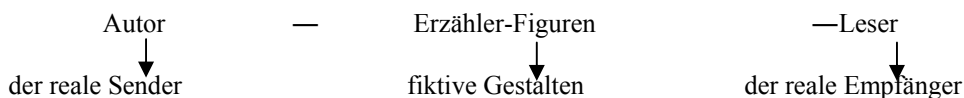
Literarischer Text und die reale Welt

Die Welt dieses „literarischen Textes“ besteht in einer engen Beziehung zur „realen Welt“. Das Drama bietet uns eine mögliche Variante der Aufarbeitung der Demütigung, der Tragik des Krieges.

Die Autorin lenkt dabei unsere Aufmerksamkeit auf die Diskrepanzen zwischen „der realen Welt“ in den friedlichen Zeiten und der furchtbaren Realität jenes Jahres, als die Jugoslawische Armee und serbische Freischärler Ostslawonien und die Krajina überfielen und Zehntausende von Menschen vertrieben.

Da das Monodrama dennoch ein literarisches Werk ist, handelt es sich darin um erfundene Geschehnisse und Personen. Der Sender und der Empfänger sind voneinander zeitlich und räumlich getrennt. Hier ist der eigentliche Sender mit der Autorin identisch. Sie versteckte sich hinter den handelnden Personen, sie strebte Objektivität an, trotzdem trägt ihr Werk den Stempel ihrer Individualität. Der Empfänger ist der Leser. Im literarischen Kommunikationsprozess bildet sich also folgende Kette:

¹WÖRNER 2000.



Die Autorin hat das Sujet, die Erzählerin und andere Figuren geschaffen, sie lässt sie reden und handeln.

Die zweite Gestalt ist im literarischen Kommunikationsprozess die Erzählerin, also Marija, die mal in der Ich-, mal in der Er-Form die Geschehnisse, ihre Erlebnisse und die Erlebnisse ihrer Tochter, ihrer Psychologin und anderen Figuren schildert. Das Schildern berührt sich mit dem Erzählen und dem Beschreiben, insbesondere wenn es um Landschafts-, Bild- und Erlebnisbeschreibungen geht.

Der Text dieses Theaterstücks besteht nur aus Figurensprache, abgesehen von den Kommentaren des Verfassers, die für die Regie notwendig sind. Trotzdem kann gesagt werden, dass das ganze Sujet von einer „metallinen Stimme“ eingeleitet worden ist. Man hört eine amtliche Stimme, wie von einem Tonbandgerät, sowohl am Anfang als auch am Ende des Dramas. Damit wird nicht nur die Geschichte, sondern auch die auktoriale Erzählerin eingeführt.

Die Erzählerin behält bei den Erinnerungen an die friedlichen Zeiten eher die Haltung der Beobachterin. Bei der Schilderung der Kriegserlebnisse benimmt sie sich, ebenso wie die Figuren, deren Rede sie wiedergibt, nicht gleichgültig, sondern sie äußert ihre Einstellung. Hier soll auch bemerkt werden, dass der Übergang von einer Gestalt zur anderen auf die sprachliche Ausführung einwirkt.

Der zeitliche Blickpunkt: Text und Tempus

Die zeitlichen Beziehungen in der Literatur sind sehr verwickelt. Der Verfasser und der Leser haben keinen unmittelbaren zeitlichen Kontakt. Wichtig ist für den Inhalt und für die Form des Werkes die fiktive Zeit, die sog. Erzählzeit. Der Erzähler und die Figuren können auch verschiedenen Zeiträumen angehören. Die Erzählzeit kann stillstehen oder sich in unterschiedlichem Tempo entwickeln. Der Autor und der Leser müssen ihre objektive Zeit verlassen, um sich in die Zeit der handelnden Personen zu versetzen.

Die durchgehenden Zeitformen, die den Hintergrund der Schilderung in diesem Monodrama malen, sind Präteritum und Präsens. Die Er-Form begünstigt das Präteritum, die Ich-Form das Präsens, z.B.:

Beispiel 1

Neben meinem alten, slawonischen Haus, welches der Großvater vor langer Zeit in L-Form neben der Straße gebaut hatte, war ein grasbewachsener Hof mit Rosen und einem Himbeerstrauch beim Säulengang. Dahinter ein zweiter Hof. Wie es in Slawonien Tradition ist; dann der Garten. Mato kam immer durch den Garten, den Brombeergarten an der Gartengrenze. Schon als kleiner Junge spielte er mit meiner Tochter. Sie wuchsen gemeinsam auf, er und Lucija. Jetzt, wo alles vorbei ist, glaube ich, dass sie sich schon immer gemocht haben. Es war ganz selbstverständlich, dass sie zueinander gehörten, wie der Himmel zur Donau gehört. (9)

Es entsteht die Frage, ob dieses Monodrama ein monologischer oder ein dialogischer Text ist. Da im Monodrama das Schildern mit dem Beschreiben und Erzählen eng verbunden ist, können wir behaupten, dass es eher ein erzählender Text ist. Deshalb wäre es logisch, wenn

im Text die erzählenden Tempora² dominieren würden, als Grundtempus das Präteritum und als Rückschautempus das Plusquamperfekt. Im Großen und Ganzen stimmt es auch, aber das Präsens kommt ebenfalls oft vor. Das Perfekt tritt mit dem Präsens als Rückschautempus auf.

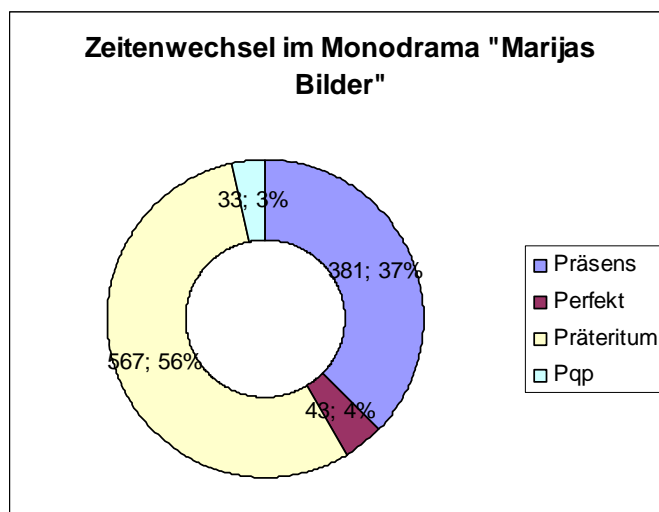


Abbildung 1

Den Zeitformenwechsel nutzt die Autorin zur Angabe der Erzählperspektive sowie zur Beschleunigung oder zur Verlangsamung des Erzähltempos aus.

Beispiel 2

Und das jetzt, dieser Krebs, ist nur ein Zeichen welches von meinem Organismus **abgestoßen wird**. Ich **bin** von meinen Qualen geheilt und dieser Tumor **muss** nicht mehr **wachsen** und das Böse in **sich sammeln**," **sagt** meine Psychologin überzeugend. "Und jetzt **kann** ich ihn **abwerfen**. Er **ist** nur ein Zeichen, dass ich einst, in einem Moment, *nachgelassen habe, zurückgetreten bin*, das Gleichgewicht und die Kraft *verloren habe*, dass sich meine Seele *erschöpft hat*. Zuerst die Krankheit meines Sohnes, dann dieser schreckliche Krieg, und die Verbannung. Auf einmal blieb ich allein, allein in der Fremde, unerwartet, unvorbereitet. Es gab keine einzige Stütze mehr. Ich war in einem fremden Land, mein Ehemann *war* in Kroatien *geblieben*. Meine Bücher waren verbrannt, meine Aufzeichnungen ebenfalls. Ich bekam fremde Kleider, fremde Bettwäsche. Die Menschen sprachen eine fremde Sprache. Nichts gehörte mehr mir. Der Regen und die Sonne waren mir fremd. Ich dachte, es hätte keinen Zweck. Jetzt **schäme** ich **mich**, wenn ich **mich erinnere**, wie schnell ich *nachgelassen habe*." (20)

Im gewählten Textteil informiert die Psychologin Marija eher subjektiv, also kommentierend über ihren Brustkrebs. Wir sehen, dass in diesem Auszug Präsens und Präteritum dominieren. Präsens vergegenwärtigt das Geschehnis (die Krankheit der Psychologin), Präteritum schafft eine schärfere Grenze zwischen der objektiven und der erzählten Welt (Ver-

² CANISIUS - KNIPF 1996.

bannung und das Alleinsein). Präteritum schildert die Ereignisse in ihrer natürlichen linearen Folge, das Präsens beschleunigt das Tempo. Das eingeschaltete Perfekt (im Textteil oben kursiv hervorgehoben) hebt die Aussage hervor, fasst den Textabschnitt zusammen, und eröffnet eine weitere Perspektive.

Wenn wir den Zeitformengebrauch näher untersuchen, können wir feststellen, dass das Verhältnis der erzählenden, monologischen Zeitformen zu den dialogischen in den friedliche Szenen schildernden Textteilen (19) ca. 1:1 (335:331) ist, und in den Textteilen über die Kriegsgeschehnisse ca. 1:3 (89:269) zugunsten der präteritalen Zeitformen, siehe unten:

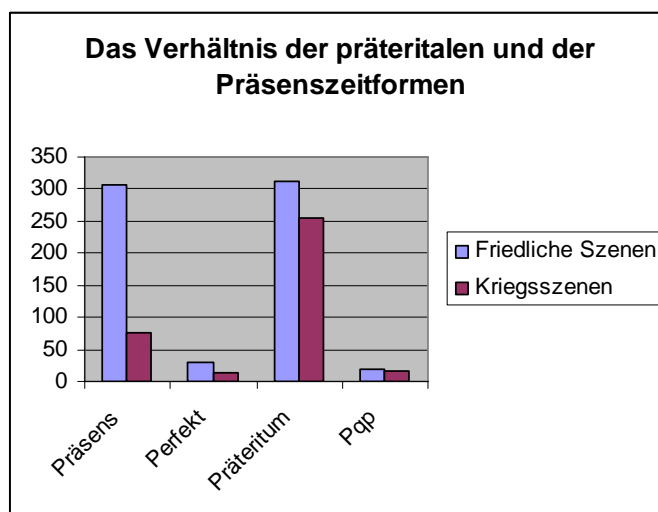


Abbildung 2

Wir stoßen innerhalb anderer Erzählabschnitte des Dramas auch auf Zickzackbewegungen der Erzählzeit (Äußerungszeitpunkt). Ich veranschauliche das mit dem Beispiel 3.

Trotzdem töteten sie uns nicht. Sie schwenkten ihre Gewehre, stießen uns, schlugen. Einige von ihnen, jetzt bewaffnet, in Uniform, *hatte ich lesen gelehrt*, als sie noch so klein waren, dass sie nicht ihre Schnürsenkel zubinden konnten. Ich *hatte mich niedergehockt*, und *hatte* ihnen *geholfen*, die Schuhe zuzubinden, danach *hatte* ich ihnen die Schultasche auf den Rücken *gesetzt* und *hatte* sie durch den Schulflur bis zur Straße *begleitet*. Einige noch bartlos, einige mit versteckten Blicken sprachen jetzt große Worte, Beleidigungen, lachten uns aus, spotteten und drohten uns. Mit uns ging eine fast blinde Frau. „**Geht** durch die Minenfelder, und falls ihr Glück **habt**, und falls die Ustascha euch nicht **töten** ...“ sprach der Betrunkene Kommandeur. (27)³

Das Perfekt im zweiten Beispiel ebenso wie das Plusquamperfekt im dritten blenden zurück in vergangene Zeiten. Der Unterschied ist, dass das Perfekt die Wirkung der Rückblende in der präsentischen und das Plusquamperfekt in der präteritalen Umgebung

³ Im Text oben habe ich das Präteritum unterstrichen, das Plusquamperfekt kursiv und das Präsens fett geschrieben.

auslöst. Die Rückblenden bedeuten immer eine Zeitraffung, da die Ereignisse zwischen zwei voneinander abstehenden Zeitpunkten nicht ausführlich geschildert werden. Sehen wir uns jetzt ein Beispiel für eine Vorblende an!

Beispiel 4

Ich musste zur Kenntnis nehmen, dass sie mich in einem kurzen Moment beleidete, denn ich werde die Beleidigung loswerden. Ich werde mich von meiner Last befreien, aber sie ... (31)⁴

Objektverlust und Kommunikation

In dieser Arbeit beschäftige ich mich aufgrund des erwähnten Werkes mit einigen Fragen der Krisenkommunikation. Die Hauptheldin ist in eine Krise geraten, weil sie ihr Kind, ihre Vergangenheit, ihre Gegenwart und – allem Anschein nach – auch ihre Zukunft, ihr Leben verloren hat.

Sie versucht die grausamen Ereignisse des Krieges zu verstehen, sucht nach den Wurzeln der Taten ihrer ehemaligen Schüler. Sie schildert, wie sie denen in der Schule geholfen hat Probleme zu lösen. Sie erinnert sich an das schöne friedliche Leben. In der Vergangenheit waren die Menschen freundlich und gastfreundlich zueinander. Sie haben miteinander gesprochen, einander gekannt. Und auf einmal sind sie einander fremd geworden. Sie sprechen übereinander und wenn zueinander, dann nicht offenherzig. Das mag auf die Furcht, auf das unendliche Leiden, auf die Aussichtslosigkeit zurückgeführt werden. Wer kann/könnte den Ausweg zeigen? Niemand! Es ist also leichter vieles zu verschweigen, da fängt der Abwehrmechanismus an zu funktionieren.

Wenn man sich die im Monodrama erörterten Themen kurz ansieht, kann man sich eine Vorstellung darüber machen, was die Hauptheldin und andere in diesem Krieg alles verloren haben. Im Monodrama kommen die unten aufgezählten Themen vor:

- Adoption der Enkelin (Tonbandgerät, Psychologin),
- Erinnerungen an die friedlichen Zeiten (an den Sommer/an die Sonnenuhr, an das Kirchweihfest, an das Elternhaus, an die Kindheit von Lucija usw.),
- Kriegsereignisse (Einmarsch der Armee, Mord an Mato, Abriss der Kirche, Vergewaltigung von Lucija und Marija, Schwangerschaft usw.),
- in der Fremde (das Krankenhaus, Krebskrankheit der Psychologin, Geburt der Enkelin, Tod von Lucija, das Malen usw.),
- Ablehnung der Adoptionseinwilligung (das Einwilligungsdokument, die letzten Worte von Lucija).

Diese Themen werden also durch den Korpus untermauert, dass zur Krise irgend-ein Verlust führt. Das Ego der Person wird durch Verlust geschwächt. Das beeinträchtigt die Abwehrmechanismen, und infolgedessen korreliert das geschwächte Ego positiv mit der Krise.⁵

Die Zeichen der Hoffnungslosigkeit und des Objektverlustes konnte man an bei-

⁴ Auch hier habe ich die Zeitformen, wie oben erläutert, hervorgehoben. Das Futur ist fett gedruckt und unterstrichen, der Zeitsprung ins Bevorstehende wird hier durch den Tempuswechsel markiert.

⁵ WEINTRAUB 1981.

den Frauen nach dem Tod von Mato und der Vergewaltigung von Lucija bemerken. Bis dahin konnten sie sich kaum vorstellen, was auf sie wirklich zukommt. Der durch die Aggression herbeigeführte Verlust ruft in ihnen ein Mangelgefühl hervor. Hinter der gegen sie verübten Aggression steht eine Ideologie, welche die Aggression rechtfertigt. So verliert die verübte Tat in den Augen der Aggressoren die negative Bewertung.⁶ In der Geschichte der Menschheit gab es genug Beweise dafür, dass Menschen sehr leicht zur Aggression zu bewegen sind. Insbesondere, wenn die „heiligen Ziele“ der Tat von den politischen polizeilichen, militärischen Kräften unterstützt werden. So etwas gibt den Aggressoren das Gefühl der eigenen Wichtigkeit, der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, das Gefühl der gemeinsamen Ziele.⁷ Die „gerechtfertigte“ Aggression kann auch dazu führen, dass die Opfer selbst in ihre eigene Erniedrigung hineingezogen werden.

Marija und Lucija konnten infolgedessen über ihre Tragödie und Demütigung gar nicht sprechen, als ob man mit dem Schweigen den Schmerz oder das Leiden ungeschehen machen konnte.

Marija hat dazu noch Gewissensbisse, weil sie zu schwach war und ihre Tochter nicht schützen konnte.

Tabu, Euphemismus und Allusion

Der Mensch muss sich in der Gesellschaft an bestimmte Verhaltensregeln, rechtliche und moralische Normen halten. Diese Regeln dürfen aber den Menschen nicht einschränken, der selber eben Opfer der Verletzung aller gesellschaftlichen Normen ist.

Marija und Lucija nehmen es trotzdem nicht auf sich, über ihre Demütigung, Vergewaltigung mit ihrer Umgebung oder wenigstens miteinander offen zu sprechen.

Im religionshistorischen Sinne ist während der Welterschaffung Vieles durch Benennung „entstanden“.⁸ Bei den Naturvölkern können auch wir Benennungstabus finden. Was du bezeichnest, das existiert und ist in deiner Macht, oder du gerätst in seine. Das ist also sprachliches Tabu, davon darf nicht gesprochen werden, wenn es auch niemand sanktioniert.

Beispiel 5

Sie sprach ohne Zusammenhang. Ihr Körper war zerkratzt, ihre Kleidung von Blut beschmiert. Ihre Beine und Hände waren blutig. Es ging mir durch den Kopf, dass sie die Stacheln zerkratzt haben mussten, und dass ich die Brombeersträucher ausreißen müsse. (11)

Die Überwindung der psychischen Hemmung gelingt den Betroffenen nicht. Marija konnte sich nur im Gespräch mit der Psychologin dazu bringen, dies mittels Umschreibung auszudrücken. Dieser Substitutionszwang hat sich infolge der religions- und kulturhistorischen Ursachen im Menschen der Gegenwart herausgebildet.

Beispiel 6

Lucija fand mich. Sie kam ziellos durch den Garten gelaufen und entdeckte mich. Sie kniete neben mir nieder, mit Tränen im Gesicht, wie ein kleines Kind: „Mutter, Mütterchen, hast du dir sehr Weh getan? Weine nicht, weine

⁶ CSEPELI 2006.

⁷ TRIANDIS 2007.

⁸ CSONKA 2001.

nicht, ich bitte dich, Mutter!" Sie sagte noch etwas und versuchte mich aufzurichten. Sie war schrecklich mager, ihr Gesicht war blass und finster. Die schwarze Kleidung würgte sie. Sie redete etwas, wischte mein Gesicht, brachte meine Haare in Ordnung. Aber ich war beschmutzt, beschmutzt von Tränen, von Spucke, von Erde, von Blut... von menschlichem Schmutz... Meine kleine Tochter wusste es, sie wusste sofort, dass das Gesindel über mich hergefallen ist, dass sie mich verletzt haben, gedemütigt haben, beschmutzt haben... Meine kleine Tochter sprach: „Du hast dir nur weh getan, Mutter, du bist unglücklich gefallen.“ Aber sie wusste, sie wusste alles. Sie kannte meine und ihre Qualen. Nur ich kannte sie nicht. Nur ich war die ganze Zeit blind! Absichtlich war ich blind! (16)

Marija und Lucija haben Allusionen und Euphemismus angewandt, um ihre Vergewaltigung zu verhüllen oder darauf anzudeuten. Die Andeutung geschieht in meisten Fällen mittels Synonymen (über jemanden herfallen, jemanden verletzen, jemanden demütigen). Die Verhüllung kommt mittels Umschreibung und „verneinter“ Behauptung zum Ausdruck (Ihr Körper war zerkratzt, ihre Kleidung von Blut beschmiert. Ihre Beine und Hände waren blutig. ... Aber ich war beschmutzt, ... usw.).

In den oben angeführten Beispielen habe ich die Synonyme und Allusionen unterstrichen.

Die Allusion ist solch ein sprachliches Segment, das seinem Umfang nach sowohl aus einem Wort („das“) als auch einem (eventuell zusammengesetzten) Satz oder einer Anhäufung von Sätzen bestehen kann, das heißt, sie kann ein Tabu so umschreiben, dass man es nicht zu benennen braucht. Die Allusion ist eine Art Anspielung auf das Tabu, oder die „positiv“ geladene Umschreibung der verschwiegenen Sachen, Personen, Gegenstände usw.

Krise und Konfliktaustragung mittels Kommunikation

Die Betroffenen können in der Krise den den Verlust begleitenden Schmerz, die Hoffnungslosigkeit, die Hilflosigkeit nicht ertragen. So setzen sie zwischen dem Verlust und dem Leben Gleichheitszeichen, das heißt, sie erleben ihn als ein ständiges Attribut des Lebens. Die Person verliert wegen der Minderung oder des Fehlens der Toleranzfähigkeit völlig oder partiell sowohl die Kontrolle über ihr Leben als auch ihren Realitätssinn.

Die Zeichen des Menschen in Not kann man am besten in der direkten Umgebung merken: in der Familie, am Arbeitsplatz, in der Schule usw. Wir können sicher sein, dass Marija und Lucija diese verbalen oder nonverbalen Zeichen wirklich wahrgenommen haben, aber sie wollten sich damit nicht auseinandersetzen.

Beispiel 7

Malen Sie, das ist die beste Lösung. Und seien Sie froh, dass Sie sich durch Bilder ausdrücken können, sagt meine Psychologin. Malen Sie, was Sie sich wünschen, was Sie sich schon immer gewünscht haben zu malen. Jeder von uns trägt sein Lebensbild in sich. Sie müssen es zum Vorschein kommen und sprechen lassen. Es aussprechen. Alles scheint uns weniger schrecklich, wenn es nun einmal ausgesprochen ist, wenn wir uns mit unseren Gefühlen und Gedanken vollständig auseinandersetzen. (8)

Man kann jemandem nur in dem Fall helfen, wenn man den Problemen des Anderen ge-

genüber offen ist. Empfänglichkeit ist eine notwendige, aber keine ausreichende Voraussetzung für das Verständnis der Person in einer Krise. Man muss Grundkenntnisse über die Krisensituationen, über das verbale und nonverbale Verhalten der Menschen in Krisen erwerben, man muss also über gute Kommunikationsfähigkeit und Kenntnisse verfügen.

Im Monodrama hat Marija eine sehr gute Helferin, eine gebildete Psychologin, die auch durch die Hölle des Krieges gegangen ist. Obwohl sich ihre Beziehung von der gewöhnlichen Beziehung einer Therapeutin zu ihrer Patientin unterscheidet, macht sie ihre Arbeit ausgezeichnet. Sie ist sich darüber im Klaren, dass die Quelle der auf seelische Störungen hinweisenden Symptome im Mangel der inneren Freiheit zu suchen und zu finden sind.⁹ Sie sieht ihre Aufgabe darin, Marija die Fähigkeit der Entscheidung zurückzugeben. Sie verurteilt Marija nicht, ganz gleich wie sie sich äußert oder wie sie sich benimmt. Sie zeigt gegenüber Marija immer viel Verständnis, hilft ihr durch ihre eigene Persönlichkeit, sich selber zu verstehen und zu akzeptieren.

Beispiel 8

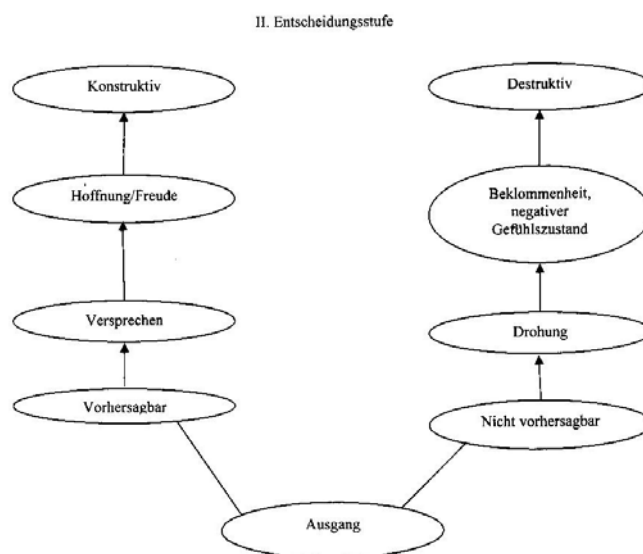
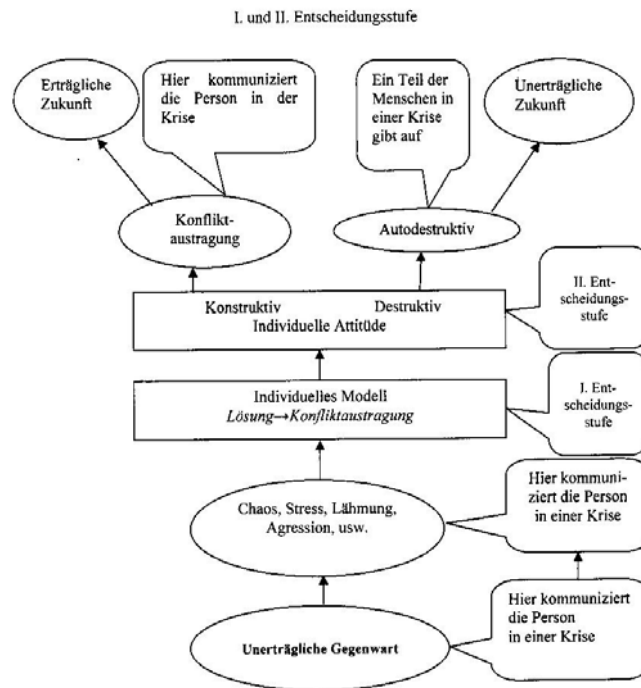
In den ersten Tagen schwiegen wir beide, weil ich geschwiegen habe und sie mein Schweigen respektiert hat. Jetzt lächle ich auch manchmal, denn sie lächelt, wenn sie spricht. ... Es scheint, sie füllt dieses Zimmer mit Licht. „Ich werde ihnen nicht den Frieden bringen, denn kein Mensch kann einem anderen Menschen den Frieden bringen.“ Sagt sie einfach. „Sie tragen ihren Frieden in sich. Sie müssen ihn nur finden. Sie müssen sich selbst wieder finden. Malen Sie. (11)

Die größte Zuwendung braucht ein Mensch, wenn er einen Verlust erlitten hat. Wir haben Kenntnisse davon, was der Mensch alles als Verlust erlebt, aber haben wir keine davon, wie jeder Einzelne auf den einen oder anderen Verlust reagiert und was zu einer Krise führt. Ich habe jetzt einen Versuch gemacht, die Platzierung der Krisenkommunikation in einem Konfliktaustragungsmodell zu zeigen. Das angebotene Modell stützt sich auf die von mir schon einmal in meiner Dissertationsabhandlung (2002) modifizierte *Abbildung der Motivation für Aggression* von **Jordan B. Petersen** (1999).

Die Lösung des Konflikts kann meines Erachtens nur dort beeinflusst werden, wo die Person in einer Krise kommuniziert. Die Person erleidet einen Verlust, dem sie nicht abhelfen kann, den sie nicht verarbeiten kann. Das macht für sie die Gegenwart unerträglich. Der in Notlage geratene Mensch versucht seine Probleme zu lösen, aber er ist in einem solchen mentalen Zustand, in dem er nur schwer einen Ausweg findet. Auf der ersten Entscheidungsstufe erwägt der Betroffene, ob er eine Chance darauf hat, seine Probleme allein zu lösen, oder ob er jemanden von außen um Hilfe bitten soll.

⁹ CSEPELI 2006.

Ein mögliches Austragungsmodell der Krisen



Die Abbildung 2 stellt die zweite Entscheidungsstufe und die daraus folgenden zwei Lösungsmechanismen dar. Wenn die Umgebung der Person in einer Krise die Botschaft versteht und ihr zu helfen bereit ist, bewegt sich die Person in Richtung einer konstruktiven Lösung. Aus der unerträglichen Gegenwart wird eine erträgliche Zukunft. Die Person in einer Krise sucht nach einer Lösung. In dieser Phase könnte dem Menschen, der für die Lösung seiner Probleme und gegen Kommunikationsstörungen kämpft, seine direkte Umgebung helfen. Jeder die Kommunikation fördernde Schritt kann Erfolg herbeiführen.

Wenn der Ausgang nicht vorhersagbar ist, fühlt sich der Mensch bedroht, was einen negativen Gefühlszustand (anxietas) in ihm auslöst. In diesem verwirrten Zustand entscheidet er sich für die negative destruktive Lösung.

Zusammenfassung

In dieser Arbeit beschäftige ich mich aufgrund eines Monodrama mit einigen Fragen der Kommunikation als Mittel der Problemlösung, als Mittel der Verarbeitung eines Traumas. Die Hauptheldin kommuniziert sowohl verbal als auch nonverbal, da sie das Malen ihr ganzes Leben lang als zusätzliches Ausdrucksmittel benutzt hat.

In der Einführung schildere ich kurz das gewählte literarische Werk. Danach lenke ich das Augenmerk auf den Ablauf des Kommunikationsprozesses in einem literarischen Werk. Im analysierten Monodrama existiert nur die Figurensprache. Die auktoriale Erzählerin ist Marija, aus deren Zeitperspektive die Ereignisse geschildert werden. Die Autorin lässt Marija abwechselnd über die glücklichen, friedlichen Zeiten und über die furchtbaren Ereignisse des schmutzigen Krieges erzählen.

Die im Monodrama geäußerte Kommunikation ist gleichzeitig ein Ereignis und ein Zustand, hier sind also die synchrone und die diachrone Betrachtungsweise gleichzeitig vorhanden. Dominant ist aber die synchrone Annäherungsweise, welche die Perspektive von Marija berücksichtigt. Die synchrone Betrachtungsweise vergleicht den Zeitpunkt des Geschehens, den Sachverhaltszeitpunkt¹⁰ mit dem Äußerungszeitpunkt, mit der Zeit, in der Marija entscheiden sollte, ob sie in die Adoption ihrer Enkeltochter einwilligt oder nicht. In diesem Drama stimmt der Äußerungszeitpunkt mit dem Betrachtzeitpunkt überein. Die so aufgestellte Reihenfolge der Geschehnisse ist relativ.

Diachronie unterscheidet zwei Perspektiven: die prospektive und die retrospektive. Die diachrone Betrachtungsweise spiegelt die zeitliche Aufeinanderfolge der Geschehnisse wider, das heißt, dass diese Reihenfolge absolut ist.

Danach zähle ich die Themen auf, über die uns Marija abwechselnd in der direkten, in der indirekten und in der erlebten Rede erzählt. Die indirekte Rede hat eine abgeschwächte Wirkung und gibt für den Fortgang der Erzählung wichtige Erklärungen. Sie kann auch Interesselosigkeit am Mitzuteilenden oder aber eine distanzierte Haltung ausdrücken. Durch direkte Rede gewinnt das literarische Werk an Lebhaftigkeit, an Glaubwürdigkeit. Die erlebte Rede ermöglicht die Versenkung ins Innenleben der Figuren und spiegelt den Bewusstseinsstrom wider. Über einige Themen berichtet Marija wirklich distanziert, da sie noch nicht bereit ist, sich mit diesen auseinander zu setzen und die tabuisierten Wörter auszusprechen. Dadurch geriet sie in eine Krisensituation.

¹⁰WEINRICH 1964.

Im letzten Teil schlage ich aufgrund der *Abbildung der Motivation für Aggression* von Jordan B. Petersen (1999) ein mögliches Austragungsmodell der Krisenkommunikation vor.

LITERATUR

CANISIUS – KNIPF 1996

CANISIUS, P. – KNIPF, E.: *Textgrammatik: Ein Einführungskurs. Pécs-er Beiträge zur Sprachwissenschaft*. Budapest, Nemzeti Tankönyvkiadó, 1996.

CSONKA 2001

CSONKA Gábor: *A halálhoz való viszonyulás és a halálképzetek megjelenítése a világ nagy kultúráiban*. (Szakdolgozat) A Tan Kapuja Buddhista Főiskola, Budapest, 2001.

KUKORELLI 2002

KUKORELLI Sándorné: *A búcsúlevelek multifaktoriális-lingvisztikai elemzése*. (PhD értekezés). Kézirat. Pécs, 2002.

PETERSON 1999

PETERSON, Jordan B.: *Neuropsychology and Mythology of Motivation for Group Aggression*. In: Kurtz, L. (ed.) *Encyclopaedia of Violence, Peace and Conflict*, San Diego, Academic Press, 1999. 529–545.

CSEPELI 2006

CSEPELI György: *Szociálpszichológia*. Budapest, Osiris Kiadó, 2006.

SCHEUERMANN 2000

SCHEUERMANN HODAK, Lydia: *Marijas Bilder*. Ulm, Gerhard Hess Verlag, 2000.

ТРИАНДГИС 2007

ТРИАНДГИС, Гарри К.: *Культура и социальное поведение*. Москва, Форум, 2007.

WEINTRAUB 1981

WEINTRAUB, Walter: *Verbal Behaviour. Adaptation and Psychopathology*. New York, Springer Publishing House, 1981.

WELTPOESIE ALLEIN IST WELTVERSÖHNUNG

ILYAS ÖZTÜRK

Universität Sakarya, Türkei

Einführung

Kann die Weltpoesie wirklich die Weltversöhnung gewährleisten? Anscheinend vielleicht nicht. Aber der Satz wurde von dem berühmten deutschen Orientalisten Friedrich Rückert nicht umsonst ausgedrückt. Denn Rückert war ein Denker, Dichter und Orientalist, der fast 32 Fremdsprachen kannte und östliche Kulturen im deutschen Raum durch seine Verse bekannt gemacht hatte.

Ursprung der Interkulturalität oder Multikulturalität ist die Sprache. Sie ist immer das wichtigste Instrument beim internationalen „Kulturtransfer“ geworden.

Alle Seiten und Schichten der Interkulturalität erfolgen durch Sprache. In diesem Zusammenhang spielt selbstverständlich die Literaturwissenschaft eine sehr bedeutende Rolle.

Die EU hat mit der Deklaration des Jahres 2001, also im europäischen Jahr der Sprachen den Beweis dafür geliefert, welchen großen Wert sie der „Mehrsprachigkeit“ zuweist, indem auch Literaturwissenschaft ihre Funktion weltweit verbreiten kann.

Darum sieht die EU die „Mehrsprachigkeit“ als wesentliches Element ihrer Identität ebenso wie auch interkulturelle Verständigung und Kommunikation zwischen den Kulturen an. In diesem Rahmen wurden weltweit viele Veranstaltungen, wissenschaftliche Sitzungen und Tagungen veranstaltet. Auf diesen Veranstaltungen werden viele Romane, Novellen, Gedichte berühmter Autoren bekannt gemacht und interpretiert.

In diesem Zusammenhang kommen fremde Literaturen und Sprachen ins Blickfeld. Dass Orhan Pamuk den Nobelpreis bekommen hatte, wäre ein bedeutendes Beispiel dafür, dass die türkische Sprache und Literatur auf der Literaturwelt bekannt gemacht wird.

Darüber hinaus bezeichnet man heute die Mehrsprachigkeit als „Normalzustand“.

In der multilingualen und multikulturellen Zukunft Europas wird Monolingualismus als Schicksal; Bilingualismus und Multilingualismus hingegen als Chance bezeichnet. Ich halte den Ausdruck Friedrich Rückerts darum für so wichtig, da er den entscheidenden Weg für die Weltversöhnung mit dem Motto „*Weltpoesie allein ist Weltversöhnung*“ geschaffen hatte.¹

Wenn man in diesem Jahrhundert Weltversöhnung, welche wir heute noch mehr als zuvor brauchen, gewährleistet, kann man dann von einer Anbindung oder Annäherung der Kulturen sprechen. Diese Annäherung der Kultur und auch der Wirtschaft kann nur durch Sprache beziehungsweise durch den Dialog hergestellt werden. Ohne Sprache kann man keinen Kontakt aufnehmen und keine interkulturellen Beziehungen leisten.

Nur durch die Sprache und die Literatur können die Friedensbrücken geschlagen werden. Ich möchte die dem Konzept dieser Diskussion entsprechenden Verse von Rückert zitieren:

¹ SCHIMMEL 1967.

„Sprachkunde, Lieber Sohn, ist Grundlage allen Wissens;
Derselben sei zuerst und sei zuletzt beflissen.“²

Die hier zitierten Verse und die darunter verborgenen Gedanken wurden von Friedrich Rückert vor fast hundertfünfzig Jahren ausgedruckt. Dass sie heute noch gelten, zeigt, dass die Literatur mit allen ihren Disziplinen zu der Weltversöhnung und zu dem Kulturtransfer viel beiträgt.

Rückert hat sich in seinen Werken und Argumentationen besonders über östliche Kulturen sehr um ein besseres, gegenseitiges Verständnis bemüht und beabsichtigt, dass unser Verständnis der Weltpoesie zur Weltversöhnung beitragen sollte.

Wir sollten uns vor allem darum bemühen, die Missverständnisse, Vorurteile abzubauen, damit unsere Welt ein bisschen Ruhe finden kann. Sonst wird die Unwissenheit der Herr, Vorurteile werden populär. Heute kämpfen meiner Meinung nach nicht die Kulturen, sondern Vorurteile.

Um diese weltweiten Probleme zu lösen, sollten wir fremde Kulturen näher kennen lernen und miteinander sprechen. Miteinander sprechen zu können kann in großem Maße dazu beitragen, den Frieden zu gestalten.

Manchmal werden wir über etwas falsch informiert, worüber wir vorher kaum Kenntnisse hatten. Dann fühlen wir uns aber irgendwie informiert. Hier möchte ich Sie, meine Damen und Herren, auf die Worte von Herder aufmerksam machen, der ein großer deutscher Denker war:

Um eine Nation zu beurteilen, muss man in ihre Zeit, ihr Land, ihren Kreis der Denkart und Empfindung treten, sehen, wie sie lebt. Wie sie erzogen wird, was für Gegenstände sie besingt, was für Dinge sie mit Leidenschaft liebt, wie ihre Luft, ihr Himmel, der Bau ihrer Organe, ihr Tanz, ihre Musik sei! Dies alles muss man nicht als Fremdling oder Feind, sondern als ihr Bruder und Mitgeborener kennenlernen.³

Die Auffassung Herders könnte ein ganz neues Tor in den Beziehungen zwischen Europa und den Ländern des Orients öffnen. Auch Goethe hatte erste Anregungen zur Entwicklung des Begriffes der Weltliteratur durch Herder erhalten.

Das heißt, die Grundsteine der Annäherung und Verständigung der westlichen und östlichen Kulturen sind vor vielen Hunderten Jahren gelegt. Das wurde durch Sprache, durch Literatur von vielen Denkern, Orientalisten hergestellt. (Wie Herder, Hamann, Goethe, Rückert usw.)

Ich möchte hier auch auf die interkulturelle Kommunikation eingehen, die auch durch die Sprache, durch die Literatur verwirklicht werden kann, worauf man in der ganzen Welt viel Wert legen sollte. Die interkulturelle Kommunikation wird an vielen Universitäten als interdisziplinäres Forschungsgebiet und als Studiengang über die interkulturelle Kommunikation angeboten. (u.a. in Chemnitz, Hildesheim, Jena, München, Salzburg und Wien)

Andererseits wurde dieses Jahr von der EU für „*Das europäische Jahr des interkulturellen Dialogs 2008*“ deklariert. Das zeigt auch unterdessen, dass der interkulturelle Dialog und die Kommunikation von sehr großer Bedeutung sind. In diesem Zusammenhang

² PRANG 1963, 13-14.

³ SCHIMMEL 1967, 9.

wurde eine „Konferenz über den interkulturellen Dialog durch Ausbildung und Unterricht“ am 18. November 2008 in Ankara veranstaltet. Im Rahmen dieser Konferenz wurden Meinungen und Erfahrungen der inländischen und ausländischen Teilnehmer/innen zur Diskussion gestellt.

Darüber hinaus möchte ich hier ein Beispiel von Annemarie Schimmel geben. Sie war Expertin für Multikulturalität, besonders für die östliche Kultur. Sie wurde kurz vor ihrem Tod mit dem Literaturpreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnet.

Mein Bild vom Osten ist entstand nicht nur durch jahrzehntelange Beschäftigung mit den Erzeugnissen östlicher Literatur und Kunst, sondern mehr noch durch den Umgang mit einheimischen Freunden in aller Welt und aus allen Bevölkerungsschichten, die mich liebevoll in ihre Familien aufnahmen und mich mit ihrer Kultur vertraut machten.

Meine Dankesschuld ihnen gegenüber ist groß, und ich möchte heute einen kleinen Teil davon öffentlich abtaten. Für mich sind es Menschen wie die Solinger Türkin Mevlude Genc, die trotz der schrecklichen Morde an ihrer Familie keinen Haß auf die Deutschen empfindet. Sie sind es, welche jenen toleranten Islam verkörpern, den ich jahrzehntelang kennengelernt habe.⁴

Wenn wir in die Dankesworte von Annemarie Schimmel schauen, die sie damals vor dem Bundespräsidenten Roman Herzog hielt, dann begreifen wir ihre Philosophie und ihre Ansichten über die östliche Kultur und Literatur.

Hierbei geht es darum, die Gruppe zusammenzubringen, sie zu unterrichten, sei es mit Hilfe der Sprache, der Werkzeuge und nach der mündlichen Erinnerung, der Schrift und der Kunst.

Der auffallendste Konflikt besteht vor allem zwischen den westlichen und östlichen Kulturen, die aber bei genauer Betrachtung mehr Ähnlichkeiten als Gegensätze haben. Ein Sachverhalt, über den wir noch nicht genügend nachgedacht haben.

Heute kämpfen nicht Kulturen, sondern Unwissenheiten und Vorurteile in der Welt. Die Gebildeten, Wissenden kann man nicht gleichsetzen mit denjenigen, die kaum Weltwissen haben und manchmal mutiger als die anderen sind. Schimmel setzt fort: „Ich habe Istanbul Winkel um Winkel durch die Gedichte kennengelernt, die türkische Dichter seit fünf Jahrhunderten über diese zauberhafte Stadt geschrieben haben; Ich habe die Kultur Pakistans durch die Verse lieben gelernt, die dort in allen Provinzen widerhallten;“

Und als einem meiner Harvard Studenten das Unglück widerfuhr, zu den amerikanischen Geiseln (damals 1979) in Teheran zu gehören, änderte sich die Haltung seiner Wächter, als er persische Gedichte (Rumi, Hafis, Iqbal) rezitierte; Hier gab es plötzlich - zunächst für einen Moment - eine gemeinsame Sprache, die auch ideologische Gegensätze zu überbrücken half. Ich neige dazu, Herders Wort beizustimmen: "Aus der Poesie lernen wir Zeiten und Nationen gewiss tiefer kennen als aus dem täuschenden trostlosen Wege der politischen und Kriegsgeschichte."⁵

Hier helfen natürlich die Sprache und Literatur gegenseitig Vorurteile abzubauen und ideologische Gegensätze zu überbrücken. Eine entscheidende Rolle spielen hier der Dialog und die Kommunikation, die wir irgendwie trotz vieler Hindernisse durchführen

⁴ SCHIMMEL 1995, H.85.

⁵ Ebenda, H. 85

sollten. In diesem Zusammenhang stimme ich auch dem Kommentar von Wolfgang Thierse (ehemaliger Präsident des deutschen Bundestages) zu:

Es gibt keine feindlichen Kulturen. Das Unwissen über andere Lebensformen ist der Nährboden für die Extremisten, auf dem die Vorurteile und Feindbilder von Extremisten jeder Art gut gedeihen. Die voranschreitende Globalisierung führt unweigerlich zu einem intensiveren Austausch verschiedener Kulturen, der oft erwünscht und fruchtbar ist. Um das Mindeste und Wichtigste zu erreichen - friedliche Koexistenz - müssen wir lernen, kulturelle Differenzen und interkulturelle Spannungen auszuhalten...⁶

Wolfgang Thierse betont hier besonders die Bedeutung des "interkulturellen und des interreligiösen Dialogs", vor allem im Hinblick auf das friedliche Zusammenleben innerhalb der deutschen Gesellschaft, den wir aber auch in der ganzen Welt dringend brauchen.

Er geht davon aus, dass 15 Millionen Menschen in Deutschland Migrationshintergrund haben. Sie sind seit 1950 entweder selbst zugewandert oder als Kinder oder Enkel all jener zur Welt gekommen. Man sieht, dass Migration und Integration als Schlüsselbegriffe zur Gestaltung des deutschen sozialen Lebens gelten.

Man soll aber damit rechnen, dass der Dialog der Kulturen in diesem Prozess durchgeführt werden soll.

In diesem Zusammenhang soll auch eine Annäherung aus politischer Perspektive, aus wissenschaftlichem Blickwinkel und auf der Ebene individueller Lebenserfahrung ins Leben gerufen werden. Andererseits wird heute Integration noch stärker als früher in Deutschland diskutiert und gepflegt.

In diesem Rahmen nimmt die Ernst-Reuter-Initiative Stellung dazu und arbeitet in vielen Bereichen, wie in der Kunst, Bildung, Jugend, Kultur und Wissenschaft. Denn die internationale Freundschaft wird allein durch die Menschen geprägt, die irgendwie in allen Kulturen verwurzelt sind. Deswegen setzt die Ernst-Reuter-Initiative bei diesen Menschen an. Sie will diesem großartigen Potenzial mehr Sichtbarkeit und Raum geben, um zu zeigen, wie wichtig das Zusammenleben in unserer Gesellschaft ist und wie die Koexistenz in unserer Zeit funktioniert.⁷

In dieser Beziehung muss es auch dringend abgebaut werden, dass der Westen den Osten und der Osten den Westen einander gegenseitig als Feind betrachtet.

Wir als Weltbürger müssen dafür Mitverantwortung tragen.

Wenn heute die Rede vom Konflikt zwischen den Kulturen ist, denkt man zuerst an die östlichen und westlichen Kulturen, weil sie in der Geschichte miteinander sehr oft konfrontiert waren. Das war zu jener Zeit vielleicht unvermeidlich, da die Welt in diesen Epochen ihre Entwicklung noch nicht vollendet hatte. Die Menschheit und die Völker hatten zu dieser Zeit die Aufklärung noch nicht erlebt und sie noch nicht ins Leben gerufen.

Obwohl der Westen und der Osten mit einander viele Konflikte gehabt haben, haben sie auch gegenseitig viel zur kulturellen Existenz beigetragen. Osten und Westen sind zwei Hälften eines Kopfes. Ohne die eine existiert die andere nicht. Ich möchte nicht sehr optimistisch sein, aber die historischen Funde zeigen das.

Wichtig ist, dass sich die Kulturen näher kennen lernen. Dabei findet die Vermi-

⁶ THIERSE 2002, 40.

⁷ Vgl. DEUTSCHLAND 5. 2008.

schung und Durchdringung verschiedener Kulturen keineswegs unter gleichen Voraussetzungen, mit gleichen Kräften statt (so Thierse). Wenn wir gegeneinander tolerant sein könnten, dann würden die Vorurteile zum größten Teil die scharfen Gedanken, die maßlosen Argumentationen abgebaut.

Ausbildung ist jedoch auch nicht genug, man muss das Wissen unter sich aufteilen, weil das Wissen wie die Liebe ist: wenn es aufgeteilt wird, wird es vermehrt.

Wie weit können wir Koexistenz bilden?

Wir sind Zeugen davon, dass in der Geschichte auch interkulturelles Leben realisiert wurde. In Mesopotamien, im Osmanischen, im Römischen Reich und heute in Europa. In ganz Europa führen viele Abstammungen verschiedener Länder ihr Leben weiter.

Es gibt natürlich Anpassungsprobleme, für die sowohl das Heimatland als auch das Einwanderungsland Verantwortung tragen sollte. Wenn sie zusammen arbeiten könnten, würden viele Probleme von Tag zu Tag gelöst werden können.

Die Länder, die Arbeitsstellen hatten, riefen Arbeitskräfte ins Land, aber es sind Menschen gekommen, die von dem Heimatland und dem Ausland ständig zweiseitig kulturell erzogen werden sollen. Aber das wurde leider nicht getan und darunter leidet man heute wegen der Integrationsprobleme in vielen Ländern.

Jeder Mensch verzichtet auf die eigene Kulturform. Aber er soll für die fremde Kultur und für die ausländischen Lebensformen ausgebildet werden. So können sich verschiedene Kulturen vermischen und eine gute Harmonie und ein buntes Mosaik bilden. Unter diesem Aspekt kann man vielleicht noch weniger Integrationsprobleme erleben.

Erst jetzt werden manche Maßnahmen getroffen, um die dadurch entstandenen Probleme zu lösen. Auch wenn es etwas spät ist, ist es trotzdem sehr hilfreich.

In diesem Zusammenhang haben es die Länder leichter, die in der Geschichte eine interkulturelle Lebenserfahrung hatten.

Der Wiener Bürgermeister Herr Michael Häupl hat im Februar und im April im Jahre 2006 unter anderem zwei Veranstaltungen durchgeführt. Er beabsichtigte damit, verschiedene Kulturen und Religionsgemeinschaften zusammenzubringen. Österreichischer Bundeskanzler Herr Schüssel hatte anlässlich der zweiten diesbezüglichen, in Österreich abgehaltenen Konferenz zum Ausdruck gebracht, dass Europa Religionspartnerschaft brauchte.⁸

Ein österreichischer Wissenschaftler, Prof. Andreas Tietze hat an der Wiener Universität ein großes vielbändiges Werk unter dem Titel *Türkisches Etymologisches Lexikon* herausgebracht, wie es so umfangreich und modern nicht noch einmal auf der Welt zu finden ist. Das alles ist ein großer Beitrag für den interkulturellen Kultur- und Literaturtransfer. Und das alles wurde durch Sprache und Literatur verwirklicht. „Am Anfang war das Wort“ und am Ende soll auch das Wort sein. Vielleicht sagte Rückert dazu seine viel diskutierten und oft zitierten Verse: „*Weltpoesie allein ist Weltversöhnung*“, die ich als Überschrift für meinen Vortrag gewählt habe.

⁸ INFO, 2008, 3-6.

Zusammenfassung

Friedrich Rückert und Annemarie Schimmel als Kulturvermittler/in im Rahmen der interkulturellen Literatur „*Weltpoesie allein ist Weltversöhnung*“.

Ich gehe von dem Satz aus, den Friedrich Rückert im 19. Jahrhundert gedichtet hatte. Friedrich Rückert (1788-1866) und Annemarie Schimmel (1927-2003) wurden hier als Kulturvermittler im Rahmen der Interkulturalität vorgestellt. Sie haben zu dem Kulturtransfer zwischen Osten und Westen erheblich beigetragen. Mit ihren Übersetzungen und Nachdichtungen haben sie östliche Kultur und Lebensformen besonders in Deutschland bekannt gemacht.

Hier wurden ihre Ansichten und Gedanken unter anderem im Zusammenhang der Interkulturalität erläutert.

LITERATUR

PRANG 1963

PRANG, H.: *Rückert als Diener und Deuter des Wortes*. Schweinfurt, 1963.

SCHIMMEL 1967

SCHIMMEL, A.: *Weltpoesie ist Weltversöhnung*. Schweinfurt, Förderkreis der Rückertgesellschaft e.V. 1967.

SCHIMMEL 1995

SCHIMMEL, A.: *Börsenblatt f. den deutschen Buchhandel*. Heft 83, Frankfurt am Main, 1995.

THIERSE 2002

THIERSE, W.: Dialog der Kulturen. In: *Deutschland Magazin* 2. 2002.

QUELLEN

DEUTSCHLAND 2008 /5

INFO 2008: *Information aus Österreich* 6. 2008. 3-6.

DAS BILD DES ANDEREN IM WERK „ÜBER DEN NATIONAL-CHARAKTER DER IN SIEBENBÜRGEN BEFINDLICHEN NATIONEN“ DES MICHAEL LEBRECHT. EINE IMAGOLOGISCHE UNTERSUCHUNG¹

PÉTER LÓKÖS

Pázmány Péter Universität, Ungarn

Einleitung

Die Siebenbürger Sachsen lebten Jahrhunderte lang in Symbiose mit den anderen Völkern Siebenbürgens. Dank diesem Zusammenleben hatten sie bessere Kenntnisse über die anderen Mitbewohner des Landes als ausländische Reisende, Diplomaten, Soldaten, die kürzere oder längere Zeit in Siebenbürgen verbracht hatten und später Bücher über das Land und Volk veröffentlichten. Bücher über die Geographie Siebenbürgens, die Herkunft, Sitten, Charakterzüge seiner Völker schrieben aber natürlich nicht nur ausländische, sondern auch siebenbürgisch-sächsische Verfasser. Bereits aus dem 16–17. Jahrhundert haben wir solche Beschreibungen, z.B. die *Chorographia Transilvaniae* (1550) von Georg Reichersdorffer oder *Das Alt- und Neu-Teutsche Dacia* (1666) von Johannes Tröster.² Die Zahl der geographischen, ethnographischen und nationalcharakterologischen Schriften von siebenbürgisch-sächsischen Autoren beginnt sich nach der Mitte des 18. Jahrhunderts zu vermehren.³ Zu diesen Werken gehört auch die im Titel angeführte Schrift von Michael Lebrecht.

Der 1757 in Hermannstadt (Sibiu/Nagyszeben) geborene Michael Lebrecht besuchte bis 1778 das Hermannstädter Gymnasium. Danach war er Hauslehrer bei einer ungarischen Familie im Komitat Hunyad. 1779 begann er an der Universität Erlangen zu studieren. Nach seiner Rückkehr, 1784 wurde er Gymnasiallehrer, 1789 Prediger in Hermannstadt. Einige Jahre hindurch besorgte er auch die Redaktion der *Hermannstädter Zeitung*. Von 1796 bis zu seinem Tode (1807) war er Priester von Kleinscheuern (Șura Mică/Kiscsúr).⁴ Lebrecht verfasste zwar auch dichterische Werke (z.B. eine Ballade über die Geschichte der Siebenbürger Sachsen oder einen zweibändigen Abenteuerroman), bedeutender sind aber seine wissenschaftlichen Werke, z.B. der *Versuch einer Erdbeschreibung des Grossfürstenthums Siebenbürgen* (1789) oder *Die Geschichte von Siebenbürgen in Abend-Unterhaltungen vor's Volk* (1784, ²1791), die für ein breiteres Publikum gedacht war. Sein heute wohl bekanntestes Werk ist jedoch das 1792 in Wien anonym erschienene

¹ Die Studie entstand mit der Unterstützung der Stiftung „Pro Renovanda Cultura Hungariae“.

² *Reichersdorffer Das Alt- und Neu-Teutsche Dacia, Das ist neue Beschreibung des Landes Siebenbürgen von Johannes Tröster*. Unveränd. Nachdr. der Ausg. Nürnberg 1666, Mit einer Einf. von Ernst Wagner, Köln/Wien: Böhlau, 1981. (= Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens, Bd. 5).

³ Vgl. BALOGH 1996, 21.

⁴ *Schriftsteller-Lexikon der Siebenbürger Deutschen: Bio-bibliographisches Handbuch für Wissenschaft, Dichtung und Publizistik*. Begr. v. Joseph Trausch, fortgef. v. Friedrich Schuller u. Hermann A. Hienz. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 1983ff.; Bd. 2: Unveränd. Nachdr. der 1870 in Kronstadt erschienenen Ausg., 1983 (= Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens Bd. 7/II), 343; SZINNYEI 1900, Sp. 937–939.

Buch *Über den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen*.⁵ Dass es anonym erschien, ist nach Annamária BÍRÓ „nicht nur ein Gattungskriterium ähnlicher Werke, sondern in diesem speziellen Fall auch ein Hinweis auf die kollektive Identität.“⁶

Völker und Völkerbeschreibungen

Die sächsischen, ungarischen oder rumänischen Forscher beschäftigten sich bisher entweder nur kurz, aus einem bestimmten Aspekt mit diesem Werk oder sie untersuchten nur die Beschreibung des einen oder des anderen Volkes. In György WALKÓS Buch *Nemzetkarakterológia* wird zwar eine längere Partie dem Werk von Lebrecht gewidmet, aber Walkó interessierte sich nur für Lebrechts Ungarnbild.⁷ In Adolf Armbrusters ausführliche Studie über das Rumänenbild der siebenbürgisch-sächsischen Historiographie wird Lebrechts Buch nicht erwähnt.⁸ Im Buch *Az erdélyi szász irodalom magyarságképe* von András F. BALOGH werden Lebrecht nur ein paar Sätze gewidmet.⁹ Klaus HEITMAN behandelt in seinem Buch *Das Rumänenbild im deutschen Sprachraum 1775–1918* bzw. in seiner Studie *Die Rumänen Siebenbürgens aus deutscher Sicht im 19. Jahrhundert* das Rumänenbild von Lebrecht, er untersucht aber nicht eingehender, warum Lebrecht so negativ über die Rumänen schreibt, bzw. er untersucht auch nicht, warum Lebrecht die Romanität der Rumänen anzweifelt.¹⁰ András Vári beschäftigt sich in seiner gesellschaftsgeschichtlichen Studie nur mit bestimmten Aspekten der Volkscharakterisierung der Ungarn, Szekler, Sachsen und Rumänen.¹¹ Zuletzt hat Ambrus MISKOLCZY das Zigeunerbild Lebrechts kurz erwähnt.¹² Eine eingehende, umfassende imagologische Untersuchung des ganzen Werks ist aber noch ein Desiderat der Forschung. Die vorliegende Studie will dazu einen Beitrag leisten. Aus Umfangsgründen beschränke ich mich hier auf die Behandlung der drei Ständenationen und der Rumänen. Ich habe vor, in einer anderen Studie auch die Charakterisierung der hier nicht behandelten Völker zu untersuchen.

LEBRECHT betont in seinem Werk, dass er sowohl Licht als auch Schatten darstellen möchte, denn „kein Volk ist durchaus gut, keines durchaus tadelhaft. Wenn aber der Spiegel gut ist, so muss er uns die Flecken so wie die Reinigkeit des Gesichts genau zeigen.“¹³ Man könnte also meinen, dass ihn bei der Verfassung des Werks allein der aufgeklärte Geist bewegte und dass er objektiv über das Thema schreiben wird. Liest man aber das Werk, so stellt sich heraus, dass es nicht der Fall ist.

Nach einem einleitenden Kapitel, in dem wir eine aus den nationalcharakterologischen Werken des 18. Jahrhunderts bekannte Nationalitätenrevue finden bzw. die Eigenheiten des Siebenbürgers, d.h. die Besonderheit des ‚homo transylvanus‘ beschrieben wer-

⁵ Die Liste seiner Werke s. *Schriftsteller-Lexikon der Siebenbürger Deutschen*, 344–345.

⁶ BÍRÓ 5.

⁷ WALKÓ 1944, 56. Walkó wusste jedoch nicht, dass der Verfasser des anonym erschienenen Buches ein Siebenbürger Sachse ist.

⁸ ARMBRUSTER, 78–103.

⁹ BALOGH, F. 21.

¹⁰ HEITMANN 1985; HEITMANN 1998, 35–36.

¹¹ VÁRI 2006, 89–126.

¹² MISKOLCZY, 2007, 106.

¹³ LEBRECHT 1792, 36.

den,¹⁴ geht Lebrecht zur Schilderung der nationalen Eigenheiten der einzelnen Völker über. Er betont, dass man den Nationalcharakter im Kreise des Volkes suchen muss (eine Ausnahme bilden nur die Griechen und Armenier, da sie Stadtbewohner sind):

Man beobachtet jedoch, daß dieser Starrsinn der Nation, für hergebrachte Gewohnheiten und Sitten eigentlich nur den gemeinen Mann, und das Landvolk angeht, bei dem die Natur vor der Kultur, noch immer ihre Rechte behauptet. Da glaube ich, muß man auch die Originale suchen, wenn man vom Nationalgeist reden will. Ich gestehe übrigens gerne, was der Verfasser der Briefe über Deutschland im ersten Theile S. 340 mit vieler Laune und Richtigkeit sagt: »daß alles, was eine (??) Welt, von Preßburg bis nach Cronstadt, und an die Gränze der Walachey, heißt, das französische Patois spricht, daß man nicht mehr ungrisch ißt und trinkt, sondern Diners, Soupees, Dejeunes hält, daß man Bal parce und Bal masque giebt; daß jede Stadt, worinnen 4 bis 5 Familien beysammen sind, Assembleen und Redouten hat, daß man Whist spielt, und Poudre a la Mareschal braucht, und daß die Damen Vapeurs bekommen; daß man den Voltaire liest, und Mercurius genug in den Apotheken verkauft; daß die Herren einen Ami de la maison für ihre Frauen, und die Frauen eine Fille de chambre für ihre Herren haben; daß man Abées zu Mäklern, Küchen- Keller- und Hofmeistern hält, und Komödien, Casinos, und Schulden über Schulden hat.« Wenn aber der nämliche Verfasser eben daselbst glaubt, daß damit aller Nationalgeist geschwächt, alle Spannkraft der Völker verlitgt worden sey, so hat derselbe offenbar unrecht. Freylich muß man Nationalgeist nicht auf dem Kanapee, nicht an Spieltischen und in Koffeehäusern, nicht in verweiblichten, geschmacklosen und faden Geschöpfen suchen: die haben eigentlich keinen Charakter, und gehören zur Nation nur dem Namen nach. Aber was kann da auch für ein Geist aufkommen, wo man nichts thut, als spielen und gähnen, lange Weile haben und geben, sich hassen und beneiden, sich streicheln und zerreißen? Zimmermann 4. Theil v. d. Einsamk. S. 81. Auf dem Lande und in den Dörfern ist die heroische Natur – und da wollen wir sie suchen, gut oder schlecht, wie wir sie finden; da wollen wir den Ungar und den Szekler, und den Sachsen und den Wallachen in seinen verschiedenen Verhältnissen sehen.¹⁵

Später, bei der Charakterisierung der Sachsen hebt er noch einmal hervor:

Ich erinnere aber hier wieder, was ich oben erinnerte, daß ich nämlich nicht in Städten, und am allerwenigsten in der Hauptstadt meine Charaktere suche, wenn ich von Volkstugenden oder Lastern rede. Auf dem Lande, und zwar in einiger Entfernung von den Städten, findet man unter den Sachsen die lebenswürdige Unschuld, die sich auf die strengste Ehrfurcht Gottes gründet.¹⁶

Dies ist – wie bereits Klaus Heitmann feststellte – der Einfluss von Justus Möser und Johann Gottfried Herder:

¹⁴ Vgl. SIENERTH 1990, 100.

¹⁵ LEBRECHT 1792, 12–13.

¹⁶ LEBRECHT 1792, 67. Das Stadtleben wirkt auch auf die Körpergröße der Menschen: in Hermannstadt werden die Bürger „von Generationen zu Generationen schwächtiger, kleiner und kleberer, das mag die Lebensart und der Luxus mit sich führen [...]“. Ebenda, 71.

Ersterer sah in den bäuerlichen Grundbesitzern den Kern des Volkes, den er höher wertete als die Beamten und Gelehrten der Höfe und den er in der Festigkeit der Tradition zu erhalten wünschte; während Herder den Reiz der Naturnähe und der ungebrochenen Kräfte primitiver Völker entdeckte und die Unterschicht der sogenannten Kulturvölker als Hauptschicht, als 'den großen ehrwürdigen Theil des Publikums, der Volk heißt', ansprach.¹⁷

Hier muss bemerkt werden, dass Lebrecht die Begriffe „Nation“, „Volk“, „Völkerschaft“, „Race“ nicht konsequent benutzt. Manchmal sind sie Synonyme, manchmal bezeichnen sie verschiedene Begriffe. Am Ende des einleitenden Kapitels ist zum Beispiel folgendes zu lesen: „Noch ist aber anzumerken, daß unter den zwölf hier abgehandelten Nationen die drey ersten, nämlich Ungar, Szekler und Sachsen, die vereinigten Staaten des Fürstenthums ausmachen, hohe Aemter bekleiden, und zu Reichsangelegenheiten sprechen. Die übrigen sind bloß geduldete Völkerschaften, die zu keinem dieser Vorzüge gesetzmäßig zugelassen werden.“¹⁸ Im ersten Satz des Zitats nennt er also nicht nur die drei Ständenationen „Nation“, sondern alle zwölf. Im zweiten Satz jedoch nennt er die anderen Nationen „geduldete Völkerschaften“. Die Rumänen nennt er „Menschenrace“ oder „Race“, aber bei ihnen und bei den anderen geduldeten Völkern vermeidet er meistens die Bezeichnung „Volk“, „Nation“, er verwendet meistens nur die dritte Person Plural oder er nennt sie „der Wallach“ oder „der Grieche“ usf. Die Darstellung der Zigeuner beginnt er folgendermaßen: „Woher dieser ganz besondere Schlag Leute, die nirgends einen eigenen Wohnplatz, oder Gemeinde haben, sondern sich an alle Städte, Flecken, und Dörfer anhängen, dem Moose gleich, die nur an Bäume, Wurzeln, und im freyen Boden nirgends fortkommen, seinen Ursprung und Herkunft habe?“¹⁹ Er apostrophiert sie also als „Schlag Leute“.

Er behandelt im Buch die folgenden Nationen: Ungarn, Szekler, Sachsen, Landler, Bulgaren/Walachen, Armenier, Griechen, Juden, mährische Brüder, Polen, Russen und Zigeuner. Interessant ist, wie viele Seiten den einzelnen Völkern gewidmet sind: den Ungarn 22, den Szeklern 10, den Sachsen 33, den Bulgaren/Walachen zehneinhalb, den Zigeunern 8, den anderen Völkern aber selbstverständlich wesentlich weniger (den Lndlern 1, den Armeniern 2, den Griechen 3, den Juden, den mährischen Brüdern und den Polen je eine halbe Seite, den Russen 2 Seiten). Die drei alten Ständenationen Siebenbürgens werden auf 65 Seiten behandelt (ca. 60% des Buchs), während die Rumänen nur auf zehneinhalb Seiten. Dies ist deshalb auffallend, denn in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts ca. 60% der Bevölkerung Siebenbürgens die Rumänen bildeten, während die Ungarn ca. 30% und die Sachsen nur ca. 10%.²⁰ Auf die Bedeutung dieser Proportion komme ich später noch zurück.

Lebrecht strebt – im Gegensatz zu den mosaikartigen Charakterbildern der früheren geographischen Beschreibungen – nach einem kohärenten Bild.²¹ Jedes Kapitel beginnt mit der Geschichte des dargestellten Volkes, darauf folgt seine Charakterisierung. Über die Geschichte der Ungarn schreibt er, dass sie die Nachfahren der Hunnen und Avarn sind,

¹⁷ HEITMANN 1985, 20.

¹⁸ LEBRECHT 1792, 14.

¹⁹ LEBRECHT 1792, 103.

²⁰ *Erdély története három kötetben*, Hg. von Béla KÖPECZI, 2. Bd., Hg. von László MAKKAJ und Zoltán SZÁSZ, Budapest: Akadémiai, 1987, 978–979.

²¹ VÁRI 2006, 97.

sie sind aber erst im 9. Jahrhundert nach Ungarn und Siebenbürgen gekommen.²² Die Szekler sind mit den Ungarn eines Blutes und sind die Abkömmlinge der ersten attilani-
schen Hunnen, die im 5. Jahrhundert n. Chr. in Siebenbürgen zurückgeblieben sind.²³ Über
die Herkunft der Sachsen stellt er fest, dass „der erste Saamen der Deutschen in Siebenbürgen [...] wirklich unter den Gothen und Gepiden zu suchen [ist], die sich im Jahre 200 nach
Christi Geburt in Dazien niederließen, die Römer zum Abzug nöthigten, und das Land 3 bis
4 hundert Jahre gegen allerley Feinde vertheidigten.“²⁴ Reste dieses Volks sind später auf
dem Gebiet Siebenbürgens zurückgeblieben. Zu diesen haben sich in den späteren Jahrhun-
derten immer wieder neue deutsche Kolonien angeschlossen: während den Kriegszügen
Karls des Großen gegen die Avaren, während den verschiedenen Kreuzzügen, unter dem
Fürsten Géza bzw. dem König Stephan I. Authentische Urkunden beweisen aber, dass der
größte Teil der Siebenbürger Sachsen unter König Géza dem II. im 12. Jahrhundert nach
Siebenbürgen kam.²⁵ Lebrecht kann also Ende des 18. Jahrhunderts den historischen Ablauf
der Ansiedlung der Sachsen nicht mehr in Frage stellen, er greift jedoch die im 17. Jahr-
hundert besonders beliebte gotisch-getisch-dakisch-sächsische Herkunftstheorie wieder auf
und läßt eine ununterbrochene Kontinuität der Sachsen in Siebenbürgen seit dem 3. Jahr-
hundert n. Chr. mutmaßen.²⁶ Die Rumänen, deren Vorfahren man „Wolgen“, „Wolgaren“
oder „Wolochen“ nannte, sind nach ihm ein Volk, das zum ersten Mal im 5. Jh. n. Chr. in
Osteuropa erscheint.²⁷ Diese Bulgaren vereinigten sich später mit den Avaren und haben
einen Vertrag geschlossen, dass nach dem Tode des avarischen Chans der neue Chan aus
den Reihen der Bulgaren gewählt wird. Die Avaren haben aber den Vertrag nicht eingehal-
ten und es begann ein Krieg zwischen ihnen. Die Bulgaren haben den kürzeren gezogen,
ein Teil huldigte den Avaren, der andere Teil ging ins Fränkische Reich, wo sie bei König
Dagobert um Asyl baten, aber dieser ließ sie niedermetzeln.²⁸ Diejenigen, die unter avari-
scher Herrschaft geblieben sind, sind die Vorfahren der Rumänen.²⁹ „Daß sie ihre halbrö-
mische Sprache von ihren Bundesgenossen erlernen, und manche Gebräuche und Sitten von
ihnen angenommen haben, ist eben so wahrscheinlich, und mehr noch als wahrscheinlich,
da es nicht der einzige Fall in der Geschichte der Völker ist.“³⁰

Lebrecht leugnet also die lateinische Herkunft der Rumänen.³¹

²² LEBRECHT 1792, 16.

²³ Ebenda, 38.

²⁴ Ebenda, 48.

²⁵ Ebenda, 48–49.

²⁶ Die ununterbrochene Kontinuität der Sachsen in Siebenbürgen vertraten bereits im 17. Jahrhundert
siebenbürgisch-sächsischen Gelehrte, wie z.B. David Hermann (†1682). Vgl. ARMBRUSTER 1971,
86.

²⁷ LEBRECHT 1792, 82. – Von diesen Bulgaren unterscheidet er die eigentlichen Bulgaren, die in der
Frühen Neuzeit aus Bulgarien nach Siebenbürgen einwanderten.

²⁸ Ebenda, 82–83.

²⁹ Ebenda, 85.

³⁰ Ebenda, 84.

³¹ Die bulgarische Herkunft der Rumänen vertrat im 18. Jahrhundert nicht nur Lebrecht, sondern auch
andere Gelehrte, wie z. B. der Ungar Márton Bolla (1751–1831), der in seiner im Manuskript ge-
bliebenen Schrift *Dissertatio de Valachis qui Transylvaniam incolunt* den *Supplex Libellus Vala-
chorum* kritisiert. (BOLLA Márton: *Az oláhok eredetük szerint hun-bolgárok*. Latinul és magyarul

Heterostereotyp und Autostereotyp

Hinter einem Heterostereotyp und einem Autostereotyp kann man zwei konträre Manifestationen eines psychischen Grundmusters erkennen: einerseits die Aversion gegenüber bzw. die Furcht vor dem Fremden und andererseits die Ethnozentrik, d.h. die Überzeugung von der eigenen moralischen Überlegenheit.³² Bei der Unterscheidung der Völker spielte im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit manchmal auch eine geschichtsmythologische Konstruktion eine wichtige Rolle, z.B. „die Überzeugung, entweder ein autochthones Ur-Volk zu sein oder von einer illustren Gestalt der Antike abzustammen. [...] Solche mythologischen Genealogien förderten schließlich das Bewußtsein, ein irgendwie auserwähltes Volk zu sein, was wiederum die stets latente Bereitschaft zur ethnozentrischen Selbstüberschätzung verstärken konnte.“³³ Dies ist auch in Lebrechts Buch der Fall.

Bei der Charakterisierung der „alten gotischen Deutschen“ beruft er sich auf die *Germania* von Tacitus.³⁴ Er erwähnt aber nur die Tacitus-Stellen, wo der römische Geschichtsschreiber etwas Positives über die Germanen schreibt. Über die weniger positiven Eigenschaften schweigt Lebrecht, so zum Beispiel über den Müßiggang der Männer (*Germania*, Kap. 15). Die Trunksucht (ebriositas), als ein kennzeichnendes Verhalten der Deutschen, war vor dem Humanismus in der Literatur unbekannt, sie wurde erst nach der Wiederentdeckung der *Germania* zum Standardtopos des Deutschbildes.³⁵ Die meisten Autoren, auch Reisende, die eine Schilderung Deutschlands auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen geben, verzichten meistens auf die Tacitus-Stelle nicht, wo der römische Geschichtsschreiber über die 'ebrietas' der Germanen schreibt (*Germania*, Kap. 22).³⁶ Lebrecht erwähnt aber bei der Charakterisierung der alten Germanen und der Sachsen die Trunksucht nicht.³⁷ Ihr gewöhnlicher Trank war – wie Lebrecht schreibt – Wasser und Milch, die Vornehmen tranken Bier, dem Wein waren sie aber nicht zugetan, weil er „weich und weibisch macht“.³⁸

Über die „gegenwärtigen“ Sachsen kann er nur positive Dinge schreiben:

Der Hauptcharakter der gegenwärtigen Siebenbürger Deutschen im Durchschnitt, ist Oekonomie und Arbeitsamkeit. Was Kunstwerke und Manufakturen das Land erzeugt, schaffen und verfertigen größtentheils Deutsche. – Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß sie dem Lande alle die Kultur gegeben haben, die es wirklich besitzt. Um sie her, blüht alles schöner, trägt alles besser, und man bemerkt, so bald man auf sächsischen Boden tritt, einen Wohlstand, der sich von dem ungarischen und szeklerischen unterscheidet; nicht weil sie fettere und geseg-

ZAJTI Ferenc bevezető tanulmányával. Budapest: Stádium, 1931 [= Aveszta könyvtár, Bd. 17.], Reprint, o. J.)

³² STANZEL 1998, 33.

³³ Ebenda, 30.

³⁴ LEBRECHT 1792, 50–54.

³⁵ STANZEL 1998, 70–72. – Nach Eduard Norden handelt es sich hier um einen Wandertopos, denn man kann zwischen der Tacitus-Stelle und einer Herodot-Stelle, wo der griechische Historiker über die Trinksitten der Perser schreibt, Parallelen ziehen. Vgl. Ebenda, 71–72.

³⁶ STANZEL 1998, 70.

³⁷ Nur in dem einleitenden Kapitel finden wir eine vage, mildernde Bemerkung („der Deutsche [...] trinkt viele und hitzige Getränke“). LEBRECHT 1792, 6.

³⁸ Ebenda, 51.

netere Felder hätten, sondern weil sie mit Fleiß und Emsigkeit sie bauen. Daher sind sie auch, wenn gleich selten große Kapitalisten, doch vermöglicher und reicher als ihre Nachbarn.³⁹

Die Sachsen sind also die kulturschaffende Nation in Siebenbürgen.⁴⁰ Die protestantische Ethik bestimmt ihre Handlungen: Gottesfurcht, Biedersinn, Zucht und Ehrbarkeit ist charakteristisch für sie, sie besuchen fleißig die Kirche, lesen die Bibel und geistliche Schriften, sie halten sich von Ausschweifungen zurück, und wenn die Jugend in der Rockenstube zusammenkommt, dann singen sie Psalter, usw.⁴¹ Mit der protestantischen Ethik ist auch zu erklären, warum die Geburtsrate bei den Sachsen niedrig ist:

Jünglinge und Mädchen heyrathen zwar sehr frühe, allein man hat doch wenig Beyspiele, daß sie die Unzucht dazu verleitete. Man kann es freylich in der Population nicht rühmen, aber man findet nicht bald eine Familie, die 6 oder 8 Kinder aufzuweisen hätte, weil sie sich sogar im Ehestande einer Handlung schämen, die ausser demselben jeden ehrbaren Mann zur Schande gereicht. Mir sind Väter bekannt, die sich schon bey dem dritten oder vierten Kinde schämten, den Pfarrer um die Taufe zu bitten. Keine Regel ist ohne Ausnahme. Man findet schon auch fruchtbare Ehen, und in einigen, freylich wenigen Orten, Nachwachs genug; aber gegen eine kinderreiche Familie trifft man 100 kinderlose, und gegen einen gut populierten Ort gewiß 10 oder 20 leere Plätze an. Die meisten sächsischen Dörfer macht die Ansiedlung der Wallachen groß.⁴²

Er hebt außerdem auch die Königstreue der Sachsen hervor⁴³, die auch in anderen siebenbürgisch-sächsischen Schriften der Jahre 1790–1792 zu lesen ist.⁴⁴

Bei den anderen Völkern aber schweigt Lebrecht über die negativen Eigenschaften nicht. Über die Hunnen, d.h. die Vorfahren der Ungarn und Szekler, schreibt er unter anderem:

Die Hunnen [...] hatten unter allen Barbaren [...] das fürchterlichste Aussehen. Sie waren ungestaltet, und einem Holzkloz ähnlich, das nicht zugehauen ist, kurz und dick, hatten einen starken tief in den Schultern steckenden Hals, der Rücken war krumm, der Kopf groß und rund, die Farbe schwarz, die Augen klein und tief im Kopfe, der Blick feurig und durchdringend. Den Knäbchen drückten die Mütter die Nase ein, gleich wann sie auf die Welt kamen, damit der Helm besser sitzen möchte. Die Väter zerritzten ihnen die Backen, um zu verhindern, daß der Bart nicht wüchse, dieß verstellte aber ihr Gesicht mit Narben und Nähten. Eben so wild war ihre Lebensart. Sie assen nichts Gekochtes, sondern lebten von rohen Wurzeln, und von dem Fleische wilder Thiere, das sie unter dem Sattel weich ritten. [...] In den Schlachten beobachteten sie keine Ordnung, fielen den Feind mit gräßlichem Geschrey an, zerstreuten sich bald, wenn sie Widerstand fanden, kehrten aber auch

³⁹ Ebenda, 55–56.

⁴⁰ Diese Vorstellung ist übrigens auch bei anderen zeitgenössischen bzw. späteren siebenbürgisch-sächsischen Autoren zu lesen, z.B. in Joseph Karl Eders *De initiis juribusque primaevae Saxonum Transilvanorum Commentatio* (1792). Vgl. dazu ARATÓ 59, VÁRI 2006, 98.

⁴¹ LEBRECHT 1792, 67–68.

⁴² Ebenda, 68–69.

⁴³ Ebenda, 62–65,

⁴⁴ Vgl. BÍRÓ 8.

bald wieder zu neuen und kühneren Angriffen um. [...] Der Krieg war ihre einzige Leidenschaft, die sich sogar ihren Weibern mittheilte, die weder Wunden noch Tod fürchteten und sich dem hitzigsten Gefechte mit einmischten etc. Bey allem dem fehlte es ihnen nicht an Verstand und Feinheit, und ihre Aufrichtigkeit war so bekannt, daß man zur Sicherheit nichts mehr brauchte, als ihr Ehrenwort. [...] Sie nahmen sich nicht nur mehrere Weiber, sondern beschliessen ihre Blutsfreundinnen, und der Sohn heurathete die Weiber seines Vaters. Auch waren sie der Trunkenheit ergeben: noch ehe sie den Wein kannten, berauschten sie sich von der gegornen Milch ihrer Stutten.⁴⁵

Diese Beschreibung entspricht im Großen und Ganzen dem Hunnenbild, das Ammianus Marcellinus in seinen *Res gestae* (31:2) gibt. Die Beschreibung des römischen Geschichtsschreibers übernahmen später viele andere Geschichtsschreiber, wie z.B. Jordanes in der *Getica* (Kap. XXIV). Über die „alten Ungarn“ können wir bei Lebrecht folgendes lesen:

Die Ungarn hingegen waren den Hiong-nu vollkommen ähnlich. [...] Die alte Art den Kindern das Gesicht zu zerfetzen, die ganze Zeit auf Pferden zuzubringen, besaßen sie noch immer. Ihr moralischer Charakter war nicht weniger wild: stolz, aufrührisch, hitzig, eher fertig zum schlagen als zum reden, mürrisch und grausam. Ihre Gefangenen erwürgten sie, tranken ihr Blut, und assen ihr Herz, welches sie als ein Mittel für die viele Krankheiten verzehrten. – Hartnäckig in der Verfolgung waren sie, nicht mit dem Sieg und der Beute zufrieden, sondern trugen es immer darauf an, den Feind bis auf den letzten Mann niederzumachen.⁴⁶

Der bei Lebrecht erwähnte Kannibalismus der Ungarn war seit dem frühen Mittelalter ein beliebter Topos der europäischen Literatur. Nach SÁNDOR ECKHARDT ist der deutsche Chronist Regino, der im 9. Jahrhundert in seinen *Annalen* zum ersten Mal über den Kannibalismus der Ungarn schreibt: „Carnibus siquidem, ut fama est, crudis vescuntur, sanguinem bibunt, corda hominum quos capiunt particulatim dividentes veluti pro remedio devorant, nulla miseratione flectuntur, nullis pietatis visceribus commoventur“.⁴⁷ Der größte Teil des Berichts von Regino über die Ungarn stammt aus Justinus *Epitoma Historiarum Philippicarum* (Kap. 41), in dem es jedoch um die Skythen geht.⁴⁸ Nach der mittelalterlichen Auffassung waren aber die Ungarn ein skythisches Volk, so wurde der Topos mit der Zeit auf sie übertragen. Der Kannibalismus der Skythen wird übrigens zum ersten Mal bei Isidor von Sevilla erwähnt: „Ex quibus quaedam agros incolunt, quaedam portentuosae ac truces carnibus humanis et eorum sanguine vivunt“.⁴⁹ Nach Eckhardt hatte Regino diese zwei Quellen kompiliert. Diesen Bericht von Regino haben dann im Mittelalter zahlreiche andere Chroniken übernommen, sie gelangte sogar in die ungarische Historiographie des

⁴⁵ LEBRECHT 1792, 17–19.

⁴⁶ Ebenda, 19–20.

⁴⁷ „Dem Gerücht zu Folge essen sie rohes Menschenfleisch, trinken Menschenblut, das Herz der gefangenen Menschen fressen sie in kleine Stücke zerteilt, sie kennen kein Erbarmen, keine Gnade bewegt ihr Inneres“. *Monumenta Germaniae Scriptores*, I, 600. Zit. nach ECKHARDT 1942, 89.

⁴⁸ Ebenda, 89.

⁴⁹ „Unter ihnen bebauen einige das Feld, andere sind aber furchtbar und abstoßend, da sie Menschenfleisch essen und Menschenblut trinken.“ *Etymologiarum libri XIV*, 3, 31–32. Zit. nach Eckhardt (1930), 90.

Mittelalters, auch der erste ungarische Chronist Anonymus übernimmt diesen Topos.⁵⁰

Das Klima hat aber später den Charakter der Ungarn verändert, gemildert:

Diese unangenehme Schilderung macht man uns von den Vorfahren der Ungarn, die freylich heut zu Tage, unter einem milderen Clima, durch bessere Kost, durch Bekanntschaft mit gesitteteren Nationen, und durch die Allgewalt der Religion, diese ursprünglich Scythische Rohheit abgelegt, oder doch abgeschliffen haben. Zwar ist der Marmor noch immer Marmor, wenn er gleich vom Meißel des Künstlers in die feinste Bildung geschnitten ist: aber wäre es auch nicht Schade, wenn man ihn über der Bildung in Kalk verwandelte. Doch wir wollen ihn so schildern, wie wir ihn heut zu Tage finden, und dann dem Auge des Kenners die Entscheidung überlassen, ob und wie viel er bei der Bildung gewonnen habe?⁵¹

Hier greift Lebrecht die auf antike Wurzeln zurückgehende und auch im 18. Jahrhundert noch beliebte Klimatheorie auf. Dass die Ungarn während der Jahrhunderte zivilisierter geworden sind, erwähnen auch andere zeitgenössische Beschreibungen. In dem zwischen 1730 und 1740 entstandenen Stichserie *Laconicum Europae Speculum* erfahren die Ungarn auch eine Aufwertung: „Vormals grausame Hunnische Rauber / nun aber bey verbesserten Sitten eine streitbare Nation.“⁵² In Paul Rudolph Gottschlings Buch *Kurtze Schilderung des über aus gesegneten Groß-Fürstenthums Siebenbürgen* (1781) liest man:

Die Ungarn, welche eigentlich aus der Tartarey ihren Ursprung haben, unter dem Nahmen Hunnen im 9ten Jahrhundert nach Christi Geburt, nach Europa herüber gekommen, und viele Lande mit Schrecken überschwemmet, dabey die klägliche Spuren ihres Daseyns hinterlassen haben; besitzen einen hohen, etwas unbarmhertigen Geist, und wie es mehr als ein Seculum erfordert, eine grausame Nation milder zu bilden, so verrathen noch heutiges Tages die gemeine Ungarn ihr eigentliches Herkommen [...].⁵³

Wir finden aber diese Meinung auch bei anderen siebenbürgisch-sächsischen Autoren.⁵⁴

Sogar in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts können wir ähnliche Feststellungen lesen aus den Federn von siebenbürgisch-sächsischen Autoren. In Martin Schnell's *Die Nationen Siebenbürgens* (1842) wird würdigend über die Veränderung des Charakters der Ungarn geschrieben:

Nur die Magyaren behaupten ihre Sprache, ihre Nationalität, ihr Vaterland, und werden es für ewige Zeiten behaupten. Veredelt an Geist und Körper haben sie nach Ablegung des ursprünglichen wilden Scythencharakters, die feinsten Sitten angenommen, haben sich von der niedrigsten zur höchsten Stufe europäischer Bildung emporgeschwungen, so daß sie mit den gebildetesten Nationen Europas in eine Linie zu stehen kommen.⁵⁵

⁵⁰ Vgl. ECKHARDT 1942, 152–155.

⁵¹ LEBRECHT 1792, 20–21.

⁵² Zit. nach STANZEL 1998, 53.

⁵³ *Kurtze Schilderung des über aus gesegneten Groß-Fürstenthums Siebenbürgen mit patriotischer Feder entworfen, von Paul Rudolph Gottschling aus Hermannstadt in Siebenbürgen*. Budissin, gedruckt und verlegt von August Heinrich Winkler, 1781, 46.

⁵⁴ Vgl. BALOGH 1996, 22–26.

⁵⁵ Zit. nach BALOGH 1996, 26.

Als Positivum erwähnt Lebrecht die Kampflust der Ungarn:

Noch immer ist seine erste Leidenschaft Krieg! aber Krieg für seinen Fürsten und sein Vaterland, dem er alles schuldig zu seyn glaubt, Fremden Mächten, denen der Ehrgeiz und die Begierde nach Ruhm sonst so gerne Kräfte und Glück widmet, dienen sie nicht oder selten. [...] Das römische pro Patria mori, fühlt kein Volk so leidenschaftlich als der Ungar. [...] Wird aber der Ungar für sein Vaterland oder für seinen König aufgefordert, o dann blitzen ihm seine Augen voll kriegerischem Feuer.⁵⁶

Ihre Kampflust hat aber auch negative Züge: z.B. das furchterregende Aussehen der ungarischen Soldaten, oder dass sie die Disziplin nicht dulden.⁵⁷ Die ‚virtus militaris‘ war seit dem Mittelalter ein Standardtopos der Ungarnbeschreibungen. Autoren der Frühen Neuzeit erwähnen sie manchmal als Negativum, oft betrachten sie es jedoch als Positivum und verbinden sie mit dem Topos ‚propugnaculum Christianitatis‘ (Bollwerk des Christentums).⁵⁸ Bei Lebrecht finden wir auch den anderen, seit dem Humanismus verbreiteten Ungarn-Topos, dass die Ungarn neben Mars auch Pallas gerne „dienen“. Ihre Lieblingswissenschaften sind nach Lebrecht Sprachen, Redekunst, Dichtkunst und Geschichte.⁵⁹ Eine weitere positive Eigenschaft ist ihre Gastfreundschaft, das weiß aus eigener Erfahrung.⁶⁰ Die Ungarn, die er einmal das „edle ungarische Volk“ nennt⁶¹, gehören zu den sanguinischen Völkern⁶².

Unter den negativen Eigenschaften der Ungarn wird noch erwähnt, dass sie sich leicht „von der Parthey eines Fürsten zur andern schlagen, nachdem der Wind von Osten oder von Westen bläst; jeder Empörer findet Anhang und Beystand“, sie haben „wenig ökonomischen Geist, wenige Triebe zur Arbeitsamkeit, wenig Ordnung in ihren Häusern und Handlungen“.⁶³ „Dabey besitzen sie aber desto mehr Hang zur sinnlichen Liebe, und thierischen Vergnügungen.“⁶⁴ Was das konkret bedeutet, erfahren wir nicht, auch in diesen Worten können wir aber den Geist der protestantischen Moral spüren. Er beschreibt dann – wie bei den anderen Völkern auch – ausführlich die Kleidung der Ungarn⁶⁵. Von den Rumänen zeichnet er ein ziemlich düsteres Bild:

„Das Sittengemälde, so uns die ältesten Schriftsteller von ihnen machen, ist sehr schwarz. [...] Noch immer ist der Wallach eine ganz eigene Menschenrace, in den Gebürgen, die er am liebsten bewohnt, von der steifmütterlichen Natur ausserordentlich vernachlässigt. Man findet viele, die ausser der menschlichen Figur kaum etwas Menschliches an sich haben: auch diese ist durch Kröpfe und andere Naturfehler entstellt und verschoben. Im flachen Lande, an Städten und Dörfern andrer Nationen (denn sie erfüllen das Fürstenthum, und machen den zahlreichsten Theil

⁵⁶ LEBRECHT 1792, 21–22.

⁵⁷ Ebenda, 22–25.

⁵⁸ Vgl.: BITSKEY 2005, 111–113. Vgl. auch RADEK 2005.

⁵⁹ LEBRECHT 1792, 28.

⁶⁰ Ebenda, 26–27.

⁶¹ Ebenda, 36.

⁶² Ebenda, 29.

⁶³ Ebenda, 29.

⁶⁴ Ebenda, 30.

⁶⁵ Ebenda, 32ff.

seiner Bewohner aus) haben sie zwar Fähigkeit zu allem erhalten, wozu ein Mensch fähig seyn kann; aber sie wird nicht gebildet, bleibt roh und wild. Ein unerklärlicher Staatsinn läßt ihnen beynahe keine Kultur zu. Natürlicher Witz, angebohrner Menschenverstand muß alles ersetzen, was bey andern Völkern Schulen und Erziehung machen. [...] In der Geschichte treten sie selten auf, und wenn es geschieht, so grauset der Feder des Geschichtsschreibers vor ihren Thaten.⁶⁶ Arbeitsamkeit und Fleiß, ist eben sowenig ihre Sache. Der größte Theil faullenzet hinter den Schaafen, ein anderer hudelt mit Fuhrwerken im Lande herum. Sehr wenige bauen mit etwas Anstrengung Felder oder Weinberge [...].⁶⁷ Ihr ganzes äußerliches Wesen verräth den Hang zu allerhand Ausschweifungen (wie z.B. die Trunkenheit, P. L.).⁶⁸ Doch haben sie die größte Hochachtung für ihre Geistlichen, die sonst eben so roh und stupide Leute sind, daß sie oft weder lesen noch schreiben können.⁶⁹

Anerkennend spricht Lebrecht nur über die rumänischen Frauen.⁷⁰ Einige Forscher haben Lebrecht im Zusammenhang mit seinem Rumänenbild Voreingenommenheit, „feindliche Vorgefaßtheit des Urteils“ vorgeworfen.⁷¹ Nach Klaus Heitmann „erweist sich das Rumänenbild, dem wir in den Darstellungen aus dem 18. und dem frühen 19. Jahrhundert begegnen, immer wieder als ein äußerst negativ geprägtes Zerrbild, als ‚häßliche Karikatur‘, das sich aus dem kulturellen Überlegenheitsgefühl der deutschsprachigen Nation wie auch aus der Angst vor Überflutung der Minderheit durch die Mehrheit ergab, aus einer Art Belagerungsmentalität schon damals bei den privilegierten Nationen der Sachsen wie der Ungarn.“⁷² Er stellt auch fest: die „[...] einseitig negative Darstellung der Rumänen in der Literatur über Siebenbürgen [resultiere] vor allem aus Voreingenommenheit der Autoren für die Sache der privilegierten Ethnien in den nationalen Auseinandersetzungen.“⁷³ Dass wir aber bei diesem Rumänenbild nicht immer und unbedingt an negative Einstellung denken müssen, möchte ich mit einem Beispiel beweisen. Lebrecht schreibt – wie oben erwähnt –, dass die Rumänen durch Kröpfe und andere Naturfehler entstellt sind.⁷⁴ Es ist allgemein bekannt und medizinische Studien beweisen, dass der mangelnde Jodgehalt des Trinkwassers bei den Bewohnern der Alpenländer oft zu Kropfbildung und Kretenismus führt.⁷⁵ Bereits Juvenal erwähnt, dass die Bewohner der Alpenländer Kropf haben (*Saturae*, 13), in der Frühen Neuzeit ist in einer Reihe von Reisebüchern, geographischen Werken zu

⁶⁶ Ebenda, 86–87.

⁶⁷ Ebenda, 88.

⁶⁸ Ebenda, 89.

⁶⁹ Ebenda, 92.

⁷⁰ Das Elend, die Armut und Ungebildetheit großer Teile des rumänischen Volkes in Siebenbürgen haben übrigens auch zeitgenössische siebenbürgisch-rumänische Verfasser (wie Cotorea Gerontius oder Samuil Micu, einer der Mitverfasser des *Supplex Libellus Valachorum*) hervorgehoben, denen man Voreingenommenheit gegenüber den Rumänen sicher nicht vorwerfen kann. Vgl. ARATÓ 1975, 81, 83; MITU 2003, 65ff.; MISKOLCZY 2007, 130.

⁷¹ HEITMANN 1985, 74.

⁷² HEITMANN 1998, 35.

⁷³ Ebenda, 37.

⁷⁴ LEBRECHT 1792, 86.

⁷⁵ STANZEL 1998, 89.

lesen, dass die Steiermark das Land der Kröpfe ist.⁷⁶ Ein bedeutender Teil der Rumänen Siebenbürgens lebte auch in Hochgebirgsgebieten, so ist es kein Wunder, dass viele unter dieser Krankheit litten. Lebrecht hat wohl nur beschrieben, was er bei den Bergbewohnern sah.

Den Grund der Meinungen über die Wildheit, Gewalttätigkeit der Rumänen soll man aber auch in den damaligen Lebensverhältnissen suchen. Das Leben der wandernden rumänischen Hirten, Waldbauern entbehrte die Ordnung der geschlossenen Dorfgemeinden. Unter ihnen war Gewalttätigkeit viel häufiger, als bei den Bauern, die in einem Dorf lebten.⁷⁷ Bei Lebrecht ist also der Rumäne identisch mit diesen wandernden Hirten bzw. Waldbewohnern, obwohl die Siebenbürger Rumänen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts größtenteils „ordentliche“, ackerbaureisende Dorfbauer waren.⁷⁸

Charakterisierungen im Vergleich

Zusammenfassend lässt sich also über die Charakterisierung dieser Völker sagen, dass wir hier ein Wertungsgefälle beobachten können: während die Sachsen praktisch nur wohlwollende Beurteilung erfahren, haben die Ungarn bzw. Szekler sowohl positive als auch negative, die Rumänen (und die Zigeuner auch) aber praktisch nur negative Eigenschaften. Dieses Wertungsgefälle ist auch in anderen Werken des 18. Jahrhunderts bekannt, etwa in der sog. *Völkertafel*.⁷⁹ Bei den europäischen Autoren bedeutet es meistens ein West-Ostgefälle, d.h. die im westlichen Teil Europas wohnenden Völker (z.B. die Spanier, Franzosen) haben hauptsächlich positive, während die im östlichen Teil wohnenden Völker (z.B. die Ungarn, Russen, Türken, Griechen) hauptsächlich negative Eigenschaften.⁸⁰ Im Falle von Siebenbürgen können wir natürlich wegen der geographischen Vermischung und Verzahnung der verschiedenen Völker über ein West-Ostgefälle nicht sprechen.

Es erhebt sich nun die Frage: warum kehrt Lebrecht zur alten getisch-gotisch-dakisch-sächsischen Herkunftstheorie zurück und warum leugnet er die lateinische Herkunft der Rumänen? Mit der gotischen Herkunft wollte er beweisen, dass nicht die Ungarn, Szekler oder Rumänen die autochthonen Völker Siebenbürgens sind, sondern die Sachsen. Der Paradigmenwechsel hängt – wie im 16. bzw. 17. Jahrhundert – auch in diesem Falle mit dem Politikum zusammen. Die gotische Herkunftstheorie wurde – wie bekannt – seit dem Ende des 16. Jahrhunderts vor allem aus politischen Gründen kultiviert. In dem 1571 entstandenen Fürstentum Siebenbürgen versuchte der ungarische Adel die Rechte der Sachsen zu beschneiden. Mit der Geten-Goten-Daken-Sachsen-Theorie versuchte man zu beweisen, dass die Sachsen keine hospites (Gäste), sondern das autochthone Volk Siebenbürgens sind. Valentin Franck von Franckenstein hatte in seinem 1696 erschienenen *Breviculus Originum Nationum* dieser Theorie über die Herkunft der Sachsen „sozusagen für immer den Garaus machen können.“⁸¹ Dies hängt jedoch wieder mit der Politik zusammen: seit 1690 war Siebenbürgen Teil des Habsburgerreichs und für die Sachsen schien vorteil-

⁷⁶ Ebenda, 89–95.

⁷⁷ Vgl. VÁRI 2006, 102–103.

⁷⁸ Ebenda, 103.

⁷⁹ Vgl. STANZEL 1998, 45.

⁸⁰ Ebenda, 20.

⁸¹ SIENERTH 1990, 89. Vgl. dazu SZEGEDI 2002, 361–370.

hafter, Nachfahren von Reichsdeutschen zu sein.⁸² Dass die gotische Herkunftstheorie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei manchen Autoren (z.B. Georg Jeremias Haner, Joseph Karl Eder oder Michael Lebrecht) wieder auftaucht, hängt damit zusammen, dass in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Privilegien der Sachsen wieder gefährdet wurden.

1744 wurden die freie Wahl des Fürsten, die Union von 1437 der drei Ständenationen sowie die die freie Ausübung der katholischen Religion hindernden Gesetze abgeschafft. Viel größere Gefahr bedeuteten jedoch die Reformen von Joseph II. Der Herrscher setzte praktisch das Leopoldinische Diplom außer Kraft, damit traf er besonders die privilegierten Sachsen. Mit dem „Konzivilitätsreskript“ (1781) hob der Herrscher das ausschließliche Besitz- und Bürgerrecht der Sachsen auf dem Königsboden auf. 1783 wurde ein neues Verwaltungssystem in Siebenbürgen eingeführt, damit wurde die alte Sächsische Nationsuniversität aufgelöst, die alten Stühle und Distrikte, die eigene Gerichtsbarkeit und die Autonomie der sächsischen Schulen wurden abgeschafft. Joseph II. widerrief zwar später diese Maßnahmen, ihre Wirkungen konnten jedoch nicht ganz rückgängig gemacht werden. Diese Reformen von Joseph II. zeichnen die Zukunft der Sachsen vor: sie verlieren den Status der mittelalterlichen Ständenation, ihre Privilegien sind auf Dauer nicht zu halten, sie müssen sich mit der Rolle einer ethnischen Minderheit abfinden.⁸³

Die Regierungszeit Josephs II. und das nationale Erwachen der Rumänen haben sich unmittelbar auf die siebenbürgisch-sächsische Literatur ausgewirkt. Sie hatten als mehr oder weniger öffentliche Form des Protestes, eine Flut von historischen Schriften zur Folge, in denen mit historischen Argumenten Sturm gegen eine, aus sächsischer Sicht, ungerechte Entscheidung gelaufen wurde.⁸⁴ „Die deutschen Historiker Siebenbürgens hatten hierbei einen Federkampf auf zwei Fronten zu führen. Zum einen sollten sie in den Auseinandersetzungen mit den Schriftstellern der andern Völkerschaften Siebenbürgens, die im Zuge ihrer nationalen Emanzipation die überkommenen Rechte der Sachsen in Frage stellten, ihren Mann stellen. Zum andern mussten sie den am sächsischen Separatismus kaum interessierten österreichischen Behörden die Belange ihrer Volksgenossen präsentieren.“⁸⁵ Um das Jahr 1790 sind eine ganze Reihe von bedeutenden historischen Büchern und Abhandlungen geschrieben worden, so dass mit recht behauptet wurde, die neuere Geschichtsschreibung der Siebenbürger Sachsen habe am Ende des 18. Jahrhunderts eingesetzt.⁸⁶ Besonders zwei Tendenzen treten deutlich hervor. Auf der einen Seite wollte man den Sachsen die eigene Geschichte beibringen, so hoffte man breite Leserschichten über die siebenbürgische Geschichte zu informieren und sie so für die sich immer deutlicher und vehementer ankündenden nationalen Auseinandersetzungen zu wappnen.⁸⁷ Zu dieser Richtung ist Jakob Aurelius Müllers *Die Siebenbürger Sachsen. Eine Volksschrift herausgegeben bey Auflebung der für erloschen erklärten Nation* (1790) oder Lebrechts *Geschichte*

⁸² Vgl. ARMBRUSTER 1971, 93.

⁸³ GUNDISCH 1998, 124–125.

⁸⁴ SIENERTH 1990, 91.

⁸⁵ Ebenda, 95.

⁸⁶ Ebenda, 91.

⁸⁷ Ebenda, 92.

von Siebenbürgen in *Abend Unterhaltungen vor's Volk* zu zählen.⁸⁸ „Weniger auf die Stärkung im Innern, sondern eher als Rechtfertigung nach außen hin waren die Schriften anderer siebenbürgisch-deutscher Historiker angelegt.“⁸⁹ Die Reformmaßnahmen, die die Sonderrechte der Sachsen bedrohten, trieben zu polemischen, rechtfertigenden Stellungnahmen. Man verfasste zeitgeschichtliche Streitschriften, verfassungsgeschichtliche Abhandlungen, wandte sich dem Sachsenursprung zu, um die Machtposition historisch zu begründen und verteidigen zu können.⁹⁰ In diese Reihe passt auch das Werk *Über den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen*.

Wie wir oben gesehen haben, enthalten die Charakterisierungen von Lebrecht viele Stereotypen, die hauptsächlich aus einer Art literarischer „Requisitenkammer“ stammen, aus der „je nach Bedarf entweder die positiven, viel häufiger aber die negativen Urteile abgerufen werden konnten. Aus letzteren wurden dann die zu einer bestimmten politischen Konfliktsituation passenden Feindbilder aufgebaut.“⁹¹ Das Auftauchen dieser Stereotypen ist um so interessanter, da Lebrecht als Siebenbürger unmittelbare Erfahrungen mit den anderen Völkern hatte. Es ist bekannt, dass Feindbilder notwendigerweise meistens um Grade stereotyper sind als das Selbstbild. Beim Selbstbild kann aber die autoptische Erfahrung der eigenen, heimatlichen Umgebung partiell als Korrektiv wirksam werden, während beim Fremdbild die räumliche Distanz und die Grad der Fremdheit zu einem ethnozentrisch entstellten Urteil über fremde Völker führen kann.⁹² Bei Lebrecht können wir aber nicht von räumlicher Distanz sprechen. Womit ist dann Lebrechts negatives Rumänenbild zu erklären? Ist bei diesem Heteroimage allein die oben erwähnte Ethnozentrik maßgebend oder hat es auch einen anderen Grund?

Lebrechts äußerst negatives Rumänenbild hängt auch mit den historischen Ereignissen zusammen. Die Rumänen machten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – wie oben erwähnt – ca. 60% der siebenbürgischen Bevölkerung aus.⁹³ Sie hatten aber nicht die gleichen Rechte wie die drei alten Ständenationen des Landes. Der Anfang des 18. Jahrhunderts begonnene Kampf der Rumänen für ihre Rechte wurde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts intensiver.⁹⁴ Das nationale Bewusstsein der Rumänen in Siebenbürgen wurde durch die sog. „siebenbürgische Trias“ (Samuil Micu-Klein, Gheorghe Șincai, Petru Maior) begründet und ausgearbeitet. Sie haben auch die Theorie der römischen Herkunft in Siebenbürgen verbreitet um die Autochthonität der Siebenbürger Rumänen bzw. die Idee der rumänischen Einheit zu beweisen.⁹⁵ Den Höhepunkt dieses Kampfes bildete im 18. Jahrhundert der 1791 entstandene *Supplex Libellus Valachorum*, der die Forderungen der Rumänen zusammenfasst, der aber erfolglos blieb. Den sozialen und nationalen Forderungen der Rumänen nach Gleichberechtigung widersetzten die sächsischen Politiker vehement. Ein Entgegenkommen hätte nämlich „den Verzicht auf den [...] Status einer ständischen Nation bedeutet und den Bestrebungen des Wiener Hofes zugearbeitet, die siebenbürgische Lan-

⁸⁸ Ebenda, 92.

⁸⁹ Ebenda, 95.

⁹⁰ Ebenda, 95; und BIRÓ 1–14.

⁹¹ STANZEL 1998, 18.

⁹² Ebenda, 33.

⁹³ Vgl. SZÁSZ o. J., 55.

⁹⁴ Zu dieser Frage s. I. TÓTH 2005.

⁹⁵ Vgl. SZÁSZ o. J., 59; ARATÓ 1975, 74ff.

desverfassung zu modifizieren.“⁹⁶ Zum negativen Rumänenbild trug auch der brutale Bauernaufstand, geführt von Horea und Cloșca, bei (1784–85).

Im 18. Jahrhundert wird die zur Zeit des Humanismus entstandene römische Herkunftstheorie beliebt unter den Siebenbürger Rumänen, bei deren Verbreitung die ungarischen und sächsischen Humanisten Siebenbürgens eine bedeutende Rolle gespielt hatten. Diese konnten rumänische Schüler, die zuerst die katholischen Gymnasien in Siebenbürgen besuchten, später in Wien oder Rom studierten, kennenlernen.⁹⁷ Der 1728 ernannte griechisch-katholische Bischof Inochentie Micu-Klein argumentiert bei seiner Forderung nach politischer Mitwirkung der Rumänen erstmals mit der Konzeption der lateinischen Kontinuität. Er behauptete, die Rumänen sind die Ureinwohner des Königsbodens, weil sie schon seit Kaiser Trajan dort leben.⁹⁸ Die folgende Stelle Lebrechts kann als eine Antwort auf diese Behauptung aufgefasst werden:

Die hierländigen Wallachen nennen sich Rumanij; und dieser Name, so wie ihre halb römische Sprache, und mancher andre Gebrauch, hat schon viele verführt, sie für Ueberreste der römischen Kolonien die unter Trajan Dazien bezogen, anzusehen. Wie denn, wenn diese stolze Nation sich den Namen Romani, gleichsam als Romani Socii beylegte, und beybehielt? Eine Muthmaßung die durch den Umstand Wahrscheinlichkeit erhält; dass keine, der hier wohnenden Nationen, die, wenn die Wallachen Römer sind, sie alle hier gefunden haben müßen, ihnen diesen Namen beylegt. Die Sachsen nennen sie Bloch, die Ungarn Olah oder Vlah, die ältern Urkunde, Blaci oder Vlaci. Sie allein legen sich usurpirte Afternamen Romanij bey.⁹⁹

Das negative Rumänenbild Lebrechts kann aber auch andere Gründe haben. Auch bei anderen Autoren wird oft die Trägheit, Faulheit der Rumänen hervorgehoben. „[...] von rumänischer Trägheit zu sprechen [ist] nur vom Standpunkt westlicher Wirtschaftsformen aus sinnvoll, von der Warte einer industrialisierten Gesellschaft her, für die ‚Arbeit‘ gleichbedeutend ist mit ‚Fabrikarbeit‘, d. h. kontinuierlich-stetigem Rhythmus der Tätigkeit; dass hingegen für ein Volk von Ackerbauern und Viehzüchtern mit archaischen ökonomischen Strukturen im europäischen Südosten entsprechend differierende Regeln der Lebensführung bestehen. Spinnt man diesen Gedanken weiter, so gelangt man vielleicht zu der Einsicht, dass wenigstens ein Teil der negativen Einschätzungen des Verhältnisses der Rumänen zur Arbeit auf der Anlegung falsch gewählter Maßstäbe beruht [...].“¹⁰⁰ Der Grund ist also auch der Mangel an Einfühlung in fremde Mentalität und das Fehlen des Vermögens, das andere Volk nicht vom Wertsystem des eigenen aus (d. h. nicht autoreferentiell) zu sehen.

Es stimmt zwar, dass die Mehrheit der Rumänen Siebenbürgens meistens nicht auf dem kulturellen, wirtschaftlichen Niveau stand wie die Sachsen (oder Ungarn), jedenfalls standen sie (besonders die Dorfbewohner) oft auf einem höheren Niveau als die Rumänen

⁹⁶ GUNDISCH 1998, 125.

⁹⁷ S. dazu ARMBRUSTER 1971, 78–103 und I. TÓTH 2005, 18–19.

⁹⁸ I. TÓTH 2005, 68–74.

⁹⁹ LEBRECHT 1792, 84. Hier sei bemerkt, dass für einige siebenbürgisch-sächsische Gelehrte (wie Johannes Tröster oder Martin Schmeizel) – im Gegensatz zu Lebrecht – die Selbstbezeichnung der Rumänen (Rumunos, Rumuny usf.) und die Tatsache, dass sie sich nicht ‚Wallach‘ nennen, ein Beweis ihrer römischen Herkunft ist. Vgl. ARMBRUSTER 1971, 87, 98.

¹⁰⁰ HEITMANN 1985, 137.

in den zwei rumänischen Fürstentümern.¹⁰¹ Es stimmt auch nicht ganz, was Lebrecht über die Kulturlosigkeit der Rumänen schreibt. Nach der kirchlichen Union der Rumänen wurde das Bistums in Blasendorf (Blaj/Balázsfalva) errichtet (wo die erste rumänische Druckerei gegründet wurde). Unter Joseph II. wurde das Netz der rumänischen Elementarschulen ausgebaut und viele rumänische Schüler konnten in siebenbürgischen katholischen Gymnasien lernen bzw. später in Wien oder Rom studieren. Es bildete sich also langsam eine gebildete führende Schicht der Rumänen aus.¹⁰²

Zusammenfassung

Zusammenfassend kann man also feststellen: es ist kein Zufall, dass Lebrechts politisch motiviertes Werk gerade 1792, im Jahr des Regierungsantritts von Franz I. erschien, und nicht zufällig wurde das Buch in Wien, in der Hauptstadt des Habsburgerreichs herausgegeben. Sein Werk diente nicht der Stärkung des eigenen Volkes, sondern wollte die Belange der Sachsen vor den österreichischen Behörden bzw. vor dem Ausland vertreten.

LITERATUR

ARMBRUSTER 1971

ARMBRUSTER, Adolf: Die Romanität der Rumänen im Spiegel der sächsischen Geschichtsschreibung (16–18. Jh.). In: *Südostdeutsches Archiv* 14. 1971. 78–103.

ARATÓ 1975

ARATÓ, Endre: *A feudális nemzetiségtől a polgári nemzetig*. Budapest, Akadémiai, 1975.

BALOGH 1996

BALOGH F. András: *Az erdélyi szász irodalom magyarságképe*. Budapest, Litera Nova, 1996.

BÍRÓ 2008

BÍRÓ, Annamária: *Sächsische Volksschriften um 1790*. In: WEBFU. Wiener elektronische Beiträge des Instituts für Finno-Ugristik. <http://webfu.univie.ac.at/texte/hiro.pdf>.

BITSKEY 2005

BITSKEY, István: *Militia et littera. Volkscharakterologische Ungarn-Topoi in der frühen Neuzeit*. In: *Das Ungarnbild in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit. Der Ungarische oder Dacianische Simplicissimus im Kontext barocker Reiseerzählungen und Simpliziaden*. Hg. von Dieter Breuer und Gábor Tüskés. Bern [u. a.], Peter Lang, 2005.

ECKHARDT 1942

ECKHARDT, Sándor: *Das Ungarnbild in Europa*. In: *Ungarische Jahrbücher* 22 (1942), 152–155.

ECKHARDT 1930

ECKHARDT Sándor: A magyar kannibálizmus meséje. In: *Erdélyi Múzeum* 35 (1930)

¹⁰¹ I. TÓTH 2005, 18.

¹⁰² SZÁSZ o. J., 56; ARATÓ 1975, 86.

- GÜNDISCH 1998
GÜNDISCH, Konrad: *Siebenbürgen und die Siebenbürger Sachsen*. Unter Mitarbeit von Mathias Beer, München, Langen Müller, 124–125.
- HEITMANN 1985
HEITMANN, Klaus: *Das Rumänenbild im deutschen Sprachraum 1775–1918*. Köln–Wien, Böhlau, 1985.
- HEITMANN 1998
HEITMANN, Klaus: *Die Rumänen Siebenbürgens aus deutscher Sicht im 19. Jahrhundert. Das Porträt der Ethnie von Rudolf Bergner (1884)*. In: *Das Bild des anderen in Siebenbürgen. Stereotype in einer multiethnischen Region*. Hg. von Konrad Gündisch, Wolfgang Höpken und Michael Markel, Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 1998 (= Siebenbürgisches Archiv, Folge 3, Bd. 33.)
- I. TÓTH 2005
I. TÓTH, Zoltán: *Az erdélyi román nacionalizmus első százada 1697–1792*. Mária-besnyő–Gödöllő: Attraktor, 2005 (= Historia Incognita, Bd. 15.).
- LEBRECHT 1792
LEBRECHT, Michael: *Über den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen*. Wien, Johann David Hörling, 1792. 36.
- MISKOLCZY 2007
MISKOLCZY Ambrus: *Eposz és történelem. A Cigányiász avagy a cigánykép és az önkép megjelenítése a magyar és román irodalomban*. Budapest, Lucidus, 2007, 106.
- MITU 2003
MITU, Sorin: *Die ethnische Identität der Siebenbürger Rumänen. Eine Entstehungsgeschichte*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2003.
- RADEK 2005
RADEK, Tünde: *Das Ungarnbild in der deutschsprachigen Historiographie des Mittelalters*. (Diss. Masch.), Budapest, 2005.
- REICHERSTORFFER 1994
REICHERSTORFFER, Georg: *Chorographia Transilvaniae – Chorographia Moldaviae. Erdély és Moldva leírása 1550 – A szöveget gondozta, fordította, a kísérőtanulmányt és a magyarázatokat írta: SZABADI István*, Debrecen: KLTE 1994 (= Series Fontium Latinorum Debreceniensis, Bd. 1.
- SIENERTH 1990
SIENERTH, Stefan: *Geschichte der siebenbürgisch-deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert*. Klausenburg: Dacia, 1990.
- STANZEL 1998
STANZEL, Franz K.: *Europäer. Ein imagologischer Essay*. Heidelberg, C. Winter, 1998, 33.
- SZÁSZ (o. J.)
SZÁSZ, Zoltán: *A románok története*. Budapest: Bereményi, (o. J.)
- SZEGEDI 2002
SZEGEDI, Edit: *Geschichtsbewußtsein und Gruppenidentität. Die Historiographie der Siebenbürger Sachsen zwischen Barock und Aufklärung*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2002, (= Studia Transylvanica, Bd. 28), S. 361–370.

SZINNYEI 1900

SZINNYEI József: *Magyar írók élete és munkái*. Bd. 7., Budapest, Hornyánszky, 1900. 937–939.

VÁRI 2006

VÁRI András: Etnikai sztereotípiák a Habsburg Birodalomban a 19. század elején. A sztereotípiaképzés funkciói és az állam tudománya, a statisztika kifejlődése. In: *Szomszédok világa. Kép, önkép és a másokról alkotott kép*. Hg. von Klement Judit – Miskolczi Ambrus, Vári András. Budapest, KSH Könyvtár és Levéltár, 2006. 89–126.

WALKÓ 1944

WALKÓ György: *Nemzetkarakterológia. Történeti vázlat a népjellemzés irodalmáról*. Budapest, Danubia, 1944.

ÖSTERREICH IN DER MODERNEN ÖSTERREICHISCHEN LITERATUR

ERZSÉBET KÉZI

Universität Miskolc/Hochschule Sárospatak, Ungarn

Einleitung

Zuerst müssen wir klären, was wir unter moderner Literatur verstehen. Die Meinungen sind verschieden, wo die Epochengrenze liegt. In dieser Abhandlung beschäftigen wir uns mit den literarischen Leistungen der letzten 20 Jahre, also diejenigen literarischen Werke kamen in unseren Blickwinkel, die sich mit den Problemen der Gegenwart beschäftigen. Die ewige Grundfrage der Kunst ist, ob sie auf den Sinn oder auf die Gefühle wirken soll. Im Idealfall erfüllt sie alle beiden Aufgaben.

In diesem Beitrag werden die österreichischen Literaturwerke hauptsächlich nach inhaltlichen Gesichtspunkten untersucht. Hier ist nur eine Nebenfrage, wie wir den Stil der Werke finden. Unser wichtigstes Ziel ist, in den Vordergrund zu stellen, wie sich die österreichischen Schriftsteller mit den historischen Ereignissen, gesellschaftlichen und politischen Umwandlungen beschäftigen.

Die unabhängige Staatlichkeit von Österreich geriet auch im 20. Jahrhundert in Gefahr, als Hitler Österreich annektiert hatte.

So hat die österreichische Literatur eine wichtige Aufgabe, die unabhängige Staatlichkeit mit ihrer österreichischen Eigenartigkeit zu beweisen und zu verstärken. In unseren Vorlesungen kommt es oft vor, dass wir auch unseren Studenten Österreichs unabhängige Staatlichkeit vorstellen müssen. Darum bemühen wir uns in unserer jetzigen Abhandlung zahlreiche solcher Beispiele zu sammeln, mit deren Hilfe diese Aufgabe leicht zu lösen ist.

Wir können uns den Werken auch aus diesem Gesichtspunkt nähern, wie es auch von Lajos Nyíró behauptet wird:

Die Literatur ist ein gesellschaftliches Institut, eine Art der gesellschaftlichen Kommunikation, und als solche, besteht aus verschiedenen Stoffen, Erscheinungen, sie ist mehrzielig, und funktioniert mit verschiedenen Qualitäten (...) ist ein ästhetisches Gebilde, sprachliche Erscheinung, soziologischer Fakt, Kulturdokumentum, Kulturwert, psychologische, geschichtliche, politische, ideologische und hedonistische Erscheinung. (in SZILI 1989: 55, übersetzt von der Autorin)¹

Diese Studie enthält drei wichtige Behauptungen. Die Themen unserer Studie sind außer der Vorstellung der Charakteristik der österreichischen Heimat, der Rassismus, sowie die Vorstellung der innenpolitischen Erscheinungen Österreichs. Wir beschäftigen uns vorwiegend mit der inhaltlichen Untersuchung von Novellen, zunächst interessiert uns jetzt die Gattungscharakteristik nicht

¹ Vgl. „Az irodalom társadalmi intézmény, a társadalmi kommunikáció egyik fajtája, s mint ilyen, különböző anyagokból, jelenségekből tevődik össze, több irányú és minőségű funkciót tölt be. [...] Az irodalom [...] esztétikai képződmény, nyelvi jelenség, szociológiai tény, kultúrdokumentum, kultúrérték, pszichológiai, történeti, politikai, ideológiai és hedonisztikus jelenség. (SZILI 1989, 55)

Literatur und Musik – eine Parallele

Christl Greller stellt mit lyrischen Mitteln die Bedeutung von Wolfgang Amadeus Mozart, dem hervorragenden Komponisten der österreichischen Kultur vor. Sie beschäftigt sich in ihren Werken nicht direkt mit der Politik, den Hintergrund ihrer Werke bildet ihre Heimat. Der Ausdruck „*zartArt*“ charakterisiert gut den musikalischen Stil von Mozart, aber auch die Stimmung der Werke von Greller. Sie schreibt so, als ob sie auf der Harfe spielen würde:

sorgfältig die flamme an den docht halten.
 lebt. brennt.
 die flamme an den docht halten,
 sorgfältig, am anderen ende der kerze.
 brennt. schmilzt.
 amadā komponiert²

Die Flamme deutet auf das Talent des Komponisten, des großen Schaffenden, dessen Arbeiten in der ganzen Welt wirkten und wirken. Obwohl er als Wunderkind ganz Europa durchreiste, ist seine Heimat Österreich. Greller stellt Burgenland, eines der Bundesländer Österreichs, wo auch Menschen ungarischer Abstammung wohnen, mit Liebe vor:

hinter dem raschelnden kukuruzfeld
 schon die rauhen
 stimmen der hunde, hoch oben
 mit singenden schwingen ein
 fasan. die flinte
 holt ihn zur erde, plump³.

Österreich und die österreichische Geschichte als Thema der Lyrik

Österreich hat nach 1955 für die europäische Entspannung und das Vernichten des Kalten Krieges viel getan. Seine geographische Lage hat es dazu sehr geeignet gemacht. Der Fakt aber, dass Österreich anhand seiner Entwicklung zu den glücklicheren Teilen Europas zu rechnen ist, sicherte ihm immer eine herabgeschätzte Rolle gegenüber anderen Volksgruppen. Dazu trägt es noch bei, dass viele Gastarbeiter in Österreich beschäftigt werden. Viele Autoren beschreiben diese Situation, wie auch Svatek.

Die Österreicher sind, wie viele andere Völker auch, so gar nicht rassistisch. Das merkt einer schon an den liebevollen Namen, die sie anderen geben: Piefkes (Deutsche), Bimbos (Schwarzafrikaner) Katzelmacher (Italiener), Ziegelböhm (Tschechen), Gringos (Südamerikaner), Schlitzaugen (Asiaten), Gescherte im Pelz (Lappen), Zigeuner (Roma und Sinti), Polaken (Polen), Kameltreiber (Araber), Tschuschen (Südosteuropäer), Kümmeltürken (Türken), Kanaken (Südseeinsulaner, aber auch allgemein für ausländische Arbeitskräfte) (...)⁴

Die kritische Beurteilung der Fremden kann man auch bei anderen Schriftstellern finden. Reinhold Schrapfeneder schreibt zum Beispiel Folgendes im Gedicht *Graffiti*:

² GRELLER, 2006, 57.

³ GRELLER, 2004, 65.

⁴ SVATEK 2002, 36.

Dein Christus ein Jude
Dein Auto ein Japaner
Deine Pizza italienisch
Deine Demokratie griechisch
Dein Kaffee brasilianisch
Dein Urlaub türkisch
Deine Zahlen arabisch
Deine Schrift lateinisch
Und Dein Nachbar
Nur ein Ausländer?⁵

Schrappeneder drückt in einem anderen Gedicht mit einem Gegensatzpaar das Wesen seiner Aussage aus:

Wer ist farbig?
(Auf einer Hauswand in Südafrika)
Als **ich** geboren wurde
War ich schwarz
Als ich erwachsen wurde
War ich schwarz
Wenn ich krank bin
Bin ich schwarz
Wenn ich sterbe
Bin ich schwarz
Als **du** geboren wurdest
Warst du rosa
Als du aufwuchsest
Warst du weiß
Wenn du erregt bist
Wirst du rot
Wenn du um Luft ringst
Wirst du blau
Wenn du krank wirst
Wirst du gelb
Wenn du stirbst
Wirst du grün.
Aber mich bezeichnest du
Als Farbigen.⁶

Ernst Schmied formuliert seine Gefühle berührend. Er nimmt Stellung für die Gleichheit der Menschen.

⁵ Literatur aus Österreich, 1997, Jahrgang 42, Heft 249, 108.

⁶ Literatur aus Österreich, 1997, Jahrgang 42, Heft 249, 108.

Grenzenlos

Eine Hand
streichelt den Rücken

Wenn man liebt
wer will schon wissen

ist sie schwarz
ist sie weiß⁷

Am wirksamsten und treffendsten formuliert Johannes Diethart das Wesen der Unterschiede zwischen den Menschen, für die nicht die Farbe der Haut charakteristisch ist: „Ein intelligenter Neger ist mir lieber als ein primitiver Weißer. Ich bin sicher Rassist.“⁸

Andreas Reinl wählt andere Probleme, die nach unserer Meinung für Österreich nicht so charakteristisch sind, wie für andere Länder in Mitteleuropa.

Österreich wäre nicht Österreich, gäbe es keine Ämter mit vielen kleinen und größeren, wichtigen und unwichtigen Beamten, welche frei nach Devise „Es wird schon irgendwie gehen, und wenn es nicht geht, dann schieben wir’s, und wenn es nicht schieben lässt, dann bleibt es wo es ist – einer erbarnt sich sicher (...)“, zu arbeiten scheinen.⁹

Über die Übertriebenheit der Bürokratie, über die Beamtengarde, die unbeweglich starr ist, können wir in mehreren Werken der Schriftsteller lesen. Auch die überflüssige Tätigkeit der Aktenwürfe, die Unwirksamkeit der Bürokratiemaschine sind für Österreich charakteristisch, aber von einem östlichen Nachbarn her zu sehen, wo das Sowjetische Reich seine Endtage erlebte, können wir die Situation in Österreich so beurteilen, dass die Büromaschine noch immer ziemlich gut funktioniert.

Norbert Mayer, der Voralberger Schriftsteller, der 1958 geboren ist, stellt die nicht einfache Lage seiner Heimat folgendermaßen vor:

„wunschkonzert
denke ich& schlafe
& wer schläft
denkt nicht
& am aschermittwoch
isst man bei uns kein fleisch
(nicht wegen dem Wahnsinn)
aber wir dürfen in die schweiz fahren
wenn deutschland nicht mehr singt &lacht
es ist dekoriert im käse-uhren-land
es ist länger lustig dort
& der apfel nicht weit vom schuß

Mayer weist außer auf die allgemeinen Probleme der sich vergegenständlichten Welt auch auf die bestürzenden Erscheinungen seiner Heimat hin. Mehrere Schriftsteller in Österreich

⁷ Literatur aus Österreich, 1997, Jahrgang 42, Heft 249, 11499.

⁸ DIETHART 1997, 113.

⁹ LAGER – REINL, s.a., 144.

gebrauchten die kleinen Buchstaben statt der großen. Für keine Muttersprachler ist es störend, aber technisch ermöglicht es ein schnelleres Schreiben.

Wer schläft, kann nicht denken, also ist er ein mildherziger Staatsbürger. Hier finden wir auch Andeutungen auf die Unterschiede zwischen Österreich, Deutschland und der Schweiz, die die unabhängige Staatlichkeit eigentlich rechtmäßig machen.

Kurt F. Svatek, der im östlichen Teil von Österreich 1949 geboren ist, ist der große Meister der Aphorismen, der Essays, des logischen Denkens, und der Aufrichtigkeit, und er denkt sogleich an seine Heimat mit schützender Liebe. Alltäglich, aber sehr treffend drückt er die Unterschiede zwischen den Deutschen und Österreichern aus: „Frankfurter oder Wiener? Nun ja, Würstchen bleiben eben Würstchen, und die gibt es überall“.¹⁰

Sie sind überall zu finden, sind ähnlich, aber auch verschieden, wie Würstchenarten.

Svatek lässt sich die Beziehung zur Schweiz auch folgendermaßen nachempfinden: „Ungleiche Nachbarn: die Schweiz ist eine Eidgenossenschaft, und Österreich ist eine Neidgenossenschaft.“¹¹

Seine Meinung von seinen eigenen Staatsbürgern ist ziemlich kritisch, aber der Schriftsteller hat die Aufgabe, dass er seine Mitbürger erziehen soll. Für seine Werke ist die scharfe Gesellschaftskritik charakteristisch.

Svatek gibt auch ein allgemeines Bild von der politischen Auffassung der Österreicher: „Gleichgültig, ob er ein Rechter oder ein Linker ist, der Österreicher ist immer konservativ.“¹²

Wie jede Verallgemeinerung, kann auch diese die Wahrheit nicht ausdrücken, aber man kann sie auch nicht völlig ablehnen. Da die öffentliche Meinung in Wien noch liberal ist, ist die Bevölkerung auf dem Lande ziemlich konservativ. Auch noch zur Zeit des Fernsehens und des Internet.

Wir können damit rechnen, dass die Massenmedien die Auffassung der ländlichen Bevölkerung ändern können, aber der Geist der Monarchie ist in den Genen der österreichischen Menschen.

Svatek schreibt auch über die Folgen des Anschlusses: „Nur zur Erinnerung: Von 1938 bis 1945 beispielweise waren alle Österreicher Ausländer.“¹³ Den Satz kann man verschieden interpretieren. Mit dem Deutschland der Nazizeit konnte Österreich keine seelische Gemeinsamkeit fühlen. Sie mussten im Rahmen eines Reiches leben, in das sie durch Gewalt gerieten. Es ist aber auch Fakt, dass es auch Kollaboranten gab, die es nach 1945 schnell vergessen und die Welt schnell vergessen lassen wollten.

Svatek gebraucht die schärfste Kritik, als er die Situation, die Denkweise der Bevölkerung an den Pranger stellt. Er stellt auch die Sehenswürdigkeiten vor, aber die Ironie, die verborgene oder nicht so verborgene Kritik kann man immer in seinen Werken finden.

Ein richtiger Lipizzaner wird zwar im weststeierischen Piber geboren, verbringt aber den beruflichen Teil seines Lebens natürlich in Wien. [...] hilft er sogar den Sängerknaben aus, während die Sängerknaben ihm eigentlich nicht gar so zur

¹⁰ SVATEK 2002, 64.

¹¹ SVATEK 2002, 37.

¹² SVATEK 2002, 37.

¹³ SVATEK 2002, 7.

Vorderhand gehen können. Sein großes Geschäft erledigt er in der bekannten braunen Form von nicht in Staniolpapier eingewickelten Mozartkugeln, und erst in der Pension beginnen für ihn die sexuellen Freuden. Das hat er wohl wieder mit den Sängerknaben gemeinsam.¹⁴

Beim Lesen des Auszuges haben wir die Vorstellung, dass wir einen üblichen Reiseführer zur Hand genommen haben, der uns in seinem charakteristischen Stil 3 *Österreichum* vorstellt: die Süßigkeit (Mozartkugeln, die Lipizzaner und den Chor der Sängerknaben), die genauso zu Wien gehören, wie Mozart selbst.

In den weiteren Teilen des Textes können wir wieder die gesellschaftliche Kritik von Svatek erkennen:

Wer zweifelt also noch daran, daß Wien wirklich anders ist? Denn welche Stadt baut sonst noch ihr Renommee auf dressierte Pferde und Kinder auf. *Ja, und natürlich viel mehr auf amtliche Funktionen als auf den freien Geist des Individuums.* Aber allzu eigenständiges Denken ist bisher doch kaum wo zum Gewohnheitsrecht des Menschen geworden.

Das heißt, ein Mensch ist eigentlich nur jemand, der eine öffentliche Aufgabe erhalten hat. Alle anderen sind menschenähnliche Wesen.¹⁵

Diese Sätze kritisieren entschlossen die Wiener bürokratische Gesellschaft, das System der Bürokratie, das die Unabhängigkeit der Gesellschaft tötet. Es ist auch Wien, nicht nur Mozart, die Sängerknaben, sowie die Spanische Reitschule mit den schönen Lipizzanern. Die freie Entfaltung des Geistes der Persönlichkeit wird auch hier gehindert. Das freie Denken der Menschen ist nicht üblich. Wer kein Staatsangestellter ist, ist nur ein „menschenähnliches Wesen.“ Dieser Mechanismus hat keinen Sinn für die Erneuerungen, die modernen Strömungen.

Vom gesamten System her betrachtet, bringen aber auch neue Funktionäre zum Glück nicht allzuviel frischen Wind in das abgestandene Amtsstubenklima. Es ergibt sich zwar zwangsläufig, daß beim Öffnen einer Türe ein klein wenig Zugluft eindringt, aber die Fenster bleiben ja doch fest verschlossen. Und da diese schon seit ewigen Zeiten nicht mehr geöffnet worden sind, sind die Ritzen und Fugen derart verklebt, daß auch ein Neuling kaum Chancen hat, sie aufzureißen.¹⁶

Die Säulen des staatlichen Mechanismus verteidigen einander fest, der, wer etwas Neues einführen möchte, ist bestimmt zu Misserfolg verurteilt. Hier meldet sich wieder der Konservatismus von Österreich. Dessen Ursache kann man in den historischen Traditionen finden, man kann es aber auch damit erklären, dass Österreich ähnlich wie Ungarn keinen weiten politischen Spielraum hat. Man darf es auch nicht verschweigen, dass der vorsichtige Konservatismus von Österreich wirtschaftlich sehr erfolgreich ist. Er führt nicht zu Epochen, in denen wir rasche Entwicklung beobachten können, aber er sichert seinen Mitbürgern ausgeglichenen Wohlstand. Man kann es auch damit beweisen, dass die Wirtschaft von Österreich in den letzten Jahren mehr geleistet hat als in Deutschland, obwohl in Österreich keine solchen Probleme gelöst werden mussten, wie in Deutschland nach der Wiedervereinigung. Österreichs Erfolge demonstriert der Fakt, dass in der österreichischen Wirt-

¹⁴ SVATEK 2000, 76.

¹⁵ SVATEK 2000, 76.

¹⁶ SVATEK 2000, 77.

schaft auch Gastarbeiter aus Deutschland zu finden sind.

Die Schriftsteller mögen die Unbeweglichkeit gar nicht. Svatek setzt seine Kritik so fort:

Der Staat könnte also ruhig in die Zukunft blicken, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Sturm aus dem westlich orientierten Ausland sehr an dem Althergebrachten zerrte. Aber auf alles Fremde war ja immer schon wenig Verlaß gewesen. Es kennt sich eben hierzulande nicht aus, möchte aber doch da und dort mitreden. [...] Er ist auf seine Art wohl der erfolgreichste Widerständler aller Zeiten. Mit seiner ganzen Kraft und nach bestem Wissen und Gewissen widerstrebt er allem Neuen. Natürlich auch allen neuen und daher aktenunkundigen Ministern, Bürgermeistern und Präsidenten. Er, als der einzige Wissende, trug das Banner der Staatsmacht durch viele Jahrhunderte, und er trägt es wohl auch genauso aufrecht im neuen Jahrtausend weiter.¹⁷

Svatek formuliert seine Meinung immer entschlossener:

Aus wie vielen Kaiserlichen sind später gute Republikaner geworden. Das heißt, zumindest nach außen hin, denn an der Arbeit hatte sich ja ohnehin nicht viel geändert. Und wie viele Nazis sind zu besonders guten Österreichern und Demokraten konvertiert!¹⁸

Das Zitat hebt die Perioden der österreichischen Geschichte hervor, die heftig diskutiert werden, im Zusammenhang mit dem Verhalten der Österreicher während der Nazibesetzung. Nach Svatek seien einige Aufstände von der gut funktionierenden Bürokratie verhindert worden.¹⁹

Die Sätze von Svatek sind hart, sachlich, jedes Wort hat große Bedeutung. Bei anderen Verfassern taucht auch die Verantwortung Österreichs auf, die Möglichkeit des Erwägens, des Widerstandes. Es ist Fakt, dass es auch nach 1955 nicht zum Klären der Vergangenheit gekommen ist. Das Problem wurde lieber „unter den Teppich gekehrt“, weil man sich mit unangenehmen Sachen nicht gern beschäftigt.

Abschließende Gedanken

Die Literatur ist das Gewissen der Nation, die die Meinung der Nation nicht verschweigen darf. Diese Frage taucht auch in der deutschsprachigen Literatur der Schweiz auf. Alle fühlen, dass sich die Menschen in einigen Situationen nicht als Außenseiter benehmen können, man muss Stellung nehmen auch in dem Fall, wenn es sehr gefährlich ist.

Wenn es um die Sicherheit des Landes geht, darf man keine verantwortungslosen Schritte tun. Die Verbrecher müssen bereuen, aber wir müssen die Vergangenheit abschließen können, damit wir mutig in die Zukunft sehen können. Wir müssen auch den neuen gesellschaftlichen Sorgen, dem Rassismus, der Veralterung, den Folgen der Globalisation Raum geben.

Wir dürfen nicht verleugnen, dass unsere Wahl einigermaßen subjektiv ist. Unser Ziel, Werke und Dichter vorzustellen und Aufmerksamkeit zu erwecken, die Österreich als Nachbarland von uns verdient, konnten wir mit diesem Beitrag hoffentlich erreichen.

¹⁷ SVATEK 2000, 77.

¹⁸ SVATEK 2000, 77.

¹⁹ SVATEK 2000, 78.

LITERATUR

- GRELLER 2004
GRELLER, Christl: *Veränderung ist. Gedichte*. Wien, Resistenz Verlag, 2004.
- GRELLER 2006
GRELLER, Christl: „*zartART*“ *Lyrik-Zyklus*. Eisenstadt, Roetzer Edition, 2006.
- HAMMER 1993
HAMMER, Joachim Gunter: *Schweinwerfer*. Graz, Leykam Verlag, 1993.
- KRAUS 1997
KRAUS, Carla: *Rěsumě*. Krems, Österreichisches Literaturforum, 1997.
- LAGER – REINL (s. a.)
LAGER, Wolfgang – REINL, Andreas: *Das Cafe im Süden der Stadt*. St. Pölten, Ausgabe der Autoren.
- MAYER 1996
MAYER, Norbert: *Die Rossquelle*. Innsbruck, Haymon-Verlag, 1996.
- PIXNER 1992
PIXNER, Brigitte: *Spitzbergen rückt näher. Gedichte*. Neuburg, Czernik, 1992.
- SOMMER 1996
SOMMER, Edith: *Ich bin ein Kind aus Österreich*. Krems – Wien, Österreichisches Literaturforum, 1996.
- SVATEK 2000
SVATEK, F. Kurt: *Zukunft ist die Zeit nach der Gegenwart*. Frankfurt am Main, Fischer Verlag, 2000.
- SVATEK 2002
SVATEK, F. Kurt: *Gedanken sind nicht aus Papier*. Stegemann Verlag, s.n. 2002.
- SZILI 1989
SZILI József (Hg.): *Az irodalomtörténet elmélete. I–II*. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1989.

Quelle

LITERATUR AUS ÖSTERREICH. Zeitschrift.

„KENNST DU DAS LAND...“ – GRENZÜBERSCHREITUNGEN IN SÜDLICHER RICHTUNG ODER WARUM DEUTSCHE DICHTER UND KÜNSTLER NACH ITALIEN REISTEN

ISTVÁN MOLNÁR
Universität Miskolc, Ungarn

Einleitung

Obwohl (zum Beispiel von Jean Paul) auch solche Meinungen formuliert wurden, dass es am wichtigsten sei, zu Hause zu bleiben, machten die meisten deutschen Intellektuellen große Auslandsreisen. Das bedeutete hauptsächlich Grenzüberschreitungen in südlicher Richtung, noch konkreter Italienreisen zur Vollendung ihrer Bildung. Für die Dichter, bildenden Künstler und Musiker galt Italien als das heilige Land der Kunst, wo sie nicht nur ausgebildet wurden, sondern überhaupt auch Initiationsrituale, künstlerische Metamorphosen erleben konnten. Bereits für Albrecht Dürer stellten seine beiden Italienreisen neue Perspektiven, die Aneignung neuer Techniken dar, aber seit vielen Generationen liest man Goethes *Italienische Reise* als das größte Reisebuch, als eine der bedeutendsten menschlichen und künstlerischen Autobiographien. Das Fernweh manifestierte sich also in Südweh, unter dessen Wirkung die Künstler dem grauen Himmel, dem kalten Klima Nord- und Mitteleuropas entfliehen, sich dem Genuss der grandiosen sonnigen mediterranen Landschaften und der Kunstwerke der Antike und der Renaissance (Raphaël und die Nazarener) hingeben konnten. Diese „Südsucht“ führte meistens zum „Südg Glück“, d.h. zur Entfaltung der künstlerischen Kräfte, zur Überwindung von eventuellen schöpferischen Krisen, aber sie barg auch ernste Gefahren in sich (zum Beispiel: ästhetischer Immoralismus bei Heine). Wie dem auch sei, die Italienreise galt den Deutschen als eine Reise des Geistes, der höheren Bildung, als Streben nach weiten Horizonten, das dann zur menschlichen und künstlerischen Verwandlung, zu „inneren Reisen“ im religiösen oder philosophischen Bereich führen sollte und konnte.

Deutsche Dichter und Künstler in Italien – Goethes paradigmatische Reise

Die im Titel gestellte Frage, die sich auf Italien bezieht, konnten die meisten deutschen Intellektuellen bereits in den vergangenen Jahrhunderten mit einem definitiven Ja beantworten. Das nämliche Land „wo die Zitronen blühen, /im dunklen Laub die Gold-Orangen glühen, /ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, /die Myrte still und hoch der Lorbeer steht“, galt als obligatorisches Reiseziel für viele – nicht nur deutsche – Dichter und Künstler. Es war sozusagen eine Pflicht, wenigstens einmal im Leben in das heilige Land der Kunst zu pilgern, insbesondere die ewige Stadt zu besuchen. Wenn man die *Italienische Reise* von Goethe liest, lässt man neben dem großen Lebensbogen dieser emblematischen Reise mit ihren spannenden Einzelheiten: dem heimlichen Aufbruch in den Süden, der verbitterten Reaktion der Charlotte von Stein, den Menschen und Landschaften an den Stationen viel Mythologisches, Literarisches, Kunstgeschichtliches und Biographisches an sich vorbeiziehen. Es ist wünschenswert, kurz zu schildern, warum und wie es zu dieser paradigmatischen Reise gekommen ist.

Wie bekannt, gehört Goethe zu den Augen-Menschen, das heißt er nahm die Welt vorwiegend mit seinen scharfen Augen in Form von optischen Sensationen wahr. Davon zeugen schon sein frühes Interesse für die bildende Kunst, seine Beschäftigung mit Zeichnen bereits im Elternhaus, wie auch seine Würdigung der Harmonie von Wahrheit und Schönheit des Straßburger Münsters, seine Bewunderung der „starken Seele“ des Genius seines Baumeisters. Zur Abrundung des Bildes trägt auch bei, dass der Leipziger Student bei Professor Oeser, dem Direktor der Kunstakademie Stunden nahm, Fortschritte im Zeichnen machte, solche weiteren Techniken wie das Radieren lernte, Landschaften stach. Neben dieser konkreten praktischen Beschäftigung mit bildender Kunst gilt hervorzuheben, dass Goethe durch Oeser, der übrigens ein Freund von Winckelmann war, auf die antike Kunst gewiesen wurde. Dresden stellte mit seiner Gemäldegalerie eine unerschöpfliche Schatzkammer für den Kunstfreund dar. Sein Kunstgenuss war nur später in Italien größer. Goethes Begeisterung hatte keine Grenzen: er betrat dieses Heiligtum, d.h. die Galerie so oft, wie er konnte.

Der Ruf des Herzogs Karl August nach Weimar schien für Goethe der Anfang einer verheißungsvollen Karriere zu sein, führte aber nach einem Jahrzehnt zu einer tiefen geistigen, künstlerischen Krise. Eine Seite seiner Persönlichkeit, der Bürger, der mächtige Politiker kommt im Weimarer Hof erfolgreich voran, die andere Seite aber, der geniale Dichter leidet und welkt immer mehr. Seine vielfältige Tätigkeit ist so eingebettet in das komplizierte System des höfischen Lebens, dass er nur eine Möglichkeit sieht, sich davon zu befreien: die Flucht. Es kommt also zu einer weiteren Station in der Geschichte von Goethe, dem Reisenden. Das Reisen als solches war für ihn auch bisher nicht unbekannt: er machte ja große Reisen sowohl mit der Kutsche, als auch zu Schiff, zu Pferd, aber meistens zu Fuß (täglich 45 km!). Auch wenn es manchmal um dienstliche Exkursionen ging, war das Ziel immer: die Erweiterung des Gesichtskreises, Vergnügen im gesteigerten Sinne des Wortes, Fremdes zu sehen und zugleich in der Fremde sich selbst zu erfahren. Im Falle von Italien wird die Begegnung mit einer fremden Kultur, die Konfrontation mit den Merkwürdigkeiten, den tiefwurzelnden seelisch-geistigen Leiden seines Innern zu einer potentiellen vollständigen Metamorphose: diese Reise wird also nicht um sich selbst gemacht, sondern sie soll zur Wiedergeburt, zur wirklichen Entfaltung der in ihm schlummernden schöpferischen Dispositionen führen. Der Zwang zur Flucht nach Italien vereinigte sich bei Goethe mit der Verwirklichung seines Jugendtraums, mit der Befriedigung seiner alten Sehnsucht nach dem Süden. Bereits seit seiner Kindheit verfügt er über genaue Kenntnisse über Italien, aber dort, an Ort und Stelle – von Venedig bis Palermo und natürlich hauptsächlich in Rom – erfährt er doch alles als etwas Neues, Unerwartetes, Erregendes sowohl was die Natur, als auch was die Kunst, den Charakter, die Lebensführung der Menschen betrifft. Goethe wird die Meinung über das große Erlebnis der Ankunft auf dem heiligen Boden, in der ewigen Stadt mit Karl Philipp Moritz geteilt haben, der folgendermaßen darüber schreibt:

Das *dort* ist nun *hier* geworden...Die zackichten Tiroleralpen...sind hinter uns, und ich betrete nun den Boden des Landes, wohin ich so oft mich sehnte, das mir mit seinen Monumenten der Vergangenheit zwischen immer grünen Gefilden so oft in reizenden Bildern vorschwebte und den Wunsch des Pilgrims in mir weckte, die heiligen Plätze zu besuchen, wo die Menschheit einst in der höchsten Anstrengung ihrer Kräfte sich entwickelte, wo jede Anlage in Blüten und Frucht empor-

schoss und wo beinahe ein jeder Fleck durch irgendeine große Begebenheit oder durch eine schöne und rühmliche Tat...bezeichnet ist.

Erst danach kommt aber das eigentliche Ziel, die wirkliche Destination, der Höhepunkt der Reise: Rom.

Aber dorthin eil ich, wo auf den sieben Hügeln das Größte und Glänzendste...sich gründete und bildete...Denn bis dahin reise ich nicht eigentlich, sondern *eile* dem Ziele der Wallfahrt zu, das mein Verlangen stillen und meine Wünsche befriedigen soll und welches ich eine Zeitlang wie meine Heimat betrachten will.¹

Italien war für Goethe in allen Sinnesbereichen, und natürlich besonders in der visuellen Sphäre ein unvergleichliches Erlebnis. Unter der glänzenden italienischen Sonne bekommt er weitere Impulse sowohl zur künstlerischen Tätigkeit (besonders Zeichnen), als auch zu theoretischen Überlegungen über das Wesen des Lichtes und der Farben. Der Corpus der Goethe-Zeichnungen ist sehr groß, aber dahinter steckt auch die Einsicht, dass er in der bildenden Kunst nur ein – zwar begabter – Amateur bleiben kann. Er freut sich aber zugleich darüber, dass das durch sein plastisches Sehvermögen, durch den intensiven künstlerischen Genuss Gewonnene zur Befruchtung, Bereicherung seiner Dichtung, seiner dichterischen Verfahrensweise beizutragen vermag.

Goethe fühlte sich in Italien so intensiv zu Hause, dass Eulenberg von ihm sagen konnte: „Goethe, dessen halbes Wesen italienisch ist [...] war [...] zumute, als sei er in Italien geboren und erzogen worden und käme nur von einer Grönlandfahrt zurück.“²

Über die Erlebnisse schrieb er sozusagen noch in statu nascendi in seinem *Tagebuch der italienischen Reise für Frau von Stein*, wie zum Beispiel seine begeisterten Worte über seine Art und Weise, die Welt zu sehen und zu erkennen es beweisen: „Wie glücklich mich meine Art, die Welt anzusehen, macht, ist unsäglich, und was ich täglich lerne! Und wie doch mir fast keine Existenz ein Rätsel ist. Es spricht eben alles zu mir und zeigt sich mir an.“³ Die im Tagebuch fixierten frischen Erfahrungen wurden dann später künstlerisch umgestaltet, geordnet und in die endgültige künstlerische Form gegossen, was ja so gut gelang, dass der manchmal sehr kritische Worte formulierende Heine sich zu folgenden lobenden Bemerkungen hinreißen ließ:

Wir schauen ... darin [in der *Italienischen Reise* – I. M.] überall tatsächliche Auffassung und Ruhe der Natur. Goethe hält ihr den Spiegel vor, oder, besser gesagt, er ist selbst der Spiegel der Natur. Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf Goethe. Sogar die Gedanken, und Intentionen der Natur vermag er uns widerzuspiegeln ... ich bin sogar der Meinung, dass Goethe manchmal seine Sache [das Erschaffen der Natur – I. M.] noch besser gemacht hätte, als der liebe Gott selbst.“⁴

Außer dem Tagebuch und der strukturierten *Italienischen Reise* gibt es auch ein drittes Zeugnis von Goethes Süd-Abenteuer, und zwar den Rechenschaftsbericht, den der Dichter für den Herzog Karl August verfasst hat. Darin sind Goethes aufrichtige Worte über den Zweck und den Erfolg seines großen südlichen Unternehmens zu lesen:

¹ MORITZ, 1981, 3.

² EULENBERG, 1919, 28.

³ GOETHE 1961, 70.

⁴ HEINE, 1988, 80.

Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den physisch-moralischen Übeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten: sodann den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. Das erste ist mir ziemlich, das letzte ganz geglückt.⁵

Eine sehr gute Zusammenfassung der Bedeutung der *Italienischen Reise* finden wir unerwarteterweise bei dem amerikanischen Schriftsteller Saul Bellow. Er erweist sich als empfindlich genug für die kulturellen Phänomene der Nord-Süd-Problematik, für die künstlerischen Attitüden, die bei Goethe zur Geltung kommen. Bellow sieht genau die wesentlichen Momente dieses Prozesses:

Im 19. Jahrhundert kamen aus den düsteren, 'eingeschränkten' Ländern Nordeuropas die Dichter und die Maler – zumal auch Damen – auf der Suche nach Wärme, Unbeschwertheit und Anregung, Freiheit, Leidenschaft, Gesundheit...deutsche Künstler, Wegbereiter, die Raffael kopieren und ihre Poren der italienischen Luft öffnen wollten...Italien ist das verheißene Land, aber er [Goethe – I. M.] ist kein bloßer Zuschauer. Er ist gekommen, um das Seine einzufordern [...] der tiefere Sinn, die Hoffnungen, die Stimmung dieses systematischen Reisenden [ist]..., dass er in Italien nichts ersehnt als eine Heilung – ...Neugeburt.

Der Amerikaner kann im Weiteren auch in die Komplexität der Goetheschen künstlerischen Verfahrensweise hineinblicken:

Es ist seine Methode, sich in die Dinge zu versetzen und ihren idealen Gehalt mit der Einbildungskraft zu begreifen, denn was in der Natur ist, ist auch in uns, Ideen und Sinneseindrücke ergänzen einander vollkommen...Nur wenn man die Natur *anschaut*, wird man es wert, an ihren Schöpfungen auch geistig teilzunehmen.⁶

Neben bzw. noch vor Goethe war Wilhelm Heinse ein großer Südbegeisterter. Nach seinem langen Italienaufenthalt schrieb er sein bedeutendstes Werk *Ardinghello und die glückseligen Inseln. Eine italienische Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert*. Der ihn plötzlich berühmt machende Roman gilt als letztes Zeugnis des Geniekultes der Sturm und Drang-Zeit. In der außergewöhnlichen, übermenschlichen, dämonischen Titelgestalt kann man die gefährlichen Tendenzen beobachten, die im südlichen Verhalten, in der Südsucht verborgen sind. Man hat für derartige Attitüde den Begriff „ästhetischer Immoralismus“ (Walther Brecht) geprägt.⁷

Eine Art Wende in den Reisebeschreibungen können wir bei dem großen Jungdeutschen-Spätromantiker Heinrich Heine beobachten. Sein besonderes, ironisches Verhältnis zu Italien, bzw. insbesondere zu den snobistisch eingestellten ausländischen Badegästen ist im dritten Teil seiner *Reisebilder* sogar in drei Werken zu genießen: *Reise von München nach Genua*, *Die Bäder von Lucca*, *Die Stadt Lucca*. Es ziehen vor uns italienische Landschaften vorbei, Bilder des gesellschaftlichen und politischen Leben in Italien, darüber hinaus studentische Tollheiten, farbige Szenen aus dem Volksleben, romantischer Naturkultus, die unerlässlichen Liebesabenteuer, und wie gesagt: scharfe Kritik anhand der englischen Badereisenden, sowie treffende Angriffe gegen negative Erscheinungen in Leben und Kunst.

⁵ GOETHE, zitiert nach MALINA, 1932, 17.

⁶ BELLOW, 1978.

⁷ BRECHT 1911.

Wegen seiner völlig neuen Perspektive gilt dem Werk von Otto Julius Bierbaum *Eine empfindsame Reise im Automobil. Von Berlin nach Sorrent und zurück an den Rhein* vom Anfang des 20. Jahrhunderts besondere Beachtung zu schenken: er macht nämlich zum ersten Mal eine Reise mit der damals neuen Erfindung, dem Automobil, was zu tiefgreifenden Meditationen über allgemeine Fragen des Reisens Gelegenheit bietet. Es seien hier nur die Schilderungen vorgeführt, in denen der Verfasser die wichtigsten Begriffe und Umstände erklärt:

Empfindsamkeit ist für mich der Zustand und die Gabe stets bereiter Empfänglichkeit für alles, was auf die Empfindung wirkt, die Fähigkeit und Bereitschaft, neue Eindrücke frisch und stark aufzunehmen. Mit offenen, wachen, allen Erscheinungen des Lebens der Natur zugewandten Sinnen reisen nenne ich empfindsam reisen, und dieses Reisen allein erscheint mir als das wirkliche Reisen, wert und dazu angetan, zur Kunst erhoben zu werden.⁸

Im Zusammenhang mit dem Auto wirft er die Kernfrage des Reisens auf: die Geschwindigkeit:

Wir wollen mit dem modernsten aller Fahrzeuge auf altmodische Weise reisen...bisher hat man das Automobil fast ausschließlich zum Rasen und so gut wie gar nicht zum Reisen benützt. Das Wesentliche des Reisens ist aber keineswegs die Schnelligkeit, sondern die Freiheit der Bewegung. Reisen ist das Vergnügen, in Bewegung zu sein, sich vom alltäglichen seiner Umgebung zu entfernen und neue Eindrücke mit Genuss aufzunehmen... Lerne reisen, ohne zu rasen! Heißt mein Spruch, und auch darum nenne das Auto gern Laufwagen. Denn es soll nach meinem Sinn kein Rasewagen sein.⁹

Auf dem Gebiet der bildenden Kunst findet man ähnliche Tendenzen wie in der Literatur. Die Beziehungen zu Italien, italienischer Malerei widerspiegeln sich am klarsten noch in den Werken des großen Meisters der deutschen Renaissance, Albrecht Dürer. Er reiste zweimal nach Italien, was zumeist Aufenthalte in Venedig bedeutete. Er machte dort grundsätzliche Erfahrungen in der Erfassung der Naturwirklichkeit, in der räumlich-plastischen und perspektivischen Darstellung. Die Wiederentdeckung der klassischen Formenwelt trug dazu bei, seinen neu herausgebildeten Renaissance-Stil den traditionellen Formen der spätgotischen Kunst gegenüberzustellen. Diese Entwicklung brachte also eine neue Gedankenwelt mit neuen breiteren Möglichkeiten für die künstlerische Darstellung mit sich. Dürer verkörpert aber zugleich – wie wir später sehen werden – auch die Suche, das Streben nach Gleichgewicht zwischen der südlichen und nordischen Haltung: er hatte nämlich nicht nur Italien besucht, sondern er auch in den Niederlanden gelernt. So erscheint also bei ihm der Anspruch, ein kreatives Bindeglied zu werden zwischen den beiden europäischen kulturellen und künstlerischen Polen und Modellen.¹⁰

Von einer besonderen Hinwendung zur italienischen Kunst, vorwiegend zur geheimnisvollen Persönlichkeit von Raphael zeugt die Tätigkeit der deutschen Nazarener in Italien. Eigentlich wurde ihre Gemeinschaft 1809 in Wien durch Franz Pfaff und Friedrich Overbeck gegründet aus Protest gegen die starre klassizistische Ausbildungsmethode in der

⁸ BIERBAUM 1955, 5f.

⁹ Ebd., 11.

¹⁰ Siehe dazu ULLMANN, 1982.

Kunstakademie. Die „Lukasbrüderschaft“ verlegte dann seinen Sitz 1810 in das stille verlassene Kloster San Isidoro am Rand von Rom. Das wichtigste Merkmal ihrer künstlerischen Tätigkeit bestand darin, dass sie sich dem Stil des späten 15. und 16. Jahrhunderts angeschlossen haben: einerseits der Kunst der Dürerzeit, andererseits dem italienischen Quattrocento, und insbesondere der Kunst von Raphael. Die Nazarener betrachteten die Welt im Zeichen ihrer sittlich-frommen Lebensführung aus der Perspektive des naivgläubigen Christen. Sie wollten in ihrer Begeisterung für das Mittelalter die alte christliche Kunst auf streng religiöser Grundlage erneuern.

Italien bietet aber nicht nur den Künstlern der visuellen Sphäre bleibende Erlebnisse, sondern auch für die Vertreter des auditiven Bereiches. Da gilt Mozart als bestes Beispiel für die transformierende Macht der italienischen Atmosphäre, was unter anderem in Mörikes Rokoko-Novelle *Mozart auf der Reise nach Prag* verewigt worden ist.

Daheim und Ferne – Über das Reisen nach außen und innen

Neben den großen Reisenden gibt es aber solche Dichter und Künstler, die – ganz im Gegenteil – lieber zu Hause bleiben und das Glück dort an Ort und Stelle suchen und auch finden. Manche Werke behandeln gerade die große Frage, welche Haltung einen in der Welt- und Selbsterkenntnis voranbringt, die passive, nach innen gewandte oder die aktive offene, nach der Ferne strebende. Ein allgemein gültiges Rezept gibt es da nicht, beide Einstellungen können zu guten Resultaten führen. Wichtig ist in jedem Fall die differenzierte Behandlung der Sache. Solche ernste Fragestellung finden wir zum Beispiel in Wilhelm Raabes Werk *Stopfkuchen*. Da geht es grundsätzlich um die semiotische Gegenüberstellung von Nahem und Fernem, Eigenem und Fremdem. Raabe erreicht mit narrativen Mitteln, dass Eduard, der große Weltreisende am Ende einsehen muss: Heinrich Schumann, der dicke, gefräßige, daheim gebliebene Stopfkuchen ihn eigentlich besiegt hat, in der Weltaneignung mehr erreicht, und was noch wichtiger ist: sich selbst mehr entfaltet, verwirklicht hat. Zu diesem Typ von Daheimgebliebenen gehört, wie schon darauf hingewiesen wurde, auch der mit Raabes künstlerischem Universum in vieler Hinsicht verwandte Jean Paul. Er hat also Hermann von Keyserlings Motto zu dessen *Das Reisetagebuch eines Philosophen*: „Der kürzeste Weg zu sich selbst führt um die Welt herum“ nicht angenommen. Obwohl das Thema Reise nicht einmal in Jean Pauls Lebenswerk fehlt, steckt hinter den großartigen manchmal exotischen Landschaftsbeschreibungen keine eigene Erfahrung. Auch Eulenberg wendet sich folgendermaßen an den Schriftsteller: „Nie fiel es dir ein, das Land Italia, von dem die von der Griechheit befallenen damaligen Deutschen wie junge Mädchen von ihren Erziehern schwärmten, zu betreten.“¹¹ Eine weitere Formulierung dieser Attitüde bei Jean Paul ist seine Bemerkung: die beste Reise ist, die man nicht tut. In diesem Kampf zwischen den Beharrungsnaturen und Bewegungsnaturen, Erhaltungs- und Verführungsmotivik – wie wir bei Thomas Manns Aschenbach beobachten können – weist der um die Welt reisende Scheuermann auf einen sehr wichtigen Aspekt hin – der übrigens auch in den Volksmärchen betont wird:

¹¹ EULENBERG, 1919, 51.

Die Welt ist hier wie überall; Dinge und Begebenheiten sind nur Strahlungen ein und desselben Zentrums. Findest du das Wesen der Welt nicht zwischen deiner Schwelle und deiner Gartenpforte, so wirst du es nirgends finden.¹²

Wenn man aber zum andern Typ gehört, fühlt man sich immer dazu bewogen, sich auf den Weg zu machen, stets unterwegs zu sein. Bei Chamisso sehen wir den ganzen Ernst dieser Einstellung. Der nicht nur schrifstellernde, sondern auch sich mit Naturwissenschaften /Botanik/ beschäftigende Chamisso machte eine wirkliche Reise um die Welt. Bei dem Dänen Andersen wird diese Idee der Reise sogar ins Kosmische erweitert, ins Phantastische gesteigert:

O reisen, reisen, das ist doch das glücklichste Los! Und daher reisen wir auch alle! Alles in dem ganzen Universum reist! Selbst der ärmste Mann ist im Besitz des beflügelten Pferdes der Gedanken, und wird dies schwach und alt, dann nimmt ihn doch der Tod mit auf die Reise, die große Reise, die wir alle machen... Wir reisen alle, selbst die Toten in ihren stillen Gräbern fliegen mit der Erde rund um die Sonne. Ja, 'reisen' ist eine fixe Idee in dem ganzen Universum, aber wir Menschen sind Kinder, wir wollen auch noch 'Reisen' spielen während unserer und aller Dinge großer natürlicher Reise.¹³

Wenn man diesen unüberwindbaren Drang in sich selbst spürt, in die weite Welt zu reisen, wird man mit dem unerlässlichen Problem konfrontiert: wie sollte man eine Reise machen. Man kann es natürlich humoristisch auffassen, und dann erörtert man lange die Kunst, falsch zu reisen, wie es Tucholsky getan hat, aber es können auch ernste Gedanken über das richtige Reisen formuliert werden. Wie schon im Zusammenhang mit Bierbaum oben ausgeführt, spielt beim Reisen das Tempo, die Geschwindigkeit eine sehr wichtige Rolle, was bei Richard Katz mit weiteren Aspekten, Anforderungen ergänzt wird:

Langsam reisen ist – ... – noch immer das leidichste Rezept. Das unbedingt wirksame noch lange nicht. Das wirksamste wäre es, sich im fremden Volk einzuleben. Schade nur, dass es einem dann nicht mehr fremd genug wäre, seine Eigenart wahrzunehmen. Hier nämlich liegt die andere Gefahrenzone für den Reiseschilderer: zu viel von der Fremde zu wissen, die er schildert. (Eine Gefahr übrigens, die er auch läuft, wenn er sich allzu gründlich auf seine Reise vorbereitet.) Zu viel vom fremden Land zu wissen, trübt den unbefangenen Blick noch mehr, als ihn allzu rasche Eindrücke verwirren. Und auf den unbefangenen Blick kommt es an!¹⁴

Was bei Peter Jokostra im Zusammenhang mit den richtigen Reisen in den Süden steht, gilt natürlich auch für andere Destinationen:

Der Reisende, der nur von Stadt zu Stadt eilt, der also eine Museumsfahrt unternimmt, der Rudimente versteinerten Lebens besichtigen will, erfährt nichts über den Süden... Er muss ausbrechen aus dem Sog, muss seinen schönen daheim am Schreibtisch und im Familienkonzil ausgeklügelten Reiseplan vergessen und ganz klein mit dem ersten Buchstaben des Alphabets anfangen, in diesem Buch zu lesen... Und wenn er die zwei Tugenden mitbringt..., nämlich Demut und naive

¹² SCHEUERMANN, 1929, 8.

¹³ ANDERSEN, 1980, 45.

¹⁴ KATZ, 1932, 273.

Freude am Ungewöhnlichen – nennen wir es Bereitschaft für das Wunder – , dann wird er aufgenommen. Aber die Fähigkeit des Staunenkönnens muss er mitbringen.¹⁵

Nord-Süd-Problematik

Hinter dem Italienthema steckt eigentlich das komplexe Problem von Südorientierung, Südweh und Nord-Süd-Gegensatz. Besonders den Deutschen fällt es schwer, sich zwischen diesen Polen zurechtzufinden. Die Orientierungsschwierigkeiten zeugen von Identitätsstörungen, beziehungsweise von Bestrebungen, diese zu beseitigen, und die sichere Lösung, den fixen Punkt zu finden. Von vornherein betrachten sich die Deutschen eher als Vertreter des Nordens, der nordischen Landschaft, der für den Norden typischen Lebens- und Arbeitsweise. Sie spüren aber zugleich den schmerzhaften Mangel an solchen Eigenschaften, Charakterzügen, die in der Welt des europäischen Südens zu finden sind.

Auch der bereits zitierte Hermann von Keyserling erinnert uns an Alfieris Worte, „dass die Pflanze Mensch nirgends so gut gedeihe wie auf Italiens Boden. Sie wächst dort tatsächlich pflanzenmäßig, wie unabhängig von der Geschichte. Italien ist ältestes Kulturland.“¹⁶ Zu den Grundzügen italienischen Wesens gehören seiner Ansicht nach unter anderem, dass es nirgends in Europa das Natürliche und Urtümliche so sehr entscheidet wie hier, dass dank der naturhaften Gebundenheit der Urformen seines Lebens sie wie überhistorischen ja Ewigkeitscharakter zu tragen scheinen. Keyserling betont ferner im italienischen Wesen die extreme Bedeutung des persönlichen Momentes, dessen größte Zeit die Renaissance war mit ihrer Wiederanknüpfung an die Antike und ihre Erdenfreudigkeit sowie mit ihrer Konzentration auf das sich emanzipierende Individuum.¹⁷

Diese Gegenüberstellung von Nord und Süd finden wir schon in Goethes VII. Römischen Elegie:

O, wieühl ich in Rom mich froh! Gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich renkte,
Farb- und Gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! Hier lieg ich und strecke nach deinen Knien die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
[...]

¹⁵ JOKOSTRA, 1971, 53.

¹⁶ KEYSERLING, 1928, 197.

¹⁷ Siehe KEYSERLING, 1928, 204f.

Die verschiedensten deutschen Dichter äußern sich über charakteristische Momente des italienischen Lebens, über wichtige Aspekte der Gegenüberstellung der nördlichen und der südlichen Attitüde. So weist schon Heine auf wesentliche seelische Haltungen, Reaktionsweisen hin in Verbindung mit Natur- und Witterungselementen:

Hier in Italien ist es ja so schön, das Leiden selbst ist hier so schön, in diesen gebrochenen Marmorpalazzos klingen die Seufzer viel romantischer, als in unseren netten Ziegelhäuschen, unter jenen Lorbeerbäumen lässt sich viel wollüstiger weinen als unter unseren mürrisch zackigen Tannen, und nach den idealischen Wolkenbildern des himmelblauen Italiens lässt sich viel süßer hinaufschmachten als nach dem aschgrau deutschen Werkeltagshimmel, wo sogar die Wolken nur ehrliche Spießbürgerfratzen schneiden und langweilig herabgähnen!¹⁸

Heine entdeckt aber in den Charakterzügen der unter der italienischen Sonne lebenden Menschen bereits auch die kulturellen Unterschiede:

Betrachtet man aber genauer diese Menschen, die Männer wie die Frauen, so entdeckte man, in ihren Gesichtern und in ihrem ganzen Wesen, die Spuren einer Zivilisation, die sich von der unsrigen insofern unterscheidet, dass sie nicht aus der Mittelalter-Barbarei hervorgegangen, sondern noch aus der Römerzeit herrührt, nie ganz vertilgt worden ist, und sich nur nach dem jedesmaligen Charakter der Landesherrscher modifiziert hat. Die Zivilisation hat bei diesen Menschen keine so auffallend neue Politur wie bei uns, wo die Eichenstämme erst gestern gehobelt worden sind, und alles noch nach Firnis riecht.¹⁹

Auch Marie-Luise Kaschnitz weist auf das innige Verhältnis der Deutschen zu Italien hin, indem sie in Deutschland „die Einheit des Mittelmeers, mare nostrum, das heißt, aller Südbesessenen“²⁰ empfinden lässt. Trotz dieses Wunsches der Einheit muss sie aber an Ort und Stelle die Unterschiede der psychosomatischen Manifestationen zwischen den beiden Menschentypen:

Wir Nordländer sind hier, und nicht nur an unseren plumperen Schuhen, unter den Einheimischen auf den ersten Blick zu erkennen. Wir gehen anders, zielstrebig, gerichtet, angezogen und aus dem Gleichgewicht gebracht von dem, was wir erreichen wollen... Wir scheinen nicht im Augenblick, sondern in der Zukunft zu leben, nicht innerhalb, sondern außerhalb unseres Selbst heimisch zu sein. Wir gehen mit vorgebeugtem Oberkörper, weggestrecktem Kopf und geschlenkerten Armen, wie Kinder, die auf dem Eise vorwärts zu kommen versuchen. Auf der glatten Fläche des Augenblicks nun weiß der Südländer sich vortrefflich zu halten, ja diese scheint sein eigentliches Element zu sein... Nichts erscheint so wichtig, dass es eilends erreicht werden müsste, nichts verpflichtender als das Dasein in diesem gegebenen Moment.²¹

¹⁸ HEINE, 1988, 57.

¹⁹ Ebd., 71f.

²⁰ KASCHNITZ, 1967, 69.

²¹ Ebd., 80.

Wenn wir alles in Betracht ziehen, können wir feststellen, dass das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal bei den meisten empfindlichen Beobachtern im Bereich des Lichts, der besonderen Lichtverhältnisse des Südens liegt. Schon Hofmannsthal macht uns auf diese eigentümliche Atmosphäre aufmerksam:

Wir sind aus dem Norden, und das Halbdunkel des Nordens hat unsere Einbildungskraft geformt. Wir ahnten das Mysterium des Raumes, aber wir hielten keine andere Art, diese zu verherrlichen, für möglich, als die Rembrandts: aus Licht und Finsternis. Aber hier erkennen wir: es gibt ein Mysterium im vollen Licht. Dieses Licht umfängt Gestalten mit Geheimnis und mit Vertraulichkeit zugleich.²² Dann weist er auf weitere daraus resultierende Zusammenhänge hin: „Unter diesem Licht ist...das Geistige leiblicher und das Leibliche geistiger als irgend sonst auf der Welt.“²³

Stefan Andres steigert die Bedeutung des Lichtes noch weiter:

Vor allem ließen wir uns von den Lichtwonnen auf den Terrassen durchschauern und erfuhren dabei täglich, dass der Mensch wirklich nicht vom Brot allein lebt, sondern sich ebenso ernährt vom Wort Gottes, wozu ich auch das Licht rechne [...], ferner die reine Luft und ebenso die nährenden Stille.²⁴

Das Problem des Lichts verwendet auch Hanns-Josef Ortheil in seinem Goethe-Roman *Faustinas Küsse*, der zu seiner Trilogie von Künstlerromanen gehört, um die defizitären Anlagen des nordischen Menschen zu charakterisieren:

Man musste dankbar sein, nicht als Nordmensch zur Welt gekommen zu sein. Die Nordmensch haben die Schöpfung verschlafen, einfach verschlafen. Deshalb wachten sie nachts und suchten das Dunkel am Tage. Sie verstanden das Licht nicht, das war es, sie verstanden nicht einmal den einfachsten Satz <es werde Licht!>, nein, nicht einmal das!

Dieses Licht, das war die erste Lektion, die man ihnen beibringen musste. Man musste sie lehren, das Licht zu sehen.²⁵

Die Feststellung der Unterschiede zwischen dem Nordischen und dem südlichen Menschen in ihrer Lebensauffassung wurde – wie wir gesehen haben – von Vertretern der Welt des Nordens durchgeführt. In der großen Identitätssuche der Deutschen musste immer auf den Mangel an solchen Zügen, Eigenschaften, Attitüden hingewiesen werden, die den Menschen des mediterranen Südens aber eigen waren. Die Bildung, die Kultur, die bei den Deutschen immer groß geschrieben wurden und werden, ist nicht vollständig ohne die Momente des südlichen Aspektes. Der Süden bedeutet jetzt natürlich die mediterrane Region und als emblematisches Land des Mittelmeerbeckens, Italien. Dieses Terrain stellt einen besonderen Typus der Kultur dar, die in Boeckmanns Kulturphysiognomik den Namen „Küstenkultur“ erhalten hat. Wie bekannt, auf Grunde tiefgreifenden Untersuchungen hat Boeckmann drei Typen von Meerkulturen unterschieden: die pazifische Inselkultur, die mediterrane Küstenkultur und drittens die atlantische Flusskultur. Die Abweichungen können sowohl im Wesen und Wirkung, als auch in Gestalt und Bewegung beobachtet werden.

²² HOFMANNSTHAL, 1979, 632.

²³ Ebd., 634.

²⁴ ANDRES, 1965, 6.

²⁵ ORTHEIL, 1998, 127.

Das Mediterraneum hat besonders glückliche Bedingungen zur Herausbildung einer organischen Kultur geschaffen am Küstengürtel rund ums Meerbecken.²⁶

Bisher haben wir gesehen, wie die Dichter und Künstler vom nordischen Gesichtspunkt aus die Welt des Südens darstellten und beurteilten. So ist es berechtigt, dass einmal auch ein urwüchsiger Vertreter des südlichen Aspekts zu Worte kommt. Luis Racionero, der spanische Forscher hat starkes Interesse an dem kulturellen Wandel unserer Zeit. In seinem provokanten Buch *Die Barbaren des Nordens. Die Zerstörung des mediterranen Lebensgefühls* analysiert er den Zusammenhang zweier Geistesgestalten in Europa. Wie der Titel schon vermuten lässt, er beschäftigt sich mit den polaren Spannungen zwischen dem Modell des Nordens und der Einstellung des Südens. Er beschreibt den Gegensatz zwischen den beiden Polen in solchen Antinomien wie Technologie und Zivilisation, Produktion und bessere Lebensqualität durch den Konsum, Quantität und Qualität, Expansion und Zurückhaltung, Leistung und Schönheit. Er formuliert auch wichtige Kulturmerkmale des Unterschieds zwischen äußerer und innerer Reise:

Beziehung zwischen einer Reise in die Ferne und einer Reise nach innen: Reist man in fremde Länder, so bestätigt sich die eigene kulturelle Identität durch den Kontrast, mit dem sie sich von den unbekanntenen Sitten und Gebräuchen abhebt, bei der Reise nach innen dagegen bewirkt die Erfahrung durch eine Art Osmose eine neue kulturelle Identität.²⁷

Obwohl er für die organische Kultur des Mittelmeerraums eintritt, verfährt er in seinen an manchen Stellen provokanten Erörterungen nicht dualistisch, sondern er sucht nach der Konvergenz der beiden unterschiedlichen Haltungen, und auf polarer Grundlage versucht er der kulturellen Einheit von Europa entgegenzuarbeiten. Es geht also bei ihm um ein neues Europa-Paradigma:

So erscheint mir Europa... – ich sehe es mit den Augen eines Dürer, mit der Melancholie jenes Mannes, der die nordische Vitalität mit dem italienischen Klassizismus vereinen wollte. Dies ist der nicht zu Ende geführte Versuch eines europäischen Projekts: Solange diese Synthese sich nicht verwirklicht, wird es zwei Mentalitäten geben, die mediterrane und die nordische, und die Einheit Europas wird eine Utopie bleiben.²⁸

Natürlich ist es ein langer, mit vielen Schwierigkeiten und Komplikationen beladener Prozess, und es bedarf auch der Erweiterung, Ergänzung der Aspekte der Untersuchung auch hinsichtlich der West-Ost-Beziehungen innerhalb von Europa, aber das ist schon eine andere Geschichte.

²⁶ Siehe BOECKMANN, 1924.

²⁷ RACIONERO, 1986, 81.

²⁸ Ebd., 12f.

LITERATUR

ANDRES 1965

ANDRES, Stefan: *Die italienischen Romane. Ritter der Gerechtigkeit. Die Liebeschaukel. Die Reise nach Portiuncula.* München, 1965.

BELLOW 1978

BELLOW, Saul: Unterwegs, die Welt zu öffnen. Zur italienischen Reise. In: *Geo* 9. 1978.

BIERBAUM 1955

BIERBAUM, Otto Julius: *Eine empfindsame Reise im Automobil. Von Berlin nach Sorrent und zurück an den Rhein.* München 1955.

BOECKMANN 1924

BOECKMANN, Kurt von: *Vom Kulturreich des Meeres.* Berlin, 1924.

BRECHT 1911

BRECHT, Walther: *Heinse und der ästhetische Immoralismus. Zur Geschichte der italienischen Renaissance in Deutschland.* Berlin, 1911.

EULENBERG 1919

EULENBERG, Herbert: *Schattenbilder. Eine Fibel für Kulturbedürftige in Deutschland.* Berlin 1919.

GOETHE 1932

GOETHE, J. W.: Rechenschaftsbericht über die italienische Reise an Herzog Karl August von Weimar. Zitiert nach MALINA, J.B.: *Im sonnigen Süden. Das Italienbuch.* Berlin 1932.

GOETHE 1961

GOETHE, J. W.: Tagebuch der italienischen Reise für Frau von Stein. In: GOETHE, J. W.: *Römische Elegien. Venetianische Epigramme. Tagebuch der italienischen Reise.* Reinbek bei Hamburg 1961.

HEINE 1988

HEINE, Heinrich: Reise von München nach Genua. In: HEINE, H.: *Italien. 1828.* Frankfurt am Main 1988.

HOFMANNSTHAL 1979

HOFMANNSTHAL, Hugo von: Reisen. In: HOFMANNSTAHL, H. v.: *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen.* Frankfurt am Main, 1979.

JOKOSTRA 1971

JOKOSTRA, Peter: *Einladung nach Südfrankreich. Ein Reiseführer.* Frankfurt am Main – Hamburg, 1971.

KASCHNITZ 1967

KASCHNITZ, Marie-Luise: *Engelsbrücke. Römische Betrachtungen.* Frankfurt am Main, 1967.

KATZ 1932

KATZ, Richard: *Ernte. Des Bummels um die Welt. Zweite Folge.* Berlin, 1932.

KEYSERLING 1928

KEYSERLING, Hermann von: *Das Spektrum Europas.* Heidelberg, 1928.

MORITZ 1981

MORITZ, Karl Philipp: Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 bis 1788. In Briefen. Erster teil, In: MORITZ, K. P.: *Werke in zwei Bänden. Erster Band. Reisen eines Deutschen in Italien. Aufsätze und Abhandlungen*. Berlin und Weimar 1981.

ORTHEIL 1998

ORTHEIL, Hanns-Josef: *Faustinas Küsse. Roman*. München, 1998.

RACIONERO 1986

RACIONERO, Luis: *Die Barbaren des Nordens. Die Zerstörung des mediterranen Lebensgefühls*. Düsseldorf – Wien, 1986.

SCHEUERMANN 1929

SCHEUERMANN, Erich: *In Menschenspuren um die Welt. Ein Buch der Sehnsucht und der Erfüllung*. Berlin, 1929.

ULLMANN 1982

ULLMANN, Ernst: *Albrecht Dürer*. Leipzig, 1982.

DIE MODIFIZIERUNG DER MILDEN GABEN UND DER GEBETSFORMELN IN DEUTSCHSPRACHIGEN BÜRGERTESTAMENTEN IM ZEITALTER DER FRÜHREFORMATION

ATTILA TÓZSA-RIGÓ
Universität Miskolc, Ungarn

Einleitung

Die vorliegende Studie versucht darzustellen, was für Beweise für die Wirkung der Reformation in frühneuzeitlichen Bürgertestamenten gefunden werden können. Den Ausgangspunkt dieser Studie bildeten in erster Linie die Informationen des zweiten Testamentsbuchs der Stadt Pressburg (heute Bratislava in der Slowakei, auf ung. Pozsony) aus den Jahren 1529–1557 und in zweiter Linie die frühneuzeitlichen Testamente der Stadt Wien. Der zweite Band vom *Protocollum Testamentorum* in Pressburg beinhaltet 388 Testamente aus der erwähnten Periode. Vergleichenderweise überprüfen wir Testamente aus Wien, um festzustellen, ob den in den Pressburger Testamenten vorkommenden sprachlichen Erscheinungen ähnliche Phänomene auch in den Wiener Quellen zu finden sind.

Pressburg war die größte freie königliche Stadt der nordwestungarischen Region im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Von 1535 an wurde die Stadt zum Verwaltungssitz des Ungarischen Königreichs unter der Herrschaft von Ferdinand I.

Die Postmortalität in den Bürgergemeinden

Man kann die Tätigkeit der Bürger, die der Vorbereitung auf den Tod diente, im Zeitalter des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit zusammengefasst als ein kompliziertes gesellschaftliches Ereignis bestimmen, das zahlreiche Mitglieder der Gemeinschaft betraf. Dieser Tätigkeitskreis ist von dem in der Glaubenswelt der zeitgenössischen Menschen wurzelnden spirituellen Hintergrund beeinflusst. Die wichtigste Gestalt des ganzen Prozesses war natürlich die Person, die sich auf den Tod vorbereitete. Diese Personen bedachten fast immer die Mitglieder ihrer engeren Gemeinschaft, man kann an dieser Stelle zum Beispiel an die Zünfte oder an die Konfraternitäten denken. Ein anderes wichtiges Moment war die Armenfürsorge. Diese Form der Wohltätigkeit zielte nicht auf die Abschaffung der sozialen Ungleichheit. Man kann die Mildtätigkeit eigentlich eher als eine spezielle Art der Vorsorge betrachten, weil die Person, die vor dem Tod – und damit vor dem Purgatorium – stand, ihr jenseitiges Leid auf diese Weise verkürzen konnte.

Die näheren Verwandten und die Mitglieder der engeren Gemeinschaft (Zünfte, Gilden, Bruderschaften) führten also die beim Todesfall auftauchenden Aufgaben durch, die von den Sitten erfordert oder die vom Testator konkreterweise bestimmt waren. Die mit diesen Aufgaben zusammenhängende Tätigkeit nennt man zusammengefasst *postmortale* Tätigkeit. Die an diesem Handeln teilnehmenden Personen (z. B. Familienmitglieder des Testators) führten eigentlich auch Tätigkeiten durch, mit deren Hilfe sie ihre eigene Seligkeit gewinnen konnten. Daraus resultierend kann man ein bisschen profan ausgedrückt feststellen, dass auch die Mitglieder der Umgebung des Gestorbenen aus der postmortalen Tätigkeit „profitieren“ konnten. Zuletzt können noch die kirchlichen Gestalten des Prozesses erwähnt werden. Durch die Trauerzeremonie und die Totenmesse konnten die Kleriker

den Gestorbenen bei der Gewinnung der jenseitigen Seligkeit Hilfe leisten, die Geistlichen und ihre Institute sollten also in der Mildtätigkeit der Bürger hauptsächlich noch im Spätmittelalter eine wichtige Rolle spielen. In der frühen Neuzeit veränderte sich diese Lage. Die ersten Vertreter der Reformation griffen die katholische Kirche gerade mit der Kritik an, dass die Kleriker sich mit zu großer Aufmerksamkeit den testamentarischen Spenden widmeten.¹ Ein Todesfall wurde also nicht nur durch die repräsentative Funktion des Begräbnisses, sondern auch dadurch zu einem wichtigen gesellschaftlichen Ereignis, dass er – weit über den verwandtschaftlichen Kreis hinaus – einen beträchtlichen Teil der städtischen Gemeinschaft betraf.

Die Spuren der Frühreformation in städtischen Testamenten

Nach dem Überblick über die sich mit der frühen Etappe der Glaubensspaltung beschäftigenden Fachliteratur kann man eindeutig feststellen, dass die Geschichtswissenschaftler, die die Spuren der Verbreitung der Reformation erforschen, wegen der Wortkargheit der Geschichtsquellen, in einer sehr schwierigen Lage sind.² Der Forscher steht einer ähnlichen Situation bei den städtischen Dokumenten gegenüber. In den frühneuzeitlichen Testamenten kann man nur indirekte Zeichen finden, die auf die Reformation hinweisen. Wir sollen einerseits die quantitativen und die qualitativen Modifizierungen innerhalb des Kreises der milden Gaben analysieren, andererseits kann man bei der Verwendung der in den ersten Zeilen der Testamente gewöhnlichen schriftlichen Gebetsformeln in der frühen Neuzeit interessante Veränderungen entdecken.

Wir verfügen über sehr geringe Informationen aus den ersten Jahren der Glaubenserneuerung in Pressburg. Auf Grund der Informationen der Fachliteratur kann man im Allgemeinen feststellen, dass von Seiten der bürgerlichen Gemeinschaft keine Veränderung großer Wirkung empfunden worden sei, die darauf hinweisen würde, dass die Mehrheit der Bürger in einer kurzen Periode konvertiert wäre. Solch eine Veränderung kann in den Quellen der Stadt nicht nachgewiesen werden, d.h. ein kollektiver Glaubenswechsel erschien in der öffentlichen Sphäre der Stadt nicht. Die Forschung muss sich also auf indirekte Informationen stützen, wenn wir die ersten Spuren der Reformation nachweisen möchten.

Milde Gaben erscheinen insgesamt in 215 Pressburger Testamenten, d.h. bei zirka

¹ Die reichen Bürger verordneten in mehreren Kirchen oder Kapellen Totenmessen, wodurch die Kleriker natürlich beträchtliche Gaben (nicht nur in Form von größeren Summen sondern auch Immobilien) bekamen. BERTA 2001, 213–238; 223

² Die Frühreformation ist als Teil eines langfristigen Entwicklungsprozesses zu betrachten. Die Geschichtswissenschaft muss endgültig mit dem Konzept brechen, das die Reformation als einen revolutionären Durchbruch bewertet. Im Gegenteil dazu muss man eher mit einem langfristigen Prozess rechnen, währenddessen sich die spätmittelalterlichen Strukturen um die Wende zum 16. Jahrhundert grundlegend veränderten. (Heinz SCHILLING betont die Bedeutung der Konfessionalisierung, die sich als Ereignis von langwährend angesammelten Vorgängen entwickelte. SCHILLING 1998, 13–34; 14–15. Auch andere Forscher sehen eine Linie der Kontinuität zwischen dem Spätmittelalter und der Reformation. Da sich das Selbstverständnis der Stadt vom rein Politischen zur allgemeinen Fürsorge (so auch zum Heil der Seele) gewandelt hatte, fiel die Aufgabe der materiellen Sicherung durch die neugeordnete Kirche unmittelbar der Stadtbürgergemeinde anheim. Diesem Konzept folgend, kann man nicht nur die Kontinuität der kirchenpolitischen Praxis der städtischen Obrigkeit feststellen, sondern auch die des bürgerlichen Bewusstseins. RUBLACK 1978, 9–26; 13; 17.

55% der Testatoren. Auf Grund der Informationen des ersten Testamentbuches kann man feststellen, dass es im 15. Jahrhundert und in den ersten drei Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts etwa 80% der Testatoren für wichtig hielt solche Verfügungen zu tun. Schon selbst die so beträchtliche Abweichung zwischen den Verhältnissen kann unseren Verdacht erwecken, was die im Denken der Bürger erfolgte Veränderung betrifft.

Im Laufe der detailhaften Analyse fällt uns zum ersten Mal der Mangel einer speziellen Art der mittelalterlichen milden Gaben auf. Nach der Konzeption von PÉTER BERTA können die Pilgerfahrten, die für das Seelenheil des Testators verordnet wurden, in die Gruppe der langfristigen postmortalen Aufgaben eingeordnet werden.³ In fast 850 Pressburger Testamenten aus den etwa 110 Jahren vor 1529 kann man über mehr als 200 solche Verfügungen lesen.⁴ Die frühneuzeitlichen Testamente zeigen einen prägnant auffallenden Unterschied: in den fast 400 letzten Willen ist keine einzige Verfügung (!) mit solchem Ziel zu finden. Es kann schon nach 1517 eine bedeutende Minderung nachgewiesen werden und das letzte Testament mit Erwähnung von Wallfahrt wurde 1525 eingetragen.⁵

Dieses Phänomen fügt sich in den allgemeinen Prozess, währenddessen sich die religiöse Gedankenwelt der spätmittelalterlichen Menschen grundlegend veränderte. Als einer der wichtigsten theologischen Angriffe gegen den Katholizismus kann die Lehre der Reformation bewertet werden, nach der die Menschen ausschließlich durch die göttliche Gnade die Seligkeit gewinnen können. Schon vor der Verbreitung der Reformation wurde eine immer größere Unzufriedenheit von der verweltlichten Kirche ausgelöst. Eine der wichtigsten Ursachen der Kritik an der Kirche war, dass der Klerus die Menschen dazu anregte, die Leiden im Purgatorium mit Bargeld „auszulösen“. In dieser Hinsicht verlor aber die mittelalterliche Form der Mildtätigkeit ihre Geltung.

Was die zeitliche Verteilung der milden Gaben betrifft, ist in den 40er Jahren ein bedeutender Rückfall nachzuweisen, im nächsten Jahrzehnt aber vergrößert sich die Zahl dieser Verfügungen. In den Jahren 1529–1538 wurden 189 milde Gaben eingetragen. Die Minderung in den nächsten zehn Jahren beträgt fast 20%, im Verhältnis dazu kann man in den letzten neun Jahren einen Zuwachs von etwa 70% nachweisen: 223 milde Gaben zwischen 1549 und 1557. In den 50er Jahren genossen also diese Verfügungen in den Kreisen der Bürger wieder eine verhältnismäßig größere Popularität. Um den Hintergrund dieses interessanten Phänomens erschließen zu können, sollen wir prüfen, wie sich die Häufigkeit der Gruppen der Begünstigten veränderte.

Die Verfügungen im Interesse der Armenfürsorge erschienen nach 1540 in einem viel niedrigeren Verhältnis. Eine viel kleinere Prozentzahl der Testatoren hielt es zweckentsprechend, für die Armen in einer direkter Art und Weise – d.h. ohne die Hilfe verschiedener Institute in Anspruch zu nehmen – zu sorgen. Als die Ursache dieser Tendenz ist eindeutig die größere Popularität der Stadtspitäler anzugeben. Wir werden uns mit diesem Institut später noch beschäftigen. Im Allgemeinen kann festgestellt werden, dass die Reformation auf die Armenfürsorge besonders großen Wert legte und sie mehrmals mit dem Anspruch auftrat, diese von der katholischen Kirche vernachlässigte Aufgabe zu bewältigen. Die Wichtigkeit dieses Gebiets wurde also in den Kreisen der Bürger verstärkt. Die

³ BERTA 2001, 227–228.

⁴ CSUKOVITS 2003, 84; 32.

⁵ CSUKOVITS 2003, 193–197. Archív mesta Bratislavy (AMB) 4 n 2 Prot. Test. II. f. 257v.

Informationen der erforschten Quellen laufen also mit der oben erwähnten Feststellung zusammen, d.h. die lutherischen Lehren lenkten eine verhältnismäßig größere Aufmerksamkeit auf die Armenpflege.⁶ Weiterhin blenden wir die Gruppe der begünstigten Institute ein.

Unter den begünstigten Instituten der milden Gaben steht das Spital (oder die Spitäler) – abweichend von den spätmittelalterlichen Angaben – eindeutig an erster Stelle.⁷ Wie es schon oben erwähnt wurde, verminderte sich die Popularität der Armenfürsorge in direkter Weise – d. h. ohne die Hilfe verschiedener Institute – in kleinem Maße. Die als die Wirkung der Reformation zu betrachtende Bedeutungserhohung der Armenpflege kam also in der immer größeren Unterstützung der Spitäler zum Ausdruck.

Der Anteil der Spenden für die Spitäler steigert sich im zweiten Jahrzehnt auf mehr als das Zweifache der Angaben in den 30er Jahren, und in den letzten neun Jahren ist der Begünstigte von fast jeder zweiten Gabe (46,2%) das Spital. In den letzten neun Jahren wurden etwa 40% mehr Verfügungen für die Spitäler eingetragen. Bei so beträchtlicher Steigerung soll man daran denken, dass eine der Grundthesen der Reformation, die die katholische Seligwerden–Lehre ablehnte, bzw. die die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf die christlichen Mentalität des *caritas* lenkte, eine sehr bedeutende Wirkung in den Kreisen des deutschsprachigen Bürgertums in Ungarn auswirkte.

An dieser Stelle müssen wir noch die neuen sprachlichen Formen der Spitalnamen untersuchen. Von 1550 an kommen die Ausdrücke *Bürgerspital* und seltener *gemainer stat spital* vor. Im Mittelalter war es noch typisch, die Spitäler dem Patronat irgendeines Heiligen zu widmen. Aus der frühneuzeitlichen Form der Namensgebung ist darauf zu schließen, dass die Bürger im Unterschied zur spätmittelalterlichen Praxis auch im Namen der nicht mehr kirchlichen, sondern städtischen Institute, die Veränderung ihres Weltbildes zum Ausdruck bringen wollten.

Im Kreis der Begünstigten der milden Gaben bilden noch die Bruderschaften eine bedeutende Gruppe. Es ist interessant, dass es sich in diesen Fällen um keine linear abnehmende Tendenz handelt. Die Popularität der Konfraternitäten fiel in den 1540er Jahren in beträchtlichem Maße zurück, im nächsten Jahrzehnt wurde die Zahl der Verfügungen für die Bruderschaften gesteigert, auch im Verhältnis der Angaben der 30er Jahre. Die Informationen der ersten zwei Jahrzehnte passen gut in den allgemeinen Prozess des in den anderen Städten des Ungarischen Königtums erfahrenen Bedeutungsverlustes der Konfraternitäten.⁸ Bei diesem Prozess konnte auch eine Rolle spielen, dass im Fokus der Tätigkeit dieser Gesellschaften in diesem Zeitalter schon seit langem das Finanzielle stand und die Verweltlichung der ursprünglich religiösen Gesellschaften der Laien den Widerwillen der

⁶ Unter den begünstigten Personen erscheinen noch die Kleriker als eine relativ bedeutende Gruppe. Aus den Angaben können wir zweifelsohne darauf folgern, dass die Popularität der Kleriker unter den Bürgern immer niedriger wurde.

⁷ Die zwei Spitäler von Pressburg standen vor 1529 außerhalb der Stadtmauer. Sie wurden im Jahre 1529 wegen der Bedrohung von den Türken niedergerissen. Die Texte der Testamente lassen darauf folgern, dass die Stadt spätestens bis 1550 ein neues Armenhaus bauen ließ.

⁸ In den 1520er Jahren verminderte sich die Zahl der Mitglieder landesweit, und aus den nächsten Jahren verfügen wir über Informationen, die uns über die Liquidierung solcher Bruderschaften berichten. Die Konfraternitat St. Anna in Hermannstadt (auf ung. Szeben, liegt in Siebenbürgen, rum. Sibiu) löste sich 1543 auf. PASZTOR 1940, 38.

von den neuen Glaubenslehren beeinflussten Bürger auslöste.

Nach dem beträchtlichen Bedeutungsverlust in den 1540er Jahren (aus den Jahren 1542 und 1543 stammt keine einzige Verfügung für Konfraternitäten), vom Anfang der 50er Jahre scheint die Beurteilung der Bruderschaften konsolidiert zu sein. Dieses Phänomen kann vielleicht damit erklärt werden, dass sich die Position der Konfraternitäten innerhalb der städtischen Gemeinschaft wandelte und der neue Inhalt auch die Vertreter der Reformation befriedigte.

Zusammengefasst kann man feststellen, dass sich die Rolle der milden Gaben in den bürgerlichen Testamenten grundlegend veränderte. Als Ereignis des von der Reformation beeinflussten Entwicklungsprozesses kann eine grundlegend andere Verfügungsgruppe unterschieden werden. Für die Benennung dieser Gruppe ist der Ausdruck *milde* vielleicht nicht mehr annehmbar, weil bei den analysierten Verfügungen nicht mehr die mittelalterliche Konzeption des Seligwerdens betont wird, sondern eher die Wohltätigkeit.

Die Veränderung der Gebetsformeln im Zeitalter der Frühreformation

Um die weiteren schriftlichen Spuren der Frühreformation in städtischen Quellen mit weltlichem Inhalt ergreifen zu können, müssen wir der Umwandlung der am Anfang der Testamente stehenden Gebetsformeln größere Aufmerksamkeit schenken. Bei dieser Informationsgruppe sind wir vielleicht in einer noch schwierigeren Lage, als beim vorigen Themenkreis, weil die Veränderung der Gebetsformeln wirklich nur als indirekte Ausdrucksform der Wirkung der Reformation bewertet werden kann.

Die schon mehrmals erwähnten Gebetsformeln bilden ein Element des einleitenden Teils „der letzten Willen“. In den Gebeten am Anfang des Zeitalters kommen meistens die Anrufung der ungeteilten Dreifaltigkeit (die am häufigsten vorkommende Gebetsformel ist: „*im namen der hailigen und ungetailten Trivalentigkhait Amen*“). Die Prediger der Reformation lehnten die theologische Konzeption der Dreifaltigkeits-Lehre nicht ab.⁹ Vom Gesichtspunkt unseres Themenkreises aus betrachtet verdient aber der wichtige Lehrsatz der Prediger eine besondere Aufmerksamkeit, nach dem Jesus Christus „*in uns lebt, wirkt und existiert*“, „*wir in Ihm leben*“, „*denselben Körper mit Ihm bekamen*“ usw.¹⁰

In den Gebetsformeln finden wir zum ersten Mal im Jahre 1530 Abweichungen von der oben dargestellten Praxis. Zwei Bürger aus der Mittelschicht tun „ihren letzten Willen“ nicht im Namen der Dreifaltigkeit, sondern in dem von Jesus. Die genaue Formulierung lautet im ersten Fall:

In den Namen Unsers Herrn Jesu Christi Domini, so ich Steffan Päßler ein mitbürger zu Prespurg, schwac[h]lich besuecht bin von gott meinem herrn krankhait halben und einem menschen auffgesetzt ist zu sterben nur allein die stund des tods ist ungewis.¹¹

⁹ Predigt von Andreas Osiander *über die heilige Dreifaltigkeit*. CSEPREGI 2004, 133–134; 133.

¹⁰ Unter Anderem finden wir in den Predigten von Butzer und Fritzhans ähnliche Formulierungen. *What was Preached in German Towns in the Early Reformation*. SCOTT 1999, 36–52; 46.

¹¹ AMB 4 n 2 Prot. Test. II. fol 13r.

Im zweiten Testament kann man eine kürzere lateinische Form lesen: „*In no[m]i[n]e do-mi[n]i nostri Jesu Christi Amen.*”¹²

Im Jahre 1531 finden wir in einem Fall eine ähnliche Formel. In den nächsten sechs Jahren begegnen wir keiner solchen Abfassung, dann kommen die „neuen“ Formeln in den Jahren 1537–1547 in kleiner Zahl (1–3 Testamente pro Jahr) vor. Im Jahre 1541 wurden fünf letzte Willen mit ähnlichen Formeln eingetragen. Aus den nächsten drei Jahren verfügen wir über keine solche Formulierung, von 1550 ab kommen die Testamente mit Jesus-Formel immer häufiger vor und in den letzten zwei Jahren steigert sich ihre Zahl bedeutenden Maßes (zehn, bzw. sieben Testamente). Das Stadtbuch beinhaltet insgesamt 47 letzte Willen. Obwohl diese Informationen die Wirkung der Reformation nur indirekt beweisen, muss betont werden, dass der Mangel der Jesus-Formeln in den vorigen Jahren darauf folgern lässt, dass die Erscheinung dieser Gebetsformeln im Zusammenhang mit der Verbreitung der reformatorischen Ideen stehen.

Neben den am häufigsten vorkommenden Dreifaltigkeitsformeln gibt es noch einen Gebetstyp, der – wenn noch in geringer Zahl – in der Quelle erscheint. Wir kennen nämlich neun Testamente, in denen die Heilige Maria vorkommt. Hier handelt es sich selbstverständlich nicht um die Wirkung der Reformation. Diese Gebetsformel fügt sich in die katholischen Lehren (Heilige Maria und andere Heilige zu Hilfe zu rufen). Ein Beispiel für die genaue Form: „*schaff ich zum ersten mein arme seel inn die grundtlose Barmhertzighait gottes und seiner lieben Mueter Maria.*”¹³ Die zeitliche Verteilung dieser Formel zeigt eine wichtige Tendenz. Auch bei niedrigen Zahlen kann man eindeutig feststellen, dass für die Maria-Formeln eine verminderte Tendenz charakteristisch ist. Sie erscheinen nur in den Jahren 1530 (3), 1531 (2), 1533 (1) und letztlich 1541 (3). Das seltene Vorkommen, bzw. die Tatsache, dass diese Formeln nach 1541 endgültig verschwinden, können zweifelsohne als die Wirkung der Reformation interpretiert werden, weil die lutherischen Prediger die vermittelnde Rolle von Heiligen oder anderen Vertretern beim Gewinnen göttlicher Gnade ablehnten.

Zusammenfassung

Wir müssen möglicherweise des Späteren auch noch andere städtische Quellen analysieren. Die Wiener Bürgertestamente bieten dazu eine günstige Vergleichsmöglichkeit. Die Einwohner der von Pressburg nur etwa 70 km weit liegenden Residenzstadt der Habsburger hatten in religiösen Fragen natürlich einen geringeren Spielraum. Bereits 1520 datiert sich eine kaiserliche Verordnung, wonach jedermann Luthers Lehre zu entsagen und die ketzerischen Bücher abzuliefern hätte. Die erste rechtliche Anerkennung des Protestantismus in den Erbländern im Jahre 1571 bezog sich auf die städtischen Bürger nicht. Die protestantischen Gottesdienste in Wien wurden 1578 sogar verboten.¹⁴ In den Wiener Testamenten der letzten drei Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts kommen Dreifaltigkeitsformeln vor. Es gab eine erweiterte Version („*In dem Namen der allerheiligsten hochgelobten dryfaltighait, Gott Vatter, Sons unnd des heiligen Geists, Amen*”),¹⁵ und eine kürzere, die nur die

¹² AMB 4 n 2 Prot. Test. II. fol 24bv

¹³ AMB 4 n 2 Prot. Test. II. fol 12v.

¹⁴ MATT 1935, 5; 9; 16.

¹⁵ Wiener Stadt- und Landesarchiv, Alte Zivil Justiz. Testamente 1548–1783. 1.2.3.1 A1, 732/16. Jh.

Dreifaltigkeit anruft. Unter den Wiener Dokumenten begegnen wir also keiner der in den Pressburger Quellen vorkommenden Formeln ähnlichen Gebetsversionen.

LITERATUR

BERTA 2001

BERTA Péter: A túlélők teendői. A posztmortális szolgálatok rendje a késő középkori városaink vallásos közösségeiben. In: PÓCS Éva (Hrsg.): *Lélek, halál, túlvilág. Vallásethnológiai fogalmak tudományközi megközelítésben*. Budapest, 2001, 213–238.

CSEPREGI 2004

CSEPREGI Zoltán (hrsg.): *Zsidómisszió, vérvád, hebraisztika. Ötven forrás a reformáció és a zsidóság kapcsolatának kérdéséhez*. Budapest, 2004. 133–134.

CSUKOVITS 2003

CSUKOVITS Enikő: *Középkori magyar zarándokok*. História Könyvtár, monográfiák 20. Budapest, 2003. 84., 32.

MATT 1935

MATT, Richard: *Die Wiener protestantischen Bürgertestamente*. Wissenschaftliche Untersuchung dem Akademischen Senat der Universität Wien. Vorgelegt zur Erlangung des philosophischen Doktorgrades. Wien, 1935.

PÁSZTOR 1940

PÁSZTOR Lajos: *A magyarság vallásos élete a Jagellók korában*. Budapest, 1940.

RUBLACK 1978

RUBLACK, Hans-Christoph: Forschungsbericht Stadt und Reformation. In: MOELLER, Bernd (Hrsg.): *Die frühe Reformation in Deutschland als Umbruch*. Wissenschaftliches Symposium des Vereins für Reformationsgeschichte. Bd. 199. Gütersloh, 1998. 9–26.

SCHILLING 1998

SCHILLING, Heinz: Reformation – Umbruch oder Gipfelpunkt eines Temps des Réformes? In: MOELLER, Bernd (Hrsg.): *Die frühe Reformation in Deutschland als Umbruch*. Wissenschaftliches Symposium des Vereins für Reformationsgeschichte. Bd. 199. Gütersloh, 1998. 13–34.

SCOTT 1999

SCOTT C. Dixon (Ed.): *The German Reformation*. Oxford, 1999.

QUELLEN

Archív mesta Bratislavy (AMB) 4 n 2 Prot. Test. II. f. 257v

AMB 4 n 2 Prot. Test. II. fol 13r.

AMB 4 n 2 Prot. Test. II. fol 24bv

AMB 4 n 2 Prot. Test. II. fol 12v.

Wiener Stadt- und Landesarchiv, Alte Zivil Justiz. Testamente 1548–1783. 1. 2. 3. 1 A1, 732/16. Jh.

MAGYAREN, DEUTSCHE UND JUDEN. DER JÜDISCHE BEITRAG ZUM DEUTSCHSPRACHIGEN PRESSEWESEN IN UNGARN¹

HEDVIG UJVÁRI
Pázmány Péter Universität, Ungarn

Einleitung

Bei der Entfaltung der regelmäßig erscheinenden Presseorgane ist Ungarn im Vergleich mit Westeuropa um ein Jahrhundert im Verzug. Die ersten Presseorgane in Ungarn wurden Anfang des 18. Jahrhunderts in lateinischer Sprache herausgegeben. Erst in der nächsten Etappe der ungarischen Pressegeschichte erschienen die deutschsprachigen periodischen Organe, und lediglich als dritte Stufe der Entwicklung, ab 1780, erschienen die tatsächlich ungarisch gedruckten Presseerzeugnisse.

Die Periodisierung des ungarländischen deutschsprachigen Pressewesens weist folgende Intervalle auf: Zur geistigen Strömung der Aufklärung gehören die Presseerzeugnisse von 1730 bis ca. 1810/20. Ein neuer Typ, ein neuer Stil sowie die Verbreitung der deutschsprachigen Presse sind den Blättern zwischen 1820 und 1848 eigen. Die Eigentümlichkeiten der Zensur des Absolutismus (1850–67) führten dazu, dass viele Blätter eingestellt wurden. Von 1867 bis 1920 erstreckt sich die nächste große Etappe, wobei auch ein Funktionswandel vollzogen wurde: Den wissenschaftlichen Organen und den Fachblättern kommt eine größere Rolle zu. Nach dem Ersten Weltkrieg verlor Ungarn erhebliche Gebiete mit deutschsprachiger Bevölkerung, wodurch die Zahl der deutschsprachigen Periodika rapide abnahm und die Übriggebliebenen verloren an Bedeutung. In die Periode zwischen 1820 und 1848 fällt der Auftakt der jüdischen Partizipation am deutschsprachigen Pressewesen in Ungarn.² In dieser Zeit wurde den ungarischen Juden bereits deutsche Bildung zuteil, da Joseph II. (1780–90) anstelle des Jiddischen die deutsche Sprache im Schulunterricht vorschrieb.³

Im geistigen Sinne kann die Mitarbeit in der Presse als die erste „neutrale Gesellschaft“ (Begriff von JAKOV KATZ) verstanden werden, in der Juden das erste Mal als Nicht-

¹ Dieser Beitrag ist die sehr stark verkürzte Version des Vortrags *Das deutschsprachige Pressewesen in Ungarn 1867–1928, Ergebnisse und Probleme der Erforschung*, gehalten an der Konferenz „80 Jahre PRESSA. Internationale Presseausstellung Köln 1928 und der jüdische Beitrag zum modernen Journalismus“. Bremen, 18–21. Mai 2008. Der Volltext befindet sich im Druck.

² Die im 18. Jahrhundert aus Mähren und der Tschechei, im 19. Jahrhundert eher aus Galizien. Unter den europäischen Juden galten letztere als die ärmsten, religiösesten und am niedrigsten gebildet, erstere wurden wiederum zum Befürworter der Assimilation.

³ Als Joseph II. sein Toleranzedikt (1781) verkündete, war bereits sein *Systematica Gentis Iudaicae Regulatio* ausformuliert, das 1783 in Kraft trat. Damit wurde den Juden das Recht zum freien Wohnortwechsel (mit Ausnahme der Bergwerksstädte) gewährt, weiterhin wurde ihnen der Gebrauch des Jiddischen und Hebräischen untersagt, wobei ihnen der Zugang zu mittleren und höheren Bildungsanstalten ermöglicht wurde. Auch Boden durften sie pachten, falls sie ihn selbst bebauen wollten.

juden, als unabhängige Bildungsbürger agieren konnten.⁴ Abgesehen von dem Beruf des Arztes und des Rabbiners trug lediglich die journalistische Tätigkeit die Möglichkeit des Aufstiegs in sich. Da täglicher Journalismus und Belletristik in dieser Zeit eng miteinander verflochten waren, schrieben die Akteure sowohl Gedichte, Erzählungen, als auch Reisebeschreibungen, Feuilletons oder Humoreske oder waren eben als Redakteure und Übersetzer tätig. Die Besonderheit der schriftstellerischen und journalistischen Tätigkeit der Juden ließ sich in ihrem Außenseitertum festhalten, was vor allem in den Bereichen des Humors und der Kritik Früchte trug.

Das literarische bzw. journalistische Schaffen der Juden war zu dieser Zeit noch gänzlich apolitisch, sie wollten als Teil einer kulturellen Infrastruktur lediglich unterhalten und informieren. Das bot ihnen Anschluss an einen umfangreicheren europäischen, kulturellen Kreislauf, der wesentlich breiter gefächert, entwickelter war als das ungarische Kulturgut. Untermuert werden kann dies durch den Werdegang des Humoristen, Kritikers und Redakteurs Moritz Gottlieb Saphir (Lovasberény, 1795–1858, Baden), der bereits zu Lebzeiten mit Heine und Börne verglichen wurde, oder Karl Beck (Baja, 1817–1879, Wien), der Lenaus Niveau erreichte. Beide starteten ihre Laufbahn bei deutschsprachigen Organen in Ungarn, und erreichten von der Peripherie des deutsch(sprachigen) Kulturraums das Zentrum.

Was prädestinierte die Juden für die Mitgestaltung des deutschsprachigen Pressewesens in Ungarn? Einerseits die bereits erwähnte Zwei- oder Mehrsprachigkeit, die ihnen die sprachlichen und kulturellen Voraussetzungen sicherte, weiterhin die daraus resultierende Attitüde, die von Außen, aus mehreren Kontexten Beobachtungen ermöglichte, dadurch notgedrungen kritisch war, und nicht zuletzt die Vermittlertätigkeit, die die Gedanken- und Ideenwelt sowie die Begriffssprache der anderen, eine meist höher entwickelte Kultur, in die andere übertrug. Aus diesen Gründen ergaben sich für die Juden bezüglich der Integration in die ungarische Kultur mehrere, seelisch oder Karriere bedingte Erwägungen und Wahlmöglichkeiten.

Als ein weiterer Faktor kann der Zeitgeist erwähnt werden: Die führenden Persönlichkeiten der ungarischen Literatur und belletristischer Zeitschriften waren in dieser Periode ohne Ausnahme Söhne alteingesessener ungarischer Adelsfamilien, deren Kreise für Juden nicht offen standen. Ebenfalls werden allgemeine psychische Voraussetzungen der Juden herangezogen wie schnelles Anpassungs- und Auffassungsvermögen, Gespür für die Aktualität, Lebendigkeit, Mobilität, Analysefähigkeit, Witz und Geistreichigkeit.

Zeitschriften, Blätter und Zeitungen im Überblick

Jüdische Mitarbeiter erschienen zuerst in der 1819 gegründeten rein literarischen Zeitschrift *Pannonia*. Von jüdischer Seite wirkten Moritz Gottlieb Saphir sowie Samuel Rosenthal mit. In der Wiener *Allgemeinen Theater-Zeitung* wurden diese als „tolerierete Literaten“ bezeichnet. 1825 erschien die Zeitschrift *Iris*, der Herausgeber war bis 1826 u. a. Samuel Rosenthal. Diese beiden Organe bildeten die Übergangsstufe von den wissenschaftlich-literarischen Blättern zu den späteren belletristischen Illustrierten. Ein Hauptanliegen beider

⁴ Der Begriff von Jakov KATZ bezieht sich auf solche Räume (Kasinos, Lesezirkel, Redaktionen, später Salons), wo rechtlich nicht gleichgestellte Juden mit rechtlich gleichgestellten Staatsbürgern Umgang pflegten. Vgl. KATZ 2005.

war, Werke der ungarischen Literatur in deutscher Übersetzung zu verbreiten, andererseits dienten sie der dem Bürgertum gewidmeten epigonenhaften Unterhaltungsliteratur der Biedermeierzeit.

Die niveauvollste belletristische Zeitschrift der Epoche war *Der Spiegel* mit ihrem Beiblatt *Der Schmetterling* (1836–1848). Die Redakteure waren Franz Wiesen (bis 1841), Samuel Rosenthal (bis 1848), danach Sigmund Saphir. Unter Saphir, ab 1850, fand auch die Politik Einzug in die Zeitschrift und sie definierte sich fortan als *Politisch-belletristisches Tageblatt*. Als ein besonderes Verdienst der Zeitschrift ist das anzusehen, dass sie das ungarische Publikum mit Werken des Jungen Deutschland (Heine, Laube, Gutzkow) und mit Dichtern wie Anastasius Grün, Herwegh und Freiligrath bekannt machte. Die letzte belletristische Zeitschrift der Epoche, *Der Ungar* (1842–1848), wurde von Hermann Klein (János Kilényi) unter starkem Einfluss der ungarischen Nationalbestrebungen begründet und redigiert, und weist viele Gemeinsamkeiten mit dem *Spiegel* auf. Beide Blätter können gänzlich als jüdische Organe gehandhabt werden, da Juden sowohl bei der Gründung und Redaktion als auch bei der Mitarbeit zugegen waren.

Im Sturmjahr 1848 wurden die ungarischen Juden auch vom revolutionären Geist erfasst. Der stark religiöse Ignaz Einhorn rief das Blatt *Der ungarische Israelit* ins Leben. In den sechs Monaten des Bestehens befasste er sich mit politischen, sozialen und religiösen Fragen des Judentums. Für das Eingehen des Organs liefert er eine Erklärung, die die Einstellung der ungarischen Juden zu den revolutionären Geschehen vollkommen wiedergibt: „Bei dem regen Interesse, das die allgemeinen Angelegenheiten beanspruchen, muss jedes Sonderinteresse in Hintergrund treten. Der ungarische Jude hört auf in diesen bewegten Zeiten sich als Jude zu fühlen, er ist in Zeiten der Gefahr Ungar mit Leib und Seele.“ Trotz dessen erfolgte die rechtliche Gleichstellung der Juden erst nach zwei Jahrzehnten.

Die Zeit zwischen 1850 und 1867 stellt die Epoche des Absolutismus dar. Die deutschsprachige Pressegeschichte dieser Zeit wurde bis dato ganz und gar vernachlässigt, nicht einmal vereinzelte Teilstudien liegen diesbezüglich vor. Nach Einsicht in einschlägige Bibliographien kann allerdings festgestellt werden, dass die jüdische Präsenz, u. a. die Tätigkeit von Rosenthal, Saphir, Adolf Dux, Max Falk nicht nachließ. Auch zu explizit jüdischen Zeitungsgründungen kam es (*Allgemeinen Illustrierten Judenzeitung*, *Jüdischen Schulboten*). In der ungarischen Geschichte stellt das Jahr 1867 ein ganz besonderes Datum dar: Es erfolgte der Ausgleich mit Österreich, d.h. es entstand der Staatenbund Österreichisch-Ungarische Monarchie. Im selben Jahr erfolgte auch die Emanzipation der Juden, was eine rasche Assimilierung ans Ungartum zur Folge hatte.⁵ Die Presselandschaft bot

⁵ Die Assimilation bezeichnet Viktor Karády als eine Interessensgemeinschaft zwischen der ungarischen Gesellschaft und den Assimilierenden, sie sei im Interesse der kollektiven Sicherheit der Juden gewesen. Die liberal gesinnten Adligen befürworteten den Prozess aufgrund nationaler Interessen, da die Assimilation zur Entstehung einer solchen gesellschaftlichen Schicht führen konnte, die die Funktionen des nationalen Bürgertums innehaben und das Gleichgewicht der Nationalitäten eindeutig zugunsten des Ungartums entscheiden konnte. Innerhalb des Judentums, das zum Großteil im Laufe des 19. Jahrhunderts in Ungarn sesshaft wurde, hat sich die sprachliche und kulturelle Assimilation, die Umformung des Bewusstseins zu einem stark nationalen ungarischen Staat und die Herausbildung der Loyalität zu demselben im Laufe von zwei Generationen vollzogen. Die Assimilation und der erfolgreiche Prozess der Verbürgerlichung waren, denkt man nur an die sprach-

folgendes Bild: Nach dem Ausgleich konnte sich die Zahl der ungarischen politischen Blätter mit der des europäischen Durchschnitts ohne Weiteres messen, aber bezüglich der Auflagenzahl waren schon Differenzen zu verbuchen: Die Abonnentenzahl der ungarischen Blätter überschritt kaum die Grenze von 10.000 Exemplaren. Die Gründe dafür mögen in der Zweisprachigkeit der Hauptstadt, in der überwiegenden Zahl des deutschsprachigen Bürgertums und nicht zuletzt in der Bedeutung der deutschen Sprache im Wirtschaftsleben verankert sein. Die ausländischen, besonders die Wiener Presseerzeugnisse, erfreuten sich großer Beliebtheit, und auch die deutschsprachige Presse Ungarns stieß auf reges Interesse. Insgesamt fanden letztere zwei- bis dreifach mehr Abnehmer.

Als führendes ungarländisches deutschsprachiges Organ galt der *Pester Lloyd* (1854–1945), aber – wenn auch nur für eine Dekade – erwies sich auch der aus ihm hervorgegangene, etwas konservativer ausgerichtete und mit demselben Redaktionskollektiv arbeitende *Ungarischer Lloyd* (1867–1876) als lebensfähig, und nicht zuletzt der ausgesprochen kurzlebige, Linksmitte orientierte *Neue Freie Lloyd* (1869–1872). Als wahre und dauerhafte Konkurrenz des *Pester Lloyd* war das *Neues Pester Journal* (1872–1925) anzusehen, das binnen eines Jahrzehnts seinen Gründer, Sigmund Bródy, zu einem der größten Steuerzahler der Hauptstadt machte. Sein Unternehmen florierte dermaßen, dass er nach einigen Jahren ein weiteres deutschsprachiges Organ, das *Neue Politische Volksblatt* (1878–1940), herausgab. Allen Blättern ist gemeinsam, dass sie von jüdischen Publizisten redigiert wurden, und die bedeutendsten Journalisten, vor allem die Feuilletonautoren waren fast ausnahmslos Juden.

An dieser Stelle sollen nun die Eckdaten der „Financial Times des Ostens“, des *Pester Lloyd*, erwähnt werden, da er auch in jüngsten Arbeiten ähnlich der *Presse*, der *Neuen Freien Presse*, dem *Vaterland* oder der *Reichspost* zu der reichsweiten Presse der Habsburgermonarchie eingeordnet wird und als jüdisches Blatt par excellence angesehen werden kann.

Das 1854 gegründete Blatt verdankt seine Entstehung einer Handelsgesellschaft. In den ersten Jahren ihres Bestehens brachte die Zeitung im überwiegenden Teil eher allgemeine Handelsnachrichten, sie galt als maßgebliches Wirtschaftsblatt. Die Unstimmigkeiten, die sich in den Jahren 1866/67 zwischen der Redaktion und dem Zeitungsausschuss der Lloyd-Gesellschaft entwickelt hatten, führten zum Bruch. Die Redaktion verließ samt Vertrieb die Gesellschaft und gründete ihre eigene Zeitung namens *Ungarischer Lloyd*. An die Spitze des *Pester Lloyd* kam Dr. Max Falk, der sich als Wiener Korrespondent ungarischer Zeitungen bekannt und beliebt gemacht hatte [und nicht zuletzt der Ungarisch-Lehrer der Kaiserin Elisabeth („Sissy“) war]. Damit nahm in der Geschichte des *Pester Lloyd* ein neues, vier Dezennien umfassendes Kapitel seinen Anfang.

lichen, kulturellen und religiösen Zusammenhänge, eng miteinander verknüpft. Karády zeigt auch die Kontroversen im Prozess der Assimilation, die in der ersten Phase zwar sehr schnell und gründlich vollzogen wurde, trotzdem sei die Integration in die ungarische Gesellschaft kaum erfolgt. So wurden die Merkmale des Andersseins der Juden wesentlich stärker bewahrt. Die juristische Emanzipation ermöglichte dann die gesellschaftliche Anerkennung (akademische Bildung, Adelstitel, Beamtenstand), doch bildeten die christlich gesinnten Mittelschichten auch Interessensgemeinschaften zur Bewahrung ihrer Positionen. Um diese Rückstände zu beseitigen, wurden sogenannte „Kompensationsstrategien“ entwickelt. Eines der Hauptmerkmale ist die Übererfüllung der Assimilationserwartungen gewesen.

Falk sah eine seiner wichtigsten Bestrebungen darin, für sein Blatt die Spitzenkräfte der Publizistik zu gewinnen. Der *Pester Lloyd* entwickelte sich zum führenden und meinungsbildenden Blatt innerhalb der deutschsprachigen Presse Ungarns. Es war ein ungarisches Blatt in deutscher Sprache, das sich verstärkt an das deutschsprachige Ausland richtete, wollte dort die Leser, die über die Verhältnisse in Ungarn nur durch die nicht immer unvoreingenommene Berichterstattung ausländischer, meistens ungarnefeindlicher Wiener Blätter unterrichtet waren, informieren, ihnen ein Blatt, das „in ruhiger, aber entschiedener Sprache, überall, wo es Noth thut, für die Ehre und Interesse Ungarns eintritt“, bieten. Falk selbst rechnete seine Zeitung zu den Organen, die in Europa Rang und Namen haben. Kurz vor dem Tod von Max Falk (1908) wurde die Leitung des *Pester Lloyd* 1906 von Sigmund Singer übernommen. Er hat das publizistische Niveau der Zeitung noch erhöht, feilte weiter am Format, Aufbau und an der Struktur des Blattes. Sein Nachfolger, der bekannte Journalist und Schriftsteller József Vészi (1858–1940), kam 1913 an die Spitze des Blattes und bekleidete mit Unterbrechung bis 1937 den Posten des Chefredakteurs. Das Blatt konnte bis 1945 bestehen.

Aus literaturhistorischer Perspektive ist als ein großes Verdienst dem *Pester Lloyd* anzurechnen, dass er besonders unter der Chefredaktion von Max Falk stets bemüht war, den Schöpfungen der ungarischen Literatur im Ausland Zugang zu verschaffen. Andererseits vermittelte das Blatt seinen Lesern die neuesten Produkte der Weltliteratur: Werke von Spielhagen, Sacher-Masoch, Hieronymus Lorm, P. K. Rosegger, K. E. Franzos, E. Zola, Sardou, Jules Verne, Wilkie Collins usw. wurden auf diese Weise verbreitet. Auch nach der Falk-Ära blieben die Literaten und Vertreter anderer Künste der Zeitung treu. Ein markanter Beweis dafür ist das 75-jährige Jubiläum der Zeitung im Jahre 1928, als Grußtelegramme u.a. von Thomas Mann, Stefan Zweig, Franz Lehár eintrafen. Zu den Feuilleton-Autoren des Blattes gehörten in den 1930-er Jahren u.a. Franz Werfel, Stefan Zweig, Alfred Polgár, Joseph Roth, die Gebrüder Mann und Anna Seghers. Als 1936 Thomas Mann die ungarische Hauptstadt besuchte, veröffentlichte der *Pester Lloyd* seine Rede, die er unter dem Titel „Der Humanismus in Europa“ gehalten hatte. Auch seine international geachtete Mahnung „Achtung Europa!“ kam im *Pester Lloyd* zum Druck.

Zusammenfassung

In der Geschichte der Kulturbeziehungen neigt man dazu, die europäischen Juden als ideale Vermittler zu betrachten. Sie waren oft gezwungen auszuwandern und mussten daher ihr Leben in verschiedenen Sprachräumen meistern. Ihre bloße Lebensgeschichte ermöglichte also Importe und/oder Exporte. Für die Transferleistungen zwischen dem deutsch(sprachig)en Sprachraum und Ungarn sind Musiker, Komponisten, Wissenschaftler, Bankiers, Ärzte und aus unserer Sicht Literaten und Journalisten verantwortlich. Neben den allgemein bekannten Namen wie Theodor Herzl oder Max Nordau gab es auch andere Persönlichkeiten, vor allem Feuilletonisten und Übersetzer ungarischer und deutsch(sprachig)er Blätter, deren Tätigkeit bislang nicht oder kaum ins Visier der Forschung rückte. Erwähnt werden soll u. a. das Schaffen von Max Falk, Adolf Ágai (Rosenzweig), Ludwig Dóczy (Dux), Ludwig Hevesi (Löwy), Adolf Silberstein-Ötvös, Sigmund Bródy sowie Albert Sturm. All das sind Desiderate, denen im Rahmen eines groß angelegten Forschungsprojekts Abhilfe geschaffen werden könnte.

LITERATUR

KATZ 2005

KATZ, Jakov: *Hagyomány és válság* [Original: Tradition and Crisis] Budapest, 2005.

DIALOG DER SPRACHEN UND KULTUREN IN MITTELEUROPA

NELU BRADEAN-EBINGER
Universität Corvinus, Ungarn

Einleitung

2008 ist nicht nur das „Jahr der Sprachen“ (UNO – UNESCO), sondern auch als „Europäisches Jahr des Dialogs der Kulturen“ von dem Europarat und der EU bestimmt worden. Dazu finden zahlreiche Veranstaltungen europaweit statt, ja sogar weltweit (s. den AILA-Weltkongress in Essen im August zum Thema „Mehrsprachigkeit: Herausforderungen und Chancen“).

Europas kulturelle Vielfalt nimmt zu. Die Erweiterung der Europäischen Union, die Liberalisierung der Arbeitsmärkte, und die Globalisierung haben in vielen Ländern zu einem Mehr an Multikulturalität, einer höheren Zahl an Sprachen und Glaubensbekenntnissen, sowie ethnischen und kulturellen Hintergründen geführt. In der Folge spielt der interkulturelle Dialog eine immer wichtigere Rolle in der Förderung der europäischen Identität und Staatsbürgerschaft.

Das Europäische Jahr des interkulturellen Dialogs 2008 ist eine Würdigung des einzigartigen Vorteils, den Europas große kulturelle Vielfalt bedeutet. Europas Einwohner sind so dazu aufgefordert, sich mit unserem reichen kulturellen Erbe und den verschiedenen Kulturen zu befassen. Das Europäische Jahr des interkulturellen Dialogs (2008) wurde begründet durch die Entscheidung 1983/2006/EG des Europäischen Parlaments und des Rates (18. September 2006).

Die sprachliche Situation in Mitteleuropa

Mitteleuropa steht natürlich als historisch gewachsene Region in der Mitte Europas als eines der mannigfaltigsten Gebiete auch bei diesem interkulturellen Dialog mit zahlreichen Kulturen und Sprachen im Vordergrund. In medias res – wir befinden uns also in einer der sprachlich kompliziertesten Regionen der Welt, wo „jeder eines jeden Mehrheit – Minderheit“ ist, wo zwei Weltkriege ausgebrochen sind und gewütet haben, von den ethnischen Konflikten der letzten Jahre gar nicht zu sprechen: in Mitteleuropa (Zentraleuropa).

„Sprachkontakt ist gleichzeitig Kulturkontakt“: Von dieser Prämisse ausgehend ist das mitteleuropäische Sprachareal (Donau-Sprachbund) eines der „kompliziertesten Sprachgebiete in Europa, von zahlreichen Isoglossen, Diglossen, Triglossen und vor allem von „Biglossen“ (Bi- von Bilingualismus) durchquert. Zwei der charakteristischen Eigenschaften für diesen Raum sind der Sprachkontakt und die Mehrsprachigkeit, wo aus historischen und geopolitischen Gründen drei Schlüsselsprachen im Kontakt mit den anderen Sprachen des Areals ihren Stempel aufgedrückt haben: Deutsch im westlichen Teil, Ungarisch und Russisch im östlichen Teil Mitteleuropas.

Unsere Heimat, Mitteleuropa, was bedeutet sie nun? Geht man zuerst von der Sprache aus, so bestimmt die Areallinguistik dieses Gebiet als „Donau-Sprachbund“ mit folgenden Sprachen: Tschechisch, Slowakisch, Ungarisch, Deutsch (Österreichisch), Slowenisch, Kroatisch und die rumänischen Dialekte in Siebenbürgen. Was verbindet diese

Sprachen, was haben sie gemeinsam? Das jahrhundertlange Zusammenleben führte zu solchen strukturellen Affinitäten wie Erstsilbenbetonung, Quantitätskorrelation der Vokale, geringe Rolle der Diphthonge in der literarischen Norm, Liaison, Existenz des Konsonanten *h*, reine, nicht reduzierte Artikulation der unbetonten Vokale, Stimmlosigkeit der Konsonanten am Wortende, im Auslaut, stark synthetische Strukturen mit vielen Suffixen, entwickeltes Verbalpräfixsystem, viele lateinische Lehnwörter. Die muttersprachliche Schriftlichkeit beginnt schon im Mittelalter, entfaltet sich aber erst im 19. Jahrhundert wegen der Vorherrschaft des Lateinischen und Deutschen. Wortbildung und Wortzusammensetzung sind im gleichen Verhältnis vertreten, die Zukunftsform wird oft durch das Präsens ausgedrückt, und vieles andere mehr. Die Spracherneuerung im 19. Jahrhundert ist insbesondere im Ungarischen und Tschechischen hingegen stark puristisch. Die Sprache ist jedoch nur ein Spiegelbild der Denkweise, der Mentalität dieser Völker. So gibt es auch in der Kultur zahlreiche Affinitäten, Angleichungen, die zu vielen Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen in der Mentalität und Weltbetrachtung führten. Außer Sprache, Kultur, Literatur, Philosophie sieht auch die Bauweise, die Architektur vieler Großstädte ähnlich aus; Wien, Prag, Budapest und viele andere mitteleuropäische Städte sind Beweise dafür.

Aber wie sieht es tief im Herzen, in der Gefühlswelt dieser Völker aus? Dazu hat vor allem die Literatur eine Reihe von bekannten Beispielen vorzuweisen, sprach- und kulturüberbrückende Autoren wie: Nikolaus Lenau, Ödön von Horváth, Franz Kafka, Rainer Maria Rilke, Ferenc Herczeg, Miroslav Krleža, Paul Celan, György Sebestyén, M. Kundera, György Konrád, Márton Kalász, Valeria Koch und viele andere. Ähnlich viele Namen könnte man auch aus der Musik, der Malerei und Bildhauerei nennen. Aber nicht nur im humanen Bereich, sondern auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, Medizin, Technik, Wirtschaft und natürlich der Politik wären unzählige bekannte Namen zu erwähnen.

Diese mitteleuropäischen Merkmale gehen natürlich auf die lange gemeinsame Geschichte, auf ein Zusammenleben von vielen Jahrhunderten zurück, wo oft aus dem Miteinander ein Gegeneinander wurde.

Will man nun ein typisches Merkmal gesondert behandeln, so ist dies die unsymmetrische geographische Lage dieser Völker und Volksgruppen. Jedes Volk lebt zusammen mit Volksgruppen anderer Nationalität, meistens Minderheiten, die im Nachbarland das Mehrheitsvolk bilden, so dass eine Reihe von Sprachinseln entstanden ist, die an die ehemalige offizielle Vielsprachigkeit Mitteleuropas erinnern. In den nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten Nationalstaaten leben überall mehrere Nationalitäten. Außer den Juden sind es noch die Deutschen und Ungarn, die heute als Minderheiten in allen Ländern Mitteleuropas leben.

Ist Mitteleuropa noch lebensfähig? Ich glaube, ja. Seine Zukunft liegt im „gemeinsamen Haus Europa“, dessen Konturen sich immer klarer abzeichnen und in dessen Mitte ein starker überbrückender Balken zwischen dem westlichen und östlichen Flügel des Hauses lebensnotwendig ist. So wie die ehemaligen „ewigen“ Feinde, die Deutschen und Franzosen, im westlichen Teil zu einem Miteinander gefunden haben, können es auch die Völker Mitteleuropas tun, die ja schon so lange Zeit hindurch miteinander gelebt haben. (BRADÉAN-EBINGER 1989)

Die Areallinguistik bezeichnet Mitteleuropa als „Donau-Sprachbund“, als einen von 10 Sprachbünden in Europa (DÉCSY 1973:29): „Der Sprachbund ist eine Gruppe von

genetisch nicht oder nicht eng verwandten Sprachen, die infolge nachbarschaftlicher Beziehungen oder identischer sozialer Faktoren in ihrer Entstehung, Entwicklung und Funktion ähnliche Strukturmerkmale zeigen; diese Merkmale können sich sowohl im inneren Bau (linguistique intérieure) als auch im äußeren Charakter (linguistique extérieure) kundtun.“

DÉCSY zählt folgende Sprachen zum Donau-Sprachbund in Mitteleuropa: Tschechisch, Slowakisch, Ungarisch, Slowenisch, Serbokroatisch (heute: Serbisch und Kroatisch). Diese Sprachen besitzen folgende gemeinsame areale Übereinstimmungen:

- Erstsilbenbetonung (Ungarisch, Tschechisch und Slowakisch, außer dem östlichen Dialekt überwiegend im Slowenischen und Serbokroatischen).
- Quantitätskorrelation der Vokale (im Ung. auch bei den Konsonanten).
- Geringe Rolle der Diphthonge in den literarischen Sprachen.
- Liaison: (ung.) *az ember* > *a zember*, (slowak.) *dub a vlk* > *du ba vlk*.
- Existenz des Konsonanten h.
- Reine (nicht reduzierte) Artikulation der unbetonten Vokale (außer dem Slowenischen).
- Stimmlosigkeit der Konsonanten am Wortende (im Auslaut): in allen vier slawischen Sprachen wie im Deutschen; im Ungarischen jedoch nur in den westlichen Dialekten (*szív* > *szif*).
- Stark synthetische Strukturen, mit vielen Suffixen.
- Entwickeltes Verbalspräfixsystem.
- Viele lateinische Lehnwörter, außer dem Serbischen.
- In den alten lateinischen Lehnwörtern wird *ss* zu *š*: (lat.) *missa*, (ung.) *mise*, (slowak.) *omša*, (tschech.) *mše*.
- Die muttersprachliche Schriftkultur beginnt schon im Mittelalter, entfaltet sich aber erst im 19–20. Jahrhundert wegen der Vorherrschaft des Lateinischen und Deutschen.
- In der Syntax aller fünf Sprachen ist lateinischer Einfluss spürbar.
- Die Spracherneuerung im 19. Jahrhundert ist insbesondere im Ungarischen und Tschechischen stark puristisch.
- Wortbildung und Wortzusammensetzung sind im gleichen Verhältnis vertreten.
- Die Zukunftsform wird oft mit dem Präsens ausgedrückt. (KÁLMÁN 1981: 133–134).

Gleichzeitig ergibt sich die Frage, ob die Germanismen der ungarischen Sprache, die von den ungarischen Sprachpflegern so verdammt worden sind, nicht schon infolge des arealen Zusammenlebens im Donau-Bund als dem Ungarischen wesenseigen betrachtet werden können. Wir sind der Meinung, dass man den größten Teil dieser Entlehnungen nicht mehr als Fremdwörter, sondern als dem Ungarischen angepasste Lehnwörter und -prägungen betrachten sollte (BRADEAN-EBINGER 1997: 25–26).

Areallinguistisch wurde Mitteleuropa eingehend von L. Gáldi (1947), V. Skalička (1968) und J. Balázs (1983) untersucht, um nur einige Namen zu nennen. László Gáldi beschrieb in seiner Studie über die sprachliche Struktur des Donaubeckens die grammatischen und lexikalischen Einflüsse der Sprachen Mitteleuropas aufeinander, wobei er insbesondere die Auswirkungen der beiden großen Sprachblöcke (Germanisch und Slawisch) auf die sie umgebenden nichtverwandten Sprachen (Ungarisch und Rumänisch) in den Vorder-

grund rückte. Er unterschied zwischen genetischer und „kultureller“ Verwandtschaft (GÁLDI 1947:3) und unterzog so die letztere, die auch als Areal bezeichnet werden kann, einer strukturalistischen Analyse, was damals in Ungarn von bahnbrechender Bedeutung war.

János BALÁZS zieht am Ende seiner Studie über den Donau-Sprachbund folgende Schlussfolgerungen:

- Zwischen den Sprachen des Donauraums ist infolge ihrer jahrtausendelangen Kontakte ein bedeutender sprachlicher Ausgleich entstanden.
- Dadurch kamen sich diese Sprachen immer näher, was ihre Integration in großem Maße erleichterte.
- Ihre gegenseitigen Entlehnungen konnten sie im Einklang mit ihren vererbten typologischen und strukturellen Eigenarten in ihre Teilsysteme (-strukturen) integrieren.
- Dieser Ausgleich auf allen sprachlichen Ebenen ermöglichte es, dass diese Sprachen den gleichen Inhalt in einer sehr ähnlichen Form ausdrücken können.
- So kann man mit Recht von einem „Donau-Sprachbund“ sprechen, da diese Sprachen trotz ihrer unterschiedlichen Abstammung als Ergebnis ihres langen Zusammenlebens durch die Bande einer arealen Verwandtschaft verbunden sind.
- Die durch territoriale Integration entstandene sekundäre Verwandtschaft führte jedoch zu keinen wesentlichen Veränderungen in den typologischen und strukturellen Eigenarten dieser Sprachen, weil diese Eigenarten trotz des beträchtlichen arealen Ausgleichs im Grunde genommen unberührt blieben. (BALÁZS 1983: 104–105.)

Erst die Nachwendzeit ermöglichte mit Hilfe der modernen Kontaktlinguistik eine detaillierte Erforschung dieses Sprach- und Kulturraums (s. KERN 1999).

Der Mitteleuropa-Gedanke hat vor allem im 19. Jh. (Lajos Kossuth), Anfang des 20. Jh. (Oszkár Jászi) und zuletzt in den 1980er Jahren (Milan Kundera, György Konrád, György Sebastyén, Vaclav Havel) viele Denker und Politiker beschäftigt. Sicher haben die Wende von 1989 und der Wunsch nach einer schnellen EU-Integration die Mitteleuropa-Idee zeitweilig in den Hintergrund gestellt. Es sei jedoch festzuhalten, daß es ohne ein in sich selbst integriertes Mitteleuropa (s. Visegrád-Initiative) keine richtige europäische Integration geben kann und wird.

Die Ostgrenze der westlichen Zivilisation verläuft am Rande des mitteleuropäischen Raums. Nach Samuel HUNTINGTON (1996: 252–254) umfasst Mitteleuropa die Länder, die einst Teil des christlichen Abendlandes waren; die alten Länder des Habsburgerreiches, Österreich, Ungarn Tschechien und die Slowakei, dazu Polen und die östlichen Grenzmarken Deutschlands. Die Bezeichnung „Osteuropa“ sollte jenen Regionen vorbehalten bleiben, die sich unter der Ägide der orthodoxen Kirche entwickelten: die Schwarzmeer-Gemeinschaften Bulgarien und Rumänien, die erst im 19. Jahrhundert aus osmanischer Herrschaft entlassen wurden, und die „europäischen“ Teile der Sowjetunion. Die erste Aufgabe Westeuropas muss es sein, die Völker Mitteleuropas wieder in die westliche kulturelle und wirtschaftliche Gemeinschaft zu integrieren, in die sie von Rechts wegen gehören: die Bande zwischen London, Paris, Rom, München und Leipzig, Warschau, Prag und Budapest neu zu knüpfen. Eine neue Bruchlinie entsteht, eine im Wesentlichen kulturelle

Scheidelinie zwischen einem Europa, das vom westlichen Christentum (römisch-katholisch oder protestantisch) geprägt ist, auf der einen Seite, und einem Europa, das vom Ostchristentum und islamischen Traditionen geprägt ist, auf der anderen Seite. Soweit Huntington, dessen Thesen auch nach dem 11. September 2001 aktueller sind denn je.

Mitteleuropa bildet als eigenständiger Kulturraum einen integren Teil des Kontinents in allen Bereichen, nicht nur – wie von vielen erwünscht – in wirtschaftlicher, politischer und militärischer Hinsicht.

Interkultureller Dialog in Mitteleuropa

Interkultureller Dialog in Mitteleuropa findet also nolens-volens schon seit Jahrhunderten statt.

Interkultureller Dialog (IKD) ist ein ergebnisoffener, von gegenseitigem Respekt getragener Prozess des interaktiven Austausches zwischen Individuen, Gruppen und Organisationen mit unterschiedlichen kulturellen Wurzeln oder Weltanschauungen. Zu seinen Zielen gehört es, ein tieferes Verständnis unterschiedlicher Perspektiven und Verhaltensweisen zu entwickeln, die Beteiligung am gesellschaftlichen Leben zu intensivieren, Möglichkeiten und Fähigkeiten zur eigenen Urteilsbildung zu verbessern, Chancengleichheit zu fördern und schöpferische Prozesse anzuregen.

Eine EU-Studie (www.ericarts.org, 2008) hat eine Reihe von Empfehlungen und Handlungsmöglichkeiten herausgearbeitet, um Vielfalt in und zwischen den Kulturen gemeinsam erleben zu lassen:

Interkultureller Dialog beruht auf der umfassenden Übertragung international/europaweit kodifizierter Menschen- und Bürgerrechte, wirtschaftlicher Freiheiten sowie sozialer und kultureller Rechte in nationale gesetzliche und politische Rahmenbedingungen:

Da interkultureller Dialog als solcher keine rechtliche Kategorie darstellt, sind die Grundrechte und die ständige Beobachtung ihrer konkreten Verwirklichung besonders wichtig. Einzelne Artikel der EU-Grundrechtscharta (2000) haben in der Praxis ein spezielles Gewicht für den Interkulturellen Dialog, weil sie Gleichheit, Diskriminierungsverbot, kulturelle, sprachliche und religiöse Vielfalt, Meinungs- und Bewegungsfreiheit sowie staatsbürgerliche Rechte auf wirtschaftliche und politische Teilhabe europaweit garantieren. Dadurch wird zugleich unterstrichen, dass die universellen Menschenrechte (als individuelle Rechte) nicht unvereinbar mit kulturellen Rechten sind, in denen spezifische und/oder multiple kulturelle Identitäten anerkannt werden; diese Thematik kann durch Interkulturellen Dialog weiter vertieft werden.

Interkultureller Dialog sollte im Zentrum von Integrations- und Einbürgerungsstrategien stehen:

Er bedingt einerseits die Anerkennung gleicher Rechte, Verantwortlichkeiten und Entfaltungsmöglichkeiten für jeden Einzelnen, und fordert andererseits Respekt für Vielfalt und Interkulturalität, wie sich dies auch im Konzept 'Einheit in Vielfalt' für europäische Staatsbürgerschaft niederschlägt. In diesem Zusammenhang sollten unterschiedliche, zum Beispiel auf kulturellen oder religiösen Traditionen basierende Wertvorstellungen, Weltanschauungen oder Lebensstile Anlass für Dialoge und nicht Vorwand für Ausgrenzung oder Assimilierung sein.

Interkultureller Dialog ist als Querschnittsaufgabe zu sehen und als Teil eines komplexen Steuerungssystems, das auf den Prinzipien Vielfalt und gleichberechtigte Teilhabe beruht:

Damit sind strategische Bemühungen gefordert, unterschiedliche Politikfelder zusammenzubringen: Menschenrechte und Staatsbürgerschaft, Integration von Minderheiten, Einwanderung, Beschäftigung, Gesundheit, Sicherheit, Sozial- und Arbeitsmarktpolitik sowie Sektoren wie Kultur, (Aus)Bildung, Sport, und Jugend. Dies erfordert eine verstärkte Koordinierung der Zusammenarbeit zwischen europäischen, nationalen, regionalen und kommunalen Stellen. Ebenso wichtig ist in den einzelnen Sektoren auch die Partnerschaft mit zivilgesellschaftlichen Akteuren, zumal diese schon lange treibende Kräfte für den Interkulturellen Dialog waren, bevor dieser politische Priorität bekam. Derzeit spielen NGO-s überall dort eine Schlüsselrolle, wo verbindliche Strukturen, politische Bemühungen oder Programme zum Interkulturellen Dialog noch weniger entwickelt sind. Dies erfordert eine Unterstützung ihrer Aktivitäten und/oder grundlegender Infrastrukturen, und zwar vor allem im Mittelmeerraum und im östlichen Europa.

Die Entwicklung von Strategien, die Interkulturellen Dialog als Kommunikationsprozesse innerhalb und zwischen Kulturen fördern, muss vorangetrieben werden:

Wie bereits dargestellt, gehört es zu den Zielen solcher Prozesse, ein tieferes Verständnis unterschiedlicher Perspektiven und Verhaltensweisen zu entwickeln, zur Beteiligung am gesellschaftlichen Leben aufzufordern, Möglichkeiten und Fähigkeiten zur eigenen Urteilsbildung zu verbessern, Chancengleichheit zu fördern und schöpferische Prozesse anzuregen. Solche Strategien sollten zunächst IKD-Barrieren in den beteiligten Ländern ansprechen, darunter vor allem die Diskriminierung „sichtbarer Minderheiten“ oder spezieller Bevölkerungsgruppen (z. B. Roma oder Moslems). Vor diesem Hintergrund und im Verbund mit anderen Programmen sind dann auch die grenzüberschreitende Zusammenarbeit, der innereuropäische Dialog, sowie der mit den Nachbarländern und anderen Weltregionen zu fördern.

Interkultureller Dialog erfordert eine Öffnung institutioneller Strukturen:

Das gilt zunächst für alle Einrichtungen, ist also nicht auf spezielle Aufgaben oder Sparten beschränkt. Im Bildungswesen geht es insbesondere darum, beim Lehrpersonal auf mehr Vielfalt zu achten, die Inhalte von Lehrmitteln wie z. B. Schulbüchern zu überprüfen, einen multiperspektivischen Unterricht und die Mehrsprachigkeit zu fördern sowie Schulen zu vermeiden, in die überwiegend Kinder mit einem ganz bestimmten sozialen oder kulturellen Hintergrund geschickt werden. Interkulturelle Annäherungen in Kultureinrichtungen erfordern ebenfalls Mut zu mehr Vielfalt z.B. beim Personal, in Aufsichtsgremien sowie bei Programminhalten; dabei ist die Zusammenarbeit mit Künstlern wichtig, die über unterschiedliche kulturelle Erfahrungen oder künstlerische Visionen verfügen. Gerade Kultureinrichtungen können Treffpunkte werden, die Dialog und interkulturelles Miteinander fördern und das Publikum so in die Programmentwicklung einbinden, dass es sich vom Verbraucher zum Schöpfer von Identität verwandeln kann.

Die aktive Beteiligung der Medien und der Kulturwirtschaft im Interkulturellen Dialog ist zu fördern:

Die Förderung kultureller Vielfalt könnte hier auf drei verschiedenen Ebenen strategisch entwickelt werden: bei der Mitarbeiterrekrutierung und der Zusammensetzung von Aufsichtsgremien; durch regelmäßige *audits*, auch zur Umsetzung von Verhaltensrichtlinien; durch eine Programmproduktion, die interkulturelle und -religiöse Probleme aufgreift, wie in europäischen Richtlinien gefordert. Dabei sind die Nutzer zugleich eine wichtige Quelle für die Entwicklung solcher Programme. Vertreter von Kultur- und Medienbetrieben sowie politisch Verantwortliche werden zur Zusammenarbeit ermutigt, damit die Ziele der *UNESCO-Konvention zur Vielfalt kultureller Ausdrucksformen* in einer kreativen Weise realisiert werden können.

Die Entwicklung interkultureller Kompetenzen und Techniken sollte ein integrierter Teil übergreifender politischer Konzepte und nationaler Strategien lebenslangen Lernens werden:

Eine solche Strategie sollte die Produktion spezieller Lehrmittel einschließen, darunter z. B. Hand- und Wörterbücher, mit deren Hilfe Betreuer und das Lehrpersonal angefangen vom Kindergarten über die Grundschule bis zu weiterführenden Bildungseinrichtungen unterstützt werden können. Auf der Ebene der Hochschulen sind zudem interkulturelle Module für verschiedene Berufsfelder wichtig – wie z. B. Journalismus oder Museumsmanagement – ebenso Programme für die Weiterbildung von Lehrkräften in interkultureller Kompetenz und Mediation.

In der EU-Nachbarschaftspolitik muss Interkultureller Dialog verstärkt werden:

Dies sollte in einer evidenzbasierten Weise erfolgen, d.h. zunächst wären die Erfolge/Misserfolge gegenwärtiger und früherer Programme zu evaluieren, und zwar gemeinsam mit Fachleuten aus den EU-Nachbarregionen. Generell sind zusätzliche Anstrengungen für die Klärung der potenziellen Rolle von IKD in entwicklungspolitischen Strategien erforderlich.

Die Zusammenarbeit der EU mit europäischen und internationalen Organisationen sollte weitergeführt und vertieft werden:

Dies könnte zum Beispiel durch eine neue Rahmenvereinbarung mit dem Europarat geschehen, durch die Interkultureller Dialog und auf Vielfalt gerichtete politische Kooperationen gefördert werden. Gemeinsam mit den Vereinten Nationen könnten etwa bestimmte Gedenktage oder ähnliche Anlässe wahrgenommen werden, um Fragen zur kulturellen Vielfalt in der Öffentlichkeit anzusprechen, Rassismus zu bekämpfen und interkulturelles Verständnis zu vertiefen.

Interkultureller Dialog braucht eine Definition und klare Konzepte:

Sie werden gebraucht für die Entwicklung von Strategien, politischen Programmen und Förderangeboten auf europäischer, nationaler, regionaler und örtlicher Ebene. Zugleich sind damit auch potenzielle Missdeutungen der Ziele des Dialogs zu vermeiden und eine Erfolgsbewertung zu erleichtern.

Evaluierungsmethoden für Programme und Projekte mit IKD-Bezug sind einzuführen bzw. zu harmonisieren:

Dabei geht es sowohl um Qualitätskriterien wie um konkrete Hinweise zur Bewertung der Wirkung solcher Aktivitäten, wobei es gilt, die Dynamik im Zentrum von IKD-Prozessen zu berücksichtigen. Unter den Kriterien für eine Evaluierung interkultureller Projekte sind z. B. Innovation, institutioneller Wandel, Einstellungsveränderungen sowie Nachhaltigkeit zu berücksichtigen.

Verbesserung von Forschungsmethoden für interkulturelle Vergleiche tut Not:

Wichtig ist vor allem eine bessere Vergleichbarkeit von Forschungsarbeiten zu IKD oder verwandten Themen sowie entsprechender Statistiken. Diese Ziele könnten durch ein Förderprogramm für grundlegende transnationale Untersuchungen (z.B. zum Einfluss unterschiedlicher politischer Strategien und Programme für IKD) sowie eine neue *Eurostat* Arbeitsgruppe gefördert werden, zu der auch unabhängige Wissenschaftler und Fachleute von Minderheiten oder mit Migrationshintergrund eingeladen werden.

Der EU-Ratsbeschluss

Am 16. Dezember 2008 wurden im EU-Amtsblatt (2008/C 320/04) die Schlussfolgerungen des Rates und der im Rat vereinigten Vertreter der Regierungen der Mitgliedstaaten zur Förderung der kulturellen Vielfalt und des interkulturellen Dialogs in den Außenbeziehungen der Union und ihrer Mitgliedstaaten veröffentlicht (eur-lex 2008). Dabei wurde beschlossen, dass:

- der interkulturelle Dialog zur Annäherung der Menschen und der Völker, zur Verhütung von Konflikten und zum Aussöhnungsprozess insbesondere in Regionen in politisch fragilen Situationen beitragen kann,
- Kulturaustausch und Maßnahmen der kulturellen Zusammenarbeit, einschließlich im audiovisuellen Bereich, zum Aufbau partnerschaftlicher Beziehungen, zur Stärkung des Stellenwerts und der Rolle der Zivilgesellschaft, zum Prozess der Demokratisierung und der verantwortungsvollen Staatsführung sowie zur Förderung der Menschenrechte und der Grundfreiheiten beitragen können,
- die Kultur als wesentlicher Bestandteil der wissensbasierten Wirtschaft auch einen Sektor mit einem bedeutenden wirtschaftlichen Potenzial darstellt, was insbesondere für die Kultur- und Kreativwirtschaft und den nachhaltigen Kulturtourismus gilt,
- die Stellung Europas in der Welt aus künstlerischer, intellektueller und wissenschaftlicher Sicht in breitem Maße von der Dynamik seines Kulturschaffens und seines kulturellen Austauschs mit Drittländern abhängt,
- die kulturellen Verbindungen zwischen Europa und den anderen Regionen der Welt für den Ausbau des interkulturellen Dialogs und die Durchführung von gemeinsamen Projekten im Kulturbereich von Bedeutung sein können; die Union muss im Übrigen darauf achten, dass sie ihre kulturelle und sprachliche Vielfalt fördert.

In diesem Rahmen soll die Unterstützung für folgende Bereiche verstärkt werden:

- Maßnahmen der kulturellen Zusammenarbeit mit Drittländern auf lokaler, regionaler oder nationaler Ebene, um insbesondere den kulturellen und künstlerischen Austausch und Koproduktionen zu fördern, zur Ausbildung und Mobilität von Künstlern und Kulturschaffenden beizutragen sowie – falls erforderlich die Entwicklungskapazitäten der Kultursektoren in den Partnerländern zu verstärken, insbesondere im Wege des Austauschs von Fachwissen,
- die Förderung von europäischen kulturellen Aktivitäten, Gütern und Dienstleistungen auf internationaler Ebene (einschließlich des audiovisuellen Bereichs wie z. B. auswärtiger Mediendienste) und Mobilität von europäischen Künstlern und Kulturschaffenden außerhalb der Union,
- die Mehrsprachigkeit – insbesondere durch das Erlernen von Sprachen, durch Übersetzung und die Erschließung des Potenzials aller europäischen Sprachen für den Ausbau des kulturellen und wirtschaftlichen Dialogs mit der übrigen Welt – und Ausbau der interkulturellen Kompetenzen,
- die Mobilität junger Menschen im Rahmen der geeigneten gemeinschaftlichen Initiativen und Programme, ihre kulturelle und künstlerische Bildung, einschließlich ihrer Medienkompetenz, sowie ihres Zugangs zu künstlerischen Ausdrucksformen in ihrer ganzen Vielfalt,
- den Schutz des Urheberrechts und der verwandten Schutzrechte und die Verhinderung und Bekämpfung von Nachahmung und Produktpiraterie auf internationaler Ebene im Rahmen der einschlägigen bilateralen und multilateralen Übereinkommen sowie im Rahmen des politischen Dialogs und der Zusammenarbeit mit Drittländern,
- den Schutz, die Erhaltung und die Aufwertung des materiellen und immateriellen kulturellen Erbes und die internationale Zusammenarbeit, u.a. durch den Erfahrungsaustausch auf der Grundlage des vorgenannten UNESCO-Übereinkommens von 1970, im Bereich der Verhütung und Bekämpfung des Diebstahls und des illegalen Handels mit Kulturgütern, insbesondere Gütern, die in Verbindung mit illegalen Ausgrabungen oder der Plünderung von Monumenten unrechtmäßig erworben wurden.

Dazu sollen folgende Arbeitsmethoden und Instrumente entwickelt werden:

- Analyse der Kultursektoren der Drittländer, einschließlich ihrer Entwicklungsperspektive und ihres Ordnungsrahmens, als Beitrag zu besserer Formulierung der durchzuführenden Strategien und Maßnahmen; die Kommission wird in Zusammenarbeit mit den Mitgliedstaaten und Drittländern zu dieser Analyse beitragen,
- Nutzung der Erfahrungen der Mitgliedstaaten und Förderung von Synergien, um zur Komplementarität der Maßnahmen der Union mit denen der Mitgliedstaaten beizutragen und zu mehr gemeinsamen kulturellen Aktionen und Projekten auf internationaler Ebene anzuregen; die offene Koordinierungsmethode im Bereich Kultur kann dazu beitragen,
- im Rahmen der bestehenden Finanzinstrumente Festlegung von operationellen Programmen in Abstimmung auf die besonderen Merkmale des Kultursektors, insbesondere auf die kleinen Produktions- und Vertriebsstrukturen sowie auf

- die lokalen Besonderheiten in den Mitgliedstaaten und den Partnerländern; Verbesserung des Zugangs der Fachkreise zu Informationen über die Förderprogramme und -maßnahmen, Vereinfachung der Verfahren für die Erlangung von Subventionen, auf Dauer angelegte finanzielle Unterstützung usw.,
- im Rahmen der Aushandlung internationaler Übereinkommen mit den regionalen Organisationen oder den Partnerländern Berücksichtigung der mit diesen Organisationen oder Ländern entwickelten Strategien,
 - verstärkte Einbeziehung der Künstler, der Kulturschaffenden und ganz allgemein der Zivilgesellschaft sowohl der Mitgliedstaaten als auch der Partnerländer bei der Festlegung und Durchführung der auswärtigen Kulturpolitik,
 - Förderung einer engeren Zusammenarbeit zwischen den kulturellen Einrichtungen einschließlich der Kulturinstitute der EU-Mitgliedstaaten in Drittländern und mit ihren Partneereinrichtungen in diesen Ländern, insbesondere durch Vernetzung.

LITERATUR

ALTERMATT 1996

ALTERMATT, Urs: *Das Fanal von Sarajevo. Ethnonationalismus in Europa*. Zürich, Verlag NZZ, 1996.

BALÁZS 1983

BALÁZS, János: *Areális Nyelvészeti Tanulmányok. (Areallinguistische Studien)* Budapest, Tankönyvkiadó, 1983.

BRADEAN-EBINGER 1989

BRADEAN-EBINGER, Nelu: Bekenntnisse eines Mitteleuropäers. In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* 38. 1989. 101–102.

BRADEAN-EBINGER 1997

BRADEAN-EBINGER, Nelu: *Deutsch im Kontakt als Minderheits- und als Mehrheitssprache in Mitteleuropa*. Wien, Edition Praesens, 1997.

DÉCSY 1973

DÉCSY, Gyula: *Die linguistische Struktur Europas*. Wiesbaden, Harrassowitz, 1973.

GÁLDI 1986

GÁLDI, László: A Dunatáj nyelvi alkata (Die sprachliche Gestalt des Donauraums). In: *Helyünk Európában (Unser Platz in Europa) I–II*. Szerk. RING Éva. Budapest, Magvető, 1986. Bd. II, 44–72. (Ersterscheinung 1947)

HINDERLING – EICHINGER 1996

HINDERLING, Robert – EICHINGER, Ludwig M. (Hg.): *Handbuch der mitteleuropäischen Sprachminderheiten*. Tübingen, Gunter Narr, 1996.

HUNTINGTON 1996

HUNTINGTON, Samuel P.: *Der Kampf der Kulturen: die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München–Wien, Europa Verlag, 1996.

KÁLMÁN 1981

KÁLMÁN, Béla: A magyar nyelv europaisága (Das Europäertum der ungarischen Sprache). In: *MNy (Magyar Nyelv)*. 1981. 129–136.

KERN 1999

KERN, Rudolf: Europäische Sprach- und Minderheiteninitiativen und Deutsch als Kontaktsprache in Mittel- und Osteuropa. In: *Lingua Deutsch* 12. Budapest (BKÁE) 1999.

STARK 1993

STARK, Franz: *Faszination Deutsch. Die Wiederentdeckung einer Sprache für Europa*. München, Langen Müller, 1993.

SKALIČKA 1968

SKALIČKA, Vladimír: Zum Problem des Donausprachbundes. In: *Ural-Altäische Jahrbücher* 40. 1968. 3–9.

QUELLEN

www.ericarts.org: *Nationale Konzepte zum interkulturellen Dialog in Europa*. 2008.

<http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=OJ:C:2008:320:10:12:HU:PDF>

DEUTSCHE SPRACHBÜCHER ALS DENKMÄLER DER DEUTSCHEN SPRACHE

MIROSLAV BALÁŽ
Universität Prešov, Slowakei

Einleitung

Das Gebiet der heutigen Slowakei stellt für die germanistische Forschung eine wahre Fundgrube dar. Davon zeugt der in den slowakischen Archivbeständen vorhandene Reichtum an deutschsprachigen Schriftstücken. Die hier aufbewahrten zahlreichen Handschriften, Urkunden, Rechtstexte, Lehrwerke, literarischen Werke und andere Denkmäler der deutschen Sprache sind ein Beweis dafür, dass hier das Deutsche fast achthundert Jahre lang eine wichtige Rolle spielte.

Die deutschsprachige Tradition in der Slowakei hat ihren Anfang bereits in der früh- und hochmittelalterlichen Kolonisationsbewegung. Seit Ende des 14. Jahrhunderts setzte sich das Deutsche neben dem Lateinischen als zweite Amtssprache durch. Seine Beherrschung war eine unerlässliche Voraussetzung für den Erwerb der höheren Bildung. So erlangte die deutsche Sprache neben dem Lateinischen die Stellung der Bildungssprache und diese Stellung behielt sie auch in den darauf folgenden Jahrhunderten. Als Beweis für diese Behauptung kann der oft zitierte Ausspruch des namhaften slowakischen Gelehrten und Polyhistoren Matthias Bel dienen, der über sich selbst gesagt hat: „*lingua Slavus, natione Hungarus, eruditione Germanus*“. In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts sollte das Deutsche aufgrund der Josephinischen Reformmaßnahmen auch im ungarischen Teil der österreichischen Monarchie in den Ämtern, Schulen und im Gerichtswesen eingeführt werden. Gemäß einer Verordnung vom 6. April 1784 wurde das Deutsche als Amtssprache anstatt des Lateinischen eingeführt. Die Verordnung stieß aber auf den heftigen Widerstand der ungarischen Bevölkerung. Politische und gesellschaftliche Veränderungen in den folgenden Jahrzehnten und insbesondere der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867 führten dazu, dass im ungarischen Teil der Monarchie, zu dem auch die heutige Slowakei gehörte, der deutsche Sprachgebrauch immer mehr zurückging. Von 1840 an wurde Ungarisch sowohl in dem schriftlichen als auch in dem mündlichen Gebrauch vor allem im städtischen Bereich dominant. Das Deutsche wurde genauso wie andere Fremdsprachen nur zum Lehrgegenstand.

Die Erforschung von Sprachdenkmälern und die Zielsetzung dieser Arbeit

Die bisherigen sprachwissenschaftlichen Forschungen zu den deutschen Sprachdenkmälern in der Slowakei konzentrieren sich größtenteils auf die Existenz und linguistische Analyse der deutschsprachigen Handschriften und auf die Beschreibung deutscher Mundarten auf dem Gebiet der heutigen Slowakei. Das Thema des Deutschen als Bildungs- und Unterrichtssprache fesselt die Aufmerksamkeit der Forschung nur in geringem Maß.

Im vorliegenden Beitrag beschäftigen wir uns mit der Dokumentation und Analyse bisher nur wenig beachteter Lehrwerke der deutschen Sprache, die sich in den Beständen der Bibliothek des evangelischen Kollegiums A. B. und teilweise auch der Bibliothek der Fakultät für Griechisch-katholische Theologie der Prešover Universität befinden.

Unsere Untersuchung beschränkt sich auf diejenigen Lehrwerke, die im Zeitraum von 1718, also von der Veröffentlichung der ältesten Grammatik der deutschen Sprache in der Slowakei von Matthias Bel bis zur Gründung der ersten Tschechoslowakischen Republik im Jahre 1918 verfasst worden sind. Im Rahmen der Untersuchung wurden bis jetzt insgesamt 67 Lehrwerke der deutschen Sprache analysiert. Die Präsentation der Untersuchungsergebnisse beschränkt sich nur auf deutsche Lehrbücher ungarischer Autoren.

Deutsche Lehrbücher ungarischer Autoren

Das älteste Exemplar stellt das Buch *Neue deutsche Grammatik oder deutsches Sprachbuch* von *János Ágoston Kratzer*, Lehrer der königlichen Normalschule dar. Die erste Auflage stammt aus dem Jahre 1780. In der Bibliothek ist die zweite Auflage aus dem Jahre 1787 aufbewahrt. Das Lehrwerk umfasst im ersten Teil die Ausführungen zur Lautlehre, Rechtschreibung, Setzung der Satzzeichen und Formenlehre. Im Unterschied zu anderen Lehrwerken ist die Buchstabentabelle um Initialen erweitert. In nächsten Abschnitten werden einzelne Wortarten ausführlich erläutert. Hier spürt man den großen Einfluss der Gottschedschen Grammatik. Dieser zeigt sich z.B. bei der weiteren Gliederung einzelner Wortarten. Der Autor verwendet hier dieselbe Terminologie und dieselbe Reihenfolge der Wortarten. Der zweite Teil enthält umfangreiche Ausführungen zur Syntax. Die Darstellung ist nach den Wortarten geordnet. Der dritte Teil bringt zahlreiche Fabeln, Schäfergedichte, Grabschriften und Sinngedichte deutscher und schweizerischer Autoren.

Aus dem 18. Jahrhundert stammt auch das erste linguistische Werk des Professors der Moral und Naturgeschichte am Gymnasium zu Leutschau (Levoča) und später des Professors der ungarischen Sprache und Literatur an der Wiener Universität *József Márton*. Seine 1799 in Kaschau (Košice) zum ersten Mal herausgegebene *Deutsche Grammatik* erlebte insgesamt 19 Ausgaben. In den oben angeführten Bibliotheken befinden sich die sechste und dreizehnte Auflage des Lehrwerks.

Eine kurze Bemerkung wert ist die ungewöhnliche Reihenfolge bei der Präsentation einzelner Wortarten im ersten Teil. Das Verb wird hier als letzte Wortart behandelt. An den ersten Teil knüpfen grammatische Übungen an. Die erworbenen Kenntnisse werden zuerst anhand 187 theoretischer Fragen vertieft und dann in rund 60 Übersetzungsübungen geübt. Der dritte Teil *Deutsches Lesebuch zum Gebrauch für Ungarn* enthält Beschreibungen der im allgemeinen gemeinschaftlichen Leben vorkommenden Dinge und Fabeln, einen kurzen Abriss der Geographie, insbesondere des Königreichs Ungarn und Texte zur Naturgeschichte. Der fünfte Abschnitt enthält sechs Lesetexte aus dem Bereich Geschichte.

Zum dreizehnten Mal wurde das Lehrbuch 1840 im Todesjahr des Autors herausgegeben. Dieser Band ist um einen zweiten Kurs erweitert. Der grammatische Teil des zweiten Kurses enthält ergänzende und erweiternde Hinweise zum Gebrauch einzelner Wortarten.

Das wissenschaftliche Lesebuch zum zweyten Cursus der deutschen Sprachlehre für Ungarn bietet eine bunte Auswahl der Lesestücke, die aufgrund ihres Inhalts auch in anderen Unterrichtsfächern verwendet werden konnten. Diese Tendenz kann man auch in anderen Werken beobachten.

Das aus dem Jahre 1812 stammende Werk von *Imre Dunai* Professor am evangelischen Gymnasium in Miskolc, stellt eine Besonderheit unter den hier beschriebenen Lehrwerken dar. Es handelt sich um ein Sprachbuch, das noch im 19. Jahrhundert inhaltlich und

auch im Hinblick auf seine Gestaltung sehr stark auf der Donatus-Grammatik aufbaut. Die erste Ausgabe der Grammatik *Donatus Latino-Germanico-Hungarico-Slavicus* erschien im Jahre 1812 in Erlau (Eger). Der Band enthält, genauso wie andere Donaten, die wichtigsten Grammatikregeln in Form von Fragen und Antworten. Auf den grammatischen Hauptteil folgen lateinische Lektionen. Sie enthalten Übungsmaterial zur Festigung und Wiederholung paradigmatischer Beziehungen, fünfzig Kurztexte, die als Übersetzungs-, Memorier- und Sprechübungen dienen. In der dritten Lektion werden die am häufigsten gebrauchten lateinischen Sprichwörter in alphabetischer Reihenfolge präsentiert. In der vierten Lektion sind unterhaltende Fragen zur Aufmunterung der Schüler versammelt. Die fünfte Lektion besteht aus lateinischen Denksprüchen und Sentenzen, die in alle drei Referenzsprachen übersetzt sind. Das Buch schließt mit vier lateinischen Schulgebeten.

1813 erschien in Wien eines von den zahlreichen philologischen Werken des ungarischen Pädagogen und Gelehrten *Karl Georg Rumi*. Seine *Theoretisch-practische Anleitung zum deutschen prosaischen Stil* ist für die Sprachbedürfnisse der Gymnasien und Schulen im österreichischen Kaiserstaat, vor allem in dem von verschiedenen Nationen bewohnten Königreich Ungarn bestimmt.

Der erste Teil bringt allgemeine Grundsätze von den Eigenschaften des guten deutschen prosaischen Stils, der zweite handelt von den besonderen Arten des Stils. Im dritten Teil werden Erfordernisse und Hilfsmittel des guten deutschen prosaischen Stils dargestellt. Der Anhang bietet eine kurze Geschichte der deutschen Sprache und des deutschen Stils mit Beschreibung einzelner Epochen der deutschen Büchersprache.

Unter den Lehrwerken aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts befindet sich auch die *Ungarische und Deutsche Wort- und Satzlehre zum Gebrauche seiner Schüler praktisch dargestellt von Ludwig Melczer Prof. der Gramm. am evangel. Gym. zu Pesth*. Das Buch erschien 1842 in Pest. Trotz seines Titels befasst sich das Lehrbuch fast ausschließlich mit der Morphologie. Syntaktische Sachverhalte – Satzarten und Satzglieder – werden nur am Rande in 2 Paragraphen behandelt.

Die Reihe deutscher Lehrwerke ungarischer Autoren erweitert auch das Büchlein des Gymnasiallehrers *Gottlieb Eduard Toepler Leitfaden zur gründlichen Erlernung der deutschen Sprache in Grundschulen*. Die zweite Auflage dieses Handbuchs stammt aus dem Jahr 1853. Genauso wie andere Lehrbücher aus damaliger Zeit beginnt auch diese Schrift mit der Darstellung des deutschen Alphabets. Danach wird kurz die Aussprache einzelner Laute und Lautfolgen erläutert. Die Leseübungen ermöglichen das Üben der richtigen Aussprache. Im Sinne der deduktiven Methode gibt der Verfasser bei den Wortarten die abstrakten Regeln vor, die anschließend mit einigen Beispielen verdeutlicht werden. An die theoretischen Erläuterungen schließen sich Übersetzungsübungen an, die die korrekte Anwendung einzelner Wortarten sichern sollen.

Eine besondere Stellung unter den untersuchten Lehrwerken nimmt das Sprachbuch *Praktische Ungarisch-Deutsche Sprachlehre. Nach den deutschen Sprachlehren von Grimm, Heyse und Becker bearbeitet von J.N. Rémele. Die Schrift von Johann Nepomuk Rémele*, Professor der ungarischen und deutschen Sprache erschien 1851.

Die Sprachlehre stellt einen Versuch dar, die Grammatiken von Johann Christian Heyse und Karl Ferdinand Becker zu vereinen und sie der ungarischen Jugend näher zu bringen. Mit seinem Werk steht Rémele auf dem Mittelweg zwischen der analytischen und synthetischen Methode. Wie er in seiner Vorrede schreibt, „werden die Freunde der analyti-

schen Methode in den oberen Zeilen zahlreiche Beispiele finden. Für die Progressiven führt der untere Teil zu grundlegenden Sprachkenntnissen. Die unteren Zeilen erklären die gesamte Theorie der deutschen Sprache und sind eher für den Lehrer geeignet, während die oben stehenden Beispiele für Schüler gedacht sind“.

Das Buch konzentriert sich auf die Wortlehre und nur in einem Abschnitt geht der Autor kurz auf einige Erscheinungen der Syntax ein. Außerdem bietet das Lehrbuch authentische Beispiele für die Geschäftskorrespondenz. *Interlineale Leseübungen* stellen den vorletzten Teil des Lehrwerks dar. Als Material zur Förderung der Lesekompetenz werden hier deutsche Sittensprüche mit ungarischen Übersetzungen eingesetzt.

In der Bibliothek werden auch zwei Werke des Prešover Lehrers *Johann Csink* aufbewahrt. Das erste Werk von Johann Csink hat den Titel *Lesebuch für Bürgerschulen* und wurde 1862 in Kaschau gedruckt. Das Unterrichtswerk beginnt mit kurzen Vorübungen in der Aussprache und in der Satzbildung. In Vorübungen in der Satzbildung werden schrittweise mehrere syntaktische und morphologische Phänomene an Beispielen erläutert. Richtige Anwendung der Präpositionen wird mit Hilfe von drei kurzen Gedichten von Heyse trainiert. Nach den aufgeführten Übungen folgt der eigentliche Lesebuchteil. Er enthält Gleichnisse aus den Reden Jesu, Bilder aus dem Leben der Völker, Ereignisse aus der Geschichte der Israeliten und Episoden aus dem Leben des Apostels Paulus, moralische Beispielgeschichten von berühmten Persönlichkeiten der ungarischen Geschichte sowie Erzählungen über Magyaren und ihre Sprache. Angehängt ist noch eine Beschreibung der Stadt Erlau (Eger).

Das zweite Buch *Ungarisch-deutsches Sprachbuch für Volks- und Bürgerschulen, II. Theil* erschien 1876 in Eperies (Prešov). Das Lesebuch bringt Lesetexte von verschiedenen deutschen und ungarischen Autoren. Grammatisches wird auch nicht behandelt.

Zum Kreis ungarischer Autoren deutscher Lehrbücher zählt auch *Szende Riedl*, Sprachwissenschaftler und Hochschullehrer. Sein 1862 zum ersten Mal erschienenenes Lehrwerk *Deutsche Grammatik* erlebte bis 1870 insgesamt sechs Auflagen. Im Bestand der Bibliothek der Fakultät für Griechisch-katholische Theologie der Prešover Universität befindet sich die zweite, verbesserte Auflage dieses Werks aus dem Jahre 1864.

Das Lehrbuch konzentriert sich auf die theoretische Erläuterung der deutschen Sprache. In der Einleitung bietet der Verfasser einen kurzen Überblick über die Herkunft der deutschen Sprache und nennt vier Entwicklungsetappen in ihrer Geschichte. Den deutschen Sprachraum gliedert er sehr vereinfacht in zwei große Mundartengebiete. Im ersten Teil beschreibt Riedl das phonetische System des Deutschen, die Rechtschreibregeln und drei Typen der Lautänderungen. Der zweite Teil ist der Wortlehre gewidmet. Im dritten Teil des Lehrwerks wird die Syntax der Wortarten behandelt. Vor dem Inhaltsverzeichnis steht noch eine Sammlung von praktischen Beispielen. Es handelt sich um neunzehn Satzblöcke, die als Stoffkonzentrat dienen. Ein Satzblock besteht aus 15–18 Sätzen, die die durchgenommenen grammatischen Strukturen enthalten.

Zu den in Ungarn erschienenen Lehrwerken der deutschen Sprache gehört auch *Deutsches Sprach- und Lesebuch* von *Jónás János*. Der zweite Teil stammt aus dem Jahre 1879 und enthält Ausführungen zur Wortlehre. Danach folgen Lesetexte aus der Geschichte des deutschen Volkes, aus der Geschichte des Altertums und auch Gedichte, Lieder und Fabeln. Der 3. und 4. Teil für die dritte und vierte Klasse der Mittelschulen wurden 1880 herausgegeben. Der zweite Band besteht aus vier Kapiteln. Das erste Kapitel stellt ein Le-

sebuch dar. Im zweiten Kapitel finden die Benutzer Anweisungen zur methodischen Behandlung der Lesestücke. Im Weiteren bietet dieses Kapitel das Zusatzmaterial für Arbeit mit einzelnen Lesestücken. Zu jedem Lesetext gibt es eine Übersetzung einiger im Text vorkommender Wendungen ins Ungarische. Dann folgen zusätzliche Erläuterungen zu bestimmten Sachverhalten oder Begriffen im Text, die das Verständnis des Lesetextes erleichtern. Im nächsten Schritt wird ein im Text enthaltenes grammatisches Problem erklärt. Schließlich wird der Schüler aufgefordert, einen Aufsatz zu dem im Lesetext behandelten Thema vorzubereiten.

Im dritten Kapitel wird die systematische Grammatik der deutschen Sprache (Laut-, Wort- und Satzlehre) präsentiert. Das vierte Kapitel beinhaltet ein Verzeichnis von Wörtern verwandter Bedeutung und ein Verzeichnis von Wörtern verwandter Abstammung.

1877 erschien der erste Teil des Lehrbuchs *Deutsche Grammatik mit Übersetzungsübungen und vielfältigen Aufgaben. Mit zur Einübung des grammatikalischen Lernstoffes dienender Lektüre*. Drei Jahre nach dem ersten Erscheinen folgte die hier untersuchte zweite Auflage.

Im Vorwort äußert sich der Autor *Mór Hoffmann*, Deutsch- und Ungarischlehrer an der Bürgerschule in Nagykanizsa, wenig freundlich über die Qualität der bisher erschienenen Werke zur deutschen Grammatik. Hoffmann vertritt die Meinung, dass in einem guten Lehrbuch ein Beispiel vor der Übung stehen muss, dass die Regeln für die Schüler unterer Klassen in möglichst kurzer Form präsentiert werden sollen und dass sie verpflichtend mit Übungen einhergehen. Im Mittelpunkt des Werks steht die Wort- und Formenlehre. Zum besseren Verständnis und besserer Erklärung finden sich zwischen den Grammatikkapiteln kleine Texte (Briefe, Märchen, Gedichte, Erzählungen). Nach der Ansicht des Autors machen diese Texte die zusätzlichen Lesebücher praktisch überflüssig.

Die positive Aufnahme des ersten Teils der deutschen Grammatik hat Mór Hoffmann ermutigt, einen zweiten Teil auszuarbeiten. 1878 erschien *Deutsche Grammatik mit Übersetzungsübungen und vielfältigen Aufgaben. Mit zur Einübung des grammatikalischen Lernstoffes dienender Lektüre. Für die 3. und 4. Klasse der Bürgerschule bzw. zur Verwendung an jedem höheren Lerninstitut*.

Das erste Kapitel behandelt die Wortbildung. Anhand des Verbs *sitzen* wird zuerst der Begriff „Wortfamilie“ erklärt. Es folgen praktische Beispiele für Wortbildung mit Hilfe von Affixen und Wortbildung durch Zusammensetzung. Den Schwerpunkt des zweiten Kapitels bildet die Satzlehre. Im Unterschied zu anderen Autoren werden hier auch solche Sachverhalte erörtert wie *der zusammengesetzte Satz, Verkürzung der Nebensätze*. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Synonymität.

Das vierte Kapitel des Lehrwerks vermittelt die wichtigsten Elemente der Verslehre. Auch hier enthält der Übungsteil mit den Grammatikkapiteln zusammenhängende Übersetzungsübungen aus dem Deutschen und dem Ungarischen, verpflichtende und optionale Lektüre und in gebührender Zahl auch entsprechende Aufgaben.

Aus zahlreichen Veröffentlichungen des Hochschullehrers *Zsigmond Simonyi* sind hier das *Lehr-, Lese- und Übungsbuch* und das Hilfsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen *Deutsche und ungarische Redensarten* aufbewahrt.

Das Buch erschien zum ersten Mal 1881. Die hier untersuchte zweite verbesserte Auflage stammt aus dem Jahre 1899. Das Werk war für den Deutschunterricht an ungarischen

schen Mittelschulen bestimmt und beim Schreiben des Lehrbuches wurde die österreichische Rechtschreibung verwendet. Durch seinen Aufbau unterscheidet sich das Lehrwerk deutlich von allen anderen Sprachbüchern der damaligen Zeit. Im einführenden Teil wird ein Überblick über das deutsche Laut- und Schriftsystem gegeben. In der beigefügten Tabelle werden die Konsonanten nach ihrer Artikulationsstelle eingeteilt. Auf den nächsten Seiten stellt der Autor sehr kurz die drei wichtigsten Wortarten vor: das Substantiv, das Adjektiv und das Verb.

Der zweite Teil ist ein Lesebuch, das neben den Griechischen Heroengeschichten auch ausgewählte deutsche Gedichte und Märchen enthält.

Ganz ungewöhnlich aufgebaut ist der dritte Teil des Lehrwerks. In diesem Übungsbuch nutzt der Verfasser die in dem Lesebuchteil vorkommenden Sätze zur Erläuterung grammatischer Sachverhalte. Zu jedem Text gibt es Erklärungen zu einigen grammatischen Kategorien des Substantivs, Adjektivs, Verbs und Adverbs. Nach den Erklärungen folgt eine kurze Zusammenfassung des behandelten Stoffes. Oft wird auch eine entsprechende Regel formuliert. Das Lehrwerk enthält eine deutsche Kurzgrammatik.

Unter den untersuchten Titeln befindet sich ein Lehrwerk, das von einem Autorenkollektiv verfasst wurde. *Das dritte Schuljahr, Deutsches Lesebuch für die Volksschulen Ungarns* von *Josef Szirmai, Leopold Klein und Adolf Mayer* erschien in zweiter Auflage im Jahre 1887.

Bei diesem Werk handelt es sich um kein reines Lesebuch. Der erste Teil enthält insgesamt 136 Lesestücke, die inhaltlich weiter in vier Abteilungen untergliedert werden. In der ersten Abteilung mit dem Titel *Für Geist und Herz* sind 56 Lesestücke vornehmlich deutscher Autoren versammelt. Die Abteilung *Bilder aus der Naturkunde* enthält 37 Lesestücke. Hier überwiegen die Texte ungarischer Autoren. Die meisten Texte aus dieser Abteilung bilden zusammen mit 19 Texten der dritten Abteilung (*Die Heimat*) die inhaltliche Grundlage für den Realienunterricht. Die Sagen und Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte in der vierten Abteilung berichten vor allem von den Heldentaten bekannter Persönlichkeiten im Kampf gegen die türkische Unterdrückung.

Der zweite Teil des Buches befasst sich mit der Grammatik, Orthographie und dem Stil. Bei der Darstellung einzelner Wortarten geht der Verfasser von der syntaktischen Struktur des einfachen Satzes aus und zeigt gleichzeitig, durch welche Wortarten einzelne Satzglieder ausgedrückt werden können. Die neu gelernten grammatischen Phänomene werden anhand von authentischen Texten aus dem ersten Teil des Lehrwerks vermittelt. Zu jedem der behandelten Sachverhalte gibt es mehrere Aufgaben. Grammatische Regeln werden erst in der letzten Phase mitgeteilt. Sie stehen am Ende des entsprechenden Abschnittes und sind durch den Fettdruck hervorgehoben.

Neben der Grammatikvermittlung bieten die Lesestücke im Lesebuchteil Übungsmaterial für Stilübungen. Der dritte Teil des Lehrwerks zielt auf den Realienunterricht ab. Er enthält ergänzende Informationen zu den in den Lesestücken erwähnten Gegenständen der Naturgeschichte, der Naturlehre und der Geographie.

Im Jahre 1902 erschien die zweite Auflage *Der einheitlichen Deutschen Rechtschreibung*. Dieses Handbuch gehört zur Gruppe sprachwissenschaftlicher Werke des ungarischen Pädagogen *Franz Kemény*. Als Zielgruppe werden im Vorwort Schüler der Realschulen genannt. Im Büchlein werden schon die Regelungen der Zweiten Orthographischen Konferenz berücksichtigt. In neun Paragraphen erklärt und an Beispielen verdeutlicht der

Autor folgende orthographische Erscheinungen: Gebrauch der großen Buchstaben, Gebrauch der kleinen Buchstaben, Aussprache und Schreibung der s-Laute, die Dehnung der Selbstlaute, die Verkürzung der Selbstlaute, Schreibung der Fremdwörter, die Silbentrennung, die Abkürzung der Wörter und Schreibung von Homonymen. Das Buch bietet keine Übungen zur Rechtschreibung.

Im Jahre 1905 erschien das Lehrwerk *Deutsche Sprache nach der direkten Methode. I. Teil. Für den Deutschunterricht in den niedrigeren Schulen. Zweite umgearbeitete Auflage.* Alfred Schuster, Lehrer an der Höheren Realschule und Autor dieses Lehrbuches betont im Vorwort zur ersten Auflage, dass das Lehrbuch für die direkte Methode konzipiert wurde. Er gibt gleichzeitig zu, dass man an einigen Stellen auch die induktive Methode anwenden muss.

Das Lehrwerk beginnt mit dem Erlernen der deutschen Druck- und Schreibschrift. Einzelne Buchstaben der Kurrentschrift werden gruppenweise in Tabellen aufgeführt und mit dem lateinischen Alphabet verglichen, dann in Wortbeispielen vorgestellt und schließlich in Beispielsätzen verwendet. Zu Beginn werden diejenigen Laute präsentiert, die den Schülern aus der ungarischen Sprache bekannt sind.

Das Lehrbuch behandelt in 14 Lektionen Themenschwerpunkte aus dem Alltag. Die einzelnen Themengruppen sind nach dem Schwierigkeitsgrad des Wortschatzes und der Grammatikstrukturen abgestuft. Als Ausgangspunkte für die Arbeit mit jeder Lektion dienen Redeübungen und Lesestücke. In Redeübungen finden die Schüler Fragen und Antworten zum angegebenen Thema. Die Redeübungen und Lesestücke führen grammatischen Stoff und neuen Wortschatz ein. Grammatische Erscheinungen werden trotz direkter Methode in ungarischer Sprache erläutert. Nachfolgende Lesestücke, Rätsel und kurze Gedichte festigen die Grammatik und den neu gewonnenen Wortschatz. Die Übungen zwischen einzelnen Redeübungen und Lesestücken sind im großen Ganzen für das Selbststudium und Wiederholung bestimmt. Auf Gesuch der Lehrer und aufgrund der Anordnungen der Schulbehörden wurde die zweite Auflage um 20 Übersetzungsübungen zur Kontrolle der erworbenen Sprachfertigkeiten erweitert.

Deutsche Sprachbücher ungarischer Autoren aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts werden auch durch ein Werk von Dr. Gyula Theisz vertreten. Das Lehrbuch *Deutsche Sprachschule* des aus Zipser Neudorf (Spišská Nová Ves) stammenden Lehrers einer Realschule und Philosophiedoktors Gyula Theisz wurde im Jahre 1906 herausgegeben. Die hier untersuchte vierte Ausgabe erschien 1918.

Aus dem Titelblatt geht hervor, dass das Lehrwerk nach der direkten Methode erarbeitet wurde und sein erster Teil für Anfänger bestimmt war. Als potentielle Benutzer dieses Buches werden die Schüler der dritten und vierten Klasse der Gymnasien und Bürgerschulen für Jungen sowie die Schüler und Schülerinnen der ersten und zweiten Klasse der Realschulen, der Mittel- und Bürgerschulen für Mädchen genannt.

Das Buch beginnt mit einem lateinischen und zwei deutschen Zitaten von Emanuel Geibel und Johann Gottfried Herder. Vor allem Herders Zitat „*Man lernt Grammatik aus der Sprache, nicht Sprache aus der Grammatik!*“ erfasst den methodischen Aspekt des Lehrwerks. Ungarisch als Muttersprache findet hier keine Verwendung. Das Lehrwerk besteht aus neun Teilen, die weiter in Lektionen gegliedert sind. Jeder Teil ist einem bestimmten Themenschwerpunkt gewidmet. Der Aufbau der einzelnen Lektionen ist jeweils gleich. Kurze Beispielsätze präsentieren ein grammatisches Problem. Im nächsten Schritt

machen die Schüler Übungen, in denen sie die behandelte grammatische Erscheinung verwenden sollen. Der Veranschaulichung des Unterrichts dienen die Bilder zu Themen *Die Familie, Der Frühling, Der Sommer, Der Herbst, Der Winter*. Das Leseverstehen wird anhand von Fragen zum Volksmärchen *Rotkäppchen* eingeübt.

Schlusswort

Mit unserer Untersuchung wollten wir nicht nur eine Lücke in der Dokumentation der Bibliotheksbestände des ehemaligen evangelischen Kollegiums in Prešov schließen, sondern auch den Interessenten an dem Beispiel der Geschichte des Deutschen als Fremdsprache aufschlussreiche Einblicke in die Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen verschaffen.

LITERATUR

SZINNYEI 1900

SZINNYEI, J.: *Magyar írók élete és munkái*. Budapest, Hornyánszky 1900.

WÜRZBACH

WÜRZBACH, C. von: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*. 60 Bände, Wien 1856–1891.

INTERKULTURELLER DIALOG IN DER FACHSPRACHE. VERGLEICH DER DEUTSCHEN LEHRBÜCHER *DIALOG BERUF UND UNTERNEHMEN DEUTSCH*

GABRIELLA BIKICS
Universität Miskolc, Ungarn

Einführung

Multikulturelle Begegnungen, interkulturelle Dialoge sind heutzutage allgemeine Herausforderungen unseres Lebens. Denken wir nur an die vielen virtuellen Begegnungen im Internet, an Schüleraustauschprogramme vieler Gymnasien, an Stipendien für Studenten, an den Tourismus sowie an berufliche Herausforderungen der Arbeitsstellen bei multinationalen Firmen.

Deshalb muss dieses Kriterium auch im Fremdsprachenunterricht eine wichtige Rolle spielen. So hat sich seit den 90er Jahren die kommunikative Fremdsprachenlehre auch durch den interkulturellen Ansatz ergänzt. „Die vorrangige Aufgabe von Fremdsprachenunterricht und damit auch des Deutschunterrichts besteht darin, die Menschen für Mehrsprachigkeit und das Leben in multikulturellen Gesellschaften zu sensibilisieren und zu interkultureller Kommunikation zu befähigen.“ (HUNEKE – STEINIG 2002: 174)

Der interkulturelle Ansatz bestimmt die Ziele und Prinzipien des Fremdsprachenunterrichts wie folgt:

- Fähigkeit zu interkultureller Kommunikation
- besseres Verstehen seiner selbst durch Fremdverstehen
- Fremdsprachenunterricht – Verstehen als fremdkulturelles Verstehen vor allem Landeskunde wird zum zentralen Thema in allen Bereichen des Fremdsprachenunterrichts. (vgl. HUNEKE – STEINIG 2002.)

In Ungarn müssen die in den Schulen verwendeten Lehrbücher von Lehrbuchexperten begutachtet werden, die sie auf Grund einer langen Kriterienliste überprüfen. Diese Kriterienliste enthält folgende interkulturelle Anforderungen:

- Das Lehrbuch soll dazu erziehen, dass der Schüler die nationale Kultur sowie die kulturelle Vielfalt kennt und akzeptiert.
- Das Lehrbuch soll den Schülern helfen, ihre europäische Identität aufzubauen.

Diesen Kriterien entsprechen die deutschen Lehrbücher für Jugendliche, denn unter ihren Themen erscheinen z.B.:

- deutsch – ungarische Begegnungen
- die deutschsprachigen Länder und ihre Einwohner
- Schüleraustausch (Klassenfahrt, ein ungarischer Schüler in Deutschland, ein deutscher Schüler in Ungarn, Ferienlager)
- Sprachschule, Spracherwerb im Ausland
- Studienfahrt, Studium
- Fremdenverkehr, Hotel, Jugendherberge
- Arbeit oder Praktikum in den deutschsprachigen Ländern

Lehrbücher für die Fachsprache

Die Sprachlehrbücher, die für Erwachsene konzipiert sind, haben meistens fachsprachlichen Inhalt, jedoch sind in ihnen die interkulturellen und multikulturellen Aspekte genauso stark vertreten. Unter diesem Aspekt werde ich im Folgenden zwei Fachsprachenbücher *Dialog Beruf* und *Unternehmen Deutsch* analysieren und vergleichen. Beide Bücher sind in den folgenden Gesichtspunkten ähnlich:

- sie sind in Deutschland erschienen (bei dem Hueber bzw. Klett Verlag),
- sie sind modern (2003 bzw. 2006 erschienen),
- sie vertreten die kommunikative Methode,
- ihr Ziel ist die Einführung in die Berufssprache,
- ihre Zielgruppe sind Nullanfänger,
- ihr Grundkontext ist Deutsch als Kommunikationssprache bei einem Unternehmen,
- der Ort der dargestellten Situationen ist Deutschland,
- die dargestellten Personen sind Einwohner der deutschsprachigen Länder und Deutsch sprechende Ausländer im beruflichen Kontext,
- zu den Lehrbüchern gehören auch Arbeitsbücher und Tonkassetten /CD-s (in die Untersuchung wurden sie aber nicht mit einbezogen).

Die Hypothesen

Ich habe zur Untersuchung der Bücher in Bezug auf ihren Inhalt folgende Hypothesen aufgestellt und zur Überprüfung der Hypothesen in den Büchern Beispiele gesucht:

- Die Multikulturalität innerhalb des deutschen Sprachraums kommt zum Ausdruck.
- Die Multikulturalität innerhalb der deutschsprachigen Länder kommt zum Ausdruck (z.B.: Türken in Deutschland, Italiener in der Schweiz).
- In den Büchern werden viele interkulturelle Begegnungen dargestellt, Ort der Begegnungen sind: Sprachkurs, Studium, Firmen, Praktikum, Konferenz, Reisen.
- Die in den Büchern vorgestellten Personen kommen aus allen Kontinenten und werden auch als Vertreter verschiedener kultureller Werte vorgestellt.
- Interkulturelle Mobilität wird vorgestellt (X stammt aus Y, wohnt in Z).
- Interkulturelle Vergleiche werden gezogen (Wie ist es in Ihrem Land?)
- Interkulturalität wird nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich verstanden (Geschichte, andere Generationen).
- Interkulturelle Begegnungen finden immer in einem freundlichen, hilfsbereiten Milieu statt.
- Interkulturelle Probleme, Missverständnisse, Schwierigkeiten werden thematisiert, geklärt, gelöst.
- Interkulturelle Informationen, Hilfen, Tipps, Ratschläge werden den Sprachlernenden gegeben.

Die Untersuchung der Bücher

- *Die Multikulturalität innerhalb des deutschen Sprachraums kommt zum Ausdruck*

Dieser Gesichtspunkt untersucht, wie in den Büchern die für den deutschen Sprachraum charakteristische kulturelle Vielfalt und Multikulturalität zum Ausdruck kommen. Das heißt, nicht nur Deutsche, sondern auch Österreicher und Schweizer werden vorgestellt.

- Im *Dialog Beruf* sind alle drei deutschsprachigen Länder vertreten, durch Personen: Erika Brenner (Österreich), Jörg Braunert (Deutschland), Herr Hürliemann (Schweiz), durch Bilder: Städte aus Österreich (Wien), Deutschland (Hamburg, Berlin, Dresden) und der Schweiz (Zürich). Auf das Schweizerdeutsch, eine sprachliche Variante der deutschen Sprache deutet die Begrüßungsform „Grüezi“.
- Im *Unternehmen Deutsch* erscheinen auch Personen und Bilder aller drei deutschsprachigen Länder: Herr Pfaffinger (Österreich), Herr Löhken (Deutschland), Herr Kaegi (Schweiz), Städte aus Österreich (Wien), Deutschland (Leipzig, Coburg), Schweiz (Zürich) sowie eine Landkarte der deutschsprachigen Länder.

Auffallend ist im Vergleich, dass in beiden Büchern Österreich durch Wien und die Schweiz durch Zürich vertreten ist, Deutschland aber durch verschiedene Städte.

- *Die Multikulturalität innerhalb der deutschsprachigen Länder kommt zum Ausdruck (z.B.: Türken in Deutschland, Italiener in der Schweiz).*

Auch für diesen Aspekt sind in den Büchern einige Beispiele zu finden.

- Im *Dialog Beruf* findet man Hinweise in Wort und Bild auf in Deutschland lebende Türken: drei Bilder, auf denen Kopftuch tragende Frauen zu sehen sind, bzw. in mehreren Texten erscheint Herr Öztürk, ein Türke.
- Im *Unternehmen Deutsch* ist auch ein Hinweis auf Türken (Herr Gül), aber auch auf Minderheiten in der Schweiz: Herr Kaeggi, der Schweizer sieht auf seinem Foto wie ein Italiener aus.

- *In den Büchern werden viele interkulturelle Begegnungen dargestellt, Ort der Begegnungen sind: Sprachkurs, Studium, Firmen, Praktikum, Konferenz, Reisen.*

Auch diese Hypothese erwies sich als richtig. Schon in der ersten Lektion wurde ein multikulturelles Treffen vorgestellt: im *Dialog Beruf* war der Ort dieses Treffens ein Sprachkurs, im *Unternehmen Deutsch* ein internationales Fortbildungsseminar. Schon in den ersten zwei Lektionen war eine bunte Mischung der Nationalitäten vertreten:

- *Dialog Beruf*: Habib Karoui (Tunesien / Sousse), Botho Nehrlinger (Deutschland / Bingen), Erika Brenner (Österreich / Klagenfurt), Huang Yong (China / Shanghai), István Kada (Ungarn / Kaposvár), Sonja Ball (USA), Herr Hürliemann (Schweiz / Winterthur), weitere Namen: Vaclav, Dalia Kalidis, Herr Sobukwe, Herr Sato, Harr Sanches, Samy).
- *Unternehmen Deutsch*: Willem de Boer (Holland / Amsterdam), Christian Waldner (Deutschland / Berlin), Klaus Brinkmann (Deutschland / Dresden), Roberto Prado (Spanien / Granada), Nicole Bellac (Frankreich / Grenoble), Anna Bellini (Italien / Neapel), Petra Nowak (Österreich / Graz), Dorothea Weinberger (Schweiz / Bern), weitere Namen: Herr Molnár, Herr Mitsakis,

Herr Kharas, Frau Delio, Frau Lahtinen, Frau Gorzyzka, Thea Renle, Amina Gök, Mischa Kramnik, Rosa Ünsal, Akile Morina, Leonie Frederikson).

In beiden Büchern machen Ausländer ein Praktikum in Deutschland. Im *Dialog Beruf* sind es Herr Sanches und Herr Karoui, im *Unternehmen Deutsch* Kate Carlson.

- Die in den Büchern vorgestellten Personen kommen von allen Kontinenten und werden auch als Vertreter verschiedener kultureller Werte vorgestellt.

Diese Hypothese hat sich auch in beiden Büchern als richtig erwiesen.

- Im *Dialog Beruf* kamen die Ausländer von mehreren Kontinenten außerhalb Europas: Habib Karoui (Tunesien /Afrika), Huang Young (China / Asien), Sonja Ball (USA / Amerika), außerdem stellen viele Photos Personen aus Afrika und Asien dar.
- Im *Unternehmen Deutsch* waren dagegen alle Personen Europäer, als Vertreter anderer kultureller Werte wurden nur vier bekannte Personen gegenübergestellt: Franz Beckenbauer aus Europa, Bill Gates aus den USA, Koffi Annan aus Afrika und Mutter Theresa aus Asien.

- *Interkulturelle Mobilität wird dargestellt (X stammt aus Y, wohnt aber in Z)*

Dieser Aspekt bekommt im vereinten Europa eine immer größere Bedeutung. In beiden Büchern sind Beispiele, die sich auf eine interkulturelle Mobilität beziehen, z.B.: Leute, die in einem bestimmten Land und Kulturkreis geboren und aufgewachsen sind, aber in einem anderen Land leben und arbeiten.

- Im *Dialog Beruf*: Edith Martin (aus Frankreich) lebt in Dresden, Erika Brenner (aus Österreich) lebt in Stuttgart, Maria Ponti (aus Italien) lebt in Berlin.
- Im *Unternehmen Deutsch*: Herr Sikora (aus Polen) lebt in München, Frau Bellini (aus Italien) lebt in Augsburg, Herr Kaeggi (studierte in Deutschland), lebt in Zürich.

- *Interkulturelle Vergleiche werden gezogen (Wie ist es in Ihrem Land?)*

Dieser vergleichende Aspekt ist als wesentliches Merkmal des interkulturellen Ansatzes in allen Sprachlehrbüchern wichtig, erscheint aber nur in einem der untersuchten Bücher:

- Im *Unternehmen Deutsch*: kann man diese Fragen und Aufgaben finden: „Wie ist es in Ihrem Land, wann sagt man *du*, wann *Sie*?“ „Wie begrüßt man sich in Ihrem Land?“ „Berichten Sie über Ihr Heimatland.“ „Vergleichen Sie Ihre Heimatstädte, Ihre Firmen, Ihre Versicherungen, Ihre Wünsche.“

- *Interkulturalität wird nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich verstanden (Geschichte, andere Generationen)*

Interkulturalität wird in beiden Büchern nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich thematisiert, das heißt, Zusammenhänge zwischen vergangenen und gegenwärtigen Kulturen dargestellt, Altes und Modernes verglichen.

- Im *Dialog Beruf*: Herr Nehrlinger spricht über seine Vorfahren, Herr Huang und Frau Martin sprechen über geschichtliche Ereignisse der Jahre 1919, 1933.
- Im *Unternehmen Deutsch* kann man Bilder und Lebensläufe berühmter Deutscher, Porsche, Opel, Daimler, Benz kennen lernen.

- *Interkulturelle Begegnungen finden immer in einem freundlichen, hilfsbereiten Milieu statt.*
 - Im *Dialog Beruf*: Herr Nehrlinger lädt Herrn Karoui zu sich zum Essen ein, sie unterhalten sich über ihre Familien, Bild: Ein Deutscher und ein Chinese unterhalten sich beim Essen, Herr Öztürk flirtet mit Renate.
 - Im *Unternehmen Deutsch*: wird dieser Aspekt durch Bilder vertreten: z.B.: ein Kursraum, bzw. Begegnungs- und Unterhaltungsszenen mit lächelnden Kursteilnehmern aus verschiedenen Nationen.
- *Interkulturelle Probleme, Missverständnisse, Schwierigkeiten werden thematisiert, geklärt, gelöst.*

Die in den Büchern vertretene multikulturelle Vielfalt könnte viele Möglichkeiten zur Thematisierung interkultureller Probleme, Missverständnisse oder Schwierigkeiten geben. In den Büchern habe ich auf diesen Aspekt aber nur vereinzelte Beispiele, Bilder oder Hinweise gefunden:

- Im *Dialog Beruf* Bilder: Frauen im Kopftuch.
- Im *Unternehmen Deutsch*: In einem Brief einer Amerikanerin über ihre deutschen Kollegen: „Sie benutzen immer nur Familiennamen und sagen *Sie*, nicht *du*. Aber wir sind Kollegen!“
- *Interkulturelle Informationen, Hilfen, Tipps, Ratschläge werden den Sprachlernenden gegeben.*

Genauso wenig Beispiele habe ich dafür gefunden, welche interkulturellen Hilfen, Tipps und Ratschläge die Autoren den Sprachlernenden geben:

- Im *Dialog Beruf*: „Was ist am wichtigsten, wenn ausländische Geschäftspartner kommen? Was ist nicht so wichtig?“
- Im *Unternehmen Deutsch*: Pünktlichkeit ist in den deutschsprachigen Ländern wichtig. Jede Verspätung gilt unhöflich, eine Verspätung von mehr als zehn Minuten ist sehr unhöflich.

Zusammenfassung

In der vorgestellten Untersuchung habe ich zwei deutsche Fachsprachenlehrbücher nach zehn Gesichtspunkten untersucht. In der Analyse habe ich viele Bild- und Textbeispiele für multikulturelle Darstellungen und interkulturelle Situationen gefunden. Relativ wenig Beispiele gab es dagegen für zwei Aspekte: Die Thematisierung, Klärung und Lösung interkultureller Probleme, Missverständnisse und Schwierigkeiten bzw. Hilfeleistung durch Informationen, Tipps und Ratschläge. Diese Aspekte sollten Sprachlehrbücher noch weiter verstärken.

LITERATUR

BECKERT – BRAUNER 2003

BECKERT, Norbert – BRAUNER, Jörg: *Dialog Beruf Starter*. Ismaning, Max Hueber Verlag, 2003.

BECKERT – BRAUNER – SCHLENKER 2004

BECKERT, Norbert – BRAUNER, Jörg – SCHLENKER, Wolfram: *Unternehmen Deutsch*. Stuttgart, Klett Verlag, 2004.

HUNEKE – STEINIG 2002

HUNEKE, Hans – Werner – STEINIG, Wolfgang: *Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung*. Berlin, Erich Schmidt Verlag, 2002.

DEUTSCH IST EASY ODER ÜBERSCHREITUNG DER SPRACHGRENZEN

ILDIKÓ BODNÁR
Universität Miskolc, Ungarn

Einleitung

Der Titel meines Vortrages wurde von den Autoren Anita Kursisa und Gerhard Neuner inspiriert. Ihr im Jahre 2006 erschienenenes Lehrbuch hatte diesen „bilingualen“ Titel, der für uns alle die Überschreitung der Sprachgrenzen symbolisiert. Das Lehrbuch zeigt verschiedene Überschreitungen der Sprachgrenzen, z.B. so finden wir im Lehrbuch neben zahlreichen längeren englischen Texten auch kurze französische, spanische oder finnische Sätze.

In vielen europäischen Ländern wird den Kindern schon heute in der Grundschule dieselbe erste Fremdsprache, die englische Sprache beigebracht. Über eine sehr ähnliche Situation kann man auch in Ungarn sprechen: die meisten ungarischen Kinder beginnen ihren Fremdspracherwerb mit der englischen Sprache. Mein Fragebogen, den ich später noch analysieren werde, macht das deutlich.

Nach 4–5 Jahren des Englischlernens, in der ersten Klasse der Mittelschule tritt die zweite Fremdsprache in ihr Leben. Wahrscheinlich kann man insgesamt mit vier-fünf Sprachen als möglichen zweiten Fremdsprachen rechnen: dies sind Deutsch, Französisch, Spanisch und Italienisch; in einigen Schulen können noch vielleicht weitere 3–4 Sprachen in Betracht kommen: Russisch, Lateinisch, Japanisch. „Deutsch nach Englisch“, oder „Französisch nach Englisch“ mit solchen Titeln (bzw. Untertiteln) kommen bald Sprachbücher auf den Büchermarkt.

Davon, dass alle Kinder die englische Sprache als erste Sprache lernen, kann der Sprachunterricht Nutzen ziehen. Zwar gibt es einige Gegenargumente, aber dieser Realität sollten besonders wir, Deutschlehrer ins Auge schauen.

In den sozialistischen Ländern hatten wir schon etwas Ähnliches erlebt, in den Jahrzehnten des obligatorischen Russischunterrichts. Alle Schüler hatten ihre zweite Fremdsprache nach 4–5 Jahren Russisch begonnen. Aber die meisten Schüler konnten daraus gar keinen Nutzen ziehen. Vielleicht, könnte man sagen, weil die russische Sprache nur unterrichtet, aber nicht gelernt wurde. Beim Russischunterricht fanden wir eine Menge störender Elemente, die ich jetzt nicht detailliert vorstellen möchte.

Die Beziehung zwischen Englisch und Deutsch ist jedoch etwas anderes: die Ähnlichkeit dieser Sprachen ist viel größer, einerseits weil Englisch und Deutsch denselben westgermanischen Zweig der indoeuropäischen Sprachen vertreten und andererseits, weil die beiden Sprachen einen großen Teil ihres Wortschatzes aus derselben gemeinsamen altgriechisch-lateinischen Quelle schöpfen konnten.

Deutsch ist easy

Alles das wissend, kann behauptet werden, dass die Sprachlehrer der Zukunft die Sprachen anders unterrichten müssen, als die Vertreter der früheren Generationen. Wir leben „in der Welt der Sprachen“. Wir sind auf Schritt und Tritt sprachlichen Wirkungen ausgesetzt. „Die Englischkenntnisse müssen einen schnellen und effizienten Zugang zum Deutschen

ermöglichen“ – schreiben die Verfasser des Lehrbuchs *Deutsch ist easy*.

In welchen sprachlichen Bereichen ist die Möglichkeit eines erfolgreichen Deutschunterrichts am größten? Wegen der Sprachverwandtschaft, könnte man sagen, in allen Sprachbereichen. Aber es ist gar nicht so. Die Aussprache dieser verwandten Sprachen zeigt große Abweichungen. Zahlreiche Abweichungen findet man auch im Bereich der Morphologie oder Syntax. Am größten sind die Chancen des schnellen Fortschrittes auf dem Gebiet des Wortschatzes. Man kann eigentlich mit drei Schichten des Wortschatzes rechnen.

- Der sogenannte Grundwortschatz mit den Benennungen der Familienmitglieder, der Zahlen, der Farben, der Pronomen und der Grundverben kann unseren Schülern eine große Hilfe leisten. Hier muss man jedoch die Aufmerksamkeit der Sprachlerner auf einige phonetische Regeln lenken: Englisch: *two* – Deutsch: *zwei*, Englisch: *ten* – Deutsch: *zehn*, Englisch: *tongue* – Deutsch: *Zunge* und so weiter. Die systematischen Lautwandel-Phänomene (besonders die sog. zweite Lautverschiebung) treten aus staubbedeckten sprachhistorischen Werken ins Alltagsleben.
- Als zweite wichtige Schicht des Wortschatzes können wir die Internationalismen nennen, die sofort erscheinen, wenn man Zeitungen liest, fernsieht, oder im Internet nach etwas forscht. Diese Wörter stammen aus dem Lateinischen und Altgriechischen, und sind mit kleineren Modifikationen in beiden Sprachen, aber oft auch in der Muttersprache der Schüler zu finden.
- Drittens gibt es seit langem eine enorme Menge englischer Wörter – meistens Amerikanismen – in der deutschen Sprache. Als Modewörter und Modeausdrücke strömten sie in den letzten 10–15 Jahren fast ungestört in alle europäischen Sprachen ein. Die Erscheinung wurde in Deutschland *Denglisch*, in Frankreich *Français* und in Ungarn *Hunglish* genannt. Aus dem Wortschatz der Jugend breiten sie sich sehr schnell aus. Popkultur, Sport, Technik, Mode, Essen und Trinken, Medien: all diese Bereiche sind mit englischen Wörtern überschwemmt; als sehr wichtiges Fachgebiet ist die Computertechnik zu erwähnen. Ein Kapitel des Buches *Deutsch ist easy* hat den Titel: *Modernes Deutsch ist amerikanisiert*.

Mögliche Auswirkungen

Man darf an dieser Möglichkeit der raschen Wortschatzerweiterung nicht wortlos vorbeigehen. Aber am besten wäre es, wenn der Deutschlehrer selbst auch Englischlehrer wäre, um mit seinen Schülern über die englischen Elemente sprechen zu können. Wenn es nicht der Fall ist, so kann auch der Deutschlehrer die Verwandtschaft der beiden Sprachen mit anschaulichen Beispielen bewusst machen. Ohne eine solche Hilfe können die meisten Schüler die Zusammenhänge nicht erkennen. Die alten Kenntnisse können nicht von selbst aktiviert werden.

Aber was den Wortschatz betrifft, sollte man die Wirkung der falschen Freunde auch nicht ignorieren: *gift* und *Gift*, *become* und *bekommen* usw. bedeuten ganz andere Dinge; in dem erwähnten Lehrbuch haben wir ein ganzes Kapitel zu diesem Thema. Die große Ähnlichkeit wirkt manchmal lernhemmend. Und darauf gründet auch das zweite Problem: die sog. Interferenz zwischen den verwandten Sprachen.

Die anderen sprachlichen Ebenen: Grammatik und Phonetik werden seltener erwähnt. Verwandte Erscheinungen kann man auch zwischen der englischen und deutschen Grammatik entdecken, natürlich auch mit Hilfe des Deutschlehrers. Die deutsche Sprache nach dem Englischen lernend hat der Schüler jedoch viele Probleme mit den Deklinationen und Konjugationen.

Meinungsforschung über die Wechselwirkung der Sprachen

Den bisherigen Überblick möchte ich mit den Resultaten einer Meinungsforschung ein wenig nuancieren, Ich habe nämlich in einem Fragebogen 35 Studenten und Studentinnen nach ihrer Meinung über die Wechselwirkung der gelernten Sprachen, und auch über die Probleme des Sprachlernens befragt.

Für 23 von 35 Studenten war die englische Sprache schon jetzt die erste Fremdsprache; 13 Schüler haben danach Deutsch gelernt. Für 7 Englischlerner war Französisch die zweite Fremdsprache, zwei Personen haben als zweite Sprache Lateinisch, eine Person hat Slowakisch gelernt.

Für diejenigen, die den Spracherwerb mit Deutsch begonnen haben (9 Personen), war fast immer Englisch die zweite Fremdsprache. Nur 2 Personen haben als erste Sprache Französisch, und eine Italienisch, gelernt. Eine Person hatte keine zweite Fremdsprache. Was also die Expansion der englischen Sprache betrifft, ist diese gar nicht so neu. Die Tendenz hat schon vor 10–12 Jahren begonnen.

Weil die befragten Studenten keine Germanisten waren, wurde der Fragebogen auf Ungarisch zusammengestellt; einige Fragen und die typischen Antworten stehen hier auf Deutsch, mit kurzen Erklärungen.

Die Fragen und die Antworten

1. *Welche Fremdsprache haben Sie in der Grundschule gelernt?*
Englisch: 23; Deutsch: 9; Französisch: 2; Italienisch: 1; etwas anderes: –
2. *Welche Fremdsprache haben Sie als zweite Sprache begonnen?*
Englisch: 9; Deutsch: 13; Französisch: 9; Lateinisch: 2; Slowakisch: 1;
Eine Person lernte keine zweite Sprache.
3. *Haben Sie bis jetzt eine dritte Sprache begonnen? Welche?*
Nicht so viele Studenten kennen eine dritte Fremdsprache, aber was diese dritte Sprache betrifft, kann man hier über eine größere Varietät der Sprachen sprechen: Französisch, Spanisch, sogar Japanisch und Estnisch sind unter den Sprachen zu finden; ein Student hat auch die Gebärdensprache der Gehörlosen erwähnt.
4. *Bedeutete es beim Lernen der zweiten Sprache eine gewisse Hilfe für Sie, dass Sie früher schon eine fremde Sprache gelernt haben?*
Ja, weil man Erfahrungen im Hinblick auf den Spracherwerb hatte (5 Personen)
Es ist immer leichter, eine zweite Sprache zu lernen (2 Personen)
Ja, wegen der Ähnlichkeit der Sprachen (3 Personen)
Nein, die Aussprache und die Grammatik sind ganz verschieden (3 Personen)

Was Deutsch nach Englisch betrifft, sind die Erfahrungen der Studenten eher negativ: Deutsch nach Englisch zu lernen war für einige sehr schwierig (5 Personen)

5. *Bedeutete die gegebene Reihenfolge der Sprachen beim Lernen der zweiten Sprache eine gewisse Hilfe?*
Die meisten Studenten antworteten auf diese Frage verneinend.
6. *Auf welchen Sprachebenen erscheint die positive Wirkung der schon gelernten Sprache?*
Wortschatz (8), Internationalismen (2), Phonetik (3)
7. *Auf welchen Sprachebenen erscheint die negative Wirkung der schon gelernten Sprache?*
Phonetik (2), Syntax (2), Deklination und Konjugation (5)
8. *Es ist immer mehr wahrscheinlich, dass das Sprachlernen in der Zukunft mit der englischen Sprache beginnen wird. Die Aneignung welcher Sprache wird dadurch am meisten erleichtert?*
Die Antworten: 14 Mal Deutsch! Nur einmal Latein und zweimal Französisch.

Interpretation der Ergebnisse

Ohne alle 14 Fragen und die vielen Antworten zitieren zu wollen, kann ich sagen, dass die Meinungsforschung sehr aufschlussreich für mich war. Die positive Wirkung einer anderen Fremdsprache erscheint aber viel seltener, als erwartet; sie beschränkt sich auf den Wortschatz, und auch ihn haben nur 8 Studenten erwähnt. Dieses Ergebnis zeigt, dass die Lehrer nur sehr wenig Zeit der Frage der Kontrastivität und der sprachlichen Ähnlichkeiten widmen.

Damit Schüler aus ihren Kenntnissen im Bereich einer anderen Sprache Nutzen ziehen können, muss der Sprachlehrer viel tun. Die positive Wirkung der englischen Sprache kann im Bereich der deutschen Sprache nur dann zur Geltung kommen, wenn Lehrer und Lerner viel bewusster die Sprachen betrachten.

DAF-Zeitschriften (wie z.B. Info DaF) bringen oft Beispiele, wie die LehrerInnen ihren Schülern dazu bringen, über ihre Muttersprache zu sprechen. Das Kennenlernen von verschiedenen Betrachtungsweisen verschiedener Muttersprachen kann auch beim Fremdsprachenerwerb sehr motivierend wirken.

LITERATUR

KURSIA – NEUNER 2006

KURSIA, Anta – NEUNER, Gerhard: Deutsch ist easy! Lehrbuch für Anfangsunterricht mit Lehrerhandreichungen und Kopiervorlagen, Übungsbuch mit Audio-CD. München, Hueber, 2006.

VERSTEHENDES LESEN VON DEUTSCHSPRACHIGEN FACH- TEXTEN – ANGLIZISMEN IN DER PROJEKT-MANAGEMENT- FACHLITERATUR

JUDIT MÁTYÁS
Universität Pécs, Ungarn

Einleitung – Verstehendes Lesen und Übersetzen

Für die Studierenden an Universitäten und Hochschulen wird es immer wichtiger, nicht nur an ungarischen, sondern auch an fremdsprachigen Seminaren und Vorlesungen teilzunehmen. Es muss hervorgehoben werden, dass Studierende im Rahmen des Studiums solche verwendbaren Kenntnisse erwerben müssen, von denen sie nicht nur beim Studium und in den Sprachprüfungen, sondern auch später am Arbeitsplatz profitieren können.

Da Informationen vor allem durch Lesen eingeholt werden und verstehendes Lesen auch nach den gemeinsamen europäischen Vorschriften einen wichtigen Bestandteil angemessener Sprachkenntnisse bildet (Közös Európai Referenciakeret, 2002), ist es eine der wichtigsten Aufgaben der Lehrer, die Fachsprachen unterrichten, die Lesefähigkeit und parallel dazu auch den Prozess des Übersetzens zu entwickeln.

Warum sollten und können Leseverstehen und Übersetzen zueinander parallel entwickelt werden? Weil Leseverstehen und Übersetzen in Wechselwirkung stehen. Ohne Leseverstehen, bzw. verstehendes Lesen kann nicht erfolgreich übersetzt werden. Das Wesen des verstehenden Lesens liegt darin, dass die grundlegenden Informationen eines Fachtextes ohne Wörterbuch verstanden werden. Wenn der Leser bzw. Übersetzer den Kontext versteht, kann der Text richtig verstanden und übersetzt werden. Deshalb sollte die wichtige Rolle des Leseverstehens nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei Übersetzern hervorgehoben werden.

Studierende müssen im Rahmen des Fachsprachenunterrichts auf die Bedeutung des Lesens von fremdsprachigen Fachtexten aufmerksam gemacht werden, ihnen sollten Lesestrategien und die den Verstehensprozess fördernden Methoden vermittelt werden.

Wichtige Teilkompetenzen des verstehenden Lesens und Übersetzens

Weil es keine markanten Leseverstehensmethoden gibt, soll und kann man sich im Unterricht – laut der oben genannten und erläuterten Zusammenhänge – der Übersetzungsmethoden bedienen. Die fachkommunikative Übersetzungskompetenz beinhaltet folgende Teilkompetenzen:

Teilkompetenz:	
interkulturell	kulturspezifische Einflüsse
sozial	Entwicklungsniveau und Entwicklungstempo der Fachwissenschaft
Fachdenken	Fachbegriffe, Denksysteme und gedankliche Modelle in der kommunikativen Tätigkeit
fachlich	fachorientiertes Wissensniveau

funktional	Der adäquat Gebrauch der sprachlichen und nicht sprachlichen Mittel, die komplexe Wechselbeziehung mit dem lexikalisch-grammatischen System der Sprache und den im Fachbereich gängigen Organisationsstrukturen der Kommunikation
textuell	der Fachtext ist der Ausgangspunkt
stilistisch	die stilistischen Eigenheiten des Fachtextes, der fachsprachlichen Kommunikation
textsyntaktisch	die syntaktischen Merkmale des Textes
lexikalisch-semantisch	der Wortschatz, der die soziale Differenzierung der fachsprachlichen Kommunikation reflektiert

Tabelle 1
Teilkompetenzen im Überblick (vgl. BAUMANN 2004)

Es gibt viele Teilkompetenzen, die irgendwie in den Unterrichtsprozess einbezogen werden sollten. Der Lehrer muss entscheiden, welche Kompetenzen für die Studierenden am problematischsten sind und muss Prioritäten setzen, was und welche Teilkompetenz(en) entwickelt werden soll(en).

Die wichtigsten Schwierigkeiten, die von der Fachliteratur immer wieder betont werden, sind die Interkulturalität, das Fachwissen – also die fachliche Teilkompetenz – und die textsyntaktischen bzw. lexikalisch-semantischen Teilkompetenzen.

Laut eigener Erfahrungen bereiten Interkulturalität und Fachwissen den Studierenden an Ökonomischen Fakultäten im Allgemeinen keine Probleme, weil sie im Rahmen ihres Studiums mit diesen Problemen ständig konfrontiert sind.

Wichtige Voraussetzungen für interkulturelles Denken sind nicht nur die früher erworbenen Kenntnisse (Fachwissen, Weltwissen), sondern auch die Reife. Die Studierenden sind alt genug und reif dafür, sich über ihre eigene Kultur im Klaren zu sein, wodurch die Kontrastivität zwischen der eigenen und den fremden Kulturen, also die kulturellen Unterschiede erkannt und verstanden werden können (OHRT, 1998).

Nicht nur interkulturelle Kenntnisse und Fachwissen, sondern auch die Sprachkenntnisse sind von grundlegender Bedeutung. Dieses Kriterium wird durch die an der Universität festgelegten Vorschriften erfüllt. Die Studierenden dürfen und können an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät Pécs das Fach Wirtschaftsdeutsch erst dann aufnehmen, wenn sie mindestens über eine Mittelstufenprüfung oder über eine erfolgreich bestandene, das Sprachniveau bestimmende Prüfung in Deutsch verfügen.

Auf Grund meiner Erfahrungen und Beobachtungen kann festgestellt werden, dass die grundlegendsten Probleme beim verstehenden Lesen von Wirtschaftstexten und deutschsprachiger Fachliteratur auf der lexikalischen Ebene auftreten. Aufgrund der Ergebnisse meiner früher durchgeführten Untersuchungen unter Studierenden vertrete ich die Meinung, dass die Leseverstehensprobleme auf der lexikalischen Ebene der Texte mit Hilfe der synthetischen Methode beseitigt werden können.

Die synthetische Methode wurde in der ehemaligen Sowjetunion entwickelt und in Ungarn in den 60er, 70er Jahren von Major und ihren Kollegen an der Technischen Hochschule Kálmán Kandó verwendet.

Die synthetische Methode – nach Auffassung von Major (1980) – ist ein Textverstehensverfahren, bei dem der Leser den Text ohne Wörterbuch, nur mit Hilfe seiner früher erworbenen Sprach- und lexikalischen Kenntnisse, unter Beobachtung der Fachausdrücke und Termini, mit Hilfe des so genannten potentiellen Wortschatzes und durch seine Leseerfahrungen versteht.

Beim synthetischen Lesen werden die Derivate, Komposita, Internationalismen/Anglizismen hervorgehoben, weil diese Textelemente den Leseverstehensprozess in großem Maße unterstützen können. Ich habe mich für diese Methode auch deshalb entschieden, weil ich auf Grund meiner Unterrichtserfahrung feststellen konnte, dass die Studierenden vor den neuen, unbekanntenen Wörtern oft große Angst und deshalb keinen Mut haben, ohne Wörterbuch zu lesen bzw. zu übersetzen; und dies behindert sowohl das erfolgreiche Lesen wie auch das Übersetzen.

Nach den von mir durchgeführten Untersuchungen, in deren Rahmen die synthetische Lesemethode unter Studierenden verwendet wurde, konnte die Schlussfolgerung gezogen werden, dass Zusammensetzungen, Internationalismen und Derivate Mittelpunkt und Richtlinie bei der zu bestimmenden Methoden sind.

Da Zusammensetzungen laut Textzusammenhänge verhältnismäßig ohne besondere Probleme zu verstehen sind, wurden von mir bei den späteren Beobachtungen Internationalismen/Anglizismen und Derivate untersucht.

Die Internationalismen haben in mehreren Sprachen eine gleiche oder ähnliche Bedeutung¹. Wegen der Zunahme der Anzahl der Internationalismen/Anglizismen sind sie immer wichtiger, weil sie beim Lesen und Übersetzen von fremdsprachigen (Fach-)Texten auch ohne Wörterbuch verstanden werden können.

Die Ableitungen (Derivate) sind – neben den Zusammensetzungen – die wichtigste Art der Wortbildung im Deutschen und in der Fachsprache Wirtschaftsdeutsch.

Laut Textuntersuchungen kann festgestellt werden, dass sie das Lesen einerseits fördern, andererseits aber es auch gefährden können. In der deutschen Wirtschaftssprache gibt es viele, hinsichtlich des Verstehensprozesses „gefährliche“ Derivate:

die Stunde → *die Stundung*

handeln → *der Handel, die Handlung, verhandeln/ die Verhandlung*

geben → *angeben / die Angabe, ausgeben/ die Ausgabe, abgeben/ die Abgabe*

(vgl. MÁTYÁS, 2007)

Anglizismen

„Als Anglizismus bezeichnet man einen Einfluss der englischen Sprache auf die anderen oder in den anderen Sprachen. Dieser Einfluss kann sich auf allen Ebenen der Sprache äußern, also in der Lautung, in der Formenlehre, der Syntax sowie im Wortschatz (Fremd- und Lehnwörter).

Anglizismus als Oberbegriff schließt Einflüsse aus allen englischen Sprachvarietäten ein; speziell werden Einflüsse aus dem britischen Englisch auch Britizismen und solche aus dem amerikanischen Englisch Amerikanismen genannt^{1,2}.

¹ www.de.wikipedia.org

² <http://de.wikipedia.org/wiki/Anglizismus>

Viele Internationalismen haben einen griechischen oder lateinischen Ursprung, aber in der heutigen deutschen Alltagssprache kann eine immer stärkere Tendenz zur Verwendung von Anglizismen beobachtet werden. Solche *denglischen* Ausdrücke sind zum Beispiel: *Handy, Dressmann* (BUSSE, 2001). Eine beträchtliche Anzahl von Anglizismen ist auch für die deutsche Wirtschaftssprache charakteristisch, zum Beispiel: *Projekt, Management, Manager, Input, Output*.

In den Seminarstunden konnte ich beobachten, dass die Anglizismen in der Wirtschaftssprache eine das Lesen fördernde Wirkung haben und fast nie zu Fehlübersetzungen führen. Die Studierenden an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät können diese in der deutschen Fachsprache vorkommenden Ausdrücke fast ohne Probleme verstehen, weil die meisten schon über eine gute Basis verfügen: sie sprechen im Allgemeinen gut Englisch und durch ihre Prüfungsvorbereitungen während des Studiums müssen sie regelmäßig Fachzeitschriften, wissenschaftliche Artikel, Fachliteratur auch in Englisch lesen. Sie besitzen also Vorkenntnisse, die das Verstehen von Anglizismen unterstützen.

Es kann die Schlussfolgerung gezogen werden, dass Anglizismen in der Fachsprache Transfer, also fördernde Wirkung haben, und beim verstehenden Lesen im Allgemeinen nicht zu Fehlern, bzw. zu Fehlübersetzungen führen.

Was aber zu überlegen ist, ob die Benutzung der Anglizismen immer wichtig ist. Wann sollte oder könnte man statt fremder Ausdrücke deutsche Fachbegriffe verwenden? Diese Frage gilt auch für die ungarische Fachsprachenkommunikation, weil fremde Wörter auch im Ungarischen oft und nicht immer korrekt, sogar überflüssig verwendet werden, auch wenn es im Ungarischen entsprechende, richtige Fachwörter gibt.

Meine Antwort auf diese Frage ist, dass die Verwendung der Anglizismen in der Fachsprache nützlich, sogar wichtig ist, und Anglizismen eine fördernde Wirkung sowohl auf die schriftliche wie auch auf die mündliche Kommunikation haben. Anglizismen können vor allem in der alltäglichen Kommunikation gefährlich sein, weil die an der Kommunikation Teilnehmenden meistens ungenügende Vorkenntnisse haben, und die englischen Wörter gar nicht kennen oder mit falscher Bedeutung benutzen. Oft werden diese Ausdrücke von sehr jungen Leuten verwendet, denn für sie ist es sehr modisch, mit gängigen fremden Ausdrücken zu sprechen, sogar zu schreiben. Diese Mode-Erscheinung kann aber zu Missverständnissen und zur anspruchslosen Kommunikation führen.

In einem ausgezeichneten Artikel von Stephanides ist darüber Folgendes gelesen: Seit mehreren Jahren kann man im Schaufenster eines Reisebüros in Budapest folgenden Satz lesen: *Reise- und (Utazási és) last minute center*. Ist das die letzte Minute des Reisebüros? Oder sind alle Leser des Satzes so gut informiert, dass sie den Satz richtig verstehen können und genau wissen, dass es darum geht, dass man sich noch direkt vor der geplanten Reise im Büro anmelden, und an einzelnen Gesellschaftsreisen billiger teilnehmen kann? (STEPHANIDES, 2008:1)

Anglizismen in der (Projekt-) Management-Fachliteratur

Viele Beobachtungen wurden von mir anhand der Fachliteratur im Bereich Management durchgeführt. In den vom Internet heruntergeladenen deutschsprachigen Fallstudien³ konnten die folgenden Ergebnisse hinsichtlich des Anteils an Anglizismen festgestellt werden:

Internationalismen:
24%
34,5%
34%
26%

Tabelle 2
Anteil der Internationalismen

Den größten Teil der Fallstudien aus dem Internet im Vergleich zum prozentualen Anteil der Ableitungen und Zusammensetzungen machten Anglizismen aus.

Die neusten Untersuchungen habe ich mit Texten in der Projekt-Management-Fachliteratur durchgeführt. Ich habe mit zwei Fachbüchern gearbeitet: Thomas Brandt: *Erfolgsmessung im Projektmanagement, Wirkung und Nutzen sicher beurteilen* und auch mit einem aus dem Englischen ins Ungarische übersetzten Buch: Eric Verzuh: *Projekt-Menedzment*. Ich habe also nicht nur deutschsprachige sondern auch ungarische Fachtexte hinsichtlich des prozentualen Anteils der Anglizismen beobachtet. Ich wollte feststellen, in welcher Sprache die Projektmanagement-Fachliteratur mehr Anglizismen enthält.

In dem deutschen Fachbuch habe ich in dem Kapitel *Projektmanagement und Projektcontrolling* (p. 15–31) die englischen Fachausdrücke hervorgehoben. Das Kapitel enthält ca. 2600 Wörter und von mir wurden insgesamt 351 Anglizismen gefunden, was hinsichtlich des untersuchten Textes ungefähr 14% ausmacht.

Dieser Anteil der Anglizismen kann nicht als zu hoch bezeichnet werden, aber die meisten Ausdrücke wurden mehrmals wiederholt und dies machte die Texte homogener.

In dem Kapitel kommt oft eine Hybridisation vor. Unter Hybridisation wird eine Zusammensetzung verstanden, die aus einem deutschen und aus einem englischen Glied besteht, z.B.: *Projektmanagement, Wirkungscontrolling, Vertragsmanagement, Teammitglied, Hardwarekomponenten*. Für mich war besonders interessant, dass auch solche Wörter mit englischer Form benutzt wurden, die sonst im Deutschen als deutschsprachige Wörter bekannt und verwendet sind: also *controll* statt *Kontrolle*. Im Text gab es auch Übersetzungen; die Untertitel wurden oft auch ins Deutsche übersetzt: *Change Management (Änderungsmanagement)*. In einigen Titeln/Untertiteln, in Aufzählungen stehen engli-

³www.microsoft.com/germany/business/peopleready/operations/solutions/default.msp
www.miva.com/de/content/about/casestudies/isa.asp
www.active-web.de/aw/home/Kunden/Fallstudien/~jr/BASELWORLD
http://german.captivasoftware.com/products/casestudies/casestudies_view.asp?wcs_id=110

sche und deutsche Fachbegriffe nebeneinander: *Verfahren und Tools*, obwohl *Tools* als *Mittel* ins Deutsche hätte übersetzt werden können.

In dem ungarischen Fachbuch habe ich das Kapitel *Kockázatmenedzsment* (p.103–112) untersucht. Das Kapitel enthält ca. 2800 Wörter, und das stimmt mit der Anzahl der Wörter des deutschsprachigen Kapitels fast überein. Der Anteil der Anglizismen betrug aber nur die Hälfte ca. 7% (ungefähr 205 Wörter), war also beinahe um 50% niedriger als der des deutschsprachigen Kapitels.

Anteil der Anglizismen:	
Deutsche Fachliteratur:	14%
Ungarische Fachliteratur:	7%

Tabelle 3
Anteil der Anglizismen

Die Angaben deuten darauf hin, dass die deutsche Sprache mehr Anglizismen in die eigene Sprache integriert als die ungarische, und die Anglizismen oft eine Auswirkung auch auf die Erscheinungsform, auf die Schriftform der Wörter haben (wie zuvor erwähnt wurde, zum Beispiel *control* statt der Benutzung des deutschen Ausdrucks *die Kontrolle*).

Auch in den ungarischen Texten konnten interessante Fachausdrücke gefunden werden. Oft wurden sogar in demselben Kapitel sowohl die ungarischen als auch die deutschen Fachbegriffe verwendet: z.B. *projektmenedzser* und *projektvezető*. Sowohl in der deutschen Fachliteratur wie auch in der ungarischen sind die Wiederholungen charakteristisch. Die in den ungarischen Texten am häufigsten wiederholten Fachausdrücke sind zum Beispiel *team*, *menedzsment*. Auch in den ungarischen Fachtexten werden manchmal die englischen Wörter ins Ungarische übersetzt: *Brainstorming* (*ötletbörze*), und auch Fälle von Hybridisation kommen vor: *teamtárog*. Für mich war besonders interessant, dass die fremden Ausdrücke oft mit ungarischen Suffixen stehen: *stakeholdereként*.

Fazit

Laut der Untersuchungen kann die Schlussfolgerung gezogen werden, dass die Anglizismen in der deutschen Fachliteratur öfter vorkommen als in der ungarischen.

Bei der Verwendung der Anglizismen und englischen Fachausdrücke konnte manchmal sowohl in der deutschsprachigen wie auch in der ungarischen Fachliteratur Inkonzistenz beobachtet werden.

In beiden Sprachen haben die Anglizismen eine Transferwirkung, sie fördern den Prozess des verstehenden Lesens bzw. Übersetzens.

Anglizismen sind heute wichtige Bestandteile der Fachkommunikation, aber dort, wo es möglich ist, sollten die Sprachen (die Muttersprachen) vor der englischen Wirkung geschützt werden und es sollten deutsche bzw. ungarische Fachausdrücke benutzt werden.

Im Fachsprachenunterricht sollten die Studierenden auf die das Lesen fördernden Anglizismen unbedingt aufmerksam gemacht werden, damit das zum Studium und später zum Berufsleben nötige Fachliteratur-Lesen effizienter, erfolgreicher wird.

LITERATUR

- BAUMANN 2004
BAUMANN Klaus-Dieter: Die Integrität translatorischer Kompetenz. In: FLEISCHMANN, Eberhard – SCHMITT, Peter A. – WOTJAK, Gerd (Hrsg.): *Translationskompetenz*. Tübingen, Stauffenburg, 2004. 25–42.
- BRANDT 2004
BRANDT, Thomas: *Erfolgsmessung im Projektmanagement, Wirkung und Nutzen sicher beurteilen*. Düsseldorf, Symposium, 2004.
- BUSSE 2001
BUSSE, Ulrich: Anglizismen im Gegenwartsdeutschen. In: *Der Deutschunterricht*. 4. 2001. 48–52.
- KÖZÖS EURÓPAI REFERENCIAKERET, nyelvtanulás, nyelvtanítás, értékelés: 3.3. *A közös referenciaszintek ismertetése*. Budapest, Oktatási Minisztérium, 2002. 31–54.
- MAJOR 1980
MAJOR Ferencné: *Az idegennyelvi szakszöveg megértésének módszertani kérdései*. Budapest, OMKDK, 1980.
- MAJOR 1980
MAJOR Ferencné: Fragen der dauerhaften Aneignung eines Wortschatzes. In: *Wissenschaftliche Berichte der Technischen Hochschule Leipzig*. Leipzig, Technische Hochschule, 1980. 59–68.
- MÁTYÁS 2007
MÁTYÁS Judit: Störfaktoren beim Verstehen von deutschsprachigen Wirtschaftstexten. In: MURÁTH Judith – OLÁH-HUBAI Ágnes (Hrsg.): *Interdisziplinäre Aspekte des Übersetzens und Dolmetschens/ Interdisciplinary Aspects of Translation and Interpreting*. Wien, Praesens, 2007. 291–300.
- OHRT 1998
OHRT Klaus: Mehrsprachigkeit – Utopie oder Lebensnotwendigkeit? In: *DUfU II*. Budapest, ELTE, Germanisztikai Intézet, 1998. 5–13.
- STEPHANIDES 2008
STEPHANIDES Éva: Átkos anglicizmusok. 2008. <http://www.kodolanyi.hu/szabapart/szam10/stephanides10.html>
- VERZUH 2006
VERZUH Eric: *Projekt-Menedzsment*, Budapest, HVG, 2006.

QUELLEN

- Eine bedürfnisgerechte Lösung für Arbeitsabläufe*
www.microsoft.com/germany/business/peopleready/operations/solutions/default.mspx
- GEZ stellt auf digitale Prozesse um*
http://german.captivasoftware.com/products/casestudies/casestudies_view.asp?wcs_id=110

Online-Marketing der Weltmesse für Uhren und Schmuck

www.active-web.de/aw/home/Kunden/Fallstudien/~jr/BASELWORLD/

www.microsoft.com/germany/business/peopleready/operations/solutions/default.ms

Werbekunden Partner ISA GmbH & Co. KG und MIVA Deutschland GmbH

www.active-web.de/aw/home/Kunden/Fallstudien/~jr/BASELWORLD/

www.german.captivasoftware.com/products/casestudies/casestudies_view.asp?wcs_id=110

www.miva.com/de/content/about/casestudies/isa.asp

www.miva.com/de/content/about/casestudies/isa.asp

www.de.wikipedia.org

www.de.wikipedia.org/wiki/Anglizismus

DIE EINSTELLUNG ZUR DEUTSCHEN SPRACHE IN NORWEGEN UND DEREN WIDERSPIEGELUNG IM SCHULISCHEN UNTERRICHT

ZSUZSANNA SZILVÁSI
Universität Kaposvár, Ungarn

Einleitung: Die deutsche Sprache in Norwegen

Die Einstellung zur deutschen Sprache in Norwegen hat in den vorigen Jahrzehnten viele Veränderungen erlebt. Diese Veränderungen hängen mit geographischen, historischen und wirtschaftlichen Faktoren zusammen. In meinem Beitrag versuche ich einen Überblick über diese Änderungen und die sie beeinflussenden Faktoren zu geben.

Die Position der deutschen Sprache in Norwegen

Wenn wir die Stellung der deutschen Sprache in Norwegen untersuchen, können vier größere Perioden unterschieden werden.¹

- Die erste ziemlich große Periode dauerte ungefähr von der Hansa-Zeit bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. In dieser Epoche hatte der deutschsprachige Raum einen hohen Stellenwert für Norwegen. Neben den Wissenschaften und der Literatur konnten die Hanseaten und die Verbreitung der Reformation eine jahrhundertelange Dominanz deutscher Kultureinflüsse begründen.
- Die zweite Periode begann gegen Ende des Ersten Weltkrieges.
- Das Ergebnis des Ersten Weltkrieges, die Niederlage Deutschlands, hatte einen starken Einfluss auf die Beurteilung des Deutschen. Dazu kamen noch weitere Faktoren, wie z.B. der Aufstieg des Englischen zur Weltsprache und als Sprache der Schifffahrt, die Zuwendung Norwegens zum Westen, die Kontakte nach Nordamerika, wo auch die große Anzahl der norwegischen Auswanderer nach Amerika eine bedeutende Rolle spielte.
- Die dritte Periode ist eine spezielle Epoche, während des Zweiten Weltkrieges und direkt nach dem Zweiten Weltkrieg.
- Die Rolle Deutschlands im Krieg und die Besatzung Norwegens durch deutsche Truppen lösten bei der Mehrheit der Norweger Hass gegen Deutsche aus.
- Die vierte und eigentlich letzte Periode fing in den 1950er Jahren an.
- In den 1950er Jahren stabilisierten sich die Beziehungen zwischen Norwegen und Deutschland auf allen Gebieten.

Die Einstellung zur deutschen Sprache in Norwegen hat sich während mehrerer Jahrzehnte sogar Jahrhunderte stark verändert. Diese Veränderungen sind durch viele verschiedene Geschehnisse hervorgerufen worden. Die unter dem ersten Punkt genannten Faktoren gründeten die „jahrhundertelange Dominanz deutscher Kultureinflüsse“² in diesem skandinavischen Land. Was diesem Prozess ein Ende machte, war der Zweite Weltkrieg, genauer

¹ MEYER, May: *Einstellungen zur deutschen Sprache. Eine Pilotstudie in Bergen*. Bergen, 1994.

² FEDELER, Lars: *Deutschunterricht in Norwegen -ein historischer Längsschnitt. Analyse von Unterrichtsmaterial, Lehrplänen und Bedeutung des Faches als Fremdsprache*. Bielefeld, 2002: 4.

gesagt der Einzug der deutschen Truppen in Norwegen 1940.

Die Stellung des Deutschen im norwegischen Unterrichtssystem

Die am frühesten unterrichteten Fremdsprachen in Norwegen waren die klassischen Sprachen: Latein und Griechisch. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Dominanz der beiden klassischen Sprachen aufgehoben. Die Stellung dieser Sprachen im Unterricht nahmen die modernen Sprachen ein.³

Von den modernen Fremdsprachen erwarb Deutsch die führende Position und lange Zeit wurde es als die Latein ersetzende Fremdsprache betrachtet. Sehen wir uns jetzt die „Laufbahn“ der deutschen Sprache im norwegischen Unterrichtssystem an:⁴

Die Periode 1896-1920

Die Periode 1896-1920 kann als die *Glanzperiode* des Deutschen im norwegischen Bildungswesen bezeichnet werden. Zur starken Stellung des Deutschen in den norwegischen Schulen trugen folgende Tatsachen bei: Deutsch steht im Wortschatz Norwegisch sehr nahe, seine Rechtschreibung ist nicht so kompliziert wie die des Englischen, die (politische und wirtschaftliche) Macht des Deutschen Kaiserreichs, die Rolle der deutschen Wissenschaft und die deutschsprachige Fachliteratur gaben der deutschen Sprache ein besonderes Gewicht, dazu kam noch die schwierige Grammatik der Sprache, wodurch es die Rolle des Lateins übernehmen konnte.

In diesem Zeitraum wurde Deutsch von der ersten Klasse an unterrichtet, und es wurde zur ersten Fremdsprache. Deutsch war seit Jahrzehnten die erste Fremdsprache in den Mittelschulen und um die Jahrhundertwende setzte sich dieser Trend auch in den Gymnasien fort.

Die Periode 1920-1940

Von 1920 an begann für Deutsch eine neue Periode in den norwegischen Schulen. Der vorhergehenden erfolgreichen Periode folgte der *Niedergang des Deutschen* als Schulfach. Das Ende des Ersten Weltkrieges brachte Deutschland einen politischen Machtverlust, und diese Tatsache hatte auch für den Unterricht der deutschen Sprache Auswirkungen. In der eben genannten Periode fing ein Abwärtstrend im Deutschunterricht an, was sich infolge des Zweiten Weltkrieges noch weiter verstärkte. Zu dieser Zeit begann ein Konkurrenzkampf zwischen Englisch und Deutsch. Deutsch erlebte einen starken Niedergang, als beschlossen wurde, Englisch als Wahlfach einzuführen.

³ VAAGLAND, Erling: *I medgang og motgang. Skolefaget tysk fra 1869 til i dag*. Trondheim, Tapir Forlag, 1991: 14–15.

⁴ FEDELER, Lars: *Deutschunterricht in Norwegen -ein historischer Längsschnitt. Analyse von Unterrichtsmaterial, Lehrplänen und Bedeutung des Faches als Fremdsprache*. Bielefeld, 2002: 14–41.

Die Periode 1940-1950

Die Periode 1940-1950 ist als eine *Sonderperiode* oder ein *Ausnahmestand* aufzufassen. Der Zeitraum der deutschen Besatzung muss hervorgehoben behandelt werden. Die norwegische Regierung, die mit den Besatzern kollaborierte, dachte der deutschen Sprache einen höheren Rang zu. Diese Absicht zeigte sich am deutlichsten in den Lehrplänen von 1942/43. Demzufolge wurde in den Volksschulen statt Englisch Deutsch unterrichtet, in den Gymnasien erhielt Deutsch zusätzliche Stunden auf Kosten von anderen Fremdsprachen. In dieser Periode wurde Deutsch zur ersten Fremdsprache des besetzten Norwegen gemacht.

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, der Zeitraum von 1950 an, bildet die vierte bedeutende Periode. Nach dem Ende des Krieges kam es oft zu *heftigen Diskussionen* über die Fremdsprachen, weil es sehr viele Personen gab, die gegen die deutsche Sprache waren. Das Ergebnis dieser Diskussionen wurde die Reduktion der Stundenzahl des Deutschen, was dem Englischen als Schulfach die Chance gab, in Norwegen zur ersten obligatorischen Fremdsprache zu werden. Der Abwärtstrend im Deutschunterricht, der nach dem Ersten Weltkrieg begonnen hatte, setzte fort und er war nicht mehr zu bremsen.

Deutsch als Fremdsprache verlor in allen Schultypen an Unterrichtsstunden, parallel dazu gewann Englisch an Unterrichtsstunden hinzu. Diese Maßnahmen öffneten Englisch Tür und Tor; in den städtischen Volksschulen wurde es als obligatorische Fremdsprache unterrichtet.

Die 1970er und 1980er Jahre

In den 1970er Jahren wurde das Fach *zweite Fremdsprache* in die Gruppe der Wahlfächer eingeteilt. Das bedeutete, dass Deutsch als Wahlfach in der achten Klasse angefangen werden kann und es ist möglich, es schon in der neunten Klasse abzugeben.

Ende der 1980er Jahre hatten Pädagogen und Schulpolitiker die Absicht, den Status der zweiten Fremdsprache in Norwegen zu stärken. Folgende Ziele wurden formuliert:

- die zweite Fremdsprache in den letzten drei Klassen der Grundschule als Pflichtfach/obligatorisches Fach einzuführen
- die Wahl verbindlich zu machen
- die Stundenzahl zu erhöhen
- die Leistungen der Schüler mit Noten zu beurteilen und diese bei dem Übergang in die Mittelschule zu berücksichtigen

Die heutige Situation

Reformversuche im Grundschulbereich

Was den Fremdsprachenunterricht in der Grundschule betrifft, kam es zu Reformversuchen in den letzten Jahren.⁵ Das Wesen dieser Versuche war es, in den letzten drei Klassen der Grundschule die zweite obligatorische Fremdsprache einzuführen. Das Ziel war es den

⁵ *Konsekvenser av å gjøre det andre fremmedpråket kompetansegivende ved opptak til videregående skole.* Innstilling fra en arbeidsgruppe 1991. Grunnskolerådet.

Status der zweiten Fremdsprache vom Wahlfach zum obligatorischen Fach zu verändern. Die Wurzeln dieser Reformversuche gehen auf Probleme in den letzten Jahrzehnten zurück. Obwohl die Probleme und die nötigen Veränderungen schon früher erkannt worden waren, erschienen konkrete Modifizierungen erst vor einigen Jahren.

2004 wurde im Parlament beschlossen, dass die zweite Fremdsprache in den oberen Klassen der Grundschule zum Pflichtfach zu machen. Dies wurde aber nicht eingeführt, weil es 2005 zu einem Regierungswechsel kam und die neue Regierung alles rückgängig machte. Der geplante Reformversuch scheiterte, was weitere heftige Diskussionen hervorrief.

Durch diese Maßnahme wurde der Unterricht der zweiten Fremdsprache nicht obligatorisch. Stattdessen wird den Schüler/innen eine Wahlmöglichkeit zwischen dem Lernen der zweiten Fremdsprache und der Vertiefung des Norwegischen oder Englischen angeboten.

Fremdsprachen im schulischen Unterricht in Norwegen heute

Die Position des Englischen in den norwegischen Schulen hing sehr eng mit der Position der anderen Fremdsprachen, aber besonders mit der des Deutschen zusammen. Im Allgemeinen kann gesagt werden, wenn Deutsch an seinem Reiz verlor, kam Englisch in eine bessere Position als Schulfach.

Ein wahrer Wettbewerb zwischen den beiden Sprachen begann ganz am Anfang des 20. Jahrhunderts. Am Anfang schien es so, als ob Englisch nicht an die Stelle des Deutschen als erste Fremdsprache treten könne. Eine Wende brachten die 1920er Jahre, als sich die Norweger immer mehr in Richtung Westen und an die englischsprachige Welt wandten.⁶ Zu jener Zeit begann die Dominanz des Englischen unter den Fremdsprachen und heute hat es schon eine sehr stabile Position als erste obligatorische Fremdsprache erreicht.

Französisch spielt im norwegischen Unterrichtssystem eine immer wichtigere Rolle als zweite Fremdsprache.

Nach dem Ersten Weltkrieg entstand eine politische Situation, in der durch den Sieg Frankreichs und die Niederlage Deutschlands im Krieg eher die französische Sprache begünstigt wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Norweger zur deutschen Sprache eine negative Einstellung zeigten, konnten die anderen Fremdsprachen an Stundenzahlen hinzu gewinnen.

Heutzutage nimmt Französisch eine ziemlich stabile Position als zweite Fremdsprache ein, und laut Statistik stieg die Anzahl der Französisch wählenden SchülerInnen.

Lange Zeit waren Spanisch und Italienisch nicht im Angebot der norwegischen Schulen zu finden. Diese beiden Sprachen wurden in den letzten Jahrzehnten Bestandteil des Unterrichtsangebots an Fremdsprachen.

Zurzeit ist Spanisch zur beliebtesten Fremdsprache unter den norwegischen Schülern geworden (Im Schuljahr 2006/2007 wählten 20 240 SchülerInnen Spanisch). Diese Tatsache kann damit erklärt werden, dass Spanisch für Skandinavier eine exotische Sprache ist. Daneben ist noch ein praktischer Grund zu erwähnen: spanischsprachige Gebiete, Länder sind unter den Norwegern sehr beliebte Reiseziele.

⁶ MEYER, May: Einstellungen zur deutschen Sprache. Eine Pilotstudie in Bergen. Bergen, 1994. pp. 40–41.

Im Laufe der letzten paar Jahre zeigt sich eine dynamische Zunahme an Zahl der Spanisch Lernenden (in den Grundschulen). In mehreren Publikationen tauchte als Faktor für diesen Vordrang auf, dass Spanisch weniger Schwierigkeiten für die Lernenden beim Lernen bedeutet.

Folgende Tabelle zeigt die Zahl der einen zweiten Fremdsprache Lernenden in den Grundschulen:⁷

	Deutsch	Französisch	Spanisch
1999/2000	74 433	28 280	
2000/2001	68 970	29 270	
2001/2002	65 393	30 564	
2002/2003	61 260	31 731	1 958
2003/2004	58 805	32 545	3 707
2004/2005	55 640	33 120	6 589

Die Einstellung der Norweger zu den Deutschen (und zum Deutschen)

Auch ich habe eine komplexe Untersuchung unter StudentInnen (Universität Bergen) über ihre Sprachenwahl und Fremdsprachenkenntnisse durchgeführt. Meine Untersuchungsergebnisse unterstützen vollkommen die oben genannten Tatsachen.

Die Einstellung der Norweger zur deutschen Sprache wurde stark von der Beurteilung der Deutschen beeinflusst. Das ist deshalb so wichtig, weil die norwegisch-deutschen Beziehungen besonders interessant und zeitweise auch extrem waren.

Mit dieser Problematik beschäftigten sich viele Forschungsarbeiten. May MEYER führte eine Untersuchung unter den Norwegern darüber durch, was ihre Meinung über die Deutschen ist, was für Erfahrungen sie in Bezug auf das Deutsche gemacht haben.⁸ Aus den Untersuchungsergebnissen stellt sich heraus, dass die Befragten eher eine negative Einstellung zu den Deutschen haben. Bei der ältesten Generation – die Kriegserfahrungen hat – steht der Militärcharakter der Deutschen im Mittelpunkt ihrer Meinung. Erwähnenswert ist aber auch, dass sie auch von positiven Erfahrungen berichten.

Diese Generation kann einen Unterschied zwischen der Beurteilung der Deutschen und der deutschen Sprache machen, ihre Einstellung zum Deutschen ist von der Beurteilung der deutschen Menschen unabhängig.

Auch die 30-40-Jährigen formulieren eine eher negative Meinung von den Deutschen. Bei ihnen spielen Vorurteile eine bestimmende Rolle, da sie nicht so viele Erfahrungen haben. Sie halten die Deutschen für laut, zu kühl, diszipliniert und leistungsorientiert. Die Nachkriegsgeneration hat auch über die deutsche Sprache eine negative Meinung, da sie ihnen als ein schwieriges, nicht besonders attraktives und lernintensives Schulfach erscheint.

Die Meinung der Jüngsten basiert vollkommen auf ihren persönlichen Erfahrungen. Obwohl sie die Kriegsereignisse und die Kriegserlebnisse der Großeltern kennen, ist

⁷ QUELLE: Grunnskolen informasjonssystem

⁸ MEYER, May: Einstellungen zur deutschen Sprache. Eine Pilotstudie in Bergen. Bergen, 1994. pp. 65–89.

deren Wirkung bei ihnen nicht mehr bestimmend. Deshalb formulieren sie eine positivere Meinung. Aber ihr Urteil über die deutsche Sprache ist nicht mehr so positiv, weil sie das Deutsche nicht besonders schön, und den schulischen Unterricht nicht effektiv finden.

Zusammenfassung

Das Ergebnis dieses Vortrags ist, dass die Position der deutschen Sprache im norwegischen Unterrichtssystem in den verschiedenen Epochen sehr eng mit deren Beurteilung und den historischen Ereignissen zusammenhängt. Deshalb änderte sich der Status des Deutschen im Laufe der Zeit. Gegenwärtig hat sich Deutsch als zweitrangige Fremdsprache im norwegischen Schulsystem konsolidiert.

LITERATUR

MEYER 1994

MEYER, May: *Einstellungen zur deutschen Sprache. Eine Pilotstudie in Bergen*. Bergen, 1994.

FEDELER 2002

FEDELER, Lars: *Deutschunterricht in Norwegen -ein historischer Längsschnitt. Analyse von Unterrichtsmaterial, Lehrplänen und Bedeutung des Faches als Fremdsprache*. Bielefeld, 2002.

VAAGLAND 1991

VAAGLAND, Erling: *I medgang og motgang. Skolefaget tysk fra 1869 til i dag*. Trondheim, Tapir Forlag, 1991. 14-15.

SZERZŐINKNEK

Minden tanulmányhoz bibliográfiát kérünk csatolni az alábbi formai követelmények szerint. A hivatkozásokat lábjegyzetes formában kérjük a bibliográfiában jelzett módon.

Könyvre történő hivatkozás

ZOVÁNYI 1977

ZOVÁNYI¹ Jenő: *A magyarországi protestantizmus 1565-től 1600-ig.*²
Budapest, Akadémiai, 1977, 430.

Több szerzős mű esetén:

BENKŐ–DEMÉNY–VEKOV 1979

BENKŐ Samu–DEMÉNY Lajos–VEKOV Károly (szerk.): *A székely felkelés 1595–1596.* Bukarest, Kriterion, 1979. 320.

Külföldi mű esetén:

BIRELEY 1999

BIRELEY, Robert: *The Refashioning of Catholicism 1540-1700.*
Washington, DC, Catholic University of America Press, 1999, 20

Tanulmánykötetben megjelent tanulmányra történő hivatkozás

TÓTH 2001

TÓTH István György: A missziós faházból az érseki trónra. (Marco Bandini bosnyák ferences misszionárius levelei a hódoltságról.) In: *Ezredforduló – századforduló – hetvenedik évforduló. Ünnepi tanulmányok Zimányi Vera tiszteletére.* Szerk. J. ÚJVÁRY Zsuzsanna. Piliscsaba, PPKE BTK, 2001, 164–227.

Folyóiratcikkre történő hivatkozás

TUSOR 2000

TUSOR Péter: Az 1639. évi nagyszombati püspökkari konferencia.
Századok 134. 2000, 431–457.

¹ A vezetékneveket kiskapitális betűtípussal kérjük.

² A címetet minden esetben döntve kérjük.

Internetes lelőhelyre történő hivatkozás

LATZKOVITS Miklós: *Inscriptiones alborum amicorum*. <http://susu.cs.jgytf.u-szeged.hu/~latzkovits/index2.php?search=1&lang=hu> (2008.02.12).

Forrásokra történő hivatkozás

B-A-Z. m. Lt. IV. 501/a.

Borsod-Abaúj-Zemplén megyei Levéltár, IV. 501/a. Borsod vármegye levéltára: Borsod vármegye nemesi közgyűlésének iratai, Jegyzőkönyvek.

A kéziratokat az alábbi címre kinyomtatva és elektronikus úton is kérjük a szerkesztőségbe eljuttatni: postai cím: Miskolci Egyetem Bölcsészettudományi Kar, dr. Horváth Zita egyetemi docens, 3515 Miskolc-Egyetemváros; bolcsek@uni-miskolc.hu; tel.: 46/565-230.

Honlap: www.uni-miskolc.hu/~philos.